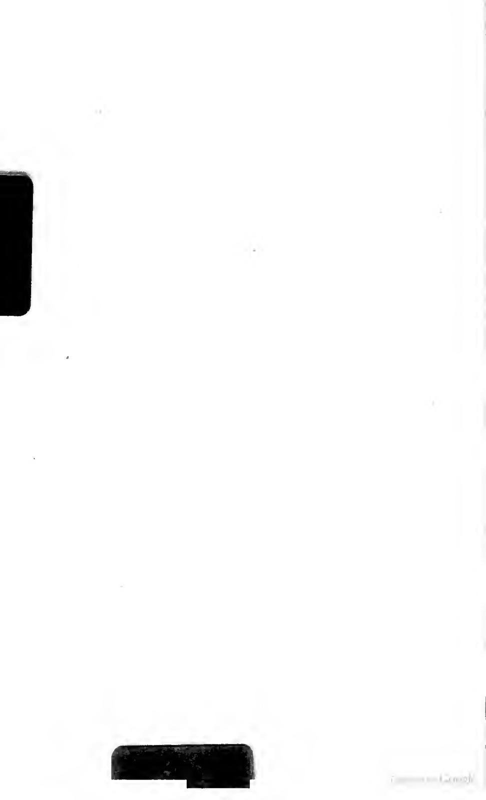
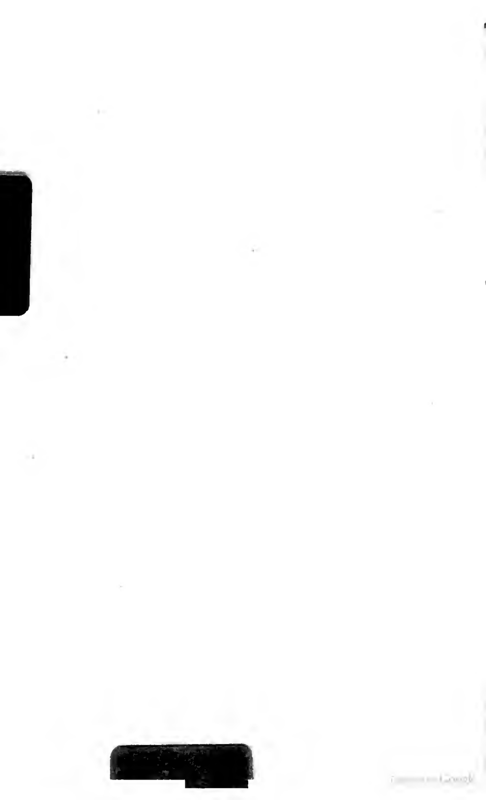

Buchhändler-akademie









Zweiter Band.

Deutsche
Buchhändler-Akademie.

Organ

für die

Gesamt-Interessen des Buchhandels

und der ihm verwandten Gewerbe.

Herausgegeben

von

Hermann Weißbach.

Zweiter Band.

Weimar.
Verlag von Herm. Weißbach.
1885.

Inhalt.

Seite

Deutsche Buchhändler.

3. Friedrich Perthes. Von Gustav Moldenhauer 1—19. 110—124. 129—148. 241—262

4. Ernst Keil. Von Richard Julius George . . 224—231

5. Johann Friedrich Hartknoch. Von Julius Eckardt 526—545. 595—405

Die Herstellung einer großen illustrierten Zeitschrift. (Vortrag, gehalten im „Krebs", Buchhändler-Verein zu Berlin.) Von Paul Hennig . . . . 20—50

Die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst. Von Karl Fr. Pfau 51—56

Der Leipziger Centralverein für das gesamte Buchgewerbe. Von Eduard Zernin . . . . 57—49

Das kleine w im Schulz . . . . 50—55

Bilder aus dem Kunstverlag.

1. Die Firma A. Braun & Co. in Dornach . . . . 54—60

Über Stellen-Angebote . . . . 61—64

Buchhandel und Buchhändler im alten Rom. Von G. Kreyenberg 65—75

Firmenveränderungen im Buchhandel . . . . 76—78

Samuel Johnson. Von Ed. Ackermann . . . . 79—88

Die Versammlung süddeutscher Gehilfen, Pfingsten 1868, in Stuttgart. Ein Beitrag zur Geschichte der Gehilfen-Vereinigungen . . . . 89—94

Spanien und sein gegenwärtiger Buchhandel . 95—100. 170—175. 200—209

Allerlei Kalkulationen . . . . 101—109. 252—258

Kataloge mit fingierten Büchertiteln. Ein Beitrag zur Geschichte der Bibliographie. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . 149—159

Das 150jährige Geschäfts-Jubiläum der Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Von Eduard Zernin . . . . . . 160—169

Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Zeitungspresse . . . . . 176—180

Ist die heutige Bezugsweise des Buchhandels zeitgemäß? . . . . 181—186

Bücher-Verzierungen und Daniel Chodowiecky. Von D. A. Frantz 187—192. 210—215. 279—282. 297—301

Das Buch- und Zeitungsgewerbe im Altertum. Von Hermann Pilz . . . , ... 193—199. 263—271

Wie ein Witzblatt entsteht. Geschichte des Londoner Charivari: „Punch." Von Ed. Ackermann . . . . 216—225

Die Entscheidungen des Reichsgerichtes für den Buchhandel. Von einem Leipziger Juristen . . . 272—278. 319—325. 450—456. 568—575

Seite

Lesezirkel . . . . 283—286
Der Buchhandel und die Zeitgeschichte. Von Moriz Band . . 289—296
Über Klopstock. Von D. A. Frantz . . . . 302—310
Ein neues Stadium im Kampfe zwischen „deutschen" und lateinischen Schriftzeichen . . . . 311—318
Rechtsfragen aus unserem Abonnentenkreis . . . . 346—347
Die Weidmannsche Buchhandlung und Georg Andreas Reimer. (Vortrag, gehalten im „Krebs", Verein jüngerer Buchhändler zu Berlin.) Von G. Kreyenberg . . . . 333—362. 432—441
Allerlei aus der Buchführung. II.—IV. . . 363—379. 376—582. 715—717
Über den gegenwärtigen Stand der heliographischen Verfahren. Von Hermann Schnauß. Mit 2 Abbildungen . . . . . 380—388
Wieviel muß der Verleger an seinen Unternehmen verdienen können? 389—392
Die ältesten Erfurter Zeitungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Von J. Braun . . . . 406—416. 442—449
Die Ausbildung des deutschen Buchhandlungslehrlings . . . . . 417—431
Buchhändlerische Statistik. Ein Vorschlag . . . . 457—460
Das deutsche Volkslied. Von D. A. Frantz . 461—479. 343—360. 609—614
Der Plan einer Buchhändler-Akademie vor 150 Jahren. Von Eduard Zernin . . . . 481—492
Die technische Herstellung der Bücher und der zu denselben gehörenden Illustrationen. Von G. G. I. . . . . 493—309
Briefe über die deutsche Rechtschreibung. 1.—6. . 510—317. 583—391. 634—641
Die Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Von J. Braun . . . . 518—332
Der Nachbezug zu Barpreisen und Anderes. Eine Erörterung buchhändlerischer Streitfragen von Dr. jur. Konr. Weidling . . 533—337
Bibliotheken und Buchhändler! . . . . 338—539
Friedrich der Große und die deutsche Litteratur. Von Richard Julius George . . . . 561—567
Zur Lehre von der juristischen Stellung der unverlangten Ansichtssendungen. Zwei Rechtsfragen aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel beantwortet von Dr. Konr. Weidling 392—399
Über die Fremdwörter. . . . . 600—604
Friedrich Arnold Brockhaus' Ansichten über einige buchhändlerische Verhältnisse. Nach seiner Biographie mit zeitgemäßen Anmerkungen 613—620
Verlagskataloge deutscher Buchdrucker vor 1500. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunst. Nachträge von Dr. Ernst Kelchner . . . . 621—624
Noch ein Wort zur Leihbibliotheksfrage. Von Rich. Jul. George 623—633
Briefe des Bibliothekars Dr. Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt am Main an den Historiker Karl Anton Schaab in Mainz. Zum Abdruck gebracht und mit Anmerkungen versehen von Dr. Ernst Kelchner . . . . 657—678
Zur Usancenkunde . . . . 679—683
Skizzen über die klassische Litteratur und ihre Parodieen. Von Th. Ebner . . . . 684—704
Die notwendigen Eigenschaften der Druckplatten . . . . . . 705—714

Seite

Miszellen.

Ein neues französisches Organ der Bibliotheken und Archive 125—126
Über den Mißbrauch des Barbezuges! . . . . 348—349
Wie man Bücher wäscht . . . . 349—350
Die Tertianer im deutschen Buchhandel . . . . 540—541
Litfaß, Buchdrucker und Buchhändler zu Berlin . . . . 541—543
Verleger, Sortimenter und Leihbibliotheken. Ein satirisches Zeitbild aus dem Anfang dieses Jahrhunderts . . . 642—647
Über die „Powerteh" im Buchhandel . . . . 647—649

Besprechungen.

Hayn, Hugo, Bibliotheca Germanorum Erotica . . . 127—128
Die Deutsche Schriftsteller-Zeitung. Von M. Band 239—240
Engel, Karl, Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . 287—288
Weidling, Das buchhändlerische Konditionsgeschäft . . . 351—352
Husnik, Die Reproduktions-Photographie 480
Butsch, A. F., Ludwig Hohenwang kein Ulmer, sondern ein Augsburger Buchdrucker. Von Dr. Ernst Kelchner 544
Ottomar Volkmer, Die Technik der Reproduktion von Militär-Karten und Plänen nebst ihrer Vervielfältigung 605—607
Van Havre, Chev. G., Marques typographiques des imprimeurs et libraires Anversois. Von Dr. Ernst Kelchner . . . . 607—608
Pfau, Das Buch berühmter Buchhändler. Von J. Braun 650—655
Georg und Ost, Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen 2c. 1878—1884. Als Nachtrag zu Othmers Vademecum. Von Dr. Ernst Kelchner 655
Taute, Maurerische Bücherkunde. Von Dr. Ernst Kelchner 656
Illustrierte Weihnachtliche Rundschau. Von W. Grimm . 718—719
Litterarischer Merkur. Von J. Braun . . . . 719—720
Mörch, J. O., Handbuch der Chemigraphie und Photochemigraphie 720

Druck von Ißleib & Rietzschel in Gera.

Deutsche Buchhändler.

3.

Friedrich Perthes.

Von

Gustav Moldenhauer.

Zu den einflußreichsten Förderern des deutschen Buchhandels im Ausgange des vorigen und im Beginne dieses Jahrhunderts gehört vor allen der Mann, dessen Leben und Wirken die nachfolgenden Kapitel gewidmet sind. Seine Bedeutung ist eine um so größere, als seine Thätigkeit noch durch nichts unterstützt wurde, was in unseren Tagen Erfolge herbeizuführen besonders geeignet ist, ja, was im großen und ganzen wohl allein nur als Bedingung eines Fortschrittes auf kulturgeschichtlichem Gebiet, zu welchem der Buchhandel doch vorzüglich gehört, von uns angesehen werden muß.

Vor hundert Jahren gab es noch keine Eisenbahnen und keine Telegraphen, keine guten Verkehrswege in Menge und sonstige Erleichterungen für den Warenaustausch, der in unserem Falle demjenigen der Gedanken doch vorherzugehen hat, wenn eine auf alle deutschen Lande und auf die weitesten Kreise unseres Volkes, über die der „Gelehrten" hinaus, gleichmäßig verteilte Wirkung litterarischer Bildung, schön- und strengwissenschaftlicher Natur, möglich sein soll. Sortimentsbuchhandlungen, welche für die Ausbreitung guter und lesenswerter Bücher besorgt waren, gab es nur wenige; in dem größten Teile von Deutschland und Österreich gab es überhaupt gar keine nennenswerten Buchhandlungen. Ein paar große Städte, wie Wien, Nürnberg, Augsburg, versorgten in der notdürftigsten Weise den ganzen weiten Süden mit den notwendigsten Büchern. Auch der Nordwesten entbehrte der Buchhandlungen.

Ein genügendes Absatzfeld für außerordentliche Leistungen mußte also erst geschaffen werden.

Ein Börsenblatt für den deutschen Buchhandel existierte damals ebensowenig, wie eine Börse in Leipzig, wenngleich es auch dort eine

Messe gab für den Warenaustausch, für Bücher, im eigentlichsten Sinne des Wortes. Eine Zeitschriftenlitteratur, eine Flut von Blättern, welche in die abgelegensten Dörfer und in die fernsten Waldwinkel zu dringen vermag und überall hin das Bedürfnis nach geistiger Nahrung verbreitet, gab es ebensowenig, wie eine Reklame im allergrößten Stile, wie eine Novitätenauswahl für das Publikum, wie Druckwarensendungen für 3 und Bücherpakete für 50 Pfg. Porto. Kurz, es fehlte beinahe alles, was uns für den Beruf eines Buchhändlers als Grundlage und Vorbedingung gilt.

Die Bedingungen für seine erfolgreiche Thätigkeit hat sich Perthes zum guten Teile erst selbst geschaffen. Er gehörte zu den Männern, welche für das Ganze und Allgemeine mehr gethan haben, als eine ganze Korporation Gleichstrebender; er war einer von denen, die immer mehr geben als empfangen; deren Wirksamkeit, ihrem Schwerpunkte nach, weit außerhalb persönlicher Interessen liegt.

Friedrich Perthes' Leben ist von seinem Sohne Clemens Theodor Perthes in drei Bänden (Hamburg und Gotha 1848, 1851 und 1855. 6. Auflage Gotha 1872) in anziehender und durchaus sachgemäßer Weise beschrieben worden. Die auf mündlichen und schriftlichen Mitteilungen, dem Briefwechsel des Vaters und sonstigen Druckschriften beruhende Arbeit, ein vortreffliches Werk, fordert die Aufmerksamkeit jedes Standesgenossen in dem Grade heraus, daß die Lektüre desselben nicht umgangen werden darf; uns gebührt daher nur, von dem darin gut und anschaulich Erzählten, insofern dasselbe nicht kürzer ausgedrückt werden kann, Kenntnis zu nehmen, charakteristische Briefstellen auszuheben und die lebendigen Farben des Gemäldes anzudeuten, im übrigen jedoch den betrachtenden Teil, zu Ende des Ganzen, vorwalten zu lassen.

Eine abstrahierte, blasse Skizze würde von keiner Bedeutung sein, eine ausführliche Schilderung aber im einzelnen leicht von dem Studium der umfangreichen Biographie abschrecken. Die politische Thätigkeit unter französischer Fremdherrschaft muß hier übergangen werden, so eingreifend dieselbe auch gewesen ist. Man möge sie a. o. O. nachlesen.

1.

Friedrich Perthes stammte aus einer ansehnlichen Familie des bürgerlichen Mittelstandes. Geistliche und Ärzte, Jahrhunderte hindurch, waren seine Vorfahren. Von Erfurt, wo sie ansässig gewesen, war ein Johann Justus Perthes als fürstlicher Leibarzt nach Rudolstadt im Schwarzburgischen berufen worden. Von sieben Kindern, welche er hinterließ, war Christoph Friedrich das vorjüngste. Dieser studierte zu

Jena die Rechtswissenschaft, kehrte nach Rudolstadt zurück und trat in fürstliche Dienste, in denen er bis zum Sekretär an der Rentkammer aufrückte; ein langes Leben war ihm nicht beschieden, denn schon 37 Jahre alt starb er, seine Witwe, Margaretha geb. Heubel, und einen zarten Knaben, unsern Friedrich Christoph, wie er mit Vornamen hieß, in sehr bedrängter Lage zurücklassend. Die Mutter mußte in befreundeten Familien Unterhalt und Obdach suchen; des Knaben nahm sich die alte Großmutter, die auch völlig mittellos war, vorläufig an. Nach ihrem Tode fand der siebenjährige Friedrich (geb. den 21. April 1772 zu Rudolstadt) Aufnahme und Pflege bei seinem mütterlichen Oheime, dem spätern fürstlichen Stallmeister und Oberaufseher Friedrich Heubel, einem ausgezeichneten Manne, rechtschaffen, gerecht, gebildet und von klugem Geiste. Damals, 1779, war er vor kurzem erst von der Universität zurückgekehrt, hatte in Rudolstadt zwar eine Anstellung im fürstlichen Dienste gefunden, allein noch ohne jedes Gehalt, und lebte zusammen, unverheiratet, mit einer gleichfalls unverheirateten Schwester, Karoline Heubel.

Beide Geschwister versuchten mit Zärtlichkeit und Eifer, dem Knaben Eltern zu sein. Was an guten Lehren, an dauernden Jugendeindrücken für ihn von Bedeutung geworden, strenge Rechtlichkeit und Scheu vor allem Unsittlichen, verdankt er der Erziehung dieser beiden vortrefflichen Menschen. Der Oheim erteilte ihm selbst den ersten Unterricht, sodann wohnte er demjenigen in verschiedenen adeligen Familien, der den Zöglingen von Hauslehrern oft wechselnd gegeben wurde, bei, besuchte zeitweise auch die Lehrstunden der fürstlichen Pagen und kam im 12. Jahre auf das Rudolstädter Gymnasium. Seine Vorbereitung war keine genügende gewesen, so daß er den Lehrern nicht folgen konnte. Sein Sprachtalent war geringe, sein Zahlengedächtnis schwach, seine Phantasie aber zu lebhaft, als daß er sich bemerkenswerte Kenntnisse hätte aneignen können. Dazu kam noch eine unersättliche Lesegier, wie sonst wohl bei talentvollen und aufgeweckten Schülern, die durch die Gunst des fürstlichen Bibliothekars in einer großen Weltgeschichte, in Reisebeschreibungen zu Wasser und zu Lande, Robinsonaden u. a. Werken bunt durcheinander volle Befriedigung fand.

Von Einfluß auf den Geist des Knaben war ein naher Verwandter seiner Mutter, Johann David Heubel, der, als Obristlieutenant und Landbaumeister auf Schloß Schwarzburg wohnhaft, die von Natur guten Anlagen während eines lebhaften Verkehres in Feld und Wald auf anstrengenden Fußwanderungen bei lehrendem Gespräch außerordentlich schärfte. Oft hielt sich der junge Perthes Monate lang bei

diesem grundgescheiten Manne auf, und niemals hat sich das Andenken an ihn und die herrliche Natur in der Nähe des schöngelegenen Schlosses inmitten dunkler Tannen und die brausende Schwarza zu Füßen, im Thale, die er an der Hand seines Verwandten oftmals durchstreift, im Gedächtnis verwischen können.

'Als Perthes konfirmiert und vierzehn Jahre alt geworden war, mußte ein Beruf für ihn gewählt werden. Ihn studieren zu lassen war unmöglich; was man in Rudolstadt Kaufmann nannte, wollte er nicht werden. Der jüngste Bruder seines Vaters, Justus Perthes (gest. 2. Mai 1816. Begründer der hervorragenden Firma: Justus Perthes in Gotha, deren geographisch-artistische Anstalten Weltruf haben) war Verlagsbuchhändler in Gotha und ihm ging es ziemlich gut; natürlich wurde nun für den Knaben an den Buchhändler gedacht; was das eigentlich war und was dazu gehörte, wußte er zwar nicht, denn in Rudolstadt war keine Buchhandlung; aber daß es Bücher geben müsse, die man lesen könne, schien doch gewiß, und dies war für ihn entscheidend.

'Im Jahre 1786 nahm der Buchdruckereibesitzer Schirach den vierzehnjährigen Knaben mit sich zur Messe nach Leipzig, um dort einen Lehrherrn für ihn zu suchen. Zuerst stellte er ihn Herrn Ruprecht aus Göttingen vor, einem schon bejahrten Mann, der ihn freundlich anredete und sich amo von ihm konjugieren ließ, dann aber, als das nicht ging, ihn nicht nehmen wollte. Nun wurde er zu Herrn Siegert aus Liegnitz gebracht, aber der lange, hagere Mann und sein feuerfarbener, bis zur Ferse hinabreichender Oberrock setzte den Knaben so sehr in Furcht, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; er sei zu blöde zum Buchhandel, so hieß es. Endlich zeigte sich Adam Friedrich Böhme, welcher in Leipzig selbst eine Handlung hatte und die Rudolstädter Bibliothek mit Büchern versorgte, geneigt ihn zu nehmen. Aber der Junge muß noch ein Jahr wieder nach Haus; jetzt ist er für die Arbeit noch zu klein und schwach.'

Nach Ablauf des Jahres wurde zwischen Perthes' Oheim und dem zukünftigen Lehrherrn ein Vertrag abgeschlossen, der für die damalige Zeit doch gar zu charakteristisch ist, als daß wir ihn hier nicht vollständig mitteilen sollten:

Im Namen Gottes!

Zu wissen sei hiermit denen es vonnöten, daß zwischen Herrn Heubel an einem und Herrn Adam Friedrich Böhme, Bürger und Buchhändler in Leipzig, an anderm Teil nachstehender Kontrakt verabredet und geschlossen worden.

Es hat genannter Herr Heubel seinen Neffen Christoph Friedrich Perthes, welcher Lust hat die Buchhandlung zu erlernen, eingangs erwähntem Herrn Böhme zu einem Lehrburschen übergeben und zwar dergestalt, daß Herr Böhme diesem jungen Menschen die Buchhandlung ohne Entrichtung einigen Lehrgeldes in sechs Jahren, welche Zeit von Michaelis 1787 angefangen und Michaelis 1793 ihre Endschaft erreichen soll, zu lehren versprochen und ihn nicht allein in solcher Handlung möglichst unterrichten, sondern auch zu aller Gottesfurcht und wohlanständigen Tugenden anhalten und vermahnen, nicht weniger mit Essen und Trinken gewöhnlichermaßen versehen, auch ihm nach ausgestandenen Lehrjahren erforderlichen Falles einen Lehrbrief erteilen und, daferno er sein Glück weiter suchen will, mit Rekommandation an die Hand gehen und überhaupt sich wie einem christlichen Lehrherrn gezient verhalten will.

Dagegen verspricht Herr Heubel seinem Neffen ein Federbette nebst darzu nötigen Überzügen mitzugeben und solches nach Verlauf von sechs Jahren Herrn Böhme als Eigentum zurückzulassen. Daferno aber Herr Böhme nach Gottes Willen vor Beendigung der sechs Jahre versterben sollte, bedingt sich mehrgedachter Herr Heubel ausdrücklich aus, seinen Neffen nach Beschaffenheit der Umstände einem andern Lehrherrn zu übergeben, um die rückständigen Lehrjahre vollends erlernen zu lassen, auch das mitgegebene Federbett wiederum zurückzufordern ihm freistehen soll.

Ferner will erwähnter Herr Heubel seinen Neffen die ganze Lehrzeit mit notdürftiger Wäsche und Kleidern versehen, darneben ernstlich ermahnen, daß er in diesen seinen Lehrjahren seines Lehrherrn Bestes eifrig beobachten, jederzeit treu, fromm, fleißig, gehorsam und unverdrossen sich bezeigen, des Sonntags fleißig in die Kirche und außerdem weder bei Tage noch bei Nacht ohne Erlaubnis aus dem Hause gehen, alle böse Gesellschaft meiden und alles andere, was einem frommen und getreuen Lehrburschen gezient, gehorsamst verrichten solle. Im Falle auch Herrn Böhme wider Verhoffen, und welches Gott in Gnaden verhüten wolle, durch erwähnten Christoph Friedrich Perthes wegen erwiesener Untreue in der Handlung und in seinen Verrichtungen, so ihm als Lehrburschen obliegen, einiger erweislicher Schaden verursacht werden sollte, so verspricht mehrgedachter Herr Heubel, als Selbstschuldner dafür zu haften und Herrn Böhme diesfalls schadlos zu halten.

Wie nun beiderseits Kontrahenten mit vorstehenden Punkten in allem einig und zufrieden, also haben sie sich allen diesem Lehr-

kontrakte zuwiderlaufenden Ausflüchten, sie haben Namen wie sie wollen, wohlbedächtig reciprocierlich begeben. Geschehen

Leipziger Michaelis-Messe 1787.

Friedrich Ernst Heubel.
Adam Friedrich Böhme.

Nach zweitägiger Reise, welche der fünfzehnjährige Knabe allein auf unbedecktem Postwagen unternommen hatte, gelangte er am 11. September nachmittags, an einem Dienstage, im Hause seines Lehrherrn an. „Mein Himmel", rief ihm dieser entgegen, „du bist ja noch eben so klein, wie voriges Jahr; nun, wir wollen es miteinander versuchen." Böhmes Familie bestand aus sechs Töchtern und einem kleinen Sohne, welche alle den neuen Lehrling ebenso freundlich aufnahmen, wie ein älterer Genosse desselben, der schon vor vier Jahren in das Geschäft eingetreten war. Auch die Frau seines Prinzipals kam ihm mit Wohlwollen entgegen, so daß der junge Perthes nach Hause berichten konnte, es gefiele ihm in Leipzig „ganz wohl" und er hoffe, es werde ihm gut gehen. „Die Mamsells scheinen außerordentlich gütig; die Friederike, die zweite Tochter meines Lehrherrn, ist zu mir gekommen, auf unsere Stube, um mir, wie sie sagte, die Grillen zu vertreiben."

In der Nikolaistraße, im Hause des Lehrherrn, vier Treppen hoch wurde Perthes, zusammen mit dem andern Lehrling, in ein kleines Dachkämmerchen einquartiert, das, mit dem dürftigsten Hausrat nur eben geziert, dennoch so voll war, daß man kaum drei Schritte in demselben machen konnte. Mit einem „Dreiersemmel", den es morgens 6 Uhr zu einer Tasse Thee gab, mußte bis Mittag ausgehalten werden. „Nachmittags von eins bis acht bekommen wir keinen Bissen; da heißt es hungern, doch ich denke, es soll sich geben." Mittags und abends wurde in der Familie reichlich gegessen. Ohne Erlaubnis durfte der junge Lehrling weder morgens noch abends ausgehen, jeden Sonntag mußte er seinen Chef in die Kirche begleiten.

Böhme war ein streng redlicher Mann, praktisch, verständig, wenn auch nicht von besonderm Geist, so doch nicht ohne Achtung vor Wissenschaft und allem Höheren.

'Unausgesetzt arbeitete er jeden Tag von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends, eine Mittagsstunde abgerechnet; Sonntags nach der Kirche las er die Jenaer Litteraturzeitung Wort für Wort und machte dann einen Spaziergang um die Stadt. Nie spielte er, nie betrat er ein Wirtshaus, nie gab er Gesellschaft und auch in seinem Hause trank er nur Wasser. Einigemal im Sommer ging er mit seiner Familie

nach Eutritzsch und trank eine Flasche Gose, einmal im Jahre fuhr er nach dem vier Stunden von Leipzig entfernten Störmthal und nahm dahin außer Frau und Kindern auch die Lehrlinge mit. Er war ausnehmend gutmütig, aber ebenso jähzornig und brach, einmal gereizt, in einen Strom roher Worte aus. Schwer hatte Perthes in den ersten zwei Jahren seiner Geschäftsunerfahrenheit von diesem Zorne zu leiden. „Was mir am übelsten bekommt", schrieb er, „ist, daß mein Herr Prinzipal außerordentlich hitzig ist. Macht man nicht alles recht, so ist der Henker los; das bin ich denn freilich nicht gewohnt und es geht mir auch außerordentlich schwer ein; doch ich werde es ja wohl gewohnt werden." Nach verrauchtem Zorne war Böhme wieder um so freundlicher, der nun durch allerlei Kleinigkeiten den Knaben für seinen Schrecken zu entschädigen suchte. War Böhme selbst streng mäßig, so kann das von seiner Frau nicht gerade gesagt werden, die infolge ihrer Neigung zu starken Getränken das Hauswesen in Unordnung geraten ließ, soweit es ihr unterstellt war und die armen Lehrlinge nicht selten in peinliche Lagen brachte. „Manchmal bin ich in einem Gedränge", schrieb Perthes, „denn Madame läßt sich gerne Sachen heimlich zutragen, die durch die Gurgel laufen." Dem Herrn konnte doch nicht alles, was passiert war, entdeckt werden, auch wenn dieser es wissen wollte, da die gefährliche Lage der Knaben bei der Schwachheit seines Lehrherrn durch nichts gebessert wurde. Und zu helfen war dabei auch nichts.

Die Arbeit im Geschäfte, im Buchladen außerhalb des Hauses in einem Gewölbe auf dem alten Neumarkt, nahm die Zeit des Lehrlings vollständig in Anspruch, von morgens sieben Uhr bis abends um acht, außer der Mittagsstunde, war man im Laden; dann wurde zu Abend gegessen und was an Zeit noch übrig blieb, gehörte der Muße. Das war nicht eben viel. Böhme als Kommissionär hielt die in Leipzig verlegten Bücher nicht in seinem Laden auf Lager vorrätig; sie mußten von allen Enden aus den verschiedenen Handlungen je nach Bedarf zusammengeholt werden. Dies Geschäft nun fiel dem jüngsten Lehrlinge zu und machte Perthes viel zu schaffen. „Bei unserem Handel", schrieb er, „sind so viele Kleinigkeiten, daß ein Anfänger nicht imstande ist, alles zu begreifen, und die Herren Prinzipale sind gewohnt, alles, z. B. die Titel der Bücher, nur halb zu nennen; einer, der schon ein Jahr dabei gewesen ist, versteht das freilich, aber ein Anfänger bringt immer das falsche, und frage ich, so ist die Antwort: verstehst du kein Deutsch?"

Fortdauernd befand sich der arme Perthes auf der Straße, bei Wind und Wetter, Sturm und Regen; viel half es da nicht, daß ihm

die Buchhändler, welche den Knaben seines bescheidenen Betragens und seines lebhaften Wesens wegen gern sahen, erlaubten, während die gesuchten Bücher geholt wurden, in die Comptoire zu treten und sich dort aufzuwärmen. Während dieses ersten Winters kam er stets durchfroren und oft mit nassen Füßen nach Hause; stundenlang mußte er, auf steinernen Fliesen stehend, noch Bücher kollationieren. Niemand wird es daher wunder nehmen, daß einmal seine Füße erfroren waren, so daß er nicht mehr gehen konnte. Böhme, der auf Bequemlichkeit gar nichts gab, weil er selbst sehr abgehärtet war, achtete in dieser Beziehung wenig auf den Jammer des Knaben. Nun erst wurde der Wundarzt geholt, der erklärte, vierundzwanzig Stunden später hätte der Fuß abgenommen werden müssen. Ein neunwöchentliches Krankenlager auf seinem Dachkämmerchen war die Folge. 'Aber verlassen war er nicht, denn mit treuer Pflege nahm sich seiner die zweite Tochter seines Lehrherrn an, Friederike, ein liebliches Kind von zwölf Jahren. Sorgsam saß sie den Tag über mit dem Strickzeug in der Hand an dem Bette des Kranken, erzählte, tröstete und holte herbei.'

'Auf dem Boden lag unter andern alten Büchern auch eine Übersetzung von Muratoris Geschichte Italiens; mehrere der dicken Quartanten las das arme Mädchen mit immer gleicher Freundlichkeit in der halbdunkelen Kammer vor. Ein inniges Verhältnis zwischen beiden Kindern entstand aus dieser Pflege und dauerte fort, auch als er der Pflege nicht mehr bedurfte.'

Die Sehnsucht nach seinem lieben Schwarzburg, nach Wald und Feld, dem schönen Leben in Gottes freier Natur kam wohl oft über den Knaben, der in der großen Stadt, für deren Reize er durchaus nicht unempfindlich war, die Heimat nicht vergessen konnte; aber zu überwältigen vermochte ihn das Heimweh nicht. Das bunte Treiben in den Straßen, auf den Plätzen, auf Markt und Messe, Aufzüge der Studenten, Begräbnisse u. dergl. m. erregten seine volle Aufmerksamkeit. Auch allerlei Bücher, die er finden konnte, fesselten ihn.

Die große Messe, die er zum ersten Mal erlebte, setzte ihn in Bewegung und Bewunderung. 'Zwar brachte sie sehr mühselige Arbeitstage mit, „aber ich fühle sie nicht, schrieb er, wenn ich an die Viertelstündchen denke, in welchen ich meinen Oheim, der am Montag aus Gotha ankam, sehen kann. Der hat mich während der ganzen Zeit seines Hierseins so lieb gehabt, daß ich manchmal denken konnte, ich hätte auch einen Vater, und alles konnte ich ihm vertrauen. Einen Sonntag nachmittag, an welchem ich eben nicht viel zu thun hatte,

nahm er mich mit nach Raschwitz, einem benachbarten Orte, wo an demselbigen Tage des heiligen römischen Reichs Buchhändler zusammen kamen; wie viel Ehre habe ich da mit genossen, an die ein anderer der Burschen nicht denken darf! Mein Onkel stellte mich allen vor und ich wurde sehr geachtet. Auch sonst hat es viel Anlaß zum Vergnügtsein gegeben. . . . Aber bald hätte ich eine der merkwürdigsten Begebenheiten meines Lebens vergessen. Ich habe nämlich mit F. Nikolai gesprochen. Er ist ganz so, wie ich mir ihn vorgestellt habe; von Gestalt lang und dick, aber dabei ein außerordentlicher Schwadroneur; ich glaubte, er würde gegen die Buchhändler stolz sein, aber er war imstande, sich eine halbe Stunde vor eine Thüre hinzustellen und mit dem Buchhändler zu schwatzen."

Was Perthes in den ersten Jahren noch an Geschäftsausbildung und Kenntnissen mangelte, wurde durch den freundschaftlichen Umgang mit seinem ältern Genossen, einem vorzüglichen Jünglinge, namens Rabenhorst, wenigstens in etwas aufgewogen. Dieser übte sowohl auf seinen Geist als Charakter einen bedeutenden Einfluß zum Guten aus, lehrte ihn Menschenkenntnis, leitete ihn in den verworrenen Verhältnissen des Hauses und war auch für den Verkehr mit andern jungen Leuten von mancherlei Nutzen, obwohl der halsstarrige Trotz bei Behauptung seiner Meinungen, großer Stolz und ein empfindliches, aufbrausendes Wesen der Freundschaft beider nicht immer entgegenkam. „Ich danke Gott", schrieb er seinem Oheim, „daß ich hierher gekommen bin, und das bloß meines Kameraden wegen, der mir durch seine Aufführung ein gutes Beispiel ist; wenn der nicht wäre, so hätte mir unfehlbar die Welt zeitlebens zur Hölle werden müssen. Sie glaubten, daß ich hier bald gute Gesellschaft finden würde, aber es ist nicht möglich, ohne Geld hier in gute Gesellschaft einzudringen, denn diejenigen, welche hier von einigem Stande und Vermögen sind, haben einen großen Ton und die Kaufmannssöhne sind von einem unüberwindlichem Stolz und können allein von ihrem Taschengelde eine Partie Billard à vier Groschen spielen und eine Flasche Wein trinken. Die Buchhändlerbursche aber sind, zwei ausgenommen, liederliche Jungens, welche Sonntag, als den einzigen Ruhetag, auf die Wirtshäuser laufen und dort die Liederlichkeit auf das höchste bringen. Gesetzt nun, ich wäre unter so einen gekommen, so hätte ich bei allen den guten Grundsätzen, die ich von Ihnen habe, nicht widerstehen können; man muß hier entweder mit so leben, oder hat täglich die ärgsten Verfolgungen auszustehen; aber nun hat mich Rabenhorst geschützt. . . . . Jedermann wundert sich daß ich so gut mit Rabenhorst auskomme;

es ist freilich wahr, er hat eine unglückliche Temperamentsbeschaffenheit, aber mich hat er lieb, und da ist alles gut."

Zwei Jahre dauerte nur dies Zusammenleben mit dem intelligenten, charakterfesten und gebildeten Mentor; als Rabenhorst im Sommer 1789 Leipzig verließ, um in eine Berliner Buchhandlung einzutreten, vermißte Perthes seinen lieben Genossen sehr. Er stand wieder etwas vereinsamt da.

Nach Rabenhorsts Ausscheiden mußte Perthes einen großen Teil der Geschäftsarbeiten besorgen. Böhme, dessen Kommissionsgeschäft in drei großen Räumen ein sehr bedeutendes Lager alter kostbarer Werke und aller neu erschienenen guten Bücher umfaßte, überließ die Kontrolle über den Zu- und Abgang der vorrätig gehaltenen Bücher, welche von den Buchhandlungen durch Böhme bezogen wurden, jetzt Perthes. Vordem hatte das Rabenhorst besorgt. Die fünf bis sechs Seiten füllenden Verschreibungen der Kommittenten, welche wöchentlich einliefen, mußten durchgesehen werden. Die verlangten Bücher wurden herbeigesucht, in der Inventur abgeschrieben, in das Abgangsbuch, nach welchem die Lücken wieder ergänzt wurden, eingetragen, kurz, die Expedierung der Aufträge fiel Perthes zu. Diese Arbeit war für ihn von großem Interesse. 'Nicht ohne Verwunderung bemerkte er bald, daß es möglich sei, sich durch Verschreibungen, welche aus diesen und jenen Gegenden in Leipzig einliefen, ein Bild zu verschaffen von den wissenschaftlichen Bedürfnissen Deutschlands überhaupt und von deren eigentümlicher Gestaltung und verschiedenem Umfange je nach den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Wach und lebendig, wie er war, zog ihn eine solche Kenntnis schon ihrer selbst wegen an, und früh erkannte er die Wichtigkeit derselben für jeden Buchhändler, der sich nicht mit einem handwerksmäßigen Betriebe seines Berufes begnügen wollte. Zugleich verschafften ihm die vielen wissenschaftlichen Werke, die bei dieser Beschäftigung durch seine Hände gingen, eine große Bekanntschaft mit den Namen der irgend bedeutenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und wenigstens eine äußerliche Übersicht über die Litteratur, welche den Wunsch erweckte, irgend welche Einsicht in das innere Wesen des nur äußerlich Gekannten zu erhalten.'

'Böhme hatte neben seinem Kommissionsgeschäft zugleich einen nicht unbedeutenden Verlag. So oft ihm wissenschaftliche Werke angeboten wurden, zog er einen hochbejahrten Antiquarius zu Rate, der im Winter wie im Sommer unter freiem Himmel einige alte Bücher an der Ecke von der Grimmaer- und der Ritterstraße aufgestellt hatte. Der Mann übte durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine geistige

Schärfe große Gewalt über Böhme aus, und da er Perthes lieb hatte, wußte er in kluger Weise abzuhelfen, wenn dieser ihm bei übergroßer Härte seine Not klagte.'

Perthes' Geschäftskenntnis wurde eine immer größere. Als einmal sein Lehrherr während mehrerer Wochen das Geschäft in seiner Abwesenheit, schon ein Jahr nach Rabenhorsts Austritt, dem Jünglinge ganz allein anvertraute, fühlte er sich dieser Aufgabe vollständig gewachsen. Er besorgte alles so gut, die Verwaltung lief so vortrefflich ab, daß dem Lehrling als Anerkenntnis seiner Verdienste „ein paar seidene Strümpfe" verehrt wurden. Freilich dem regen Wissenstriebe konnte er nicht so vollständig genügen, sein Bildungsbedürfnis war doch ein zu großes, als daß er nicht eingesehen hätte, Böhme wäre doch nicht ganz der richtige Mann für ihn. Perthes lernte mehr von sich selbst, als durch seinen Lehrmeister, mehr durch Nachdenken und Aufmerksamkeit, als durch Nacheiferung des ihm Vorgesetzten.

„Mein Prinzipal lehrt mich wohl, wie ich einmal als Diener fortkommen kann, aber dazu gehört wirklich sehr wenig; eigentliche Handlungskenntnisse aber lerne ich von ihm gewiß nicht, denn er treibt seine Handlung ganz handwerksmäßig; wie es ihm einfällt, thut er alles ohne Grund; fragt man etwas, so spricht er: wir wollen es so machen, aber einen Grund hat er gewiß nicht, warum so und nicht anders, denn kömmt der Fall noch einmal, so macht er es wieder auf andere Art. Die Manuskripte, die er erhält, muß der alte Antiquarius durchsehen, mögen sie die drei Brotstudien oder Mathematik, Pädagogik, Philologie, Tierarzneikunde oder schöne Wissenschaften behandeln. Spricht nun dieser allmächtige Mann: es ist gut, so wird es, und wenn es von Geiker junior wäre, genommen; spricht er: es ist schlecht, so wird es verworfen. Ein gescheiter Mann ist dieser Antiquarius, das muß man sagen, aber deswegen ist er doch nicht in allen Wissenschaften bewandert."

Die Thätigkeit, zu welcher er hier bei dem alten, pedantischen, wenn auch in seinem Berufe immerhin geschickten Böhme berufen war, wollte ihm also nicht eben gefallen. Seit seinem achtzehnten Jahre erwachte in Perthes auch ein sehr lebhafter Trieb nach wissenschaftlicher Beschäftigung und angemessener Ausbildung seines Geistes. Wo sollte er aber das Geld hernehmen, sich wissenschaftliche Werke anzuschaffen? Ja, auch aus Mangel an Zeit konnte er für denjenigen Selbstunterricht nicht sorgen, der ihm wohl zuträglich und förderlich gewesen wäre. Auf den Straßen umher zu laufen brauchte er nun zwar nicht mehr; ein jüngerer Lehrling, dessen Eintritt in die Handlung

für Perthes zur Wohlthat geworden, löste ihn von den Geschäften eines Laufburschen ab. Dennoch blieben ihm nur die Stunden morgens vor sieben Uhr und abends nach neun zur Privatlektüre übrig. Sprachunterricht bei einem guten Lehrer zu nehmen, war ihm ganz unmöglich. 'Die einundzwanzig Gulden Witwengehalt, welche seine Mutter ihm in eigener Aufopferung überlassen hatte, reichten notdürftig für das Schuhzeug aus; sein Oheim gab ihm seine abgelegten Kleider, konnte aber außerdem nur in den dringendsten Fällen helfen. Die Wäsche wurde alle 14 Tage von einem Fuhrmann nach Rudolstadt mitgenommen, wo die Tante Reinigung und Ausbesserung besorgte. Jede Weihnachten schenkte ihm sein Lehrherr zwei Speziesthaler; das war das Taschengeld für das kommende Jahr. Als außerordentlicher Glücksfall trat zuweilen ein Geschenk des Oheims in Gotha hinzu. „Wenn Sie mich jetzt sehen sollten, meine gute Tante, schrieb er im Sommer 1789, so würden Sie mich nicht kennen, denn ich bin sehr gewachsen und gehe durch die Güte meines Oheims sehr gut; einen grünen flammichten Rock, hohe Taille, die Knöpfe hinten zusammen nach englischem Schnitt, ein paar Beinkleider von neu englischem Nanquin, eine weiße Weste. Was wollen Sie mehr? Aber zu Michaelis werde ich wohl einen Überrock haben müssen; da werden die alten Thaler springen, heisasasa. Ich habe noch die zwei, aber die will ich dann nicht mehr sehen."

Abends nach neun Uhr für sich allein französische oder englische Grammatik treiben, wollte ihm nicht recht gelingen. Vor übergroßer Ermüdung schlief er immer bald ein. Geschichte und Erdkunde wäre wohl seine liebste Beschäftigung gewesen; da aber die herrschende Richtung des Jahrzehnts eine philosophische Bildung verlangte, so versuchte er es damit. Kant war der Philosoph des Tages geworden; kantische Philosophie begann herrschend zu werden. Lehrbücher zu Einführung in dieselbe wurden geschrieben. Kiesewetters Logik wurde dazu empfohlen. Perthes nahm sie vor. Viel verstand er zwar nicht davon, obgleich er Stöße von Papier mit Tabellen u. a. anfüllte. Doch ohne Belehrung für ihn blieb diese Arbeit nicht. Verstand und Urteil gewannen an Schärfe.

Jugenderziehung, Charaktereigenschaften und angeborene Neigung seines Geistes führten ihn der Kantischen Sittenlehre zu. Knigges Schrift über den Umgang mit Menschen sagte ihm gar nicht zu, die sophistische Weisheit derselben stieß ihn ab. Da las er lieber in Garves Übersetzung von Ciceros Buch über die Pflichten, mit Erläuterungen, das ihn sehr ergriff. Auch Reinholds System der Moral und Döder-

leins Dogmatik beschäftigte ihn Jahre lang. Er begann nun an seiner eigenen Selbstvervollkommnung zu arbeiten, dachte viel über Welt und Leben nach, so daß er wohl zu einem Philosophen geworden war, wenn auch keiner im Sinne der Schule.

Den Stimmungen, die sein Inneres bewegten, gab er in den Briefen an Oheim und Tante einen rückhaltlosen Ausdruck. Ihm erschien das irdische Leben als eine große Anstalt, welche der gütige Schöpfer errichtet habe, um die einzelnen Menschen und die ganze Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit zu führen. . . . „In diesem Verstande glaube ich an kein Übel, weil jedes uns bessert und jedes, wenn es vorbei ist, uns die Freude in höherem Grade schmecken läßt. Umsonst wird niemand gequält; wer könnte solche schreckliche Begriffe von der Gottheit haben? Aber so lange jemand noch Fehler und Untugenden an sich hat, kann er nicht verlangen, ganz glücklich zu sein, ja er wird sie mit ins zukünftige Leben hinüber nehmen, und das Gefühl, daß er besser sein könnte, als er wirklich ist, seine Strafe sein. . . . . Durch Lesung praktisch-philosophischer Schriften, schrieb er 1790, habe ich in meinem Kopfe das System des Strebens nach höherer Vollkommenheit errichtet, welches bei dem Blicke auf meine Bestimmung und bei dem Andenken an meine Wohlthäter immer stärker in mir wird. — Liebster, bester Onkel, schrieb er am Jahresschlusse 1791, es ist wahr, himmlische Freuden kann der genießen, der an seiner Besserung arbeitet, und ich habe solche lichthelle Stunden oft gehabt, in denen ich durch das Betrachten der Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke und durch das Gefühl meiner eignen menschlichen Würde den Vorgeschmack von dem künftig mir bestimmten Ziele genoß. Dann war alles, alles in mir Freude und ich sah alles neben mir zur Vollkommenheit arbeiten, dann waren alle Menschen meine Brüder, die mit mir zu demselben Ziele gelangen sollten."

Freilich, wie jedem, der sein Inneres mit der Richtschnur philosophischen Denkens und strenger Pflichtanforderung in Einklang bringen will, blieben auch ihm heftige Kämpfe nicht erspart. In ein paar Monaten bildet sich keine abgeschlossene Welt- und Lebensanschauung, die allen äußeren Einflüssen, dem Druck der Umstände, der Einwirkung der andern Menschen Stand hält.

„Bald siegt Leidenschaft, bald Gewohnheit, bald ein mir anhängender Leichtsinn des Blutes, der mit der Bedächtigkeit meines Kopfes ganz in Widerspruch steht; bald muß ich auch Irrungen, welche die Vernunft in der Aufstellung jener Grundsätze beging, büßen,

wenn sie mir eine Vollkommenheit als möglich vorspiegelte, die nur nach und nach errungen, nie aber durch einen Sprung bewirkt werden kann. Der Versuch, solche Sprünge zu machen, bewirkt dann allemal schwere Rückfälle. . . . Wahrlich, ich muß kämpfen, wenn alles, was Unfrieden gebiert, aus meinem Innersten heraus soll, denn leider alle bösen Neigungen schlafen nur, um bei erster Gelegenheit mit desto größerer Gewalt loszubrechen. Ach, meine Unstetigkeit und mein zu rasches Blut verdirbt immer in einer Stunde wieder, was ich wochenlang gebaut habe, und dann gehört wieder eine geraume Zeit dazu, ehe ich zu einer ruhigen, vorwurfsfreien Gemütsverfassung kommen kann. Wie oft habe ich mit Thränen im Auge meine Verkehrtheit beseufzt, wenn ich kurz vorher mir vorgenommen hatte, standhaft in Ausübung des Guten zu sein, und dann doch wieder gefallen war, weil ich eine Leidenschaft nicht besiegen konnte. Dann ist in meinen Augen jeder andere besser als ich, auch wenn jener Verbrechen begangen hat und ich nur in Gedanken gefehlt habe, denn ich stelle mir vor: hätten die andern Menschen solche Antriebe zum Guten wie du, so würden sie gewiß besser sein, wie du. —"

Ein andermal war er mit seiner Unzufriedenheit nicht ganz unzufrieden. „Sie sehen, mein guter Oheim, daß ich einen guten Anfang in meiner Besserung gemacht habe, denn die Unzufriedenheit mit mir selbst ist ein sicheres Anzeichen davon."

Die gewaltig hochgehenden politischen Wogen der französischen Revolution ergriffen ihn sehr. Voll Aufregung folgte er den Ereignissen. Er hoffte auch hierbei auf eine Vervollkommnung der Menschheit im allgemeinen.

„Ich glaube, schrieb er 1792, daß die Menschheit in eine Verwirrung kommt, aus welcher sie dann mit Glanz einen großen Schritt zur Vollkommenheit thun wird. Ich lege hier einen kleinen Aufsatz bei, der mir vortrefflich schien; mir besonders ist so eine Aufmunterung nötig, da ich von Personen umgeben bin, welche die alten Zeiten erheben und über die neuen das Anathema aussprechen. Auch nach meinen Begriffen ist die Herrschaft über sich selbst die einzige, wahre individuelle Freiheit, und wären alle Menschen auf diese Art frei, so würde die bürgerliche Freiheit wohl schon folgen, weil wir dann gar keine ausübende Gewalt länger nötig hätten; allein solcher Zustand wird wohl erst in Jahrhunderten eintreten, und sollten denn nun die armen Franzosen so lange den himmelschreienden Druck geduldig leiden? Nein, sie thaten gewiß ganz recht daran, daß sie sich seiner entledigten und ich freue mich als Mensch und als Weltbürger über die Fort-

schritte der französischen Armee, aber als Deutscher möchte ich weinen, und ewig wird es uns Schande bringen, der guten Sache nur erst durch Zwang nachgegeben zu haben. — Sie glauben, lieber Oheim, heißt es in einem andern Briefe, daß, wenn auch jetzt die Bemühungen der Regenten, die Völker zu unterdrücken, gelingen sollten, eine Finsternis gleich der in den mittleren Zeiten Europa bedecken würde; aber dies geschieht gewiß nicht, denn Kenntnisse aller Art sind unter allen Ständen verbreitet und der Geist der Freiheit und des Naturrechts ist bis zu den Bettlerhütten vorgedrungen, und bei welchen unserer Herrscher finden wir den heroischen Mut, die Tapferkeit und die Geistesgegenwart, welche die alten Tyrannen bei aller ihrer Grausamkeit doch erstaunenswürdig macht?" —

Dennoch fürchtete Perthes die unmittelbaren Folgen der Revolution. „Ich glaube nicht, daß wir schon geschickt und gut genug sind, um einer gänzlichen Befreiung von Despotie fähig zu sein. Schimpfen thun die niederen Klassen und die Gelehrten wohl auf die Despoten und Aristokraten, aber lächelt ihnen einer zu, so vergessen sie alle Menschenwürde und sind Speichellecker, und glückt es gar einem, höher zu steigen, so wird er ein ärgerer Aristokrat, als die gebornen es sind. Herrschen wollen alle, aber zum Gleichsein und zu der Tugend: niemandes Recht zu beeinträchtigen, gehört viel". —

„Ich kann nicht ohne Schmerzen auf die politische Welt sehen", schrieb er im Frühjahr 1793, „dort in Frankreich wütendes, verstandloses Volk und hier bei uns bundbrüchige Tyrannen. Ich glaubte sonst immer noch, daß, wenn auch der einzelne Mensch fiel, dennoch das menschliche Geschlecht sich stufenweise veredeln würde, aber auch das scheint Traum zu sein. Daß sie verdammt wären, die französischen Bluthunde, welche die heilige Sache der Freiheit so schändlich schänden!" —

Perthes' Thätigkeit wurde eine immer ersprießlichere, sein Blick war allmählich weit geworden, Erfahrung hatte sich dem zugesellt; dennoch fehlte ihm etwas: ein Freund, eine teilnehmende Seele, die seinen Erkenntnissen und dem Fortschritte seiner Gedanken folgen konnte.

Da er gewöhnt war, nichts für sich zu behalten, offen und mitteilsam zu sein, so wendeten sich die Ergüsse seines Herzens dem Oheim und der Tante zu. Ihnen legte er alles dar, was ihn bewegte, seine Kämpfe, seine Leiden, seine Freuden, seine Gedanken, die geheimsten Fächer seiner Seele.

Nicht ohne Grund haben wir in so umfangreicher Weise die Briefe an seine Verwandten im Auszuge herangezogen, denn noch ist

die Thätigkeit im Innern der Seele des jungen Mannes eine vorwiegende. Nach außen hin erscheint er zwar frühreif, urteilsfähig und gedankenvoll. Die Arbeit in seinem Lebensberufe läßt sich jedoch in fortschreitender Weise schwer verfolgen. Einförmigkeit und steter Fleiß nur bilden die Eigentümlichkeiten des täglichen Wirkens.

Inzwischen war mit den Jahren die frühere Gespielin seiner Jugend herangewachsen. Sie wurde ein reizendes Mädchen; und ihr wandte er seine Neigung zu.

'Friederike war als zwölfjähriges Mädchen seine treue Pflegerin in jenem ersten schweren Winter gewesen, sie blieb ihm liebe Gespielin und Trösterin auch in den folgenden Jahren; sie versorgte den Knaben, dem es an allem fehlte, mit Speise und Trank, mit Holz und Licht und erfreute ihn mit ihrer munteren Laune. Auch sie hatte oftmals schwer zu leiden unter der Verworrenheit des elterlichen Hauses, und wenn Ungemach über sie oder den Knaben hereinbrach, so schöpften ihre Augen an einander Trost. Wir waren gar verständige Kinder, schrieb Perthes später, wir trösteten einander, lasen einander vor und besprachen alles, was uns drückte.'

Zu derselben Zeit, als beide aus den Kinderschuhen heraustraten, 'der Knabe verlegen und stumm wurde, das Mädchen schön und heimlich', trat noch ein zweiter Lehrling, Nessig mit Namen, in das Geschäft ein. 'Der flinke, gutartige Junge, der eine ausnehmende Gabe besaß, sich und andere mit leichtem, lustigem Geschwätz zu unterhalten', wurde im Hause gar nicht ungern gesehen. Besonders Friederiken gegenüber wußte er seine Unterhaltungsgabe zu zeigen und verdrängte so den guten Perthes immer mehr und mehr in den Hintergrund des Herzens bei dem Mädchen, das ernsthafte Unterhaltungen und Reden von der Würde des Menschen, von der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten, von der Vervollkommnung des Menschengeschlechts und andern höchst ernsthaften Dingen nicht so gerne anhören mochte, als lustige Erzählungen des gewandten Jungen. Perthes sprach daher lieber gar nicht.

„Darüber", so klagte er seinem Oheim, „wird Nessig viel mehr geachtet, als ich; mit ihm spricht man, mich läßt man stehen und behandelt mich sogar zuweilen verächtlich." Perthes fühlte sich gekränkt und zurückgesetzt, und eine tiefe Leidenschaft erfaßte ihn. Er wurde sich ihrer zuerst an dem Widerwillen bewußt, den er gegen den ihm vorgezogenen Nessig faßte. Diesen Widerwillen wollte er überwinden; er offenbarte sein ganzes Herz dem Begünstigten und versprach auch künftig ihm nichts zu verheimlichen. Eine warme, auf die gemeinsame

heftige Neigung zu dem geliebten Mädchen gegründete Freundschaft zwischen beiden heranwachsenden Jünglingen war die unmittelbare Folge dieses Schrittes, der später für Perthes zu mancher mutwilligen Neckerei aber auch zu manchem Zähneknirschen führte.'

So wurde in eigentümlicher Weise zwischen zwei Nebenbuhlern Freundschaft geschlossen.

Je reizender Friederike wurde, um so zahlreicher wurde auch die Schar ihrer Anbeter. Des neunzehnjährigen Perthes mochte sie dennoch nicht entbehren, durch die opferwillige Art seiner Aufmerksamkeit gefangen gehalten.

„Sie bleibt", schrieb Perthes, „voll Güte gegen mich; mit einem einzigen Wort weiß sie mich aufzuheitern, wenn sie mich betrübt und traurig sieht, und über ihre Lage im elterlichen Hause spricht sie mit mir wie mit keinem andern. Ach, mein lieber guter Oheim, wie danke ich Gott, daß nun die ängstlichen Stunden vorbei sind, in denen ich vor dieser Zeit mit bösen Gedanken, die gewiß nicht absichtlich durch mich in mir aufgekommen waren, zu kämpfen hatte; was ernsthaftes Nachdenken über Menschenwürde und Vervollkommnung nicht gekonnt haben, das hat reine, unschuldige Liebe gekonnt. Gott wird mich weiter schützen."

„Sie liebt mich gewiß nicht", antwortete Perthes, „sie kann wählen zwischen so vielen jungen Leuten, die ihrer Bildung nach so beschaffen sind, daß ich mit meinem zwanzigjährigen Jungengesicht eine sehr geringe Figur daneben mache, ohnberechnet was Kleider und Anstand thun. Freilich sieht Friederike gewiß nicht allein auf Kleider und Anstand, aber es macht ihr auch ein junger Mann die Aufwartung, vor dessen Kenntnissen ich volle Achtung habe, und ich müßte der eitelste Mensch von der Welt sein, wenn ich mich ihm gleichstellen wollte. Und nun noch eins, lieber Oheim; wenn sie mich auch lieb hätte und wenn ich auch nicht ganz arm wäre, so könnte ich sie doch nicht zur Frau nehmen, denn um keinen Preis der Welt könnte ich mich für immer mit dem Böhmeschen Hause verbinden und ich könnte auch keine Frau haben, die mich in einer so unterwürfigen Lage, wie die meinige in diesem Hause ist, hätte kennen lernen. Aber ach, das Herz möchte mir brechen, während ich dies schreibe, aber seien Sie meinethalben außer Sorge, lieber Oheim; ich war nie so fest überzeugt von meiner Standhaftigkeit im Guten, als jetzt."

Schwere Kämpfe standen ihm noch bevor. Nach einem Mittagsmahle, wo sie ihn mit großer Aufmerksamkeit behandelte und ihm so reizend erschien wie niemals, raunte er in Feld und Wald hinaus,

um seine Leidenschaften zu bezähmen. Und es gelang ihm. Zwar kostete es ihm Nächte und Nächte, aber er nahm seine Kräfte zusammen, und durch die gewaltigsten Anstrengungen, von denen er schreibt, vernichtete er das Böse.

Ein geistig anregender Umgang mit jungen Leuten, die er hatte kennen lernen, kam ihm zu Hilfe.

Sieben Freunde waren es, Schwaben, welche enge zusammenhielten und nun in ihren Kreis Perthes noch aufnahmen. Hier fand er jene Teilnahme, jenen Geist, jene Geselligkeit, die er früher so sehnlich kennen zu lernen gewünscht hatte. Hier lernte er nun auch, durch gemeinsamen Genuß, die vorzüglichsten Werke von Herder, Schiller und Goethe kennen; hier erschloß sich ihm der Tempel idealer Freundschaft und idealen Strebens, geläutert durch die Lichtstrahlen, welche die unsterblichen Werke unserer Klassiker allen echten Jüngern ihres Geistes zusenden.

Perthes war aus seinem Liebesrausche wieder zu klarem Bewußtsein gekommen; das Leben war ihm jetzt doppelt wert, da er den besten Gebrauch von seinen Stunden zu machen nun imstande war.

„Seit meinem Hiersein", schrieb er, „habe ich noch keine so fröhliche, herzstärkende Stunden genossen, als jetzt mit meinen lieben neuen Freunden. . . . Sie haben nur unter sich Umgang, aber so oft ich komme, sehe ich es an ihren Augen, daß sie sich freuen." — „Gestern Abend", heißt es in einem andern Briefe, „gab einer meiner Freunde einen kleinen Abschiedsschmaus. Wir waren sehr lustig. Sie können nicht glauben, was für eine eigene Art von guter Laune die Schwaben an sich haben. Ich bin doch gewiß, was Fröhlichkeit anbetrifft, nicht der letzte, aber vor der ihrem Witz muß ich die Segel streichen, den einzigen Fall ausgenommen, wenn ein Glas Wein meine Lebensgeister erheitert hat." — „Ich bin einer der glücklichsten Menschen", äußerte er um diese Zeit dem Schwarzburger Oheim, „Freundschaft und Achtung und Liebe guter Menschen begleiten mich auf allen Schritten und ein Kummer eigener Art, der sonst mich drückte, ist nun auch verschwunden. Wenn ich nämlich sonst viele Jünglinge meines Alters sah, die Alles was sie thaten mit einer Lebhaftigkeit unternahmen, wie ich sie nicht kannte, so kränkte mich das sehr, weil ich überzeugt bin, daß nichts Großes, nichts Edles ohne Feuer und Mut unternommen werden kann. Ich ärgerte mich an meiner Schwächlichkeit und ging soweit, daß ich alles Gute an mir tadelte, weil ich es für eine Folge meines kalten Naturells hielt, was ich bis zum Tode haßte. Wie hat sich das jetzt geändert, mein lieber Oheim; ja ich fühle Feuer in mir und

wenn dieses Feuer, das mich jetzt für andere Gegenstände beseelt, einmal bloß für Religion, Vollkommenheit und Tugend gestimmt ist, dann wird alles Eigennützige wegfallen und ich werde alle, alle als meine Brüder lieben."

Seine Lehrzeit lief nun ihrem Ende zu, dem Kontrakte nach zu Michaelis 1793. Allein schon zu Ostern des Jahres sollte er seine „Lehrjahre" abschließen können. Der Hamburger Buchhändler Hoffmann, welcher mit Böhme befreundet war, hatte Gelegenheit gehabt, die Bedeutung des jungen Mannes kennen zu lernen und wünschte ihn für sein Geschäft zu gewinnen. Er bat Böhme daher, ihm schon zu Ostern die Entlassung zu gewähren.

'Böhme willigte ein; bei einem feierlichen Mittagsessen trat er an Perthes heran, hieß ihn aufstehen, gab ihm einen leichten Backenstreich, überreichte ihm einen Degen, nannte ihn Sie und die Lehrzeit für den Buchhandel war geendet, aber die für das Leben noch nicht.'

Überraschende Ereignisse und besondere, tiefeingreifende Erfahrungen hatten Perthes nicht gebildet; aber im Innern waren alle Wandlungen nicht ohne Eindruck vorübergegangen.

„Wenn ich jetzt", schreibt er im April 1793, „an die Jahre zurückdenke, die ich hier durchlebte, wenn ich mich in den Ideenkreis zurückstelle, den ich mit hierher brachte, so erstaune ich, wie sich alles in mir verändert hat. Stets werde ich mit Liebe und mit Segenswünschen auf Leipzig zurücksehen, denn hier war es, wo mein Geist anfing, sich zu bilden und Menschenwürde zu ahnen. . . . . Ich habe viele böse Tage gehabt, aber diese bösen Tage haben viel Gutes gewirkt. Ich war, als ich hierher kam, ein leichtsinniger Junge, der viele, viele Fehler hatte; ich habe deren noch viele, aber viele sind doch auch unterdrückt und gebessert worden. Alles das verdanke ich Gott, der so viele gute Anregungen in mein Schicksal legte, daß mein Leichtsinn die Oberhand nicht behalten konnte. . . . Es macht mir Freude, mir zu sagen: du hattest keinen Vater, kein Vermögen und bist dennoch niemandem zur Last gefallen, und wirst nun in wenig Wochen von niemand abhängen, als von dir." —

(Fortsetzung folgt.)

Die Herstellung einer großen illustrierten Zeitschrift.

(Vortrag, gehalten im „Krebs", Buchhändler-Verein zu Berlin.)

Von

Paul Hennig.

Wenn man der gegenwärtigen Periode der Litteratur eine kurze charakteristische Bezeichnung beilegen will, so kann sie die Periode der Illustrationen genannt werden. Illustrierte Reisewerke über bekannte und unbekannte Weltgegenden, illustrierte Klassiker, illustrierte Konversations-Lexika, illustrierte Musikalien sogar sind an der Tagesordnung. Weder Nord- noch Südpol, weder Sibirien noch Angra Pequena sind in Wahrheit heute sicher davor, zum Gegenstande eines illustrierten Prachtwerks gewählt zu werden. Wenige Klassiker auch sind bisher dem Schicksale entgangen, in ihren erhabensten Gedanken in die Zwangsjacke der Illustrationen gepreßt zu werden. Der illustrierten Zeitschriften existieren und vegetieren heute soviele, wie vor 50 Jahren nichtillustrierte bestanden haben mögen und jeder neue Hinrichs hat neue zu verzeichnen.

Ohne Zweifel eilt die Produktion auf dem Gebiete der Illustration den Bedürfnissen der Zeit weit voran. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß der Holzschnitt zur Popularisierung fast aller menschlichen Wissenschaften unendlich viel geleistet hat und noch beiträgt. Wir können uns heute Lesebücher für Schulen, naturwissenschaftliche Werke zum Selbstunterricht, technische Lehrbücher schlechterdings nicht ohne Illustrationen denken. Und wer möchte wohl wünschen, daß die Leipziger illustrierte Zeitung, die Gartenlaube und Schorers Familienblatt sich des Schmuckes künstlerischer und veranschaulichender Illustrationen begeben! Derartig illustrierte Zeitschriften gehören in erster Linie zu den ästhetischen Bedürfnissen der großen Schichten des Volks, denn der Sinn für das Schöne ist heute ein allgemeiner.

Neben der politischen Tagespresse sind es ja hauptsächlich die illustrierten Zeitschriften, welche des Geistes ausschließliche Nahrung

ausmachen für viele tausende. Dies liegt unabänderlich in der Zeitströmung, und der Kluge weiß mit ihr zu rechnen.

Gewaltig und weltbewegend war Gutenbergs That, als er vom Holz-Tafel-Druck zum Druck mit beweglichen Metalltypen griff. Nicht geringer aber ist der Fortschritt zu achten, der zwischen der primitiven Holzpresse Gutenbergs und der heutigen Rotationsmaschine liegt.

Ein Triumph unserer Zeit auch ist die Entwickelung des Illustrationswesens. Wir bewundern die Illustrationen in den Incunabeln der Bibliotheken, aber was sind sie gegenüber den kupferstichähnlich feinen, abgetönten Prachtdrucken der heutigen besten Zeitschriften, die auf den Schnellpressen in großen Auflagen hergestellt und dem Volke zu Spottpreisen geboten werden können.

Ich will versuchen, wenigstens ein skizzenhaftes Bild davon zu entwerfen, wie eine solche illustrierte Zeitschrift entsteht.

Eine große Anzahl Hände und Maschinen sind es, die mehrere Wochen lang sich regen müssen, um eine einzige Nummer zur Vollendung zu bringen. Die mitwirkenden Faktoren sind zunächst: die Redaktion, Schriftsteller, Zeichner, Maler, Xylographen, Photographen, Galvanoplastiker und Stereotypeure; ferner: Setzer, Buchdrucker, Satinierer und Buchbinder.

In der Redaktion ist reges Leben. Da erscheinen männliche und weibliche Autoren von Ruf und Distinktion, welche ihre Manuskripte gegen hohe Summen anbringen und mit den empfangenen Tausend- oder Hundert-Markscheinen in Equipage oder Droschke erster Klasse davonrollen. Da erscheint der Gelehrte von Ansehen, um ein zu behandelndes wissenschaftliches Thema zu besprechen. Kaum hat er sich empfohlen, so erscheint vielleicht ein ältlicher Blaustrumpf mit dem Manuskript einer Novelle, das schon gar viele Redaktionszimmer, aber noch nie einen Setzer gesehen hat. Ein Erfinder tritt nach ihm ein, der eine Weltsprache ersonnen oder ein lenkbares Luftschiff konstruiert haben will. Auch eine jugendliche Tochter aus guter Familie fehlt nicht, welche unter Erröten gesteht, daß sie darauf angewiesen sei, ihre gute Schulbildung zur Vermehrung der Einnahmen der Familie zu verwerten. Jeder will sogleich Auskunft über allenfallsige Annahme seines Manuskripts, aber schwere Seufzer entringen sich der eben noch hoffnunggeschwellten Brust, wenn der Chefredakteur auf die Berge von Manuskripten weist, die von ihm und seinen Kollegen noch vorher gelesen werden müssen. Denn nach der Reihe des Eingangs muß gelesen werden, um jedem gerecht zu werden. Wieviel schwache Leistungen, wieviel sinnloses Zeug liegt in den Repositorien neben tüchtigen Arbeiten! Unter zwanzig

Manuskripten ist meist nur ein brauchbares — das kennzeichnet einigermaßen die Mühen der Redakteure.

In der sogenannten technischen Redaktion erscheinen Maler mit bestellten und nicht bestellten Zeichnungen und Skizzen, mit Gemälden und Photographieen nach solchen. Hochstrebende Kunstjünger wollen ihre Werke nur dem Chef selbst vorlegen, da vermeintlich höchstens er die schwindelnde Höhe ihres Talents zu fassen imstande ist. Der Durchsicht harren eine Menge Eingänge an Manuskripten und Zeichnungen, Berge von Briefen mit kleinen Beiträgen; Schach, Rätsel, Humoristisches ꝛc. ꝛc. Die Anfragen und Bitten um Ratschläge der Abonnenten berühren alle Gebiete des menschlichen Wissens — denn die Redaktion muß ja alles wissen. Zeitungen und Zeitschriften, Broschüren und Bücher zur Besprechung, Kinderwagen und Zimmerfontänen zur geneigten Empfehlung für die Familienväter und -Mütter, Kaffeebrenner und Nachtlampen, alles dies und noch tausend andere Dinge werden vertrauensvoll an den Busen der Redaktion gelegt.

Die litterarische und die technische Redaktion stellen in Gemeinschaft ein Schema zusammen, welches in übersichtlicher Weise angiebt, welche litterarischen Beiträge und welche Kunstschnitte oder Illustrationen für die neue Nummer der Zeitschrift zu verwenden sind. Etwa vier Wochen vor Erscheinen muß dieses Schema der Druckerei übergeben werden, denn so lange Zeit erfordern Satz und Druck einer größeren illustrierten Zeitschrift von bedeutender Auflage.

Wir treten nun der technischen Herstellung näher und beginnen mit dem Holzschnitt. Sein Material war zu Dürers Zeiten meist Birn- oder Apfelbaumholz, welches nach der Länge des Stammes in Platten geschnitten wurde. Zum Gravieren bediente man sich kleiner schmaler Messer von verschiedener Form. Hieraus erklärt sich, daß die Holzschnitte von damals, die wir in Bibliotheken und Sammlungen sehen, nur in einfachen, kräftigen Konturen mit wenig Schattierung entstehen konnten. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckte man im Buchsbaumholz ein bei weitem besseres Material.

Das Buchsbaumholz — von buxus sempervirens — kommt aus den südlichen Ländern Europas zu uns. Es ist vermöge der Feinheit und Gleichmäßigkeit seiner Textur das geeignetste Material für den Holzschnitt, zumal seit man sogenanntes Hirnholz, d. i. den Querschnitt des Stammes, verwendet. Da die Stämme selten mehr als 20 cm Durchmesser erreichen, so müssen Platten für größere Holzschnitte aus einer Mehrzahl von Stücken aufs genaueste gefugt und zusammengeleimt werden. Die Oberfläche wird dann spiegelglatt abgeschliffen und

ihre schwefelgelbe Farbe durch einen dünnen Deckgrund von Zinkweiß und Gummiarabicum in blendendes Weiß verwandelt. Auf die so präparierte Buchsbaumplatte vermag der Künstler ebenso gut zu zeichnen wie auf das beste Papier.

Reproduktionen nach Gemälden, meist auch diejenigen von Handzeichnungen auf Papier werden neuester Zeit in der Weise hergestellt, daß man das Original photographisch auf eine grundierte und mit lichtempfindlicher Schicht bedeckte Buchsbaumplatte überträgt. Zeichnungen und Photographieen auf Holz müssen auf der Platte stets verkehrt, wie im Spiegel gesehen, erscheinen.

Des Xylographen Aufgabe ist es dann, mittels des Stichels alle Lichter des Bildes bezw. alle weiß gebliebenen Stellen herauszustechen, oder tief zu legen, so daß nur die dunklen Partieen hoch stehen bleiben, d. h. in Strichlagen und Punkte zerlegt werden.

Die hoch stehen gebliebenen Partieen allein sind geeignet, beim Abdruck von der Farbwalze Druckerschwärze zu empfangen und diese an das Papier abzugeben; die tiefgelegten Stellen bleiben von der Schwärze unberührt und ergeben beim Abdruck die weißen Stellen oder Lichter des Bildes.

Um die Qualität seiner Arbeit zu prüfen, fertigt der Xylograph mit dem Farbballen, mit Handwalze und Falzbein oder auch wohl in besonders dazu konstruierten Handpressen auf chinesischem Papier einen Probeabzug an. Auf Grund dessen werden sodann vom Künstler oder vom Verleger Korrekturen angeordnet und schließlich ein guter Abzug hergestellt als Vorlage für den Drucker an der Maschine.

Handelt es sich darum, bei eintretenden wichtigen Zeitereignissen binnen kurzer Zeit einen größeren Holzschnitt herzustellen als ein einziger Xylograph in der gegebenen Zeit fertigzubringen vermag, so zerlegt man die Buchsbaumplatte, welche die Zeichnung trägt, in eine entsprechende Anzahl Stücke. Man sägt zu diesem Zwecke die Platte von unten kreuz und quer ein, so daß dieselbe nur durch wenige Millimeter Holz unter dem Sägeschnitt zusammengehalten bleibt und bricht sie dann vollends durch. Würde man die Platte ganz durchsägen, so müßten durch den Sägeschnitt Teile der Zeichnung verloren gehen. Die einzelnen Stücke werden dann an ebensoviele Xylographen verteilt und wird so bisweilen binnen einem Tage und einer Nacht durch 10—12 Xylographen ein großer Holzschnitt fertiggestellt. Nach dem Zusammenleimen erfolgt das Gravieren der Trennungspartieen und Übergänge der vorherigen Teile.

Dieses Verfahren ist begreiflicherweise nur bei Holzschnitten ge-

ringerer Qualität anwendbar. Der künstlerische Holzschnitt erfordert Muße und einheitliche Durchführung.

Der Kunstschnitt und ganz besonders zwei Spezialitäten desselben, der Facsimilé- und der Tonschnitt, hat in den letzten Jahren eine nie geahnte Höhe der Feinheit und Vollendung erreicht. — Das Bedeutendste darin wird gegenwärtig in New-York geleistet. Handzeichnungen, Aquarelle, Radierungen ꝛc. werden mit vollendeter Treue und Feinheit in der ganzen Eigenart der Technik des Originals wiedergegeben. Gelehrte der Kunsttechnik wollen behaupten, daß dieser hohe Grad der Feinheit von Strichlagen und Punkten der Natur des Holzschnittes zuwiderlaufe, welche nur in kräftiger Linien-Manier sich bewegen dürfe. Es scheint mir aber, daß sie übersehen, welch wackren Bundesgenossen der Holzschnitt in der Galvanoplastik besitzt. Was dem weichen Material des Buchsbaumholzes abgeht, leistet vortrefflich das Kupfer des Galvanos. Allerdings muß zugestanden werden, daß virtuose Holzschneider in der raffinierten Anbringung von Effekten bisweilen zu weit gehen. So wird man z. B. die Zerlegung von Linientönen in Punkte nur da gelten lassen können, wo auf anderem Wege die gewünschte Wirkung nicht zu erreichen gewesen wäre.

Fünf bis sechs Wochen angestrengter Thätigkeit gehören dazu, um einen Kunstschnitt von der Größe einer Seite von Schorers Familienblatt herzustellen. Die Kosten belaufen sich auf 300—400 Mark.

Die fertigen Holzschnitte wandern zunächst behufs Vervielfältigung in Kupfer in die Werkstätte des Galvanoplastikers. Man druckt in neuerer Zeit überhaupt gute Holzschnitte nicht von den Originalplatten, sondern von den erwähnten galvanischen Vervielfältigungen derselben und bewahrt die Holzschnitte auf, um allenfalls später neue Galvanos von unverminderter Schärfe davon herstellen zu können. Auch Kupferstiche werden in größeren Auflagen längst nicht mehr von den aus der Hand des Kupferstechers hervorgegangenen kostspieligen Platten gedruckt, sondern von Galvanos. Unser Papiergeld ist von Galvanos gedruckt, die Rückseite der neuen Reichskassenscheine zu 50 Mark sogar auf Kupferdruck-Schnellpressen. Doch dies nebenher.

Die galvanische Reproduktion beruht auf dem Verfahren, mit Hilfe des elektrischen Stromes einen Metallniederschlag auf einer Form zu erzeugen. Zu diesem Zwecke verwendet man eine Lösung von Kupfervitriol und leitet beide Pole der Stromquelle zu Elektroden, welche sich in der Lösung befinden. Diejenige Elektrode, zu welcher der positive Pol führt, heißt Anode, die mit dem negativen Pol verbundene Kathode. Auf dieser letzteren erfolgt die Kupfer-Ablagerung. Die Kathode wird

gebildet durch die Matrize. Diese ist eine Abformung des Holzschnittes in Guttapercha oder Wachs, auf welcher alle Erhöhungen des Holzschnittes in Form von Vertiefungen erscheinen. Die Matrize, durch einen Überzug von pulverisiertem Graphit stromleitend gemacht, wird vermittelst Metalldrähten in den galvanischen Apparat eingehängt. Der elektrische Strom bewirkt dann, daß sich auf der Bildfläche der Matrize kleine Kupferpartikeln ablagern. Diese Ablagerung aber erfolgt in so inniger Anschmiegung an die Matrize, daß man später an der Bildfläche des Kupferniederschlages kaum mit bewaffnetem Auge einen Unterschied zwischen Galvano und Holzschnitt bemerken kann.

Nachdem der Kupferniederschlag etwa zu Kartenblattstärke angewachsen ist, wird die Matrize mit dem daran haftenden Kupferniederschlag aus dem Apparat genommen und durch Erhitzen vom Kupferniederschlage abgeschmolzen. Um letzterem mehr Körper zu geben, wird er mit Blei ausgegossen, zuvor aber, da Blei sich mit Kupfer nicht verbinden würde, verzinnt. Die hintergossene Platte muß dann ebengehobelt und auf einer Holzunterlage befestigt werden, wodurch das Cliché die Höhe der Lettern erhält. Es ist nun ein getreues Ebenbild des Holzschnittes in dauerhaftem Kupfer erzielt, welches hunderttausende von Abdrücken auszuhalten vermag.

Während solcherweise der Galvanoplastiker die Naturkräfte in den Dienst der Kunst stellt und für die Illustrationen der Zeitschrift thätig ist, werden in den lichten Setzer-Sälen der Druckerei die von der Redaktion eingegangenen Manuskripte gesetzt. Es geschieht dies zunächst in sogenannten Fahnen, das sind Schriftsätze auf Spaltenbreite von unbestimmter Länge ohne Arrangement. Die ersten Hand- oder „Bürsten"-Abzüge der Setzer dienen zu Korrekturzwecken. Die Fehler werden am Rande der Abzüge durch die Korrektoren der Druckerei und der Verlagshandlung angemerkt. Gar mühevoll ist die Arbeit des Setzers und des Korrektors, und wenn alles in Ordnung zu sein scheint, so spielt ihnen wohl noch der sogenannte Druckfehlerteufel, den man auch Gedankenlosigkeit oder Unaufmerksamkeit nennen könnte, einen schlimmen Streich, indem falsche Buchstaben in den Satz geraten, bezw. unentdeckt bleiben, die erst während des Druckes der Auflage bemerkt werden.

Nach Erledigung der Korrekturen wird der Satz umbrochen, d. h. je nach der Einteilung der Zeitschrift zwei- oder mehrspaltig arrangiert, Ausgänge und Alineas regelrecht formiert, sowie der entsprechende Raum für die Illustrationen freigemacht. Sodann muß ein neuer Abzug angefertigt werden, der wiederum genau zu korrigieren und zu re-

vidieren ist; das Hauptaugenmerk hierbei ist auf ein gefälliges Arrangement der Illustrationen gerichtet.

Es sind nun Galvanos der Illustrationen und Textsatz fertig. Um die Lettern des letzteren zu schonen und zu neuem Satz bald wieder zur Verfügung zu erhalten, werden auch davon Vervielfältigungen zum Druck hergestellt, die Stereotypen.

Das gebräuchlichste Verfahren der Stereotypie ist die sogenannte Papierstereotypie. Die Matrize, welche hierbei zunächst herzustellen ist, gewinnt man durch schichtenweise Auflagerung von Papier und Schlemmkreide mit Kleister vermischt, welche abwechselnd übereinander gelegt und durch Klopfen mit schweren Bürsten in alle Vertiefungen des Satzes eingedrückt werden. Durch Erhitzen der Schriftform mit der darauf haftenden Matrize wird letztere trocken und hart wie Karton und zeigt nach dem Ablösen alle Erhöhungen des Satzes in Form von Vertiefungen. In ein Gießinstrument gelegt, welches zwischen Deckel und Matrize einen Raum von einigen Millimetern freiläßt, dient die Matrize als Gußform, in welche das flüssige Stereotypmetall hineingegossen wird. Dieses Metall besteht in der Regel aus 88% Blei und 12% Regulus Antimon mit etwas Zinnzusatz. Jetzt beginnt die Arbeit des Druckers.

Wer hätte nicht schon einmal einen Blick in eine Buchdruckerei geworfen und eine Schnellpresse im Gange beobachtet! Dann hat man wohl bemerkt, daß hier die Druckform, d. h. die Lettern oder Stereotypen mit den Galvanos auf einem sich horizontal hin- und herbewegenden Tische, dem Fundament, befinden. Bei dieser Bewegung empfängt die Druckform von schwarz glänzenden rotierenden Walzen, unter denen sie durchgeht, an ihrer Oberfläche Druckerschwärze. Im weiteren Verlaufe der Bewegung gelangt die eingeschwärzte Druckform unter einen ebenfalls horizontal liegenden rotierenden Cylinder, welcher mit sogenannten Greifern bei jeder Umdrehung einen Bogen Papier erfaßt und mit sich führt, so daß er zwischen Cylinder und Schriftform einem Drucke ausgesetzt wird. Indem die Druckform sich vorwärts bewegt und der Cylinder sich dreht, geht die Druckform nach und nach unter dem Cylinder hindurch und giebt an das dazwischen liegende Papier den Abdruck ab. Dieser Vorgang wiederholt sich so oft, als die Auflageziffer bestimmt.

Von geringer Qualität aber sind die Abdrücke, welche die Maschine ohne weiteres leistet. Die Kunst des Druckers muß zuwege bringen, daß der riesige eiserne Mechanismus, Schnellpresse genannt, annähernd dieselbe Qualität des Illustrationsdruckes erzielt, welche die Hand des Xylographen, geleitet von feinem Verständnis, in dem vorliegenden

Handabzuge erreicht hat. Ein solcher Abzug auf seidenartigem chinesischen Papier hergestellt, dient dem Drucker, wie erwähnt, als Vorlage.

Die Mittel, welche dem Drucker, Maschinenmeister genannt, bei der Zurichtung zu gutem Illustrationsdruck hauptsächlich zu Gebote stehen, sind Regulierung der richtigen Menge von Schwärze und der richtigen Verreibung für die verschiedenen Partieen der Druckform und Regulierung der Kraft, mit welcher das Papier an die Galvanos angedrückt wird. Je mehr Farbe (Schwärze), desto tiefer die Schatten, je weniger kräftig das Papier an zarte Schattierungen der Galvanos angedrückt wird, desto matter und duftiger wirkt der Abdruck. Die Farbe kann durch verschiedene Stellvorrichtungen an der Maschine reguliert werden. Die Kraft des Druckes muß zunächst an der Rückseite, dem Fuße der Galvanos, durch Aufkleben von Papier reguliert werden; das ist die Zurichtung von unten. Durch Aufziehen von Papierbogen verschiedener Stärke und Aufkleben von Papierstücken auf den Druckcylinder wird der Druck verstärkt, er wird gemildert durch Ausschneiden von denjenigen Partieen des Aufzugs, welche auf die zarten Schattierungen der Galvanos treffen. Das Ausschneiden geschieht mit Messern oder Scheeren, welche besonders zu diesem Zwecke fabriciert werden. Mit großer Sorgfalt und Feinheit geschehen diese Vorarbeiten. Ausschnitte von der Größe eines Stecknadelkopfes sind keine Seltenheit und das Papier zum Aufkleben und zu den Aufzügen variiert zwischen Seiden- und Notenpapier. Um feine Übergänge in den Schattierungen zu erzielen, wird Seidenpapier häufig sogar nicht geschnitten, sondern gerissen, damit die Ränder verlaufen bezw. abgeschrägt sind. An denjenigen Stellen des Druckcylinders, welche auf tiefe Schattenpartieen der Galvanos zu drücken haben, sind oft 5 bis 10 Blätter übereinander geklebt, neben denen die Stellen für ganz helle Lichter wie tiefe Löcher erscheinen, weil hier Papier ausgeschnitten ist. Eine solche Zurichtung vom Druckcylinder abgenommen, präsentiert sich wie ein kunstvoll gearbeitetes Transparentbild. In der Maschine wird die Zurichtung durch einen Überzug von Tuch geschützt. Durch Probeabdrücke überzeugt sich der Maschinenmeister von dem allmählichen Entstehen einer guten Wirkung des Bildes. Mit dem Abzuge des Xylographen den der Maschine vergleichend, findet er die Mängel, welche zu verbessern er wiederholt das Maschinentuch vom Cylinder abnimmt und an der Zurichtung nachhilft.

Bei einer Druckform mit vielen Illustrationen gehen zwei Tage hin, bevor Drucker und Verleger befriedigt sind und das Imprimatur gegeben, d. h. die Form für druckreif erklärt werden kann.

Inzwischen sind in einem andern Saale Satiniermaschinen beschäftigt, das vorher gefeuchtete Papier zu satinieren, damit es durch größere Glätte ansehnlicher und geeigneter für Illustrationsdruck werde. Diese Procedur besorgen sogenannte Kalander, Maschinen, welche das Papier bogenweise mehrmals zwischen stählernen Hartguß- und Papierwalzen durchlaufen lassen und dabei einem kolossalen Drucke aussetzen.

Ist das Papier gut satiniert und durch Probeabdrücke erwiesen, daß die Zurichtung richtig wirkt, so ist die Hauptaufgabe des Druckers gelöst und mit Befriedigung darf er dem flotten Gange der Maschine zusehen, die ihm in der Stunde 600—800 Bogen auf den Auslegetisch wirft. Der Maschinenmeister hat jetzt nur Acht zu geben, daß die Zurichtung nicht nachläßt und daß das Farbewerk richtig funktioniert. So läuft die Maschine mit einer und derselben Druckform etwa 14 Tage bis die Auflage ausgedruckt ist.

Die fertigen Illustrations- oder Schöndruckbogen werden zum Trocknen aufgehängt, worauf sie zum Empfange des Widerdrucks, d. i. des Druckes der Rückseite des Bogens, einer anderen Schnellpresse übergeben werden. Die Widerdruckform enthält in den meisten Fällen keine oder doch nur geringfügige Illustrationen, verursacht daher bei weitem weniger Schwierigkeiten, als die Schöndruckform. Der Gang der Maschine des Widerdrucks ist dem entsprechend ein schnellerer.

Beim Widerdruck entstehen gleichzeitig auf der Schöndruckseite der Bogen vom Durchdrücken der Lettern zahlreiche kleine Unebenheiten, wodurch die Illustrationen und das gute Aussehen der Zeitschrift Einbuße erleiden. Diese Unebenheiten, Schattierung genannt, zu beseitigen, müssen die Bogen, nachdem sie zum zweitenmale getrocknet sind, zwischen glatte Pappen (Preßspähne genannt) und Bretter gelegt, in der hydraulischen Presse einem starken Drucke ausgesetzt werden, der auf 2—6000 Centner (100—300 000 Kilo) gestellt werden kann. Nach wenigen Stunden können die Bogen in schön geglättetem Zustande der Presse entnommen und der Buchbinderei zum Falzen zugeführt werden.

Zahlreiche, meist weibliche Hände nehmen sie in Empfang, um an langen Tafeln das Falzen und das Zusammentragen der Bogen zu kompleten Exemplaren einer Nummer vorzunehmen.

Die Zeitschrift ist nun versandbereit und kann hinausgehen in die Welt, tausenden zur Verschönerung der Mußestunden im häuslichen Kreise.

In neuerer Zeit kommen bei Herstellung illustrierter Zeitschriften zahlreiche andere Reproduktions-Verfahren, als Zinkographie, Autotypie Meisenbach, Angerer und Göschls Verfahren der Ätzung 2c.

neben dem Holzschnitt zur Anwendung. Eine Schilderung derselben ist im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift enthalten.

Man hat auch begonnen, illustrierte Zeitschriften auf Rotationsmaschinen zu drucken, Über Land und Meer und die Illustrierte Welt werden seit Jahren auf diese Weise hergestellt; allein die Resultate sind noch keine ganz befriedigenden und der Zukunft muß es überlassen bleiben, hier durch Darbietung vollendeter Kunstdruck-Leistungen einen mächtigen Fortschritt zu verzeichnen.

Das sind andeutungsweise die hauptsächlichen Vorgänge bei Herstellung einer illustrierten Zeitschrift. Der vielgestaltige Betrieb, an dem mehr als 100 Menschen und eine große Anzahl Maschinen teilnehmen, bringt indes gar verschiedenartige Abweichungen und Störungen mit sich.

Schon in der Redaktion beginnen dieselben. Da hat der Doktor N. versäumt, rechtzeitig einen Artikel einzuschicken. Trifft er auf telegraphische Erinnerung hin nicht noch am letzten Tage ein, so muß entweder ein anderer Artikel eingeschoben oder das Arrangement der ganzen Nummer umgeworfen werden. Dies verursacht viel Zeitverlust. Da aber eine Zeitschrift auf die Stunde hin rechtzeitig zu erscheinen hat, so muß die Druckerei durch Eile und Nachtarbeit die versäumte Zeit wieder einzubringen suchen. Während die übrige Menschheit sich erquickendem Schlummer hingeben darf, müssen dann Setzer und Stereotypeure am Setzkasten und am heißen Schmelzofen stehen. Kaum ist die Scharte ausgewetzt, so zeigt sich vielleicht das Papier zu schwach oder ungleich ausgefallen. Das Telephon und der Telegraph treten in Thätigkeit, um eilends neue Zufuhr herbeizurufen. Da meldet der Spediteur, es sei eine Schiffsladung eingetroffen, könne aber wegen Schleusen-Reparatur nicht in die Stadt hereinfahren. Bei Nacht und Nebel fahren dann Rollwagen vor die Stadt hinaus, um die Ballen herbeizuschaffen. Inzwischen aber sind zwei bis vier Schnellpressen zum Stillstand gekommen. Da muß bei Nacht Papier gefeuchtet und satiniert werden und des Morgens sieht man müde und abgespannte Menschen die Maschinen bedienen. Dann gilt es für den Leiter des Ganzen, auf dem Posten zu sein. Gerade bei großer Eile passiert ja am leichtesten Unvorhergesehenes, was den Gang der Arbeit stört.

In einem soeben aus der Maschine kommenden Abdrucke wird ein verdächtiger Fehler wahrgenommen. Die Untersuchung ergiebt, daß ein harter Gegenstand, vielleicht nur ein Stückchen Carton unbeachtet mit durch die Maschine gelaufen ist. Der enorme Druck des Cylinders hat bewirkt, daß im Galvano eine Vertiefung an einer dunklen Schattierung entstanden ist. Diese Vertiefung markiert sich bei den

folgenden Abdrücken als ebenso großer weißer Fleck. Bisweilen auch entsteht ein Riß oder sonstiger Fehler in einer Stereotype. Selbstverständlich muß die Maschine dann angehalten werden und die Schäden auszubessern, ist größte Eile vonnöthen.

Ein Unglück kommt aber auch beim Druck illustrierter Zeitschriften selten allein. Dem übermüdeten Personale entgeht es, daß an der einen Maschine schon seit einer Stunde schlechte Drucke kommen. Oder einige tausend gedruckte Bogen werden ungenügend getrocknet in die hydraulische Glättpresse gebracht. Hier wie dort ist das Resultat Makulatur, von welchem Artikel die Verleger schon ohnedies große Vorräte zu besitzen pflegen.

Glückt aber auch alles bis zum Falzen, so ist es an Pechtagen immer noch nicht ausgeschlossen, daß die ersten 5000 Bogen Nr. 1 mit Bogen Nr. 3 anstatt mit Nr. 2 zusammengeschossen werden. Auch, daß der Buchbindergesell an der Beschneidemaschine einige Ries schief durchschneidet, kann wohl vorkommen. Ja, wenn die neue Nummer, wohlverpackt in Körbe und Ballen, durch den Fahrstuhl zum Hofe hinunter geschafft ist, kann der abgehetzte Verleger noch vom Spediteur im Stiche gelassen werden.

Rollen dann endlich in der Eile herbeigeschaffte andere Wagen vom Hause nach dem Bahnhofe ab und gelingt es dem Verleger, die Güter auf dem bereits geschlossenen Bahnhofe für den bereit stehenden Zug noch zur Annahme zu bringen, so triumphiert er und freut sich der bestandenen Gefahr.

Für den Beherrscher der gesamten Herstellungs-Techniken haben aber gerade diese Schwierigkeiten und Hindernisse ihren besonderen Reiz. Den gewöhnlichen glatten Gang zu leiten, ist schon interessant. Wenn es aber gilt, bei Betriebsstörungen unmöglich Scheinendes durchzusetzen, Rat zu schaffen, wo die Arbeiter keinen Ausweg sehen, da wird der Betrieb ein lustiges Gefecht — ein Gefecht für Verstand, Thatkraft und Besonnenheit mit allen Hindernissen, die sich immer in den Weg stellen mögen. Ist dann aber dennoch das rechtzeitige Erscheinen der neuen Nummer gesichert, so ist des Leiters Befriedigung kaum geringer, als die eines Feldherrn nach gewonnener Schlacht.



Die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst.

Von

Karl Fr. Pfau.

Vor Beginn und Erfindung der Buchdruckerkunst lag das geistige Vermögen des deutschen Volkes noch tief darnieder. Die litterarische Bildung wurde und konnte nur in bescheidenem Maße dem Volke teilhaftig werden, was als natürlich und begreiflich erscheinen muß mit Rücksicht auf die Thatsache, daß die geistigen Arbeiten damaliger Schriftsteller nur in wenigen Exemplaren hergestellt werden konnten und auch dies nur unter Aufwendung ganz erheblicher Kosten. Die Vervielfältigung war eben nur, mangels technischer Reproduktion, durch die sogenannten Briefschreiber möglich, welche ihrerseits wiederum vielseitig in Anspruch genommen und in der Ausführung selbst sehr langsam waren. Auf die Ausführung eines jeden Exemplars wurde, dem damaligen Geschmacke entsprechend, die größte Sorgfalt verwandt, die Schrift künstlerisch hergestellt und nur zu oft nahm die Ausführung der Anfangsbuchstaben (Initialen) ganze Tage in Anspruch.

So anerkennenswert nun das Streben nach Schönheit und technischer Vollkommenheit auch war, der eigentliche Zweck war dennoch ein verfehlter, denn dem Volke, dem ein Schönheitsgefühl so gut wie gar nicht innewohnte, das sonach wenig von den herrlich geschriebenen und in Gold ausgefüllten Buchstaben verstand, wurden die Werke von geistig bedeutenden Männern nicht zugänglich gemacht, ihm die Möglichkeit sich auszubilden, verschlossen.

Nur reiche und vermögende Leute konnten und durften sich den Luxus erlauben, nach Maßgabe ihres Vermögens, sich eines solcher Bücher, vielleicht auch einige davon, anzuschaffen; die Armen und Ärmeren konnten hieran nicht denken, eben weil der Erwerb solcher geschriebenen Bücher für sie etwas Unerschwingliches war.

Dieser Zustand geistiger Vernachlässigung konnte sich indes für die Dauer nicht erhalten; der nimmer rastende Geist des Menschen nach erhöhter Thätigkeit mußte Mittel und Wege finden, einen Um-

schwung herbeizuführen. Dieser Umschwung, der sich fast unbemerkt, dennoch aber allmählich vollzog, offenbart sich ganz besonders in der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Eine neue Zeit geistiger und vermehrter Thätigkeit beginnt, als die ersten Spuren der Buchdruckerkunst bekannt wurden; und das ist begreiflich, denn diese Erfindung war eben von zu großer Tragweite, als daß auch minderkluge Menschen davon unberührt bleiben konnten. Neue Hoffnungen werden gemacht und zu neuem Schaffen giebt diese welterschütternde Bedeutung Veranlassung und mit Recht; denn wie wäre es mit dem geistigen Zustande und mit der Bildung aller Kulturvölker beschaffen ohne die Buchdruckerkunst? Haben wir nicht die besten Beweise für den Wert der Erfindung im Hinblick auf andere Völker, die noch keine Kenntnis vom Drucken haben, die den Wert desselben zu erproben noch keine Gelegenheit hatten?

Hierauf des weiteren einzugehen erübrigt kaum; die Thatsache ist zu bekannt, als daß irgend ein Zweifel darüber zu bestehen vermöchte. Als der Urheber dieser neuen Zeit, mit welcher wir uns zunächst zu beschäftigen haben, ist Johannes Gutenberg oder Johann Gensfleisch zu betrachten und ihm gilt auch unsere erste Betrachtung innerhalb dieses Rahmens.

Derselbe wurde gegen das Jahr 1397 zu Mainz geboren, woselbst seine Familie, ein altes angesehenes Patriziergeschlecht, ansässig war, dessen Ursprung sich auf Jahrhunderte zurück erstreckte. — Diese Familie wurde infolge eines ausgebrochenen Aufstandes der Bürger gegen die Patrizierfamilien mit vielen anderen solchen Familien gezwungen, Mainz zu verlassen und ohne Zweck und Ziel ihre Zuflucht in der Fremde zu suchen. Unter den Mitgliedern dieser Familie selbst befand sich auch Johann Gutenberg, der als ein feuriger, hitziger Kopf, lebhaft mit in die Unruhen verwickelt war. Gutenberg mochte damals ungefähr 20 Jahre zählen, als er den Wanderstab ergreifen mußte, sein Heil in fremdem Lande zu suchen gezwungen war.

Von hieran datieren erst die Nachrichten über Gutenberg, die indes der spärlichsten Art sind, während von seiner Jugendzeit so gut wie gar nichts bekannt ist. Nachdem aber Gutenberg Mainz verlassen hatte, machte er erst längere Reisen, erwarb sich Kenntnisse der verschiedensten Art und wandte sich hierauf nach Straßburg, woselbst er, wahrscheinlich gezwungen durch äußere Umstände, bedacht sein mußte, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Nebenbei oder vielleicht gleichzeitig beschäftigte er sich viel mit mechanischen und chemisch-physikalischen Künsten und Experimenten, zu denen er besondere Neigung hegte.

Sein reger Geist sann hierbei auf Neuerungen, die ihm das Leben einträglicher machen sollten; indes neue Versuche sind mit vielen Opfern verknüpft und Gutenberg, dessen eigene Mittel ihm die alleinige Ausführung seiner Ideen auf eigene Faust nicht gestatteten, verband sich zu diesem Zwecke, wie die Straßburger Ratsakten bezeugen, mit einem Straßburger, Andreas Dritzehn, und in einem gegenseitig abgeschlossenen Vertrage verpflichtete sich dieser, die Mittel zur Ausführung ihrer beiderseitigen Unternehmungen zu liefern. Diese letzteren wurden ganz geheim gehalten und bestanden vornämlich darin, mittelst in hölzerne Tafeln eingeschnittener Buchstaben zu drucken. Von hier an mögen also die ersten Versuche zur Erfindung der Buchdruckerkunst datieren, wenn diese auch der unvollkommensten Art waren. Das Vertragsverhältnis mit Andreas Dritzehn war jedoch nicht von Dauer, ein ausgebrochener Rechtsstreit führte zum Bruche bezw. zur Lösung des Vertrags, und Gutenberg verließ darauf, an Erfahrungen reicher, Straßburg, die erste Stätte seiner Wirksamkeit, und alles Hab und Gut und alle Proben mußte er dort liegen lassen.

Gutenberg kehrte nach Mainz zurück; durch Beilegung des Streites war den Patrizierfamilien die Rückkehr gestattet, und so war es natürlich, daß auch Gutenberg seine Vaterstadt aufsuchte, wozu ihn doch so mancherlei bewegen konnte. — Nach Mainz zurückgekommen, nahm er seine früheren Versuche von neuem auf und hier erst beginnt eigentlich seine Thätigkeit und von hier an datieren die ersten Versuche zur Erfindung der Buchdruckerkunst, wenngleich in Straßburg schon Vorbereitungen seitens Gutenbergs erfolgten.

Gutenberg beschäftigte sich auch hier zunächst und vornämlich mit in hölzernen Tafeln eingeschnittenen Buchstaben, um vermittelst derselben zu drucken; seinem scharfblickenden Kopfe mußte das Umständliche dieses Verfahrens bald auffallen, und so sann er auf Verbesserungen, deren erste sich darin offenbarte, daß von ihm statt wie bisher einzelne Tafeln, nur einzelne Buchstaben hergestellt wurden und diese bei ihrer Beweglichkeit beliebig gestellt und benutzt werden konnten. Dieser Versuch gelang; von diesen einzelnen Buchstaben fügte er ganze Zeilen und von diesen wiederum ganze Seiten zusammen. Was Gutenberg somit während vieler Jahre überlegt, in Straßburg wahrscheinlich begonnen hatte, wurde in Mainz zur Ausführung gebracht und nahm hier zuerst eine feste Form an.

Sein Verdienst ist es somit ausschließlich, und niemand vermag ihm den Ruhm streitig zu machen, der ihm als Erfinder der Buchdruckerkunst gebührt. Sein ganzes Dasein widmete er seiner Erfindung;

unablässig war er bemüht, Verbesserungen und Vereinfachungen zu ermitteln, und er war es, der zuerst die hölzernen Lettern mit solchen von Metall ersetzte und auch hierdurch seinen Ruhm und sein großes Verdienst erhöhte. — Die Herstellung einer besseren Druckschwärze, jenes für den Drucker so wichtigen Bestandteils, mit welchem so viele tausend Bücher gedruckt hinaus in die Welt wandern, rührt gleichfalls von Gutenberg her.

Die von demselben angestellten umfangreichen Versuche hatten sein ohnehin nicht bedeutendes Vermögen völlig aufgebraucht und er sah sich gezwungen, behufs besserer und schnellerer Ausführung seiner Kunst, sich im Jahre 1450 mit Johann Fust, einem gebildeten Mainzer Rechtsgelehrten, zu verbinden, welcher die zur weiteren Ausdehnung des einmal Begonnenen nötigen Gelder vorstreckte. In Gemeinschaft mit diesem nun wurde die erste Druckerei errichtet und aus derselben gingen die ersten Drucke hervor, die, in so unvollkommener Gestalt sie auch immer sein mögen, damals wie heute wie ein Wunder angeschaut wurden, auch von ferneren Geschlechtern als solche betrachtet werden müssen. Mit diesen Drucken war der erste Versuch geglückt, und durch dieselben der Beginn einer neuen Zeit eröffnet, durch welche neues Leben und vermehrte Bildung dem Volke gegeben wurde.

Fust hatte mit Scharfsinn den Wert und die Bedeutung der neuen Erfindung erkannt, und sein ganzes Interesse widmete er ihr; weniger durch Charakter und Gemütsbildung ausgezeichnet, als durch Geist und Verstand, war es natürlich, daß die Erfindung Gutenbergs schon damals eine vervollkommnetere Gestalt erhielt. So sehr ihm von mancher Seite nun auch Ruhm zugeschrieben wird, so dürfen wir nicht vergessen, daß ihm durch die von Gutenberg geschaffene Unterlage der Weiterausbau umsomehr leichter war. Schmälern wir deshalb seine Verdienste nicht, erkennen wir willig und gern an, daß er großen Anteil hat an der Buchdruckerkunst; das ausschließliche und Hauptverdienst, der Erfinder der Buchdruckerkunst zu sein, gebührt einzig und allein Gutenberg.

Für Gutenberg trat durch die Verbindung mit Fust eine neue Periode seines Schaffens ein, die im wesentlichen eben auf die von Fust vorgestreckten Mittel zurückzuführen ist. Die Ausgabe von Büchern wurde bedeutend gesteigert, und ihre eigenen Einnahmen wesentlich vermehrt. Als Hauptwerke jener Periode gemeinsamen Wirkens sind hauptsächlich zu betrachten verschiedene Ausgaben des Donats (eines Gebetbuches) und die berühmte erste 42zeilige Bibel.

Fust war mehr Geschäftsmann als praktischer Mensch und von

ihm wurden Reisen unternommen behufs Vertriebes ihrer Produkte, und wiederholt finden wir ihn in Paris, der Stätte, wo sich das geistige Leben jener Zeit zumeist konzentrierte und das damit gleichzeitig der Hauptabsatzort für die Werke der neuen Kunst war. — In Ermangelung einer eigenen Buchhändlergilde versah Fust selber die Dienste und Aufgaben eines solchen Buchhändlers. — Wie sehr besonders in Paris die neue Erfindung Anerkennung und Würdigung fand, geht daraus hervor, daß Johann Fust von seiten Ludwig XIV. ein besonderes Privilegium bezw. die Erlaubnis zum Verkaufe in Paris erteilt wurde; auch wurden weiter die Behörden angewiesen, Fust in seinen Bestrebungen soviel wie möglich behülflich und förderlich zu sein. Während nun Fust auf Reisen wirkte, geschah dies von Gutenberg aus in Mainz insofern, als er beständig die Verbesserung und weitere Ausdehnung der Druckerei im Auge hatte.

Wie bereits früher bemerkt, war Fust mehr durch Klarheit des Verstandes und des Geistes ausgezeichnet, als durch Gemüt und Charakter, und so konnte es nicht fehlen, daß zwischen ihm und Gutenberg bald Reibereien entstanden. Gutenberg als ehrlicher und für seinen Teil gewiß auch anspruchsloser Mann mußte gegenüber einem so geistig hochstehenden Manne in Nachteil kommen, was um so leichter war, als Fust durch die erworbenen Kenntnisse selbständiger geworden war und er außerdem auch die Kapitalien geliefert hatte. Ein Wendepunkt in gesellschaftlicher Beziehung zwischen Gutenberg und Fust trat ein durch den Eintritt eines Mannes in das Geschäft, namens Peter Schöffer oder Schoiffer.

Dieser, ein geschickter Maler und Zeichner, der sich auf langen Reisen, insbesondere aber durch längeren Aufenthalt in Paris, vorzügliche Kenntnisse angeeignet hatte, kehrte zurück nach Mainz, wurde mit Fust bekannt und für das Geschäft gewonnen. Später, nachdem sich die Vorteile einer engeren Verbindung gezeigt, wurde er als Teilhaber aufgenommen, um schließlich noch als Schwiegersohn Fusts der Familie desselben ganz beizutreten.

Schöffers Verdienste um die Entwickelung der Buchdruckkunst insbesondere des Schriftwesens sind zweifellos große. Die herrlichen und kunstvollen Initialen, die sich in den ersten Druckwerken vorfinden, sind zum größten Teile von seiner Hand entworfen, wie überhaupt die Druckwerke, die nunmehr aus ihrer Offizin hervorgingen, wesentlich vervollkommnetere waren.

Fust, durch die Verbindung mit Schöffer in seinem eigenen Geschäfte befestigt, zwang Gutenberg zum Austritt. Die Druckerei wurde

ihm abgenommen und er, ehemals reich, stand nunmehr völlig mittellos da, gegenüber seiner von ihm erfundenen Kunst. Indes der Mut verließ ihn nicht; mit Hülfe und Unterstützung einiger Freunde gelang es ihm, eine neue Offizin zu gründen, die, zwar weniger umfangreich und weniger ausgezeichnet durch herrliche Drucke, die aus ihr hervorgingen, dennoch Zeugnis ablegt von der Liebe zu seiner Erfindung und von dem unermüdlichen Streben, das ihm innewohnte für seine Kunst. Die Verbindung Fust-Schöffer war eine sehr fruchtbringende; beide gelangten zu hohem Ansehen und großem Vermögen. Fust starb 1466 auf einer Reise in Paris, Schöffer hingegen, in dessen Besitz die Druckerei überging, betrieb das Buchdruckergewerbe bis zum Jahre 1502, in welchem er seine Thätigkeit mit der Herausgabe des Psalter beschloß. Seine Thätigkeit war reich gesegnet. Ein großes Vermögen hinterließ er seiner Familie und bei Lebzeiten wurden ihm mannigfache Auszeichnungen zu teil, insbesondere vom Fürsten Adolf von Nassau. Während nun Fust wie Schöffer schon bei Lebzeiten die Früchte der neuen Erfindung, die ein anderer gepflanzt hatte, in hohem Maße genossen, starb Gutenberg arm und vermögenslos, von Kummer gedrückt, gegen das Jahr 1468.

Ruhm, Ehre und Auszeichnung, die Gutenberg in so hohem Maße verdient hatte, wurden ihm zu Lebzeiten versagt; die Nachwelt jedoch zollt ihm diese Tribute um so freigebiger. Eingedenk der großen That, die er vollbracht, hat man ihm in Büchern biographische, in Stein und Erz Denkmäler gesetzt, und bis in unabsehbare Zeiten wird Gutenbergs Name mit Dankbarkeit und Verehrung von künftigen Geschlechtern genannt werden und ihm hierdurch der schönste Ruhm zu teil, der überhaupt gezollt werden kann.



Der Leipziger Centralverein für das gesamte Buchgewerbe.

Von

Eduard Zernin.

Der 29. Oktober 1884 war für Leipzig und seinen Buchhandel, dann für das Bücherwesen Deutschlands und besonders für das ganze Buchgewerbe ein sehr wichtiger Tag. An demselben vollzog sich die Grundsteinlegung eines Gebäudes, welches, wenn es dereinst fest auf- und eingerichtet sein wird, zur Hebung des Buchhandels überhaupt wesentlich beitragen muß. Dieses Gebäude nennt sich ein „Centralverein für das gesamte Buchgewerbe", dessen konstituirende Versammlung an jenem 29. Oktober im Saale der Leipziger Buchhändlerbörse stattgefunden hat.

Um die Bedeutung des neuen Vereins in wenigen Worten klarzustellen, verzeichne ich hier zunächst die Beschlüsse der konstituirenden Versammlung.

1. Die gutbesuchte Versammlung beschloß, daß der „Centralverein" &c., nachdem bereits 180 Mitglieder ihren Beitritt zu demselben erklärt hatten, ins Leben treten solle.

2. Ein vorgelegtes Vereinsstatut wurde vorläufig in Bausch und Bogen angenommen.

3. Die vorgenommenen Wahlen ergaben, daß a) Herr Dr. Oskar Hase, Vertreter der Firma Breitkopf & Härtel, zum ersten Vorsitzenden, b) Herr E. A. Seemann, Buchhändler, zum zweiten Vorsitzenden, c) Herr Heinrich Flinsch zum Kassirer, d) die Buchhändler Herren Otto Harrassowitz und Theodor Naumann, sowie der geheime Regierungsrat Freiherr v. Seckendorff zum Spezialvorstand des „Museums" und e) die Herren Dr. Karl Lampe-Fischer, Julius Mäser und Geh. Hofrat Professor Dr. Fr. Zarncke zum Spezialvorstand der „Akademie" bestimmt wurden.

Es wurde ferner ins Auge gefaßt, ein neues „deutsches Buch-

händlerhaus" aufzuführen und in dasselbe eine Druckerei mit einem graphischen Museum, sowie die große Klemmsche Sammlung zu verlegen.

Man ersieht auf den ersten Blick aus dieser gedrängten Aufzählung der von dem neuen Verein gefaßten Pläne, daß er sich verschiedene und hohe Ziele zur Aufgabe gestellt hat. Es wird deshalb den Lesern der „Buchhändler-Akademie" gewiß von Interesse sein, etwas Näheres über das Zustandekommen und die Hauptzwecke einer gemeinsamen Vereinigung von Kräften zu vernehmen, die mit so kühn erhobener Flagge die erste Fahrt in das Leben antritt.

Es war im Juli v. J., als der durch verschiedene Schriften über Buchhandel und Buchdruckerei vorteilhaft bekannte k. dänische Generalkonsul Karl B. Lorck, veranlaßt durch die Bemühungen mehrerer Gleichdenkender, besonders aber des Herrn Dr. Hase, Vertreters des großen altberühmten Hauses Breitkopf & Härtel, mit einer Denkschrift an die Öffentlichkeit trat, welche den Titel führt: „Die Zukunft des Buchgewerbes in Leipzig".*) Der ausgesprochene Zweck dieser Denkschrift war folgender. Als im Jahre 1883 die „Gesellschaft für vervielfältigende Künste in Wien" dort eine internationale Spezial-Ausstellung der graphischen Künste veranstalten wollte und das k. sächsische Ministerium des Innern die Leipziger Handelskammer zu einer Äußerung aufforderte, inwiefern man dort zu einer Beteiligung, bezw. Kollektiv-Ausstellung geneigt sei, erklärten die befragten typographischen Leipziger Vereine sich hierzu nicht bereit; einer der letzteren begründete die Ablehnung mit dem in Leipzig herrschenden Mangel eines künstlerischen Einflusses auf die graphischen Künste. Die Vereinsvorstände nahmen im Dezember infolge einer neuen Zuschrift des Ministeriums an die Handelskammer Anlaß, in erster Linie die Erwerbung der Klemmschen Sammlung älterer Druckwerke aus Staatsmitteln und die Aufstellung derselben in Leipzig als ein wichtiges Mittel zur Förderung der reproduktiven graphischen Künste anzuempfehlen.**)

Dieser Schritt hatte eine neue Äußerung des Ministeriums zur Folge, worin der große Wert der Klemmschen Sammlung als graphisches

*) Als Manuskript gedruckt von Breitkopf & Härtel in Leipzig. 4°. 35 S.

**) Die „Klemmsche Sammlung" besteht, wie wohl allgemein bekannt ist, aus einem sehr wertvollen „bibliographischen Museum", welches der k. sächs. Kommissionsrat Heinrich Klemm in Dresden mit ebensoviel Sachverständnis als Liebe und Sorgfalt während einer längeren Zeit zusammengestellt hat. Die 1. und 2. Abteilung dieses Museums wird in einem „beschreibenden Katalog" vorgeführt, welcher im Buchhandel unlängst erschienen ist. (Dresden 1884, H. Klemm.)

Bildungsmittel anerkannt und die Bereitwilligkeit ausgesprochen wurde, hierüber mit dem Kultusministerium in Verbindung zu treten. Gleichzeitig ward jedoch der Wunsch ausgedrückt, vor weiterer Entschließung eine begründete Darlegung der Schwierigkeiten zu erhalten, welche der ferneren Entwickelung der graphischen Künste in Deutschland zur Zeit entgegenstehen, sowie eine Schilderung der Umstände, durch welche in den gleichartigen Künsten andere Orte vor Leipzig einen Vorsprung gewonnen und die Aufstellung eines ausführlichen Planes über die Mittel, durch welche der Stadt Leipzig der bisherige Vorrang in diesen Künsten und Gewerben erhalten oder wiedergewonnen werden könne.

Durch diesen Beweis der bewährten Fürsorge der Staatsregierung für das Wohl des Druckgewerbes in Leipzig angeregt, betrauten nun die Vorstände der typographischen Vereine Herrn Karl B. Lorck mit der Ausarbeitung einer Denkschrift, bezw. der nähern Entwickelung der Pläne, von deren Ausführung man noch weitere Garantien, als die bereits vorhandenen, für die Fortdauer der hervorragenden Stellung Leipzigs in dem Buchgewerbe erwarten zu können glaubte. Die Denkschrift wurde ausgearbeitet und am 24. April 1884 dem König und den Ministerien des Innern und des Kultus übergeben.

Eine Wirkung hiervon zeigte sich sehr bald. König Albert, welcher schon früher sich sehr beifällig über die beabsichtigte Erhaltung der Klemmschen Sammlung für Sachsen ausgesprochen hatte, besuchte nicht allein die Kantate-Ausstellung zu Leipzig von 1884, sondern wiederholte auch seine ermunternden Äußerungen. Schon am 6. Juni wurde Herr Dr. Hase, der Vorsitzende des Kreises „Sachsen" des deutschen Buchdruckervereins, dahin beschieden, daß die Regierung die Erwerbung der Klemmschen Sammlung für den Staat bei Aufstellung des nächsten Staatshaushaltungsplans mit in Erwägung nehmen werde, aber zunächst einem Inventarium der Sammlung entgegensehe, auf Grund dessen eine sachverständige Abschätzung vorgenommen werden könne. Infolge dieses Bescheides scheint die Herausgabe des vorhin erwähnten beschreibenden Kataloges des „bibliographischen Museums" beschlossen und ausgeführt worden zu sein, dessen Vollendung wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte.

Inzwischen ist ein weiteres wichtiges Ereignis eingetreten: die Kantateversammlung des Börsenvereins hat einstimmig beschlossen, „den Börsenvorstand zu ermächtigen, in Verbindung mit dem Verwaltungsausschusse einleitende Schritte zum Bau einer neuen Buchhändlerbörse zu unternehmen und insbesondere mit dem Rat der Stadt Leipzig über geschenkweise Überlassung eines geeigneten Bauplatzes in

Verhandlung zu treten, eventuell die Schenkung eines solchen namens des Vereins anzunehmen". Hierüber sind jetzt noch die Verhandlungen im Gange, dem Plane ist bereits die volle Sympathie der obersten Stadtbehörden Leipzigs gesichert; ein besonderes Gewicht wird auf die Aufnahme des beabsichtigten Museums für die graphischen Künste in den Neubau gelegt.

Nachdem somit die Vorarbeiten im engeren Kreise zu Ende geführt waren, erschien es den bisherigen Leitern der Bewegung an der Zeit, mit ihren Plänen vor den weiten Kreis der Fachgenossen zu treten und ihre Sympathie und Mitwirkung zu gewinnen zu suchen und auch ihnen die Lorck'sche Denkschrift zugänglich zu machen.

Wir treten damit dem Inhalte dieser Denkschrift selbst näher.

Der erste Abschnitt derselben heißt: „ein Rückblick und dessen Resultate". Das hier Ausgeführte ist von so allgemeinem Interesse, daß wir den Inhalt mit einigen Auslassungen hier wörtlich folgen lassen. „Das gänzlich umgestaltete Verkehrswesen hat verursacht, daß die Buchhändlermessen längst aufgehört haben, Warenmessen zu sein, welche das ganze Geschäft regeln. Die Kantatemesse ist jetzt weiter nichts als ein Abrechnungs-Termin, und nur der Umstand, daß der Börsenverein seinen Sitz in Leipzig hat, giebt Veranlassung, daß eine, jedoch immer kleiner gewordene Zahl von Buchhändlern auf eine immer knapper abgemessene Zeit sich alljährlich in Leipzig versammelt. Ihre centrale Lage hat die Stadt zwar nicht einbüßen können, jedoch haben die selbst große Entfernungen faktisch aufhebenden Eisenbahnen, die kommerzielle und politische Einigung Deutschlands, die billigen und einheitlichen Portosätze und sonstige postalische Erleichterungen, der bequeme direkte Zahlungsverkehr, die Gleichmäßigkeit der Preßgesetzgebung und des litterarischen Eigentumsrechts u. a. m. die Vorteile einer centralen Lage und der früher sprichwörtlich gewordenen milden Praxis der Regierung in mancher Hinsicht abgeschwächt.

Hierdurch ist in gewisser Beziehung ein Rückgang des buchhändlerischen Kommissions-, resp. Speditionsgeschäfts bedingt. Dasselbe kann nur unter großen Anstrengungen, durch seine vortreffliche innere Organisation, durch die bedeutenden, in diesem Zweige arbeitenden Geldkräfte und durch die enorm wachsende Zahl der Kommittenten (jetzt über 5000, von denen freilich manche nur die Zahl vermehren) durch die Quantität dasjenige einholen, was an Qualität der einzelnen Verbindungen verloren gegangen ist.

Wir sehen deshalb auch das Leipziger bibliopolische Kommissions-

(resp. Bank-) Geschäft sich immer mehr und mehr in wenige großartige Etablissements konzentrieren, so daß jetzt das Kommissionsgeschäft hauptsächlich in den Händen von etwa 20 der 400 Firmen Leipzigs ruht, während unter den 20 wieder 4 allein gegen 1500 auswärtige Buchhandlungen vertreten.

Diese Wandlungen in dem Kommissionsgeschäfte sind jedoch so naturgemäß und beruhen so sehr auf einer gesunden Entwickelung der ganzen Verhältnisse, daß eine Änderung hierin weder durch den Buchhandel selbst, noch durch den Staat herbeigeführt werden kann. Was oben zu Ungunsten des Leipziger Kommissionsgeschäfts gesagt wurde, oder was noch gesagt werden könnte, würde ebenfalls für jeden anderen centralen Verkehrsplatz gelten. Auch die Klagen, die mitunter gegen Leipzig laut werden, „es lebe auf Kosten der Auswärtigen, es schütze deren Interesse nicht genug", weil es nicht im stande ist, die Nachteile ganz zu beseitigen, welche die sich selbstverständlich an dem Centralplatze ansiedelnden „Schleuderer" dem auswärtigen Sortimentshandel zufügen, würden sich gegen den Kommissionsplatz richten, er möge einen Namen haben, welchen er wolle. Einen wirklich giltigen Grund, um einen Tausch zu versuchen und Leipzig als Centralpunkt aufzugeben, in welchem der Buchhandel sich stets heimisch gefühlt hat, wo er, namentlich durch weitgehendes Entgegenkommen der k. sächsischen Regierung, sein eigenes Heim schon nahe an 50 Jahre besitzt, anzuführen, würde kaum möglich sein. Deshalb steht wohl zu erwarten, daß, trotz einer sich hie und da kundgebenden Mißstimmung, die Worte, welche der hochangesehene Berliner Verleger, Karl Duncker, unter allgemeiner Zustimmung bei der Einweihung der jetzigen Börse im Jahre 1836 sprach: „So kamen wir hierher! Hier sind wir! Hier wollen wir bleiben!" auch bei der Einweihung des in der Kantate-Versammlung d. J. beschlossenen Börsen-Neubaues ihre volle Geltung behalten werden.

Eine Gefahr könnte allerdings dann entstehen, wenn Leipzig seiner hohen Bedeutung als Verlagsort und seines bewährten Rufes als Druckstadt durch eigenes Verschulden oder durch die Macht der Verhältnisse verlustig gehen sollte, denn der Sitz des centralen Verkehrs kann nur eine Stadt sein, die selbst durch die eigene Produktivität ein großes materielles und moralisches Gewicht auf die geschäftliche Wage legen kann.

Hierin liegt der Schwerpunkt für Leipzigs zukünftige Stellung. Seine Bedeutung als Verkehrscentrum hängt jetzt weniger von seiner geographischen Lage und anderen äußeren Umständen ab, als von

seiner eigenen Druck- und Verlagsthätigkeit. Deshalb ist die Frage der Staatsregierung ernstlich zu prüfen: „Nimmt Leipzig hierin noch einen ersten Platz ein und wird es ihn behaupten können? Wenn nicht, welches sind die Ursachen?"

Auch hier kann nur ein Rückblick auf die Vergangenheit uns über den Augenblick und die Wahrscheinlichkeit für die Zukunft genügend orientieren.

Bekanntlich hatte Leipzig bereits mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die Führung in dem Bücherverlag. Die Druckereien nahmen einen demselben angemessenen Aufschwung, und um das Jahr 1750 besaß die Stadt in der Breitkopfschen Offizin eine Druckanstalt, die ohne Rivalin dastand. Der Süden hatte seine Bedeutung für das Buchgewerbe verloren, der Norden eine solche noch nicht gewonnen. Die Wichtigkeit Berlins als Druckort stieg erst mit der zunehmenden Machtstellung des Königreichs Preußen, ja hielt längere Zeit hindurch nicht einmal mit derselben Schritt. Wien seufzte unter einem jede freiere Bewegung der Presse hemmenden Druck; Stuttgart hatte nur durch die Cottasche Verlagshandlung Bedeutung und schädigte seinen Ruf durch den im großen Maßstab dort wie überhaupt in Württemberg geübten Nachdruck.

Somit wurde es dem gut vorbereiteten Leipzig nicht gar zu schwer, durch Intelligenz und Tüchtigkeit seiner Verleger und Drucker die Superiorität zu behaupten und den in den 30er Jahren eingetretenen Umschwung sowohl in den technischen Mitteln der Typographie als in den Preßzuständen in tüchtiger Weise rasch auszunutzen. Der eigene Verlag ward immer bedeutender, und massenhafte Aufträge von außen strömten den allen anderen vorausgeeilten Druckereien in Leipzig zu. Somit konnte es das Gutenberg-Fest 1840 in seinem höchsten Glanze als Vorort des Buchgewerbes feiern.

Jedoch die Errungenschaften der Technik und die freiheitliche Bewegung der Presse blieben auch nicht auf lange Zeit von anderen Orten unbenutzt. Nicht allein die größeren Emporien Wien, Stuttgart, Berlin machten bedeutende Fortschritte, sondern selbst in kleineren Orten entstanden umfangreiche Druckanstalten, oder bereits bestehende wurden erweitert und vervollkommnet und lieferten viele Druckarbeiten, die sonst Leipzig zugefallen wären. So verschwand mehr und mehr der so bedeutende Abstand zwischen Leipzig und den anderen Druckorten, welcher noch im Jahre 1840 vorhanden war. Nachdem Leipzig, den anderen voran, erst die hohe Stufe erklommen hatte, waren seine weiteren Fortschritte natürlich nicht so bemerkbar als damals, wo alles ringsum

teils noch in Urzuständen lag, teils wenigstens in der Entwickelung zurückgeblieben war. Infolge dessen glaubten nun viele von denen, welche die raschen Fortschritte der Zurückgebliebenen sahen: „Leipzig steht still", oder „Leipzig geht zurück".

Für Wien war der Ausspruch, daß ein dort gedrucktes Buch gleich einem schlecht gedruckten sei, schnell verjährt. Der Direktor der k. k. Staatsdruckerei, Alois Auer, hatte mit dieser Anstalt, wenn auch unter großen Opfern für den Staat, Österreichs Buchdruckern den Weg gezeigt, dem diese willig folgten. Die Verlagsthätigkeit hob sich unter freieren Preß- und besseren Druckzuständen. Wien hat seit jener Zeit nicht nur Tüchtiges, sondern vieles Vortreffliche sowohl im Werk- wie im Accidenzdruck aufzuweisen und steht in dem xylographischen Buntdruck und der Zinkographie obenan. Mit alledem wird es schwerlich Leipzig eine schädigende direkte Konkurrenz als Druck- und Verlagsort bereiten, wenn auch die österreichischen Druckaufträge seltener in Leipzig geworden sind, ja sogar vereinzelte Werke Leipziger Verlags in Wien gedruckt wurden, welches in den ostasiatischen Schriftgattungen das Übergewicht gewonnen hat und in dieser Richtung nicht unbedeutende Druckaufträge nach dem Auslande ausführt.

In Stuttgart warfen sich tüchtige und energische Buchhändler, in liberaler Weise von dem Kapital unterstützt, was in Leipzig keineswegs der Fall war, auf die in Paris sich überstürzenden illustrierten Werke und schmückten ihren Verlag erst durch französische Clichés, dann durch Originale. So entstand eine Reihe von Werken namentlich auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte und des Kunstgewerbes, die, wenn auch nicht immer inhaltlich von bleibendem Wert, doch fast alle hinsichtlich der künstlerischen Ausstattung und des vorzüglichen Druckes unumwundenes Lob verdienen. Werke wie z. B. Ebers' „Ägypten" müssen geradezu als Musterleistungen unseres Jahrhunderts gelten. Dieser Zweig praktischer Thätigkeit ward fast ein Monopol für Stuttgart, und Leipzig wurde in der Masse solcher Erzeugnisse von ihm überflügelt. Die Masse imponiert aber immer, und so schloß man ohne weiteres von dem einen Zweig auf das Ganze und sprach es rasch aus, „daß Stuttgart Leipzig in der Typographie überholt habe". In letzterer Stadt wurden indessen auch sehr viele und tüchtige illustrierte Werke gedruckt, jedoch mehr für fremden als für den eigenen Verlag, sie konnten sich deshalb dem Publikum nicht als kompakte Masse zeigen und machten nur einen Teil der gesamten Druckthätigkeit aus. In allen andern Zweigen, namentlich dem encyklopädischen und wissenschaftlichen, besonders dem orientalischen Druck, zeigte und zeigt Leipzig

seine große Überlegenheit, und der eigene Verlag sowohl als die zahlreichen Aufträge nicht nur aus Deutschland, sondern aus dem ganzen europäischen Auslande, selbst aus Amerika, sprechen laut dafür, daß Leipzig faktisch eine Weltdruckstadt ist, der den Rang abzugewinnen nicht so leicht sein dürfte.

Berlin war der Platz, von welchem Leipzig die größten Gefahren als Vorort drohen konnten. Dort entwickelte sich, ganz abgesehen von der Zeitungslitteratur, von welcher Leipzig von jeher nur schwache Spuren aufzuweisen hatte, eine immer steigende Preßthätigkeit. Namentlich mußte die Unterrichts-Litteratur, die Staats- und Rechtswissenschaft, die Militär- und Ingenieur-Wissenschaft in dem großen Mittelpunkt eines bedeutenden Staatswesens, welches der Verlagsthätigkeit für seine Zwecke bedurfte, ganz anders gedeihen als in der Provinzialstadt eines mittleren Staates; ja, selbst solche Zweige der Litteratur, welche großartige Anstalten und Sammlungen als natürliche Unterlagen nötig haben, z. B. Medizin, Naturwissenschaften und die bildenden Künste, fanden in der Hauptstadt des bedeutendsten deutschen Staates einen mächtigen Vorschub, den Leipzig nicht gewähren konnte.

Trotz alledem blieb Leipzigs Produktion der Berlins überlegen; erst als Berlin Reichshauptstadt und Millionenstadt geworden, hat es Leipzig in der Zahl der Erscheinungen, wenn auch nur mit einer kleinen Ziffer, überholt. Wäre es jedoch möglich, die Erscheinungen, soweit sie nicht dem eigentlichen Kunstfach angehören, nach dem Umfange und der Auflage genau zusammenzustellen, so dürfte sich immer noch ein nicht unbedeutendes Plus zu Gunsten Leipzigs zeigen. Hinsichtlich der Druckleistungen stand Berlin noch vor wenigen Jahren beträchtlich zurück; der illustrierte Druck war so gut wie nicht gepflegt, und der Accidenzdruck nicht auf der Höhe der Zeit. Jetzt allerdings ist dies schon wesentlich anders geworden, und auch die Reichsdruckerei wird unter Mitwirkung der künstlerischen Kapazitäten, welche sie an sich zu ziehen verstanden hat, einen fördernden Einfluß üben.

Es wäre Thorheit, die Augen dafür verschließen zu wollen, daß Berlin mehr und mehr der Sammelpunkt journalistischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Kräfte, welche das Druckgewerbe nach Quantität und Qualität immer vorwärts treiben werden, selbst wenn die direkt Beteiligten weniger intelligent und thätig wären, als es der Fall ist, Leipzig zu den größten Anstrengungen anspornen muß. Es darf nicht in den Zweigen, wo es noch das Übergewicht hat, ruhig stehen bleiben, noch weniger zögern, in denjenigen, wo seine Fortschritte nicht genügend waren, Versäumtes nachzuholen. Letzteres gilt namentlich in Betreff

der Schwesterkünste der Typographie, mit Ausnahme der Xylographie. Der Kupferstich, die Farbenlithographie, die Hochätzung, besonders alle Abzweigungen der Photographie sind von Beginn ab wenig in Leipzig beachtet worden, und noch heute ist es, mit einigen rühmlichen Ausnahmen, in diesen Künsten hier nur schwach bestellt. Und was vollends die zeichnenden Künste für die Zwecke des Buchgewerbes anbetrifft, so befindet sich Leipzig in einem fast vollständigen Abhängigkeits-Verhältnis von andern Orten, und es haben leider die oben citierten Worte des Vorstandes des Kreises Sachsen, die den eigentlichen Impuls zu der Denkschrift an die Regierung gaben: „Es fehlt hier der künstlerische Einfluß auf die graphischen Gewerbe", vollste Giltigkeit.

Die Lithographie fand nicht nur in ihrem Geburtsort München, sondern auch in Berlin, Dresden und Wien freundliche Aufnahme und willige Verleger für ihre Erzeugnisse; die Radierung wurde in Wien besonders gefördert; die Chromolithographie blühte in Berlin und Wien und wurde selbst in dem Städtchen Wandsbeck zur Meisterschaft gebracht. Die Kartographie hatte ebenfalls in der kleineren Mittelstadt Gotha eine weltberühmte Pflanzstätte; die Photographie und der Lichtdruck wurden nicht nur in den großen Druckstädten mit Erfolg geübt, sondern das unbedeutende Dornach im Elsaß besitzt ein photographisches Weltinstitut, ja selbst in dem Bergflecken Einsiedeln in der Schweiz werden graphische Reproduktionsweisen in großer Vollendung geübt. Das alles beweist, daß es für diese graphischen Verfahren nicht nötig ist, einen Kunstplatz ersten Ranges hinter sich zu haben, sondern daß Verleger- und Drucker-Energie manche Schwierigkeiten überwinden.

Auch der Vorwurf trifft wohl nicht ganz mit Unrecht Leipzig, daß es ungern mit der Einführung neuer Erfindungen der Mechanik vorangeht. Man wartet ziemlich ruhig ab, bis diese sich anderswo bewährt haben, und liefert inzwischen die Arbeiten zwar zufriedenstellend, jedoch nach etwas schwerfälliger alter Methode. Mußte doch schon Friedrich König mit seinen Bemühungen für die Einführung der Schnellpresse in Leipzig ziemliche Geduld haben! Liegt auch darin eine in gewisser Hinsicht löbliche Vorsicht, so hat doch der Vorort die Pflicht, in solchen Fällen nicht zu lange auf sich warten zu lassen.

Will Leipzig auf die Dauer siegreich oder ebenbürtig in einem Kampfe mit der Reichshaupt- und Weltstadt bestehen, so ist die fürsorglichste Aufmerksamkeit, verbunden mit Entschlossenheit und rastlosem Vorwärtsschreiten, geboten. Es darf keinen Augenblick mit der Einsetzung seiner ganzen Kraft und mit der Schaffung derjenigen Institu-

tionen zögern, welche darauf zielen, Leipzigs Stellung als Vorort zu sichern. Da aber hierbei nicht einseitig der Vorteil einzelner gewerbtreibender Persönlichkeiten, sondern auch die allgemeinen Interessen der Stadt und des Staates ins Auge zu fassen sind, müssen die Fachgenossen auch auf den bereitwilligsten Beistand der erwähnten beiden Faktoren rechnen können.

Als solche Institutionen bezeichnen wir:

1. Ein Museum ersten Ranges für das Buchgewerbe, verbunden mit einer ebenbürtigen Fachbibliothek nebst Lesezimmer und kleineren belehrenden wöchentlichen Ausstellungen und Vorträgen tüchtiger Lehrer.

2. Eine höhere graphische Fortbildungs-Anstalt (Akademie) für Ausgelernte oder in Bildung genügend Vorgeschrittene, daneben Fachunterricht für Lehrlinge.

3. Sorgsame Pflege des Ausstellungswesens, zunächst im Anschluß an die von dem „Börsenverein der deutschen Buchhändler" unternommenen jährlichen Ausstellungen mit der Erzielung praktischer Erfolge vor Augen.

4. Begründung eines Vereins von Angehörigen der Buchgewerbe im weitesten Sinne des Worts in Leipzig, also Buchdrucker, Schriftgießer, Ausübende der graphischen Schwesterkünste, Papier-, Farbe- und Maschinenfabrikanten, Buchbinder u. s. w. zur Förderung der sub 1—3 erwähnten Zwecke."

* * *

Die nächstfolgenden Abschnitte der Denkschrift behandeln nun der Reihe nach die hier aufgeführten Institutionen und zwar 2. „ein Museum für das Buchgewerbe, 3. eine Akademie des Buchgewerbes, 4. Das Ausstellungswesen in Leipzig und ein Centralverein für das Buchgewerbe".

Wir müssen uns hier darauf beschränken, diese beabsichtigten Einrichtungen nur in Kürze zu bezeichnen, da uns ein Eingehen auf die Begründungen durch Herrn Karl B. Lorck zu weit führen würde und sich vielleicht später die Gelegenheit bieten möchte, eine oder die andere der geplanten Schöpfungen besonders zu behandeln. Dagegen wollen wir der Entwickelung der ganzen Sache selbst näher treten und die weiteren Ereignisse bis zur Konstituierung des Vereins verfolgen.

Nachdem die Lorcksche Denkschrift — der man nicht allein eine warme Teilnahme ihres Verfassers für die Hebung der Stadt Leipzig und ihres Buchgewerbes, sondern auch ein nicht geringes Verständnis für die Sache und ein klares Aussprechen der als richtig erkannten

Ziele nachrühmen muß — in verschiedenen Kreisen verbreitet worden war, gab sich sehr bald eine recht lebhafte Teilnahme für die angestrebten Zwecke zu erkennen. Es zeigte sich, daß die Zahl derjenigen, welche an dem Blühen des Druckgewerbes und der graphischen Künste in Leipzig Interesse nehmen, sich nicht bloß auf die Fachgenossen beschränkte, sondern auch in manchen andern Kreisen zu suchen war. Dies trat klar hervor, als eine „Aufforderung zur Begründung eines Centralvereins für das gesamte Buchgewerbe in Leipzig" erschien und zu deren Unterzeichnung eingeladen wurde. Dieselbe ist mit 75 Unterschriften bedeckt im Oktober 1884 an die Öffentlichkeit getreten und beweist, daß besonders die Kreise höherer Bildung, in welchen die Bedeutung des Buchgewerbes für Litteratur, Kunst, Gewerbe und Handel geschätzt wird, in Leipzig recht zahlreich sind. Wir finden nämlich unter jenen Unterschriften außer den selbstredend in erster Linie beteiligten Kreisen der Buchhändler, Buchdrucker, Buchbinder, Papierfabrikanten, Schriftgießern ꝛc. unter anderen besonders folgende Namen: den Rector magnificus der Universität, den Direktor der Baugewerbeschule, den Oberbibliothekar der Universitäts- und der Stadtbibliothek, Vorsteher des Stadtverordneten-Kollegiums, die Vorsitzenden der Handelskammer und der Handelsbörse, den Vorsitzenden des allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes, des Künstlervereins, des Kunstvereins, des Architektenvereins, den Direktor der Kramer-Innung, den Vorsitzenden der Gewerbekammer, den Direktor des städtischen Museums, den Vorsitzenden der deutschen Gesellschaft dramatischer Autoren, den Direktor des Museums für Völkerkunde, Professoren, Landtagsmitglieder ꝛc.

Nachdem diese „Aufforderung" den gewünschten Erfolg gehabt, wurden die Interessenten zu einer konstituierenden Versammlung auf den 29. Oktober 1884 in der Buchhändlerbörse eingeladen und denselben die bereits gedruckten „Grundzüge zum Statut" zur Beratung vorgelegt. Den Motivierungen zu diesem Statut sind nachstehende Ausführungen als von allgemeinem Interesse entnommen:

„Die Ziele, welche der Verein sich stellt, sind, wie aus dem Statuten-Entwurf hervorgeht, mannigfacher Art, dabei zum großen Teil ohne jedes maßgebende Vorbild. Sie erfordern daher zu ihrer Durchführung viele vorbereitende Arbeiten von längerer Dauer, Gewinnung geistiger, Beschaffung materieller Kräfte. Jeder Schritt muß mit Festigkeit, zugleich mit Vorsicht geschehen. Unter diesen Umständen schien es verfrüht, ein in allen Einzelheiten fertiges Statut bereits jetzt vorzulegen und zur Ausführung bringen zu wollen. Andererseits wäre es unzulässig, ohne eine bestimmende Richtschnur in die organisierende

Thätigkeit einzutreten. Aus diesen Reflexionen entstanden die vorliegenden Grundzüge, in welchen alle Prinzipfragen festgestellt, manches Einzelne jedoch der Zukunft überlassen wurde. Sie genügen, um dem provisorischen Vorstand die Bahn vorzuzeichnen, von der er nicht abweichen darf; sie binden diesem aber nicht die Hände zu sehr während der Organisationszeit und drängen nicht zu einem schädlichen Überhasten und zum Beginnen von zu vielem auf einmal, was leicht der Fall sein würde, wenn der erst für ein fortgeschrittenes Stadium der Entwickelung des Vereins berechnete umfangreiche Administrations-Apparat sofort geschaffen würde, bevor noch die verschiedenen Felder für die Bearbeitung genügend vorbereitet und die richtigen Bearbeiter gefunden sind. Für jetzt dürfte, um das vorarbeitende Wirken sofort in angemessener Weise zu beginnen, die Konstituierung des Vereins auf Grundlage des Entwurfs, die Ernennung eines provisorischen Vorstandes und Einsetzung eines provisorischen Bureaus genügen, bis später durch die Zusammenberufung einer Generalversammlung bleibende Zustände geschaffen werden können."

Wie bereits im Eingange dieser Abhandlung bemerkt wurde, ist denn auch dem entsprechend der Beschluß der konstituierenden Versammlung ausgefallen und hat jetzt schon der „Centralverein für das gesamte Buchgewerbe" seine Wirksamkeit in Leipzig begonnen. Derselbe zählt bereits gegen 200 Mitglieder, deren Zahl sich demnächst wohl vermehren wird, so daß das Bestehen des Vereins als durchaus gesichert betrachtet werden kann. Bei dem frischen Korpsgeist, welcher die Jünger und Anhänger der ganzen großen Gutenberg-Familie immer schon ausgezeichnet hat, ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Entwickelung des „Centralvereins für das gesamte Buchgewerbe" eine kräftige, gesunde und glückliche sein werde.

* * *

Nachdem wir in dem Vorstehenden den Stand des Unternehmens und seine Geschichte dargelegt haben, erübrigt uns nur noch, ein kurzes Urteil über die Sache selbst abzugeben. Ein solches kann nur sehr günstig lauten, denn wie wir sehen, haben sich hier die verschiedensten Faktoren mit einander verbunden, um ein als zweckmäßig und nützlich erkanntes Unternehmen glücklich aus- und durchzuführen. Wo aber so bedeutende Kräfte, wie staatliche und städtische Vertretung, Spitzen von kenntnisreichen Körperschaften und vor allem der feste Wille einer eng geschlossenen Verbindung von Fachgenossen sich zusammenfinden, um als dringend notwendig erkannte Verbesserungen anzustreben, da pflegt der Erfolg auch nicht auszubleiben. Wie wir die Sache ansehen, ist

der Hauptbeweggrund, der Leipzig antreibt, sich aufzuraffen, um sein altes Übergewicht als Vorort für das typographische Gewerbe zu behaupten, darin zu suchen, daß es die im Laufe der letzten Jahre stets fühlbarer gewordene Nebenbuhlerschaft von Berlin ernstlich zu bekämpfen sich anschickt. Ein solches Bestreben ist nicht allein gestattet, sondern geradezu als Notwehr geboten, wenn Leipzig nicht von vornherein sich damit begnügen will, hinter der Reichshauptstadt zurückzutreten und freiwillig den lange Zeit mit Ehren behaupteten Platz als erster Platz des deutschen Buchgewerbes aufzugeben. Wahrscheinlich wird auch Berlin nicht zurückbleiben wollen, um eine der wachsenden Bedeutung der Residenz und ihrer Einwohnerzahl entsprechende höhere Stelle auch im Buchgewerbe zu erlangen, so daß wir das Beispiel eines sehr interessanten Wettkampfes vor uns sehen werden. Die Ziele sind aber der Anstrengung würdig, denn es handelt sich ja um die Vervollkommnung einer anerkannt guten Sache, die wir alle freudig begrüßen werden.

Wir rufen daher von Herzen dem neuen „Centralverein für das gesamte Buchgewerbe in Leipzig" ein frohes Glückauf zu und werden seine fernere Entwickelung mit hohem Interesse und den besten Wünschen für das Gedeihen begleiten.



Das kleine w im Schulz.

Der Verleger populärer Litteratur, auf die Verwendung der Sortimenter angewiesen für den Vertrieb seiner Neuigkeiten, findet häufig beim Durchmustern der auf seine Anzeige hin eingegangenen Bestellungen, daß in diesem oder jenem Orte, wo er Absatz voraussetzt, die Sortimenter nicht bestellt haben.

In der Annahme, daß die Anzeige wohl nur übersehen sei und das Werk doch dort gebraucht werde, glaubt er, nicht allein im eignen, sondern auch im Interesse des Sortimenters zu handeln, wenn er unverlangt die Novität einsendet, besonders dann, wenn schon in gleichem Falle frühere Sendungen zu ganz guten Resultaten geführt haben.

In der Regel wird wohl eine solche unverlangte Zusendung von seiten des Sortimenters angenommen und vertrieben, auch ordnungsmäßig in der nächsten Ostermesse verrechnet; einzelne lassen freilich derartige Pakete schon in Leipzig zurückweisen, andere remittieren unter Nachnahme ihrer Spesen; und ein Teil nimmt die Sendung wohl an, verrechnet dieselbe aber nicht.

Ein Fall letzterer Art führte vor einigen Jahren zu einer Klage des Verlegers auf Zahlung der fakturierten Beträge. Diese Klage endete nach vielen Verhandlungen mit der Abweisung des Klägers und seiner Verurteilung in die Kosten.

Der Thatbestand ist in dem Urteil wie folgt dargestellt: Kläger verfolgt klagend gegen den Verklagten einen Preis von . . . für unbestellt dem letzteren „pro Novitate“ zugesandte buchhändlerische Waren, da wie Kläger behauptet, Verklagter nach Lage der Sache, wolle er das Präjudiz der Genehmigung von sich abwenden, jene Waren bis zur Ostermesse des betreffenden Jahres ordnungsmäßig zurückzusenden, zu berechnen oder zu disponieren hatte, was nicht geschehen.

Kläger hat daher beantragt:

den Verklagten durch vorläufig vollstreckbares Urteil zur Zahlung des vorbestimmten Betrages für schuldig zu erkennen.

Beklagter hat Klag-Abweisung durch vorläufig vollstreckbares Urteil beantragt.

Unstrittig war Verklagter zur Zeit der gedachten Zusendung in den betreffenden Jahrgängen des buchhändlerischen Adreßbuches durch ein vorgesetztes w gekennzeichnet. Mit Rücksicht auf diesen Vermerk hält sich Verklagter zur Aufwendung der ihm angesonnenen Thätigkeit nicht für verpflichtet, vielmehr für befugt, die bezeichneten Sachen völlig bei sich liegen zu lassen und Zahlung zu weigern. Nur event. hat er — was Kläger bestritten — Zurdispositionsstellung auf buchhändlerischem Wege behauptet.

Gründe.

Nachdem die von beiden Seiten vorgeschlagenen Gutachter N. N. und N. N. über die in Frage stehenden Beweisfälle in zum Teil divergierendem Sinne sich ausgesprochen, ist von dem Börsenvereine der deutschen Buchhändler zu Leipzig ein Obergutachten in Form eines Parere extrahiert, welches wörtlich folgendermaßen lautet: In Sachen des Buchhändlers N. N. in N. wider den Buchhändler N. N. in N. beantwortet der Vorstand des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler die in dem Requisitionsschreiben, welches anbei mit den Akten zurückerfolgt, aufgestellten Fragen wie folgt:

Ad I. Das alljährlich in einem neuen Jahrgange erscheinende Schulzsche Buchhändler-Adreßbuch ist zwar ein reines Privatunternehmen, die darin enthaltenen Angaben über die Annahme oder Nichtannahme unverlangter Zusendungen gelten aber nach buchhändlerischer Usance allgemein als maßgebend und zwar ein für alle mal. Dies gilt natürlich nur für den neuesten Jahrgang, so daß die Angaben im Jahre 1876 für die Beurteilung des ersten Falles, die Angaben in den Jahrgängen 1879 und 1880 für den zweiten Fall maßgebend sind.

Die gestellte Frage ist daher mit Ja zu beantworten.

Ad II. Während es durchaus zweifellos ist, daß die innerhalb eines Rechnungsjahres à condition d. h. nicht fest gelieferten Sachen buchhändlerischer Usance gemäß zur nächsten Ostermesse a) remittiert, b) saldiert oder c) disponiert werden müssen, wenn sie entweder auf Bestellung geliefert oder aber einem Sortimenter, welcher laut Schulz' Adreßbuch Novitäten annimmt, auch ohne Bestellung gesandt wurden, so ist diese Verpflichtung dagegen nicht zweifellos, wenn der Sortimenter nicht bestellt hat und überdies dadurch, daß er seiner Firma im Buchhändler-Adreßbuche ein w vorsetzen ließ, zu erkennen gab, daß er keine unverlangten Sachen zu erhalten wünsche. In dem vorliegenden Falle ist der Vorstand einstimmig der Ansicht, daß eine

rechtzeitige Remission der trotz des w im Buchhändler-Adreßbuche unverlangt zugesandten Sachen zur Ostermesse nicht verlangt werden konnte, dies umsoweniger, als es sich hier nicht um vollständige Bücher, sondern um zu Sammelzwecken bestimmte Lieferungen und Sammelmappen handelt, deren Bezahlung, wenn der Empfänger zu erkennen giebt, daß er keinen Gebrauch machen konnte, oder wenn sie verloren gehen, von dem Verleger nicht beansprucht zu werden pflegt.

Im übrigen kann sich der Vorstand mit der Ansicht, der bereits befragten beiden Experten einverstanden erklären, daß es Verlegern gegenüber, mit welchen der Sortimenter in dauernder Geschäftsverbindung steht, Sache der „Coulanz" oder der „Anstandsrücksicht" sei, auch dann ordnungsmäßig zu remittieren, resp. zu disponieren, wenn der Sortimenter nicht bestellt und sich unverlangte Zusendungen verbeten hat.

Aus dem zu den Akten beiliegenden Rechnungs-Auszuge erhellt aber, daß der Verklagte mit dem Verleger N. N. in einer solchen Geschäftsverbindung nicht stand, so daß ihn also auch unter diesem Gesichtspunkte ein Vorwurf nicht treffen kann.

Die Frage ad III. beantwortet sich aus dem vorhergesagten.

Indem ich mich beehre, das vorstehende Gutachten im Auftrage des Vorstandes mitzuteilen, verharre ich u. s. w. Unterschrift und Datum.

Hiernach waren die von dem Kläger seinem Klageantrage unterstellten Voraussetzungen für beseitigt und die vom Beklagten ausgesprochene Zahlungsweigerung für berechtigt zu erachten, so daß auf Zurückweisung der Klagforderung zu erkennen, wie geschehen.

Die Kosten trägt Kläger als unterlegener Teil.

Unterschriften 2c.

Im allgemeinen dürfte das Gutachten des Börsenvereins-Vorstandes die Auffassung des Buchhandels in dieser Frage ziemlich genau wiedergeben, doch scheint es, nach unserer Meinung, eine Lücke zu haben.

Ein Sortimenter, der im allgemeinen seinen Bedarf an Novitäten wählt, auch im Schulz seine Firma mit dem kleinen w hat bezeichnen lassen, wird doch fortwährend unverlangte Sendungen erhalten. Findet er beim Öffnen einer derartigen Sendung, daß er davon Absatz erwarten könnte, so wird er die Bücher, wie die von ihm bestellten, zur Ansicht versenden, in seiner Auslage ausstellen oder auch einfach auf sein Lager legen. Durch jede dieser angeführten und durch ähnliche Handlungen hat er „de facto" die Zusendung genehmigt und die

Pflicht zur ordnungsmäßigen Verrechnung übernommen; das mitgeteilte Gutachten hätte dies, unserer Meinung nach, unaufgefordert hervorheben können und müssen, das Gericht hätte dann festzustellen gehabt, ob der Verklagte durch irgend eine dahingehende Handlung die betreffenden Sendungen angenommen, und sich eben dadurch auch zur ordnungsmäßigen Verrechnung verpflichtet habe.

Hätten die Erhebungen des Gerichts zur Bejahung dieser Frage geführt, so wäre der Sortimenter verurteilt worden.

Eine andere Frage, ob der Verleger die unversehrte Rückgabe seiner Bücher verlangen kann, ist gänzlich unberührt geblieben; gerade die Anregung dieser Frage hätte für die Sortimenter, den Kunden gegenüber, seine besondere Bedeutung.

Mit der Unterscheidung des Gutachtens zwischen vollständigen Büchern und Lieferungen resp. Sammelmaterial können wir uns nicht befreunden, ein prinzipieller Unterschied dürfte dabei nicht zu finden sein.



Bilder aus dem Kunstverlag.

1. Die Firma A. Braun & Co. in Dornach.

Wenn der Kunsthandel in den letzten drei Dezennien eine ganz neue Gestalt gewonnen und sich in höchst bemerkenswerter Weise erweitert hat, so haben dies weniger die älteren graphischen Künste, der Kupferstich oder Stahlstich, der Holzschnitt und die Lithographie, auch wohl nicht die Ölmalerei bewirkt, als vielmehr die neueren Reproduktionsverfahren, welche sich auf die Photographie begründen und die ebenso dazu berufen sind, die Kunst oder den Kunstsinn zu verallgemeinern, als wie Gutenbergs Werk seiner Zeit dazu ausersehen war, das Wort und die Wissenschaft zum Gemeingut zu machen. Wohl haben wir auch auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste ein höchst erfreuliches Fortschreiten anzuerkennen, der Holzschnitt steht in voller Blüte und im Stahl- resp. Kupferstich ist in Deutschland wohl niemals besseres geleistet worden, als gegenwärtig, allein das Häuflein Kunstverständiger, welches heutzutage noch Kupferstiche kauft, ist arg zusammengeschmolzen, die Photographie mit ihren billigen und getreuen Abarten ist Mode geworden, und der Kunsthändler muß sich nach dem Geschmack des Publikums in erster Linie richten. Man betrachte nur einmal das Schaufenster eines Kunstladens: vorn, links, rechts und im Hintergrunde Photographie, -gravure, -typie ꝛc. ꝛc. und ängstlich dazwischen gesteckt eine Reihe von Kupferstichen, die recht verlassen aussehen inmitten ihrer mächtigen Konkurrenten. Ist dieses Vorherrschen der Surrogat-Verfahren wohl ein Beweis für den Rückschritt unseres modernen Kunstgeschmacks? — Wir glauben dies nicht, meinen vielmehr, daß erst die Photographie die Reproduktion so darstellt, daß sie an Stelle des Originals einen genügenden Ersatz bildet.

Die Reihe der photographischen Kunstverleger hat sich zwar in den letzten Jahren recht anständig vergrößert, indessen sind es immer noch einige bestimmte Firmen, welche in ihrem Bereiche sozusagen dominieren, die wenigstens mit ihrem Renommé und auch mit ihren

Leistungen den Markt beherrschen. Unter diesen wieder befinden sich einige, welche auf die Entwickelung des modernen Kunsthandels mittelbar eingewirkt haben, die gewissermaßen im Reproduktionsfach eine neue Ära geschaffen und dem Kunsthandel neue Erwerbsquellen zugeführt haben; diesen gegenüber ist der gesamte Buchhandel zu Anerkennung verpflichtet, und deshalb wollen wir in den folgenden Artikeln versuchen, über eine Anzahl solcher Firmen zu berichten und hauptsächlich deren Werkstätten zu beschreiben, in denen Stoff und Nahrung für den Kunsthandel geschaffen wird.

Wir beginnen mit einer Firma, die seit vielen Jahren im Kunstverlag einen der ersten Plätze einnimmt, deren Publikationen längst einen Weltruf erlangt haben, die aber außerdem in neuester Zeit durch einen eigentümlichen Vorfall viel von sich reden gemacht hat.

Die „Fine Art Society" in London hatte vor etwa zwei Jahren um die Erlaubnis nachgesucht, die Stiche, Gemälde rc. der National-Galerie in London photographieren und sie mittelst Photogravure vervielfältigen zu dürfen. Das Direktorium hatte diese Erlaubnis allerdings erteilt, aber so viele und beschränkende Bedingungen daran geknüpft, daß die Gesellschaft von der gütigen Erlaubnis praktisch gar keinen Gebrauch machen konnte. Jetzt, vor einigen Monaten, vernahm man plötzlich, daß die Bilder der National-Galerie nun doch photographiert werden sollten, und zwar unter äußerst liberalen Bedingungen, man sah auch bereits vor der herrlichen Front des Museums ein äußerst häßliches eisernes Atelier errichtet, besonders für diesen Photographen eingerichtet, und glaubte natürlich, daß irgend eine bedeutende englische Firma die Konzession erhalten habe; allein man hatte sich getäuscht, die Firma, welcher das Direktorium so bereitwillig Thor und Thür geöffnet hatte, war keine britische, sondern eine deutsche und zwar diejenige der Herren A. Braun & Co. in Dornach. Die englischen Blätter, denen der Fall Fawcett*) noch frisch im Gedächtnis ist, sind ob dieser „Rücksichtslosigkeit" natürlich höchst aufgebracht, allein das Faktum können sie deshalb doch nicht aus der Welt schaffen, daß nämlich die deutsche Firma im Reproduktionsfach besseres leistet, als irgend eine englische Anstalt.

Das erstemal ist es nicht, daß die Kunstanstalt von Braun & Co. die Gemälde ausländischer Sammlungen reproduziert, — dieselbe besitzt in Paris ein eignes Haus und hat nicht nur verschiedene Ausgaben

*) Der kürzlich verstorbene General-Postmeister hatte bekanntlich das Material für die neuen englischen Postkarten von einer deutschen Firma bestellt.

der Photographieen nach den Originalen des dortigen „Salon" publiziert, sondern hat u. a. auch mit dem Direktorat der Musées Nationaux einen Kontrakt abgeschlossen, nach welchem sie 7000 der besten Gemälde jener Sammlung reproduzieren und in den Handel bringen darf — aber es ist das erste Mal, daß die Veranstaltung eines neuen Unternehmens dieser Anstalt so viel Staub aufwirbelt.

Als die ersten Reproduktionen von Handzeichnungen aus der Dornacher Verlagsanstalt in den Handel kamen, erregten dieselben außerordentliches Aufsehen, und zwar besonders deshalb, weil sie erstens das Original in überraschender Wahrheit wiedergaben — selbst das vom Künstler benutzte Zeichenmaterial, Tusche sowohl wie Rötel, Bleistift, Kohle und Kreide und selbst das zuweilen gefärbte Papier kamen genau so zur Geltung, daß man Originale zu sehen glaubte —, zweitens aber weil diese Reproduktionen unvergänglich sein sollten. Man hatte im Kunsthandel bisher mit den gewöhnlichen Photographieen gar traurige Erfahrungen gemacht, ein großer Teil des Lagervorrats war unverkäuflich geworden, weil die Bilder durch das Auslegen ein schwefelfarbiges Aussehen angenommen hatten und teilweise vergilbt waren; ein Verfahren also, welches unvergängliche Photographieen liefern sollte, wurde freudig begrüßt und erregte überall lebhaftes Interesse. Man bestellte ohne Zögern von der Dornacher Firma, und die Bilder, obwohl noch etwas teuer, fanden im Publikum großen Anklang und guten Absatz. Wie wurden nun aber solche Photographieen unvergänglich gemacht? — Diese Frage mußte der Kunstsortimenter in jenen Tagen gar häufig hören, aber selten konnte er sie richtig beantworten: — „es ist ein neues Verfahren, photographischer Kohledruck", — mit dieser Auskunft mußten sich die wißbegierigen Kunden meist zufrieden geben.

Wir glauben, daß auch jetzt noch eine genauere Definition der Bezeichnung K o h l e d r u c k vielen Lesern von Interesse sein wird, und geben deshalb eine solche. Die vorhin erwähnte Vergänglichkeit der gewöhnlichen Photographie hat ihren Grund gerade in dem „Fixiermittel" selbst, d. h. in der Substanz, welche angewandt wird, um das photographische Bild nach der Übertragung auf Papier auf diesem festzuhalten. Denn das photographische Bild besteht ursprünglich aus Silbersalzen, welche durch das Licht zersetzt werden; dieser Zersetzungsprozeß erzeugt nun zwar während des Kopierens den photographischen Druck auf dem gesilberten Papier, allein er würde sich auch noch dann fortsetzen, nachdem das fertige Bild dem Lichte ausgesetzt wird, wenn man nicht ein Fixiermittel anwenden wollte, welches die fernere Ein-

wirkung des Lichts auf die Silbersalze unschädlich macht. Diese Substanz, das unterschwefligsaure Natron, welches also einesteils ein unumgängliches Präservativmittel bildet, ist auf der andern Seite dem Bilde eben so gefährlich, nämlich dann, wenn es nach der Anwendung nicht gänzlich wieder aus dem Bilde ausgewaschen wird; die Auflösung der Silberverbindungen nimmt alsdann ihren Fortgang und zerstört mit der Zeit das Bild. Es lag deshalb der Gedanke nahe, das photographische Positivbild mittels einer Materie zu präparieren, die haltbarer war, als die Silbersalze, und man wählte hierzu die Kohle, die von allen Stoffen, welche uns die Chemie kennen gelehrt hat, der Temperatur und dem Lichte am besten widersteht, und deren man sich aus diesem Grunde bereits im Buch- und Kupferdruck bedient. Natürlich mußte hierbei die Herstellungsweise des Positivbildes eine ganz andere werden, als beim Silberdruck, bei welchem durch die Einwirkung des Sonnenlichts und die hierdurch bewirkte Zersetzung der Silberteilchen das Bild sich sozusagen aus dem Papier herausentwickelt, während beim Kohledruck die Färbung mechanischer Natur ist und auf der größeren oder kleineren Menge des aufgetragenen Pigments beruht, ähnlich wie bei einem Aquarellbilde. Es werden gegenwärtig verschiedene Arten des Kohledrucks ausgeübt, aber dieselben unterscheiden sich nur durch einzelne Manipulationen während des Entwickelns des Bildes, die Grundlage ist für die verschiedenen Arten die gleiche, nämlich die Eigenschaft der mit doppeltchromsauren Kali vermischten Gelatine, durch Einwirkung des Lichtes unlöslich zu werden. Wenn man diese lichtempfindliche Mischung auf Papier aufträgt und dann mit fein zerteilter Kohle oder irgend einem andern farbigen Pigment vermischt, dies Papier unter einem photographischen Negativ belichtet und alsdann mit einer Flüssigkeit behandelt, in welcher die vor dem Licht geschützt gebliebenen Teile der Schicht sich lösen, so erhält man direkte Abdrücke, die man Kohle- oder Pigmentbilder nennt. Die Haltbarkeit solcher Bilder richtet sich, wie in der Malerei, nach der Dauerhaftigkeit der verwendeten Pigmente.

Dieses Kohleverfahren wird in der Anstalt von Braun & Co. in Dornach in großartigem Maßstabe ausgeübt; allein die Einrichtungen für dasselbe hatten seinerzeit, d. h. vor etwa 20 Jahren, die Summe von 100 000 Mark verschlungen. Freilich sind diese Anlagen derartig, daß sie eine Alltagsseele geradezu verblüffen können und wie sie wohl überhaupt auf der Welt großartiger nicht gefunden werden. Eine Dampfmaschine von 6 Pferdekraft reibt die zur Anfertigung des Kohlepapiers benötigten Farben auf vierzehn Stahlmühlen, treibt einen zum

Lichtempfindlichmachen des Papiers dienenden Apparat, desgleichen verschiedene Satiniermaschinen und entfernt die in großer Menge lästigen Benzoldämpfe durch eine in der Minute 1200 Umdrehungen machende Windmühle. Zum heizen des Entwicklungswassers ist ein Dampfkessel aufgestellt, und im Laufe eines Tages werden während der Saison durchschnittlich 2500 Kohledrucke im Format von 50 Centimeter im Quadrat fertig gemacht. Das größte Bildformat, welches dort angefertigt wird, ist 115 × 60 cm. Das Etablissement beschäftigt mehr als 100 Männer und Knaben.

Eine so großartig angelegte Anstalt konnte nur von einer außergewöhnlich energischen und befähigten Natur gegründet und geleitet werden, und diese Eigenschaften waren es in der That, welche den Schöpfer des Etablissements, Adolf Braun, in hohem Maße auszeichneten. Derselbe nahm ursprünglich die Stellung eines Musterzeichners in einer Mülhauser Kattundruckerei ein, mußte sich also aus bescheidenen Verhältnissen emporarbeiten, aber gerade diese seine ehemalige Beschäftigung mochte ihm das Kohleverfahren, vor dessen Einführung jedermann zurückschreckte, als eine verhältnismäßig leicht zu bewältigende Aufgabe haben erscheinen lassen, denn gegenüber den vielen mechanischen Manipulationen, denen ein Stück Zeug für den Farbendruck unterworfen werden muß, und dem dadurch erzielten mäßigen Gewinn war das Kohleverfahren trotz seiner vielen Schwierigkeiten immer noch einfach und dabei bei weitem lukrativer. Übrigens wird außer dem Kohledruck noch das Photoreliefverfahren in der Anstalt ausgeübt; dasselbe liefert Bilder, die den Kohledrucken ganz ähnlich sind, d. h. die ebenfalls aus Farbstoff bestehen und unvergänglich sind, aber das Verfahren wird auf andere Weise ausgeübt. Wir werden auf dasselbe in einem folgenden Artikel näher zurückkommen.

Was die Persönlichkeit Brauns für den Kunsthandel interessant macht, das ist seine unermüdliche Schaffenslust, sein umfassender, aber nicht nach Idealen jagender, sondern stets auf ein bestimmtes und erreichbares Ziel gerichteter Unternehmungsgeist, dabei sein ungewöhnliches Kunstverständnis, welches gleichzeitig die Bedürfnisse eines kunstliebenden Publikums treffend auffaßte und zu würdigen wußte. Sein Charakter ist von denen, welche in seiner Umgebung gelebt haben, als ein durchaus ehrenwerter bezeichnet worden, sein Wesen als ein ruhiges, überlegtes, aber dabei stets liebenswürdiges. Ein englischer Gelehrter, Th. Sutton, der Redakteur einer photographischen Zeitschrift, welcher der Anstalt des Herrn Braun im Jahre 1868 einen Besuch abstattete, sagt von der Persönlichkeit des Leiters dieser Anstalt etwa folgendes:

„Während meiner Reise hatte ich mich mehr als einmal bemüht, mir eine Vorstellung von Herrn Brauns Äußerem zu machen. Seine ganze Karriere zeigt, daß er die Energie von zehn gewöhnlichen Sterblichen besitzt. Denn wer sonst hat sich erkühnt, die Alpen zu ersteigen und wie er mit einem Panorama-Apparat hunderte von Ansichten von 20 × 9 Zoll aufzunehmen? Wer anders macht Kohlebilder mittelst Dampfkraft? Wie konnte solch ein Mann aussehen? War er ein kleiner, unruhiger nervöser, ungeduldiger Mann mit schlechtverborgener Selbstschätzung? Ich konnte das nicht glauben; und glücklicherweise fand ich ganz das Gegenteil. Herr Braun ist ein großer, schöner Mann von mittlerem Alter, sehr ruhig und höflich, aber von erstaunlichem Selbstbewußtsein und Vertrauen auf die eigne Kraft. Wenn man zuweilen in den Journalen von den kleinen Umständen liest, aus denen kleine Leute ihre Schwierigkeiten machen, denkt man an solche Leute wie Braun, der mitten im Eis und Schnee auf den Grands Mulets mit seinem Uhrwerksapparat arbeitet und die umfangreichen Glasplatten in einer Schale lichtempfindlich macht, deren Lösung durch eine Spiritusflamme vor dem Frieren geschützt wird." *)

Die hier von Sutton erwähnten Aufnahmen von Schweizer Landschaften sind neben den Kohledrucken von Ad. Braun diejenigen Arbeiten, welche der genannten Anstalt einen Weltruf verschafft haben. Der süddeutsche und Schweizer Kunst- oder Sortimentsbuchhandel weiß es, mit welcher Vorliebe die Braunschen Landschaftsbilder von Touristen gekauft werden, weil es eben im Handel keine schöneren giebt; selbst die von dem bekannten Londoner Photographen England gefertigten und weit verbreiteten schönen Schweizeransichten reichen an die Braunschen nicht heran. Doch nicht nur die schönsten Punkte der Schweiz, sondern auch Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, Hollands, Tyrols, Oberitaliens und Roms wurden namentlich durch die stereoskopischen Aufnahmen Brauns Allgemeingut. Im Jahre 1862 schon hatte die Anstalt mehr als 15000 verschiedene Stereoskop-Aufnahmen gemacht.

Die mittelst des Kohleverfahrens von Braun hergestellten Bilder sind fast ausschließlich Reproduktionen, und zwar zumeist von Handzeichnungen älterer Meister. Es giebt wenig oder keine bedeutenden Museen oder Galerieen in Europa, deren Kunstschätze nicht schon vor den Braunschen Apparaten gestanden hätten; wir nennen nur die Zeichnungen Leonardo da Vincis aus dem Louvre, ferner von ebenda die Zeichnungen von Del Sarto, Raphael, Michel Angelo, Van Dyk,

*) Illustrated Photographer, 1868.

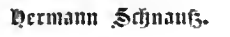
Rembrandt, Rubens u. s. w., sodann die wertvollen Meisterwerke aus der Wiener Albertina, aus den Uffizien in Florenz, dem Palast Brera in Mailand, aus dem britischen Museum und Kensington Museum in London, die bereits erwähnten Reproduktionen aus dem Pariser Nationalmuseum und die neuerdings begonnenen Serien der Dresdener Gemäldegalerie.

Aber die Thätigkeit der rührigen Firma ist noch keineswegs mit diesen Leistungen zu einem Abschluß gelangt, vielmehr beweisen die neuen Unternehmungen derselben, u. a. die eingangs erwähnte Reproduktion der National-Galerie in London, daß sowohl der Kunsthandel, wie das kunstsinnige Publikum überhaupt, noch Bedeutendes aus der Dornacher Anstalt zu erwarten hat.

Seit dem Jahre 1876 ist das Haus Braun in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden und firmiert seit dieser Zeit A. Braun & Co. (Photographie industrielle et artistique), der Begründer aber, Adolf Braun, durch dessen Geist und Wirken das Geschäft zu seiner jetzigen Höhe gestiegen ist, wurde schon kurz darauf, und zwar am Sylvesterabend des Jahres 1877, inmitten seiner Thätigkeit vom Tode abgerufen.

Wir wollen zum Schlusse unserer Beschreibung noch die Worte anführen, welche damals das Londoner Kunstjournal „The Athenaeum“ dem Verstorbenen gewidmet hat, als Beweis dafür, wie hoch derselbe auch im Auslande bei Kunstverständigen in Achtung stand.

„Der Tod eines hervorragenden Photographen," schrieb genanntes Blatt, „dem Künstler, Kritiker und Amateure viel verdanken, wurde vorige Woche gemeldet. Adolph Braun in Dornach war so glücklich, Verbesserungen von künstlerischem Wert in seiner Branche einzuführen. Durchaus erfolgreich reproduzierte er zahllose Handzeichnungen alter Meister, und das in einer bis dahin ungeahnten Ausdehnung und Weise. Es würde unmöglich sein, alle Handzeichnungen in dem Belvedere in Wien, in Florenz, Rom, im Louvre, im Britisch Museum und in Windsor auf andere Weise zusammenzubringen als es im Drucksachensaal des Britisch Museum geschehen ist, wo ein reicher Schatz Braunscher und anderer Photogramme sich angesammelt hat und von jedermann studiert werden kann. Die Photographie hat der Kunst keinen Dienst geleistet, der sich vergleichen ließe mit dem, was Braun ausgeführt hat." — Aus einer derartigen Dienstleistung aber zieht der Kunsthandel nicht am wenigsten Nutzen, und deshalb mag von seiten unserer Kollegenschaft dieses Erinnerungsblatt, einem wahrhaft großen Kunstverleger gewidmet, freundlich aufgenommen werden.


Hermann Schnauß.

Über Stellen-Angebote.

Geschäftsführer für ein großes litterarisches Etablissement Münchens (Buchdruckerei mit Verlag) gesucht. Nur solche Bewerber wollen sich melden, welche bei tadellosem Charakter vorzügliche Befähigung in bezug auf doppelte Buchführung und große Gewandtheit in der geschäftlichen Repräsentation nachweisen und genügende Kaution stellen können. Auch sind die nötigen Kenntnisse zur Leitung einer großen Buchdruckerei sehr erwünscht. Hoher Gehalt ev. Tantieme zugesichert. Alter nicht unter 30 Jahre. Photographie, Zeugnisse, Angabe von Referenzen, sowie Gehaltsansprüche unter S. 5883 an Rudolf Mosse in München.

Vorstehende Anzeige war kürzlich zweispaltig, mit fettester Schrift gedruckt, im Stuttgarter „Neuen Tageblatt" zu lesen. Ähnliche Anzeigen finden wir sehr häufig in unsern Fachblättern und möchten wir hier untersuchen, ob eine derartig gefaßte Anzeige wirklich dem Zwecke entsprechend ist.

Welches ist überhaupt der Zweck derartiger Anzeigen?

Der Inserent will eine Arbeitskraft für sein Geschäft gewinnen und die disponiblen Arbeitskräfte veranlassen, sich ihm durch ihre Offerte zur Verfügung zu stellen, um aus diesen die für seine Zwecke passendste Persönlichkeit auszuwählen und zu engagieren.

Bei der großen Zahl von stellenlosen Gehilfen im Buchhandel, die sich naturgemäß um jede Stelle bewerben, ist die Zahl der eingehenden Offerten sehr groß und daher das sichten derselben eine sehr schwierige Arbeit, und da die Offerten oft über erwünschte Details nichts Genaues enthalten, noch dazu eine undankbare, sodaß das Engagement in vielen Fällen ganz und gar vom Zufall abhängt; auch keinen der kontrahierenden Teile befriedigt.

Es muß daher vor allem das Bestreben des suchenden Geschäfts-Inhabers sein, die Zahl der Offerten möglichst zu beschränken

und ganz unpassende von vornherein auszuschließen. Dies wird er am besten erreichen, wenn er in seinem Inserat alle seine Ansprüche und Wünsche genau mitteilt und seine Gegenleistung genau angiebt, dann kann jeder Stellensuchende sofort beurteilen, ob er einerseits den gestellten Anforderungen genügen könne und ob ihm andrerseits das Gehalt u. s. w. konveniert.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte das oben mitgeteilte Inserat, so fällt sofort die Bezeichnung „litterarisches Etablissement" ins Auge; der Inserent scheint selber das Ungenaue gefühlt zu haben, da er hinzufügte, „Buchdruckerei mit Verlag". Dies ist schon besser, doch läßt es noch viele Fragen offen; z. B. ob die Druckerei hauptsächlich für Werkdruck, Zeitungs- oder Accidenzdruck eingerichtet ist; ob der Verlag aus wissenschaftlichen oder andern Werken, aus Tages- oder Wochenblättern besteht, resp. ob mehrere Hauptrichtungen darin vereint sind; ferner ist aus dem Inserat nicht zu ersehen, auf welche Art von Kenntnissen das Hauptgewicht gelegt wird, ob auf solche aus der Buchdruckerei, des Verlages oder auf allgemein kaufmännische Kenntnisse.

Dagegen erscheint die Erwähnung des tadellosen Charakters als selbstverständlich hier überflüssig.

Ganz exakt sind die Forderungen in bezug auf doppelte Buchführung, Gewandtheit in der geschäftlichen Repräsentation und der Kaution nicht gerade ausgedrückt. Unklar ist vor allem, ob der Geschäftsführer seine Kenntnisse der doppelten Buchführung nur zur Kontrole des Buchhalters gebraucht, oder ob er selber die Bücher zu führen hat. Welche Kaution genügen würde, ist ebenfalls nicht gesagt. Kaution zu verlangen, ist ja im Buchhandel im allgemeinen, und mit Recht, nicht üblich, im Geschäftsleben wird solche, abgesehen von Schwindlern, welche auf Kautionsraub ausgehen, überhaupt sehr selten verlangt und gegeben, weil es gegen Unterschlagungen in kleineren Posten weit wirksamere Kontrollen giebt, wirklich große Unterschlagungen aber trotz der Kaution doch vorkommen.

Was heißt in diesem Falle hohes Gehalt? In einer Stellung ist ein Gehalt von 2000 Mk. als ein hohes zu bezeichnen, während im andern Falle 6000 Mk. noch als niedrig zu bezeichnen wären.

Mit der Forderung einer Photographie wird jetzt entschieden in vielen Fällen Mißbrauch getrieben, ein großer Teil der eingesandten Bilder ist verloren, besonders bei solchen Angeboten, welche anonym erlassen worden, die Originalzeugnisse einzusenden ist im Buchhandel nicht üblich, wird auch nur höchst selten verlangt; ob in unserem

Muster Originale verlangt werden, ist nicht gesagt; Angabe von Referenzen, neben den Zeugnissen, scheint überflüssig.

Wir kommen nun noch an einen ganz besonderen Punkt, die Forderung, Gehaltsansprüche anzugeben; wir halten eine soche Forderung gelinde gesagt für einen Unsinn. Wer soll mit einiger Sicherheit angeben, wieviel er in einer ihm fremden Stadt zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse gebrauchen werde? Meistens ist in den anonymen Inseraten die Stadt gar nicht genannt; fordert man wenig, so kommt man nachher mit der geforderten Summe nicht aus, die Folge ist das Gesuch um Aufbesserung, welches in vielen Fällen mit Hinweis auf die gestellte Forderung abgelehnt wird, oder es folgt sofort der Austritt aus einer solchen Stellung, und dasselbe Spiel beginnt von neuem mit einem anderen Bewerber; fordert man aber mehr als ein anderer, so nutzen die besten Zeugnisse nichts mehr, die billigste Kraft ist zuerst die beste.

Beweise hierfür stehen zu Diensten.

Ob damit dem Chef auf die Dauer gedient ist, wollen wir hier nicht näher untersuchen; zu wünschen wäre aber, daß derartige Forderungen nicht gestellt würden. Der suchende Chef kennt stets genau die Verhältnisse seines Wohnortes, er kann also das Gehalt dementsprechend festsetzen.

Ganz unerwähnt ist in unserem Muster die Antrittszeit geblieben, ob absichtlich?

Wenn wir zum Schluß noch rekapitulieren, wann ein solches Inserat zweckentsprechend sei, so müssen wir fordern, daß darin genau enthalten sei: welche Stellung überhaupt und bis wann dieselbe zu vergeben ist, welche besonderen Arbeiten damit verbunden sind, welche Vorbildung sowohl der Schule als im Geschäfte verlangt wird; besondere Wünsche sind auch besonders hervorzuheben. Dagegen ist es überflüssig, Ehrlichkeit und andere selbstverständliche moralische Eigenschaften zu erwähnen. Jedoch offeriere man ebenfalls genau das mit der Stellung verbundene Gehalt, etwaige regelmäßige Geschenke &c., vermeide aber alle allgemeinen und mehrdeutigen Ausdrücke, damit jeder Stellensuchende genau weiß, ob er den gestellten Anforderungen genügen könne und ob er Aussicht hat, mit dem offerierten Gehalt seinen Ansprüchen und Gewohnheiten entsprechend leben zu können. Außerdem sollte man die anonymen Inserate möglichst vermeiden, auch Photographien nur dann verlangen, wenn der offene Posten derart ist, daß das Äußere in Betracht kommt.

Die nächste Folge solcher genauen Angaben wäre ein Unter-

lassen der Meldung von solchen Bewerbern, die den veröffentlichten Anforderungen nicht genügen können, sodann würden die eingehenden Offerten wohl durchweg viel spezieller als jetzt die verlangten Spezialkenntnisse nachweisen, dadurch würde das sichten der an und für sich schon kleineren Zahl von Offerten noch bedeutend erleichtert, es würden viel mehr wie heute die passendsten Kräfte an den geeignetsten Platz gestellt werden und damit ein Hauptgrund vieler Differenzen zwischen Chef und Gehilfen hinweggeräumt sein und die meisten Engagements würden von viel längerer Dauer sein wie jetzt, jedenfalls sehr zum Vorteil beider Teile.

Nachschrift. Auf das vorstehende Inserat sind über 400 Offerten eingegangen, in denselben unterbliebene Gehaltsforderung ist in direkter Zuschrift anonym nachträglich erbeten, bei den aufgegebenen Referenzen ist angefragt und die Stellung schließlich einem gelernten Buchdrucker übertragen. Die eingesandten Photographieen sind ohne jede Bemerkung den betr. Einsendern zurückgesandt. Die inserierende Firma ist eine der ersten Buchdruckereien in München (Werk-, Zeitungs- und Accidenzdruckerei) mit Zeiungsverlag.

St. V. Sch.



Buchhandel und Buchhändler im alten Rom.*)

Von

G. Kreyenberg.

Mit Recht bemerkt Dr. Fr. Kapp in seinem 6. Bericht an die historische Kommission des Börsenvereins, betreffend die von ihm herauszugebende Geschichte des Buchhandels, daß Gutenberg erst den Boden geschaffen, auf welchem sich die Geschichte des Buchhandels fortentwickelt.

Der litterarische Verkehr im Altertum und vorgutenbergischen Mittelalter deckt sich mit dem modernen Begriff des Buchhandels nicht, und doch ist dieser Verkehr, namentlich während der so hoch entwickelten Blüteperiode der altklassischen Litteratur, von so eigenartigem Charakter und bietet für uns, die wir jene alten Handschriftenhändler als Vorläufer des buchhändlerischen Geschäfts betrachten müssen, meines Erachtens des Interessanten soviel, daß ich unter besonderer Berücksichtigung der Grundprinzipe und der vielen Beziehungen mit dem modernen Geschäftsbetrieb versuchen werde, in kurzen Zügen ein Bild über das Wesen und die Entwickelung des Buchhandels in Rom nebst seinen Geschäftszweigen und Verhältnissen zu geben, allerdings nur ein mangelhaftes Bild, das auf Vollständigkeit keineswegs Anspruch machen darf, da die auf uns gekommenen Nachrichten über Herstellung und Vertrieb überaus dürftig sind.

Wir pflegen nur den scharfen Gegensatz zwischen der geistigen Öde des Mittelalters und dem eine neue Kulturepoche kennzeichnenden Wendepunkte ins Auge zu fassen, welchem Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst die Erstehung verdankt; das Privilegium der Klöster und Mönche, das Studium und mühselige Abschreiben der Bücher, sowie

*) Dieser Aufsatz ist nach einem im „Krebs, Verein jüngerer Buchhändler zu Berlin" gehaltenen Vortrag für die „Buchhändler-Akademie" überarbeitet. Die das Thema ganz oder teilweise behandelnden Werke von Hertz, Göll, Ritter und sonstige darauf bezügliche Artikel aus Sammelwerken und Litteraturgeschichten sind der Ausführung zu Grunde gelegt.

der Austausch angefertigter Handschriften mit anderen Klöstern wurde mit der neuen, sich rasch Bahn brechenden Erfindung zu Grabe getragen, welche in ihrem langsamen Sieges-Einzuge in andere Städte, Provinzen und Länder noch wenig unter der strengen Censurfessel zu leiden hatte.

Und doch, liegt weit, weit zurück eine Zeit, welche durch künstlerische Genialität und geistige Produktivität noch immer unerreicht, in der Staatsverwaltung und Rechtswissenschaft noch immer mustergiltig dasteht, eine Zeit, in der die allgemeine Volksbildung soweit vorgeschritten war, daß dem Lesebedürfnisse von Millionen und abermals Millionen nur durch eine unendlich großartige Organisation eines die litterarischen Bedürfnisse vermittelnden Standes Genüge geleistet werden konnte.

Und dieses Verdienst der ungeheuren und schnellen Verbreitung sämtlicher Nachrichten und Bücher im alten römischen Reiche steht den Bibliopolen zu.

Litteratur und Wissenschaft sind lange Zeit ungekannte, dem kriegerischen und auf Vergrößerung des Gemeinwesens und der Republik gerichteten Sinn des Römers überflüssige Bedürfnisse. Mit den nach griechischen Mustern gebildeten Kriegsgefangenen kam die Lust an scenischen Darstellungen nach Rom; als dann griechische Rednerschulen errichtet wurden, finden wir in engen, aristokratischen Kreisen, ganz geheim gehalten vor der Außenwelt, das Erwachen eines geistigen Lebens, das allmähliche Siegen der Wissenschaft über den Barbarismus. Ein Ennius, Naevius und Caecilius hatten als Vorläufer Sinn und Herz empfänglich gemacht für die ältere ciceronische Zeit und die jüngere augusteische Zeit, welche mit Cicero und Cäsar, mit Vergil, Ovid und Horaz eine Anteilnahme des Volkes an den Produkten ihrer Dichter herbeiführte, wie sie sich nur durch die große Verbreitung der Werke genannter Schriftsteller und Dichter verstehen läßt. Es war Usus, die Manuskripte im engen Freundeskreise vor der Veröffentlichung mitzuteilen, die ausgearbeiteten Bruchstücke der Kritik der Kunstgenossen zu ergänzenden Bemerkungen und Zusätzen zu unterbreiten; nirgends finden wir hierfür ein klareres und zutreffenderes Beispiel als in dem Verkehr des Cicero mit dem Ritter Titus Pomponius Atticus, dessen vita uns Cornelius Nepos aufbewahrt hat, und den wir als den ersten Buchhändler und Verleger der meisten ciceronischen Schriften bezeichnen können.

Vorerst erscheint bei Atticus das kaufmännische Verlegerinteresse nur Nebensache, es ist ein höheres, was den Verkehr, den Briefwechsel der beiden durchziehend belebt.

Bis in das kleinste Detail teilt Cicero dem Freunde seine schrift-

stellerischen Pläne mit, überlegt mit ihm die Titel und Dedikationen seiner Werke, bittet ihn um diese oder jene historische Notiz oder Zahl, und willfährig, ohne den geringsten Eigennutz, kommt ihm Atticus entgegen, regt ihn sogar zur schriftstellerischen Thätigkeit an und korrigiert grammatische und stilistische Fehler mit dem von Cicero scherzend so gefürchteten Rotstift.

Nach den wahrscheinlich erst vom Autor genehmigten Korrekturen ließ Atticus die Werke von seinen Sklaven, die jeder Reiche hundertfach besaß, abschreiben und brachte die gewonnenen Abschriften in den Handel.

Der steigende litterarische Bedarf, namentlich poetischer Werke, führte diesem neuen Industriezweig bald mehr und mehr Kräfte zu, und zu Anfang der Kaiserzeit haben wir bereits einen vollständig entwickelten Buchhandel, dessen Vertreter Hersteller, Verleger und Sortimenter zu gleicher Zeit waren; Sortimenter allein gab es nur in den Provinzen.

Von den Firmen, deren von den Autoren häufig Erwähnung geschieht, sind die bekanntesten die Gebrüder Sosii als Verleger des Horaz, Tryphon als Verleger des Martial, Quintilian und Dorus, der durch sein großes Lager, namentlich der Schriften Ciceros und Livius', allgemein und rühmlich bekannt war.

Im Argiletum, am cäsarischen Marktplatz und dem Vertumnustempel, den frequentesten und belebtesten Straßen der Stadt, hatten die Bibliopolen ihre Geschäftslokale, Tabernen, aufgeschlagen; ein ganzes Stadtviertel, der vicus sandalarius, war von Buchhändlern und deren Personal nebst Geschäftsleuten verwandter Zweige, wie Buchbindern und Papierfabrikanten, bewohnt; hierher dürfte man also die ausschließliche Herstellungsindustrie verlegen.

Sowie man bei uns neue Erscheinungen durch die Auslage und Plakate in den Schaufenstern bekannt zu machen pflegt, brachten schon die Buchhändler im alten Rom Anzeigen von neu erschienenen Schriften an den Thüren ihrer Geschäftslokale oder an den Säulen und Pfosten der Vorhallen an. „Kein Buchladen", sagt Horaz, „und keine Plakatsäule soll meine Werke aufweisen!" und an einer anderen Stelle: „Mittelmäßiges zu leisten, erlauben den Dichtern weder die Götter, noch die Menschen, noch die Säulen." Martial weist einem Bewerber um ein Freiexemplar seiner Epigramme die richtige Bezugsquelle, indem er ihm zuruft: „Gegenüber Cäsars Marktplatz, am Laden, — findest du die Pfosten voll von Anzeigen, dort fordere bei Atrectus, dem Besitzer der Buchhandlung, meine Werke".

Im Innern der Läden duftete es von Safran und Cedernöl, um

Motten und Bücherwürmer von dem kostbaren Material der Einbände abzuhalten.

Die Bücher lagen zusammen in Fächern, welche man nidi nannte, die bessern und gangbaren im Sehkreis des Publikums, die Ladenhüter unten.

Nur gebundene Exemplare kamen in den Handel, eine Notwendigkeit, welche schon durch das benutzte Material bedingt war; die einzelnen Blätter wurden am Ende zusammengeleimt und dann um einen Hohlcylinder gerollt, durch dessen Mitte wiederum eine Holzrolle, welche oben in zwei Knöpfe endigte, lief; die drei übrigen Seiten waren mit Bimstein geglättet und trugen einen schwarzen Schnitt.

Zum Schutze gegen Staub diente ein Umschlag von gefärbtem Pergament, welcher den Titel und häufig auch das Bildnis des Verfassers trug. Schulbücher erfuhren eine weniger sorgfältige Behandlung; überhaupt differieren die Exemplare eines und desselben Verlagswerkes, je nachdem es bei verschiedenen Verlegern zur Ausgabe gelangte, sowohl in Material, Sorgfältigkeit und Sauberkeit der Schrift und dem Einbande ganz bedeutend.

Die Buchhandlungen waren ein beliebter Sammelort von Litteraturfreunden und Dichtern. Novitäten wurden gierig verschlungen, Urteile über neue Erscheinungen drangen aus den Buchläden in die Öffentlichkeit; daneben machte sich aufgeblasene Vielwisserei häufig hier geltend, und wir wissen, daß derartige Ignoranz häufig ihren Meister fand, und die Überführten sich dem Spott und Gelächter der Kunden schleunigst durch die Flucht entzogen.

Bei dem Ankaufe von Büchern pflegte das Publikum mit der peinlichsten Genauigkeit die Werke nach Papier, Schrift und Güte der Handschrift zu prüfen, und diese Vorsicht war auch durchaus am Platze, denn die Buchhändler, meist Freigelassene, betrieben das Geschäft rein kaufmännisch, ohne irgend welche Garantie für die Richtigkeit der Abschrift zu übernehmen.

Die Worte eines zeitgenössischen Schriftstellers: „Wer würde, wenn mit dem Besitze von Büchern auch geistige Bildung verbunden wäre, dann mit den Buchhändlern wetteifern können? Bei näherer Prüfung wirst du aber sehen, daß sie hierin keinen Vorzug vor dir haben, sondern schlecht griechisch sprechen und jedes höheren Verständnisses ermangeln", sind nicht sehr schmeichelhaft für den Beruf. Ich habe schon einmal auf den merkwürdigen Überfluß an Arbeitskraft hingewiesen, der in gar keinem Verhältnis zur Zahl der freien Bürger in der Hauptstadt steht; ganz einfache Privatleute hielten sich 15—20 Sklaven,

von einigen Kapitalisten erzählt man, daß sie ein Sklavenheer von über 10 000 Köpfen besessen.

Gerade in dem größtmöglichsten Besitze von Sklaven lag für den Verleger das Kapital, die Größe seines Geschäftes und Umsatzes.

Durch das Diktat war in kürzester Zeit die massenhafte Vervielfältigung zu bewerkstelligen; je größer die Zahl der Kopisten eines Verlegers, desto größer die Auflage des zu publizierenden Werkes. Hauptsächlich waren in den Offizinen der Bibliopolen griechische Sklaven zu finden, die einen hohen Grad wissenschaftlicher Bildung besaßen; der Verleger Titus Pomponius Atticus benutzte zum kopieren der ciceronischen Schriften nur Sklaven, die in seinem Hause geboren und zu Kopisten, Bibliothekaren und Gehilfen in seinem weitverzweigten Geschäft herangebildet waren.

Ich erinnere ferner an den Sklaven des Cicero, den späteren Freigelassenen Tiro, welcher der Erfinder einer eigenen Tachygraphie war; jeder Kopist kannte die Abbreviaturen dieses Systems, nicht minder die Bücherkäufer.

Um nun ein recht klares Bild von der Herstellung der Bücher zu geben, bitte ich den Leser, mit mir in die Offizin des Verlegers Tryphon am Cäsarischen Marktplatz einzutreten. Soeben hat Tryphon den Verlag des zweiten Buches der Epigramme von Martial erworben; eine Geldklemme, eine auch unsern jetzigen Schriftstellern nicht unbekannte Erscheinung, ist nach der eigenen Angabe des Dichters der Grund, daß dies Buch so kurz ausgefallen, und über solche Ebbe hilft der Geldbeutel des Verlegers schnell hinweg. In der Teubnerschen Textausgabe umfaßt dies Buch zwanzig Druckseiten. Vergegenwärtigen wir uns nun folgende Scene. 100 Kopisten sind bereit, das gehörte Wort mit flüchtiger Rohrfeder zu Papier zu bringen, in einer Stunde, sagt Martial, ist die Abschrift fertig. Bei einer Arbeitszeit von täglich 10 Stunden haben wir also eine Auflage von 1000 Exemplaren pro Tag; in Betracht gezogen habe ich bei dieser Aufstellung noch gar nicht die Wahrscheinlichkeit, daß außerdem in anderen Sälen das Manuskript diktiert ist, in vier Tagen also eine Auflage von 4000 Exemplaren. Die Abschriften gelangten nach stattgehabter Revision von seiten der Korrektoren sofort in die Buchbinderei, wo alle Hauptbestandteile der Einbände bereits vorrätig waren und nur die Blätter eingeleimt zu werden brauchten.

Trotz des Korrekturlesens mögen wohl viele Fehler in den Büchern stehen geblieben sein, wenigstens scheint die Sucht der Bibliomanen

nach Manuskripten oder nach Werken, bei denen der Autor selbst Korrektur gelesen, diese Annahme zu bestätigen.

Cicero, dem der Auftrag geworden, die Bibliothek seines Bruders durch Neuankäufe zu erweitern, ist ratlos, an welche Buchhandlung er sich wenden soll, denn überall findet man die Bücher voller Fehler. Gewissenlose Buchhändler legten die Bücher längere Zeit in präpariertes Getreide, um dem Papier ein altes Aussehen zu verschaffen und dann eitlen Büchernarren mit den zerfressenen und mottendurchnagten Exemplaren als autographe Seltenheiten aufzuwarten.

Für die Höhe der Auflage haben wir wenig Anhalt bei den Schriftstellern gefunden; der mutmaßliche Absatz in der Hauptstadt und die Bezüge der auswärtigen Sortimenter waren die bei der Kalkulation in Betracht zu ziehenden Faktoren; für Schulbücher ist in Plinius' Briefen von einer Auflage von tausenden die Rede; ein Nekrolog auf Regulus wurde in 1000 Exemplaren verbreitet.

Selbstverständlich durfte der Verleger erst dann mit der Publikation eines neuen Artikels vorgehen, wenn den weitgehendsten Anforderungen nach Exemplarzahl Genüge geleistet werden konnte; denn nur auf solche Weise war es möglich, den geschäftsmäßig betriebenen Vervielfältigungen anderer Kollegen, da natürlich keine dem heutigen Urheberrecht an Verlagswerken entsprechenden Gesetze vorgesehen waren, energisch entgegenzutreten; ein möglichst rascher Vertrieb und äußerst mäßige Preise brachen der Konkurrenz die Spitze.

Einen nicht geringen Anteil an dem außerordentlich großen Absatz, besonders neuer Werke beliebter Autoren, hatten auch die mäßigen Preise der Bücher, welche auch den weniger Bemittelten die Anschaffung einer kleineren Bibliothek von klassischen Schriftstellern gestatteten.

Namentlich war die Äneide, dieses Nationalepos, ein Hausbuch; die Geschäftsleute schmückten die Vorhallen mit Citaten aus ihrem Lieblingsdichter, die Handwerker entlehnten dem Vergil die Mottos für ihre Waren. Martial erzählt, daß seine Epigramme, wahrscheinlich alle sieben Bücher in Prachtausgabe, einem opulenten Purpureinbande 5 Denare, ungefähr 3 Mark 50 Pf., in gewöhnlichem Einbande 6—10 Sesterzien, also 1 Mark 10 bis 1 Mark 80 Pf. gekostet. Die Teubnersche Textausgabe hätte also der Konkurrenz mit Tryphons billiger Ausgabe nicht Stand gehalten.

Manuskripte, welche der Verleger für die Publikation wahrscheinlich mit erwarb, und vom Autor korrigierte Abschriften waren besonders von den Litteraturfreunden gesucht und die hierfür gezahlten Preise grenzen an das Unglaubliche.

So wissen wir, daß Fidus Optatus ein für autograph gehaltenes Exemplar des zweiten Buches von Vergils Äneis für 400 Mark erstand, eine Handschrift des Eunuchen von Terenz wurde für 1400 Mark verkauft, das Manuskript der Excerptensammlung des Naturforschers Plinius wurde mit 40000 Mark ausgeboten.

Maßgebend für die Feststellung der Bücherpreise waren Kalligraphie, äußere Ausstattung, wie Pracht-, Schul- und Volksausgabe, Korrektheit der Schrift und Alter.

Für den Erwerb von neuen Verlagsunternehmungen wurden von den Verlegern die öffentlichen Vorlesungen stark frequentiert; letztere möchte ich mit der heutigen Kritik, die allerdings erst nach der Ausgabe der Werke erfolgt, vergleichen. Die Sitte dieser Recitationen, das Vorlesen der Werke vor der Herausgabe, kam namentlich im Anfang der Kaiserzeit auf und wurde durch Augustus sehr gefördert, um die republikanischen Römer, deren Interesse für die Politik ein sehr reges war, den öffentlichen Angelegenheiten zu entfremden und ihnen durch die Beschäftigung mit den neuesten Erzeugnissen der Litteratur einen harmloseren Ersatz zu bieten.

Für den Verleger hatten diese Vorlesungen den Zweck, aus der Kritik der Zuhörer, der warmen oder ablehnenden Aufnahme eines Werkes Nutzen für etwaige Verbesserungen und Erweiterungen für die folgende Herausgabe zu ziehen; in der späteren Kaiserzeit artete die Sitte aus und diente nur noch zur Befriedigung der Eitelkeit und des Ehrgeizes; nur Dichter ersten Ranges, wie Vergil und Horaz, konnten sich dieser Unsitte entziehen, während die Epigonen sich durch enormen Kostenaufwand, der ihnen durch die Einrichtung des Saales und durch öffentlich angeschlagene Einladungen erwuchs, Popularität und damit Verleger erkaufen mußten. „Im ganzen Monat," klagt Plinius, „ist kein Tag vergangen, an dem nicht irgend eine Vorlesung stattgefunden."

Je andächtiger und aufmerksamer das Auditorium den Ausführungen des Recitators folgte, um so sicherer war natürlich die Aussicht auf einen großen Absatz. Daß bei dem gespendeten Beifall die Thätigkeit einer wohlorganisierten und gutbezahlten Claque wohl zu berücksichtigen war, verstand sich für den geschäftskundigen Verleger von selbst.

War es nun einem Schriftsteller gelungen, einen gewissen Grad von Berühmtheit zu erreichen, so wurde er von Verlagsbuchhändlern förmlich belagert, die ihn mit allen Künsten der Überredung zu bewegen suchten, entweder angefangene Werke fortzusetzen oder neue zu schreiben; dieses aufdringliche Benehmen wird von zeitgenössischen Schriftstellern in scharfer Weise gegeißelt.

Läßt sich schon über Preis und Auflage der Bücher wenig Sicheres angeben, so ist die Frage nach dem Honorar des Schriftstellers eine noch viel weniger aufgeklärte, und nur aus Stellen des Martial und Juvenal können wir ein solches Verhältnis mutmaßen. In einem Gymnasialprogramme aus dem Jahre 1865 wird sogar diese Auffassung auf das entschiedenste bestritten und die zur Lösung dieser Frage in Betracht kommenden Stellen anders interpretiert, neuere Philologen geben zwar die gegenseitigen Beziehungen zwischen Verleger und Autor zu, wollen aber den Begriff des heutigen Honorars nicht auf das Altertum übertragen wissen, wieder andere glauben, der Ankauf des Manuskripts, das der Autor nach der Vervielfältigung nicht wieder erhielt, berechtige zugleich zur Publikation desselben.

Letztere Annahme dürfte am meisten für sich haben, da über den Schutz des geistigen Eigentums keine Bestimmungen existierten. Gewissenlose Verleger schrieben absatzlose Werke berühmten Autoren zu, und mancher Protest gegen diese Aufoktroyierung verkannter, namenloser Geistesprodukte ist auf uns gekommen.

Infolge dieser Übergriffe ließen die Autoren Verzeichnisse der von ihnen veröffentlichten Werke verbreiten, um einem Mißbrauch ihrer Autorschaft vorzubeugen.

Die schreckliche Unsitte der Freiexemplare scheint auch schon sehr alten Datums zu sein.

Martial versandte Freiexemplare seiner Werke an seine Gönner und Freunde mit der stereotypen Bitte, das Buch in der Bibliothek, wenn auch nur im letzten bescheidensten Nestchen (nidus), aufzustellen.

In der späteren Kaiserzeit war das litterarische Leben in Rom ein so außerordentlich vielseitiges, die Anregung durch scenische Darstellungen und Schauspiele so groß, daß die Popularität der gottbegnadeten Dichter keinen ruhen ließ; jeder wollte selbst nach dem Lorbeerkranze ringen, es wurde Mode und zur reinen Manie. Da ist es denn auch natürlich, daß auf diesem Gebiete eine Überproduktion eintrat; der Büchermarkt war überschwemmt von Erzeugnissen der Dichterplebs.

Ungangbare Werke erfuhren nun zunächst eine Preisherabsetzung; leerten sich dann die Repositorien noch nicht, so wurden die Restauflagen an die Sortimentshandlungen in den Provinzen verramscht, wo sie noch ein günstiges Absatzfeld fanden.

Werke, die nicht einmal die Spesen für den Weg in die Provinzen deckten, wurden als Makulatur an die Krämer und Fischhändler verkauft, oder von den ABC-Schützen in der Schule zu Schreibübungen

benutzt, da ja die Blätter in ihrer ersten Form als Rolle nur einseitig beschrieben wurden.

Die Centralstelle des Buchhandels war Rom; von hier aus wurde ein reger Kommissions- und Exporthandel nach allen Plätzen des römischen Reiches betrieben. Bücher stehen bei den zur Verladung kommenden Schiffsgütern mit an erster Stelle.

Horaz rühmt die Verbreitung seiner Werke über die Meere, und Plinius findet auf seinen Reisen seine Werke als Lagerartikel bei den auswärtigen Sortimentern.

Ein Hauptplatz für fliegende Buchhändler waren wichtige Anlegeplätze für die Schiffe; Martials Behauptungen, seine Bücher wären in Britannien und Spanien zu finden, der abgehärtete Krieger lese sie im fernen Dacien und selbst unter der von Parthern errungenen Kriegsbeute fänden sie sich, ist wohl nur leere Prahlerei und eine gute Reklame für den Absatz. Ein noch besseres Beispiel für den Buchbedarf der damaligen Zeit giebt die große Zahl der Staats- und Privatbibliotheken.

Jedes Landhaus des reichen Römers hatte seine eigene Bibliothek; wir wissen, daß Italicus in seinen vier Villen dieselben Bücher, wie in seiner Bibliothek zu Rom fand; man ging sogar soweit, in den Bädern und Thermen Büchersammlungen anzubringen. Eine alte Topographie giebt die Zahl der öffentlichen Bibliotheken auf 28 an, von denen die erste durch Asinius Pollo unter Augustus dem Publikum übergeben wurde.

Bücherschätze von 200000 Bänden, wie die Bibliothek zu Pergamum, oder von 700000, wie die Sammlung in Alexandria, haben von den Bibliotheken der Jetztzeit nur äußerst wenige aufzuweisen.

Ausführliche Kataloge, welche neben dem Titel des Werkes auch die nähere Einteilung in Rollenbündel, Unterabschnitte u. s. w. und diese wieder nach Buchzeilen in der Prosa, nach Verszeilen bei den poetischen Werken angaben, erleichterten die Benutzung der Bibliotheken außerordentlich.

Möglicherweise hat sogar eine Bestimmung existiert, wonach Verzeichnisse von sämtlichen Bibliotheken dem Staate eingereicht werden mußten; denn die in der Kaiserzeit ziemlich häufig vorkommenden Konfiszierungen dürften diese Annahme bestätigen. Der Grund, gegen Publikationen in so energischer Weise vorzugehen, war bald Staatsinteresse, bald willkürliche Laune oder persönlicher Haß gegen den Autor; auf jeden Fall eine despotische Respektlosigkeit vor der Preßfreiheit; der erste auf uns gekommene Fall dieser Art datiert aus der Regierung des Kaisers Augustus, der 2000 Bände sybillinischen Inhalts

verbrennen ließ. Aus der späteren Kaiserzeit liegen eine Menge derartiger durch die Triumvirn erfolgter Einziehungen vor; der Schaden, den die Buchhändler durch die Fortnahme ihrer ganzen Vorräte erlitten, muß ein ganz bedeutender gewesen sein, doch nicht genug damit, ihre persönliche Freiheit stand bei der Publikation ungnädig aufgenommener Werke auf dem Spiel. Der Kaiser Domitian ließ den Verleger der Schriften des Hermogenes wegen darin enthaltener Abbildungen an das Kreuz schlagen, Diocletian befahl, Autor und Verleger einer Schrift über den Manichäismus mit den vorgefundenen Exemplaren zugleich zu verbrennen. Aus dem erwähnten Buche des Hermogenes geht hervor, daß auch illustrierte Werke in den Handel kamen, die weitverbreiteten imagines des Varro waren mit 700 Bildnissen berühmter Männer versehen.

Plinius bezeichnet dies als eine Erfindung, die den Neid der Götter erregen mußte, da sie den Männern durch Vererbung ihrer Bilder auf die kommenden Generationen, wie den Göttern, Unsterblichkeit verlieh; wenn wir ferner wissen, daß schon den Schulkindern erhaben geprägte Buchstaben aus Elfenbein, um sich die Schriftzeichen leichter zu merken, in die Hand gegeben wurden, so erscheint es in der That wunderbar, daß die Alten nicht noch weiter gingen und zur Erfindung des Druckes gedrängt wurden, waren doch schon zu damaliger Zeit die Chinesen in der Kunst des Buchdruckes bewandert, während ihre Litteratur erst in der Neuzeit Blüten getrieben hat.

Noch einer eigenartigen, politischen Maßnahme und Publizistik möchte ich hier gedenken, der täglich erscheinenden römischen Tageszeitung (acta diurna publica populi Romani), welche durch Abschrift der Staatssklaven hergestellt und in unzähligen Exemplaren über das ganze römische Reich verbreitet wurde. Dieses offiziöse Organ wurde von Senatoren redigiert und gab dem Imperator Gelegenheit, sich dauernd die Gunst der Menge zu erhalten, dadurch, daß er darin die Absichten und die Thaten der Regierung im günstigsten Lichte in die Welt posaunen ließ. Neben den in erster Linie zur Aufnahme kommenden kaiserlichen Bestimmungen, Staatsprotokollen und sakralen Vorschriften fanden auch Berichte über Triumphzüge, Volksbelustigungen, der Stadtklatsch und die Chronique scandaleuse ihren Platz in diesem Organ, Familienanzeigen aus den hocharistokratischen Kreisen bildeten den Schluß.

Auszüge und Hinweise bei den Schriftstellern verbreiten sich über diese Gegenstände; leider ist, da die damalige Archivverwaltung noch sehr im Argen lag, kein Exemplar dieser Zeitung auf uns gekommen.

Die Materie zu den Büchern und diesen Berichten lieferte das

Mark der ägyptischen Papyrus- oder Byblosstaude. Die Pflanzungen dieses Schilfes wurden zur Ausnutzung vom Staate verpachtet und die Papierfabriken zu Alexandria und Sais brachten das Fabrikat häufig schon als Rolle mit leeren Blättern auf den Markt; die eigentliche technische Herstellung steht nicht fest und auch neuerdings aufgenommene Versuche, aus der Papyrusstaude charta zu verfertigen, sind nur mangelhaft ausgefallen. Man unterschied zuerst 7, in späterer Kaiserzeit 9 Sorten, die nach den Fabriken, durch Haltbarkeit, Durchsichtigkeit und Format mehr oder weniger differieren, die Namen dieser Sorten sind uns erhalten geblieben.

Noch ein anderes Material kennen wir aus dem Altertum, das Pergament, das aber wegen seines enorm hohen Preises nur bei ganz wertvollen Publikationen in Anwendung kam, die äußere Form war für die charta die Rolle, für das Pergament unsere heutige Buchform.

Mit dem Verfalle der römischen Macht erschlaffte auch die litterarische Produktivität; mit der Übersiedelung des römischen Kaiserhofes nach Byzanz verlor Rom vollständig seine Bedeutung als Mittelpunkt des Buchhandels. Noch einmal hatte das erstarkte Christentum eine eigentümliche Nachblüte herbeigeführt; als aber die römischen Provinzen von den rohen germanischen Kriegerhorden erobert wurden, flüchtete sich der Handel in die Klöster und führte, ein fortglimmender Funke in der Asche, den Handschriftenhandel des Mittelalters, den Stand der stationarii, herbei.



Firmenveränderungen im Buchhandel.

Laut Schulz' Adreßbuch bestehen gegenwärtig über 6000 in Leipzig durch Kommissionäre vertretene Buchhandlungen. Daß innerhalb einer so großen Firmenzahl im Laufe eines Jahres viele Veränderungen im Besitzstande vorkommen, ist natürlich und begreiflich. Unnatürlich aber ist es, daß unter zehn Sortiments-Buchhandlungen, welche ihre Besitzer wechseln, höchstens eine vorkommt, welche ihre alte Firma unverändert beibehält.

Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch drückt doch in § 22 deutlich genug die Statthaftigkeit unveränderter Beibehaltung einer Firma bei Besitzwechsel aus. Es heißt dort wörtlich:

„Wer ein bestehendes Handelsgeschäft durch Vertrag oder Erbgang erwirbt, kann dasselbe unter der bisherigen Firma mit oder ohne einen das Nachfolgeverhältnis andeutenden Zusatz fortführen, wenn der bisherige Geschäftsinhaber oder dessen Erben in die Fortführung der Firma ausdrücklich willigen".

Die meisten Verlagsbuchhandlungen und Kommissionsgeschäfte kennen und benutzen diese Erlaubnis. Firmen, wie Weidmannsche Buchhandlung, Gustav Hempel, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, E. F. Steinacker, Carl Cnobloch, Fr. Ludw. Herbig, L. A. Kittler u. a., deren Inhaber nicht Weidmann, Hempel, Nicolai, Steinacker u. s. w. heißen, beweisen auch genugsam, daß es ein Geschäft nicht schädigt, wenn der Name des Inhabers in der Firma ungenannt bleibt.

Im kaufmännischen Verkehr wird umfassender Gebrauch von dieser Freiheit des Gesetzes gemacht. Wer ein bestehendes Geschäft übernimmt, behält in der Regel die alte Firma unverändert bei, bezahlt oft sogar hohe Summen für die Berechtigung dazu. Das ist klug, denn eine alte Firma ist bekannt, und wenn dies nicht gerade in unvorteilhafter Weise der Fall ist, so wird das Geschäft sich größeren Vertrauens erfreuen können, als eine neue oder veränderte Firma. Unter der alten Firma erhält der neue Inhaber dem Geschäfte leichter auswärtige

Kundschaft, sowie Kredit, und erwirbt neue ebenfalls leichter. Als ein Ruhm gilt es sogar, wenn eine Firma durch Jahrhunderte und ungeachtet des Aussterbens von Geschlechtern unverändert genannt wird. Daß der Inhaber der alten Firma Leberecht Ehrentraut seit fünfzig Jahren kein Ehrentraut, sondern ein frischer Herr Meyer oder Müller ist, weiß man höchstens am Platze und gilt mit Fug als nebensächlich. Es genügt, daß die alte Firma wohlbekannt ist und daß sie stets Ordnung hielt, um ihr das Vertrauen zu erhalten. Würden die Geschäftsfreunde der Firma Leberecht Ehrentraut durch einen Firmenzusatz Meyer oder Müller (in Parenthese) hingegen fortwährend daran erinnert, daß dort eine Veränderung vorgegangen ist, so möchten sie sich wohl veranlaßt sehen, den Kredit einzuschränken oder aufzuheben, bis ein gutes Bankhaus befriedigende Auskunft erteilt hätte.

Im Buchhandel herrscht der Brauch der Firmen-Veränderungen aber in so weitgehendem Maße, daß intelligente Kaufleute dessen Schilderung für unglaublich halten:

Übernimmt da ein Herr Lothar Unding die sehr ehrenwerte, seit zwanzig Jahren bestehende Firma F. Ameyer. Flugs verfaßt dann Herr Unding ein Zirkular nach bekanntem Muster, um dem Gesamt-Buchhandel zu verkünden, daß Herr Unding firmieren werde

F. Ameyer (Lothar Unding).

Ein anderer, Herr O. Behmeyer, kauft die im achtzehnten Jahrhundert begründete Firma Karl Ohnesorge in Tripstrill und zeigt an: Die Firma Karl Ohnesorge erlischt, und firmiere ich fortan mit meinem Namen

„O. Behmeyer in Tripstrill".

Nach einem halben Jahre nimmt Herr O. Behmeyer wegen Mangel an Betriebskapital oder aus anderen Gründen seinen Freund A. Knopf als Teilhaber ins Geschäft auf. Da dieser sich aber in der Firma genannt sehen will, so verfassen die Herren gemeinsam ein neues Rundschreiben, woraus die Berufsgenossen in Alldeutschland, Österreich und der Schweiz die Pflicht auferlegt erhalten, sich zu merken, daß die Firma O. Behmeyer (vormals Karl Ohnesorge) fernerhin lauten wird

„O. Behmeyer & Knopf".

Verlangt dann Herr Unding oder das zuletzt genannte Kompaniegeschäft vom Verleger Urmeyer ein gebundenes Werk „ausnahmsweise à cond." und Herr Urmeyer kann sich nicht sogleich besinnen, was Herr Unding, bezw. Herr Behmeyer und Knopf eigentlich für Leute sind, so wird die gewünschte Zusendung „per Post auf halbe Kosten" mindestens eine Verzögerung erleiden. Die Besteller aber werden von ihren Kunden

gedrängt und die Folge davon ist ein Verlangzettel über Leipzig, worauf Herr Urmeyer zu lesen erhält: „Wiederholt zum drittenmale à cond. 1 Konversationslexikon I gebunden. NB. Warum liefern Sie nicht? Wenn Sie nicht umgehend senden, so verwende ich mich nur noch für andere Lexika." — An die bekannten Firmen F. Ameyer und Karl Ohnesorge würde Herr Urmeyer wahrscheinlich prompt geliefert haben.

Vierzehn Tage später erhält Herr Urmeyer über Leipzig die Zirkulare von Unding und Behmeyer und beauftragt den Lehrling, die Firmenveränderungen im Schulz einzutragen. Herr Urmeyer selbst kann die vielen neuen, veränderten und die Firmen mit Parenthesen nicht mehr im Kopfe behalten, seine Gehilfen finden sich auch nicht hindurch. Der Lehrling aber ist froh, wenn ein neuer Schulz erscheint, denn im alten ist schon im Herbst kaum noch Platz für handschriftliche Änderungen. Am widerwärtigsten aber sind ihm die „Schachtelfirmen", wie er die Firmen mit gedachten oder geschriebenen Parenthesen, wie F. Ameyer (Lothar Unding) nennt. Diese haßt der Lehrling, weil er sich hier für eine Firma zwei Namen merken soll. „Unerhörte Zumutung neben den vielen Büchertiteln", sagt er.

Die Folge der erwähnten Sitte ist, mangelhafte Übersicht und ungenaue Kenntnis der Sortiments-Firmen seitens der Verleger. Daraus geht wieder hervor, daß der Verleger, um sicher zu gehen, lieber etwas weniger bereitwillig und umfassend à cond. sowie in Rechnung liefert, lieber einigemal öfter im Jahre die Konti revidiert, um die Rückstände einzumahnen, als sonst geschehen sein würde, am liebsten aber bar expediert. Sowohl die Sortimenter als auch die Verleger haben lediglich Nachteil von dieser eigentümlichen Gepflogenheit im Buchhandel, Vorteil — offen bekannt — höchstens die liebe Eitelkeit.





Samuel Johnson.

Von

Ed. Ackermann.

Am 13. Dezember 1884 beging England den Todestag einer seiner hervorragendsten litterarischen Größen, des Dr. Samuel Johnson. An diesem Tage waren es genau 100 Jahre, seit der litterarische Diktator des vorigen Jahrhunderts, der Heros des „Johnsonischen Zeitalters" (The Johnsonian Era), sein Scepter in die Hände eines höhern Herrschers niederlegen mußte, seit der Tod den Mund für immer schloß, an dem bewundernde Zeitgenossen mit Entzücken gehangen. Es giebt wenig Männer, die in England so allgemein bekannt sind, wie Johnson. Wohl in keiner Hausbibliothek fehlt „Boswells Life of Johnson", jenes großartige Biographienwerk, in dem uns das ganze innere und äußere Leben dieses Mannes so klar geschildert ist, wie in keiner anderen Biographie, aus dem wir so recht den Reichtum und die Größe seines Geistes, sein gutmütiges Herz, sein heiteres Gemüt und die oft mit scharfem Spott und sprühendem Witz gewürzte glänzende Unterhaltungsgabe erkennen können. Um so mehr ist es daher gerade jetzt bei Gelegenheit seines hundertjährigen Todestages gerechtfertigt, daß wir dem Andenken dieses großen Mannes den kleinen Tribut zollen, sein Leben und Wirken hier in kurzen Zügen wiederzugeben. Ist doch leider gerade von diesem Johnson in Deutschland noch so wenig bekannt, daß der Verfasser des großen englischen Wörterbuches, der gewaltige Kritiker Johnson, selbst von reich Belesenen noch oft mit Ben Jonson, dem Dramatiker und Lustspieldichter des Elisabethischen oder Shakespearischen Zeitalters, verwechselt wird.

Samuel Johnson wurde am 18. September 1709 in Lichfield geboren, wo sein Vater das Geschäft des Bücherhandels mit mehr Liebe, Fleiß und Rechtschaffenheit als mit materiellem Erfolg betrieb. Der Buchhandel der damaligen Zeit lag natürlich noch sehr im Argen und die Hauptverkaufsobjekte waren Bibeln, Gebet- und Andachtsbücher,

oder alte Sagen-, Romanzen- und Legendenbücher. In den Provinzstädten gab es damals nur sehr wenige Buchhändler, und zu diesen Ausnahmen gehörte Michael Johnson. Von seinem Standorte Lichfield aus zog er an Markttagen mit einer Bude in die umliegenden Städte und selbst nach Birmingham, das damals noch keine selbständige Buchhandlung hatte, wobei ihn dann oft der junge Samuel begleiten oder vertreten mußte. Hierdurch kam letzterer schon in frühester Jugend mit den Büchern in Berührung. Als Verkäufer hatte er genug Muße, sich damit zu beschäftigen, und wurde bald ein großer Bücherfreund, der nicht viel Unterschied machte, welcher Art gerade die Schriften waren, die ihm in die Hände kamen. Auf diese Weise erwarb er sich eine Belesenheit in allen Fächern der Litteratur, in der ihm keiner seiner Zeitgenossen gleichkam und die ihm später und besonders bei der Abfassung seines Wörterbuches große Dienste leistete.

Sein Vater, der sehr viel mit der ganzen Geistlichkeit und den aristokratischen Kreisen der Umgegend geschäftlich verkehrte, war ein sehr frommer Mann und dabei ein Tory vom reinsten Wasser, zwei Eigenschaften, die der Sohn erbte und bis an sein Ende behielt. Noch eine andere Eigenschaft hatte sich ihm in der Erinnerung an seine Kindheit eingepflanzt, die sich selbst in seinem späteren Leben nicht verlor, der Aberglaube. Samuel litt nämlich als Kind an Skrophulose, „the kings evil", und um dies zu vertreiben, nahm ihn seine Mutter nach London mit, wo er von der Königin Anna „berührt" werden sollte. Es war dies ein alter Glaube, der noch von den Zeiten Edwards the Confessor herrührte, wonach jeweils dem Inhaber des englischen Thrones die Kraft innewohnen sollte, durch Berührung diese Krankheit zu heilen. Johnson vergaß diese Begebenheit nie und erinnerte sich der Königin, selbst noch in späteren Jahren, als einer großen schwarzgekleideten Dame. Von seiner großen Frömmigkeit und seinem Aberglauben giebt eine rührende Anekdote ein Beispiel. Er sollte nämlich in seinem 14. Jahre seinen Vater, der gerade verhindert war, auf dem Markte in Uttoxeter vertreten, weigerte sich jedoch aus Hochmut und Eigensinn und war so, wie er später sagte, das einzige Mal in seinem Leben gegen seinen Vater ungehorsam. Fünfzig Jahre später nun, bei seinem letzten Besuche in seiner Geburtsstadt, fuhr er von da nach Uttoxeter und blieb eine Stunde lang während des Marktes an der Stelle, wo früher seines Vaters Bude stand, barhaupt und im stärksten Regen stehen, um so seine Schuld, die er sich als 14jähriger Knabe durch Ungehorsam gegen seinen Vater aufgeladen hatte, zu sühnen.

Nachdem Johnson zuerst die Volksschule in Lichfield und dann

die Lateinschule in Stonebridge absolviert hatte, brachte ihn sein Vater im Jahre 1728 nach Oxford. Leider dauerte sein Aufenthalt hier nicht so lange wie er selbst gern gewünscht hatte. Die Verhältnisse seines Vaters waren nämlich inzwischen immer schlimmer geworden, so daß er die Universität bereits nach 3 Jahren wieder verlassen mußte und nach Hause zurückkehrte. Kurz darauf starb sein Vater. Johnson, völlig mittellos, sah sich nun in die Lage versetzt, sich nach Arbeit zu seinem Broterwerb umzusehen, und nahm eine Lehrerstelle in einer Schule in Market-Bosworth an. Jedoch schon nach kurzer Zeit verließ er dieselbe wieder, da er bald fand, daß er nicht zum Pädagogen gemacht sei. Er zog nach Birmingham, wo er mit einem Schulkameraden, Mr. Hektor, der sich hier als Arzt niedergelassen hatte, zusammen Wohnung nahm. Hier war es, wo Johnson zuerst mit einem Verleger in Verbindung trat. Es war dies Mr. Warren, der erste Birminghamer Buchhändler, gleichzeitig sein Hauswirt, der bald herausfand, daß ihm Johnson mit seinen großen litterarischen Kenntnissen und seiner zur damaligen Zeit ungewöhnlichen Belesenheit nützlich sein konnte. Johnson schrieb ihm verschiedene Artikel für eine in seinem Verlage erscheinende Zeitung und übersetzte Pater Lobos Reise nach Abessinien, seine erste größere Arbeit, für die er von Warren die ungeheure Summe von 5 Guineen = 105 Mark erhielt! Nebenbei bemerkt, war diese Übersetzung vermutlich wohl die Anregung zu seinem berühmten späteren Roman „Rasselas" wie denn letzterer viele Ähnlichkeiten besonders in den Gegendschilderungen mit Lobo's Reisewerk aufzuweisen hat. Alle diese kleinen Verdienste brachten dem jungen Schriftsteller jedoch kaum so viel ein, daß er seine Lebensbedürfnisse damit bestreiten konnte, und wenn er auch hier seine Gelüste nach Büchern, Lektüre und Studien voll befriedigen durfte — auf die Dauer konnte Johnson dies Leben nicht so weiter führen. Da brachte das Jahr 1736 eine Änderung mit seiner Verheiratung. Mrs. Porter, die Auserwählte seines Herzens, war eine stattliche Wittwe von nur 46 Jahren, die, wenn auch nicht gerade von sehr bestechendem Äußeren, auch nicht allzu fein gebildet, und dabei ziemlich korpulent, affektiert und putzsüchtig war, doch eine Eigenschaft hatte, die dem liebebedürftigen 26jährigen Jüngling bestechend genug erscheinen mußte: ein Vermögen von 800 Pfund. Mag dem jedoch sein, wie ihm wolle, sicher ist, daß Johnson eine sehr glückliche Ehe verlebte und seine Gattin ihm eine gute treue Gefährtin war, der er bis zu seinem Tode stets ein liebevolles Andenken bewahrte. Dies beweisen u. a. seine vielen Randbemerkungen über seine „dear Petty" in ihren Andachtsbüchern und seinen Briefen. Das

junge Paar zog nach Edial, in der Nähe von Lichfield, wo Johnson mit Hilfe seines neuen Vermögens ein Unternehmen ins Leben rief, das jedoch leider schon nach 1½ Jahren wieder einging. Er gründete nämlich ein Pensionat, in dem Lateinisch und Griechisch gelehrt werden sollte. Es fanden sich nur wenige Zöglinge, unter ihnen der berühmte David Garrick, sein späterer treuer Freund und Verehrer. Als dies Unternehmen gescheitert war, führte Johnson, nun ärmer als zuvor, den schon lange gefaßten Plan aus, sein Glück in London zu versuchen. Im Jahre 1737 brach er in Begleitung des eben erwähnten David Garrick nach London auf, während seine Frau mit ihrer Tochter aus erster Ehe, Lucie Porter, in Edial bei Verwandten zurückblieb. Das erhoffte Glück fand sich jedoch nicht gleich. Johnson hatte durchaus kein einnehmendes Äußere. Er war von großer, vierschrötiger Gestalt, mit noch etwas rohen Manieren, sehr reizbarer Natur, dabei von geradem, unabhängigem und unbeugsamem Charakter, wenn auch von ungeheurer Gutmütigkeit des Herzens und religiöser Einfalt.

Der erste Verleger, bei dem es ihm glückte, Arbeit zu finden, war Edward Cave, der Herausgeber des Gentleman's Magazine, an den er sich bereits 3 Jahre vorher von Lichfield aus — aber ohne Erfolg — gewendet hatte. Edward Cave, der Begründer der englischen Monatsschriften, war der Sohn eines Schuhmachers in Rugby, von nicht gerade sehr feiner Erziehung, aber jenem kaufmännischen Instinkt, der ihn, selbst ohne eigentliche kritische Fähigkeiten, den Wert seiner litterarischen Ware stets richtig erkennen ließ. Cave hatte mit den verschiedensten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt — er war zuerst Schreiber bei einem Holzhändler, danach Setzer in einer Buchdruckerei in Norwich, dann, als er wieder nach London kam, mit allerlei beschäftigt: Korrektor, Setzer, Postschreiber, Mitarbeiter an Mist's Journal, einem unbedeutenden Blättchen, und Schreiber der damals noch nicht ganz aus der Mode gekommenen „News letters“ (Zeitungen vertretende Neuigkeitsbriefe) — bis es ihm gelungen war, sich so viel zu ersparen, daß er seinen langgehegten Plan ausführen konnte, eine litterarisch-politische Monatsschrift zu gründen, das heute noch existierende Gentleman's Magazine. Hier wurde nun Johnson Mitarbeiter, und dies war der Anfang zu seiner späteren litterarischen Thätigkeit und Berühmtheit. Neben allerlei kleinen Arbeiten und Essays über alle möglichen verschiedenen Gegenstände war es besonders eine Reihe von Artikeln, unter dem Titel „The Senate of Lilliput“, die bald das größte Aufsehen erregten. Es waren dies Berichte über die Verhandlungen

im englischen Parlament, die Cave unter obigem Schein-Titel erscheinen ließ, da die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten selbst streng verboten war. Natürlich war das zu Gebote stehende Material nur sehr dürftig, da es selbst der größten Schlauheit und Bestechung nur selten gelang, in die Säle zu dringen, um Notizen aufzunehmen. Oft wußte Johnson der nebenbei bemerkt, überhaupt nur ein einziges mal selbst bei einer Parlamentssitzung zugegen war, von den Sitzungen nicht mehr, als etwa die Namen der Sprecher. Lange nachher als Johnson einmal mit mehreren anderen Litteraten in einem Kaffeehause zusammen war, erwähnte u. a. ein gewisser Francis (der Vater des vermutlichen Verfassers der berühmten Juniusbriefe) eine in Gentleman's Magazine enthaltene Rede Pitts als eine der besten, die er je gelesen habe und besser als selbst irgend welche des Demosthenes. Da sagte Johnson zum allgemeinen Erstaunen und zur allgemeinen Erheiterung, daß er diese Rede in einer Dachkammer in Exeter Street geschrieben habe. Aus dieser Zeit rührt noch eine andere Anekdote her über eine That Johnsons, die sicher manchen von Verlegern bedrängten Autor erfreute. Er hatte nämlich von einem gewissen Buchhändler Osborne den Auftrag erhalten, einen Katalog über die Harleysche Bibliothek anzufertigen. Osborne, ein etwas rauher Mann, schien nicht gerade wählerisch in seinen Ausdrücken gegen Johnson gewesen zu sein, es kam zum Wortwechsel, dem endlich Johnson dadurch ein Ende machte, daß er den nächsten ihm zur Hand liegenden Folianten ergriff (es war eine „Biblia Graeca Septuaginta." Frankfurt 1594.) und damit den armen Osborne zu Boden schlug. Als seine Freundin, Mrs. Thrale, ihn später hierüber zur Rede stellte, erwiderte er: „Da ist nichts darüber zu sagen, als daß er unverschämt war und ich ihn schlug, daß er ein Dickkopf ist und ich es ihm sagte. Ich habe manchen Kerl niedergehauen, aber die anderen waren so klug, ihren Mund zu halten." Übrigens war Johnson durchaus nicht böse gegen die Verleger gesinnt. Er bemerkte später einmal einem Bekannten gegenüber, als sie über Honorarzahlungen sprachen: „Ich habe stets gesagt, daß die Buchhändler anständige Leute seien („a generous set of men"). Thatsache ist, daß sie mir nicht zu wenig bezahlt haben, sondern daß ich zu viel geschrieben habe."

Vor Veröffentlichung der oben erwähnten „Debates of the Senate of Lilliput" war jedoch bereits 1738 ein Werk von Johnson erschienen, das zu erwähnen nicht vergessen werden darf, das satyrische Gedicht „London". Während er, der Not folgend, noch litterarische Tagelöhnerarbeit verrichten mußte, hatte er Zeit gefunden, ein Werk

zu schaffen, wo er seine Talente frei gehen lassen konnte, das solches Aufsehen machte, daß innerhalb 8 Tagen ein Neudruck nötig wurde und der greise Satiriker Pope nicht ruhte, bis er den jungen Rivalen entdeckt hatte. London, eine Nachahmung der 3. Satire Juvenals und ein Gedicht, das sehr einen autobiographischen Charakter trug und vieles von Johnsons kleinen täglichen Nahrungssorgen schildert, war von dem unternehmenden und tüchtigen Verleger Robert Dodsley verlegt worden und brachte dem Verfasser die Summe von 10 Pfund ein. Vier Jahre später, also im Jahre 1742, erschien ein anderes Werk Johnsons, und zwar die Biographie von Richard Savage, einem Litteraten und Freunde Johnsons, eine Arbeit von hervorragender Bedeutung, die die Aufmerksamkeit des berühmten Malers Sir Joshua Reynolds auf sich zog und die Veranlassung zu der herzlichen, unzertrennlichen Freundschaft der beiden Männer wurde. So wurde Johnson durch diese und viele andere Arbeiten, besonders Essays in verschiedenen Zeitschriften, allmählich mehr und mehr bekannt, und wenn er auch in pekuniärer Beziehung noch immer mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, fing er doch allmählich an, in dem litterarischen Kreise, der sich immer dichter um ihn drängte, eine Rolle zu spielen.

So kam das Jahr 1746 und mit ihm die Veröffentlichung des Prospekts über das „Dictionary of the English Language", jenes Werk, das den Namen Johnsons überall dahin trug und für immer einpflanzte, wo die englische Sprache gesprochen und gekannt wird. Die Anregung zu dem Werk hatte der bereits erwähnte Buchhändler Dodsley gegeben, der das Bedürfnis aussprach eines guten vollständigen Wörterbuches der englischen Sprache, nicht, wie z. B. Baileys, angefüllt mit technischen Ausdrücken, sondern ein Buch, in dem der richtige und gute Gebrauch der Wörter an Beispielen und Citaten aus allen besten englischen Schriftstellern gezeigt werde. Johnson faßte den Gedanken auf und binnen kurzem wurde der Prospektus über das Werk veröffentlicht, in dem Earl of Chesterfield, ein Staatssekretär und Kunst-Mäcen, als Patron genannt wurde. Das Unternehmen lag in den Händen von Dodsley, Knapton, Longman (dem Neffen von Thomas Longman, des Gründers der berühmten Verlagsfirma Longmans Green & Co.), Hitch und Andrew Millar, welch letzterer als leitender Direktor fungierte. Als Honorar war Johnson für das vollständige Werk, das auf zwei große Foliobände berechnet war und drei Jahre in Anspruch nehmen sollte, die Summe von 1575 Pfund St. bewilligt worden. Aus den drei Jahren waren jedoch 7 Jahre geworden, und so kam es, daß das Erscheinen des großen Werkes erst im Jahre 1755

begonnen werden konnte. Vor diesem wichtigen Jahre jedoch waren noch mancherlei Ereignisse eingetreten, die nicht wohl übergangen werden können.

Es war im Winter des Jahres 1749, desselben Jahres in dem das satirische Gedicht „The Vanity of Human Wishes“, eine Imitation der 10. Satire des Juvenal, erschienen war, als Johnson einen litterarischen Klub in einem „beefsteak house“ in Ivy Lane gründete. Hier konnte nun Johnson seine brillanten Konversationstalente zur Geltung bringen, wo er mit vielen Schriftstellern der damaligen Zeit, Hawkins, seinem nachmaligen Biographen, Dr. Bathurst, Hawkesworth u. m. a. allwöchentlich zusammen kam. Dies war der Vorläufer jenes späteren berühmten Klubs in Essex Street wo sich Männer wie Reynolds, Oliver Goldsmith, Edmund Burke, David Garrick, Boswell u. v. a. um Johnson scharten. Kurz nach der Gründung des ersten Klubs fing Johnson, noch während er am Gentleman's Magazine und besonders an seinem Diktionär beschäftigt war, ein neues Unternehmen von kritisch-litterarischem Charakter an. Es war dies die zweimal wöchentlich erscheinende Zeitschrift „The Rambler“, welche vom 20. März 1750 bis zum 17. März 1752 ununterbrochen erschien. Der Tag, an dem die letzte Nummer des Rambler erschien, brachte Johnson einen anderen unersetzlichen Verlust: den Tod seiner Gattin! Mrs. Johnson, die all seine Entbehrungen mitgetragen hatte, deren Lob seiner litterarischen Arbeiten ihm oft mehr galt, als alles andere, schied von ihm, als er gerade die ersten Stufen der Leiter zu seiner Berühmtheit erklommen, konnte nicht mehr Zeuge sein von der unbegrenzten Achtung und Verehrung, die Johnson alsbald von jedermann genoß. Johnson war untröstlich. In seinem Jammer griff er zum einzigen Mittel, das ihm blieb: harte, unermüdliche Arbeit, wo andere Gedanken zeitweilig seine Trauergedanken verdrängen konnten. —

Endlich erschien das „Dictionary“; 7 Jahre nach dem Beginnen: 1755. Und mit einem Schlage war der letzte dünne Schleier gefallen der Johnson seinen Landsleuten noch als ihren größten Litteraten, den Diktator der englischen Sprache und Litteratur, verhüllt hatte; von da an war Johnson der Johnson, wie er jetzt bekannt ist. Als der letzte Bogen zum Verleger gesandt wurde, frug Johnson den Boten, was denn Mr. Millar gesagt habe. „Er sagte, Gott sei Dank, daß ich mit ihm fertig bin“. Johnson erwiderte lächelnd: „Es freut mich, daß er Gott überhaupt für Etwas dankt“.

Die nun folgenden 4 Jahre gingen ziemlich ruhig vorüber. Außer verschiedenen Aufsätzen und Beiträgen zu kritischen und littera-

rischen Zeitschriften erschien in dieser Zeit nichts Hervorragendes von Johnson, der meistens seinen Freunden und seinem Klub lebte.

Da starb im Januar des Jahres 1759 seine 90jährige Mutter. Johnson, dessen pekuniäre Verhältnisse sich noch nicht gebessert hatten, hatte kurz zuvor ihr mit seinem letzten Brief 12 Guineas geschickt, von denen er sich 6 von seinem Verleger hatte leihen müssen. Beim Eintreffen der Todesnachricht hatte er selbst nicht so viel, um die Begräbniskosten für seine Mutter bestreiten zu können, und um dieselben zu erlangen, schrieb er innerhalb 8 Tagen seinen Roman Rasselas, Er erschien zuerst anonym und unter dem Titel „The Prince of Abissinia. A Tale", bald danach jedoch in allen möglichen Ausgaben und Übersetzungen und erreichte außer dem Wörterbuch wohl die weiteste Verbreitung unter allen Schriften Johnsons. Der Verleger des Rasselas war wieder der bereits mehrfach erwähnte Dodsley, der ihm für die erste Auflage 100 Pfund St. und für die bald darauf erschienene 2. Auflage 25 Pfund St. bezahlte. Doch dies verbesserte Johnsons Verhältnisse kaum, und erst im Jahre 1762 fingen sie an, sich besser zu gestalten, als er von dem kurz zuvor zur Regierung gelangten König Georg III. eine jährliche Pension von 300 Pfund St. ausgesetzt bekam. In demselben Jahre war es, wo die Freundschaft mit seinem nachmaligen Biographen James Boswell anfing. Die Vorstellung geschah im Laden des Buchhändlers Davies. Boswell brannte natürlich vor Begierde, den berühmtesten Mann in London kennen zu lernen, hatte aber wohl von Johnsons Vorurteil und Abneigung gegen Schottland gehört und rief daher Davies nach, er solle ja nicht sagen, woher er käme. Davies jedoch that als höre er ihn nicht und stellte ihn vor: „Mr. Boswell aus Schottland". „Mr. Johnson," erwiderte Boswell sofort, fast in entschuldigendem Tone, „ich komme allerdings aus Schottland, aber ich kann nichts dafür." „Dafür, mein Herr, können meiner Ansicht nach viele Ihrer Landsleute nichts," sagte Johnson. Einige Tage darauf machte Boswell Johnson einen Besuch, und bald wurden beide unzertrennliche Freunde. Boswell ist es, dem wir solche genaue Kenntnis über Johnson verdanken, und sicher nicht zum wenigsten ihm verdankt Johnson, daß er uns so bekannt und vertraut ist, als lebte er unter uns. Boswells Biographie über Johnson ist das großartigste biographische Werk, was existiert. Mit der größten Genauigkeit hat Boswell alles gesammelt, was er von Johnson erfahren konnte. Im Klub, in Gesellschaften, zu Hause, bei den Spaziergängen, überall war er Johnsons Begleiter, stets sein Notizbuch und Stift in der Hand, um sofort alles, was Johnson that und sprach, zu notieren. Es giebt

wenige, deren Leben der Nachwelt so klar und genau überliefert ist, als das Johnsons; die Anekdoten und Redensarten, die über ihn in Umlauf, sind zahllos. Die Lektüre und das Studium des vortrefflichen Werkes ist jedenfalls eine der dankbarsten, die es giebt, da nicht allein das Leben des großen Mannes darin erzählt, nicht allein seine großen Geistesschätze, die besonders in seinen Gesprächen enthalten sind, sondern auch das ganze politische, kulturgeschichtliche und litterarische Leben des vorigen Jahrhunderts in England geschildert ist.

Die letzten 25 Jahre (1760—1784) sind es, in denen Johnson auf der Höhe seines Ruhmes stand, als unbestrittener Herrscher auf dem Throne des geistigen und litterarischen Reiches. Es ist der Johnson dieser Zeit, wie wir ihn kennen: als den redegewandten Gesellschafter, feinen Kritiker, als den Freund des berühmten Redners Edmund Burke, dessen Landsmann Oliver Goldsmith, dem Verfasser des unsterblichen Vicar of Wakefield, als den Freund des Malers Sir Joshua Reynolds und aller der vielen anderen berühmten Männer der Litteratur, der Kunst und der Wissenschaft. Von den wenigen, während dieser Zeit entstandenen Werken sind noch besonders hervorzuheben: A Journey to the Hebrides, das Tagebuch einer Reise, die er im Jahre 1773 in Begleitung Boswells durch Schottland machte, und Johnsons letztes Werk, mit sein populärstes, „the Lives of the English Poets“, eine Sammlung von kritischen und biographischen Essays.

Als Johnson dies Werk veröffentlichte, stand er in seinem 72. Jahre; und drei Jahre später, am 13. Dezember des Jahres 1784, wurde er erlöst von den körperlichen Schmerzen, die ihn während der letzten Zeit gepeinigt hatten. Mit ihm starb einer der besten und hervorragendsten Männer des vorigen Jahrhunderts; ein Feind aller Schmeichelei und Heuchelei, ein echter Sohn seines Vaterlands, ein Wohlthäter, stets bereit, seinen bedrängten Mitmenschen zu helfen, wo er oft selbst mit Sorgen zu kämpfen hatte, und ein Mann, dem England um seine Sprache so viel verdankt, wie wir Deutsche dem großen Reformator des 16. Jahrhunderts, Martin Luther.

Johnson ist todt. 100 Jahre sind seitdem vergangen, aber sein Andenken lebt noch weiter und wird nie verbleichen, so lange noch die englische Sprache existiert, so lange noch Litteratur gelehrt und studiert wird und so lange überhaupt noch eine Erinnerung an gestorbene große Männer existiert.

Anmerkung. Von den vielen neuen Ausgaben und Büchern über Johnson, die anläßlich seines hundertjährigen Gedenktages in England erschienen, will ich

nur noch kurz nachstehende erwähnen, in der Voraussetzung, daß dies sicher für manchen Leser, der sich näher mit Johnson bekannt machen möchte, von Interesse sein wird. Da ist vor allem die schöne neue Ausgabe von Boswells Life of Dr. Johnson zu nennen, welche als neueste Bereicherung von „Bohns Standard Library" im Verlage von G. Bell & Sons in London erschienen ist. Diese stattliche Ausgabe besteht aus 6 starken 8°-Bänden (à 3 sh. 6 p.) mit zahlreichen Anmerkungen von A. Napier, von denen die ersten 5 Bände „The Life of Samuel Johnson, LLD." nebst „The Journal of a Tour in the Hebrides" umfassen und der sechste Band unter dem Titel „Johnsoniana" eine vortreffliche und reichhaltige Sammlung von Johnson-Anekdoten und Johnson-Aphorismen enthält. Jeder Band wird einzeln abgegeben. — Ein anderes sehr angebrachtes Werk ist ein im Verlage von Elliot Stock in London erschienener Facsimile-Neudruck der ersten Ausgabe von Johnsons „Rasselas" (10 sh. 6 p.), von Dr. James Macaulay, dem Herausgeber der Monatsschrift „Leisure Hour" herausgegeben, und mit einer hübschen biographischen Einleitung und einem bibliographischen Anhang versehen. — Von anderen Werken über Johnson ist noch zu erwähnen: „Samuel Johnson. His Life and Table Talk" (F. Unwin Brothers in London. 16° geb. 2 sh.) ein allerliebst ausgestattetes Büchlein, auf Handpapier gedruckt und in Pergament gebunden; und endlich noch ein allerdings schon länger erschienenes Buch: Dr. Johnson. by Leslie Stephen. Macmillan & Co. 2 sh. 6 p., eine vortreffliche Biographie Johnsons, die gleichzeitig den ersten Band der von Morley herausgegebenen Biographieen-Sammlung „English Men of Letters" bildet. —



Die Versammlung süddeutscher Gehilfen, Pfingsten 1868, in Stuttgart.

Ein Beitrag zur Geschichte der Gehilfen-Vereinigungen.

Unter dem Datum: Stuttgart, 23. April 1868, wurde an die süddeutschen und schweizerischen Gehilfen das folgende Rundschreiben versandt:

In früheren Jahren schon wurde in hiesigen Gehilfenkreisen mehrmals der Wunsch laut, es möchte nach Vorgang anderer Städte doch auch einmal hier in Stuttgart, dem Mittelpunkte des süddeutschen buchhändlerischen Verkehrs, eine Versammlung der süddeutschen Kollegen veranstaltet werden, welche denselben Gelegenheit böte, sich kennen zu lernen und ein paar freie Tage in freundschaftlichem Verkehr und zu gegenseitiger Anregung, fern vom Bücherstaube, zu verleben!

Der Ausführung dieser schönen Idee stellten sich jedoch immer irgend welche Hindernisse und Bedenken entgegen, welche dieselbe nie bis zum Entschlusse und bis zur That kommen ließen.

Um so mehr freute es uns, als vor kurzem ein von dem Vorstande des hiesigen Buchhandlungsgehilfen-Vereins, in einer zu diesem Zwecke berufenen Versammlung sämtlicher hiesigen Kollegen, aufs neue gemachter Vorschlag so allgemeine Annahme und kräftige Unterstützung fand, daß ein sofort gewähltes Komitee im stande war, die Sache energisch in die Hand zu nehmen und in kürzester Zeit zu einem allseitig befriedigenden Abschluß zu bringen.

Wir haben demzufolge das Vergnügen, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß

an den Pfingst-Feiertagen,
Sonntag, 31. Mai und Montag, 1. Juni

hierselbst eine

Gehilfen-Versammlung

stattfinden wird, zu der wir Sie mit Gegenwärtigem im Namen aller hiesigen Kollegen aufs freundlichste einladen.

Wir rechnen auf allgemeine Beteiligung und glauben nicht zu viel zu versprechen, wenn wir Ihnen ein paar recht vergnügte und frohe Tage in Aussicht stellen, die in ihrem Werte noch viel höher anzuschlagen sind, weil sie in freundschaftlichem Verkehr mit lauter Geschäfts-Genossen verlebt werden.

Wie Sie aus angebogenem Programm ersehen, war es unser Bestreben, neben dem Sinn für gesellige Unterhaltung und leibliche Pflege auch dem für die Schönheiten der Natur, wozu ja die Umgebung von Stuttgart so reichlich Gelegenheit bietet, Rechnung zu tragen, und hoffen wir durch diese Vielseitigkeit und Abwechslung jedem etwas ihn besonders Anziehendes bieten zu können.

Sehr erwünscht wäre es uns, wenn Sie Ihre freundliche Teilnahme möglichst bald dem Unterzeichneten zusagen würden, wozu Sie sich gefälligst des untenstehenden Zettels bedienen wollen. Für Alle, welche sich vor dem 15. Mai anmelden, werden wir voraussichtlich freies Quartier beschaffen können.

Mit freundlichem Gruße

Im Auftrage des Fest-Komitees
August Milczewsky
in Gustav Weises Verlag.

Angeschlossen war das folgende

Fest-Programm.

Samstag, 30. Mai, abends, und Sonntag, 31. Mai, morgens, Empfang der Gäste im Goethe-Saale (Goethe-Cottasche Ausgabe) der Liederhalle, wobei Geschütze, Blumen und weißgewaschene Jungfrauen nicht geschont werden sollen. Musik: Einzug der Gäste in Stuttgart, frei nach Wagner, von jedem Teilnehmer nach Gutdünken exekutiert.

Sonntag.

Vormittags: Nach eingenommenen Frühschoppen in der Liederhalle Besichtigung der Stadt in Gruppen. Die antike Form ist jedoch ausgeschlossen.

Mittags 1 Uhr: Fest-Diner in der Liederhalle, bei welcher Gelegenheit die verschiedenen Zöpfe des Buchhandels zur Geltung gebracht werden können. Einnahme des Kaffees auf dem Schützenhause. NB. Es giebt dort auch Bier. Hierauf: Spaziergang bis zur Uhlandshöhe, Rückweg ad libitum auf geraden oder Kreuzwegen.

Abends: Festkneipe im Paul Weißschen Saale. Musikalische oder sonstige, namentlich launige Vorträge hoch erwünscht. Grenzenloses Vergnügen heißt die Parole. — Jeder Gast wird sicher in sein Quartier geleitet, daher besondere Vorsicht nicht vonnöten.

Montag.

Morgens: Zwischen 8 und 9 Uhr Einnahme des Kaffees im Kaffee Marquardt. Das Mitbringen von Hunden in die Wirtschaften ist verboten; Kater genieren aber nicht! — Hierauf Ausflug über die Silberburg und die Wasserfälle nach dem Jägerhause.

Mittags: Essen ad libitum. Kaffee in Koeglers Garten; von da Ausfahrt nach Cannstatt.

Abends: Kneipe in der Restauration von Kunz. Parole: Ungeheure Heiterkeit bis zum Finale, welches mit den Worten endet:

Wenn Menschen von einander gehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn!

Dieses Rundschreiben war die Frucht einer allgemeinen Versammlung der Stuttgarter Gehilfen, welche auf Einladung des Vorstandes vom Buchhandlungs-Gehilfen-Verein „Ulk" am 26. Februar stattgefunden hatte, in welcher beschlossen war: eine Versammlung abzuhalten und zwar zu Pfingsten, die Kosten durch freiwillige monatliche Beiträge aufzubringen, und ein Komitee von 7 Personen zur weiteren Ausführung dieser Beschlüsse gewählt wurde.

In der Liste haben sich 43 Herren zu monatlichen Beiträgen von 30 kr. bis zu 2 fl. eingezeichnet. Auf das oben vollständig wiedergegebene Rundschreiben erhielt das Komitee, wie zu erwarten, von vielen Gehilfen Zustimmungs- und Dankschreiben; die Redaktion des Börsenblattes hat es in Nr. 97 vom 29. April fast ganz abgedruckt, den Rest in extenso mitgeteilt und brieflich um einen Bericht über die Versammlung ersucht, um der Sache selber zur rechten Anerkennung zu verhelfen und anregend und fördernd auf die weitere Pflege des buchhändlerischen Korporationsgeistes einzuwirken.

Die Redaktion der süddeutschen Buchhändlerzeitung brachte die Einladung in Nr. 18 vom 4. Mai, aber statt des Programms folgende redaktionelle Bemerkung: Das dem Zirkular beigefügte Programm konnte sich die Redaktion nicht entschließen, hier in extenso mit abzudrucken. Zunächst im Interesse der Aufgeforderten und der Versammlung selbst. Es hätte wahrlich dieser besser angestanden, anstatt schaler und zum öftern noch eine Stufe niedriger stehenden Witze, welche die ganze Zusammenkunft in den Rahmen von Früh-, Mittags- und Abendschoppen einfaßt, doch auch etwas reales, geistig-reales nämlich, zu bieten. Wir dachten, die Herren Gehilfen hätten so gut wie andre Leute, vielleicht auch noch etwas mehr Anlaß, über Wünsche und Bedürfnisse ihres Standes nachzudenken und einen Austausch zu pflegen:

welch reiches Feld hätte sich ihnen hier geboten! Und in keiner Weise beeinträchtigt hätte dies die gemütliche, die Erholungsseite, — im Gegenteil, sie hätte dadurch nur die rechte Würze bekommen. Sauce ohne Braten aber, mag sie so pikant sein, als sie will, verdirbt immer den Magen, und wenn sie dazu den Beutel leert ohne anderweitigen Ersatz, so kann naturgemäß das nicht ausbleiben, was man gemeinhin Katzenjammer zu nennen pflegt. — Und hätten sich die jungen Männer durch irgend welches Aussprechen über die Ziele ihrer Fortbildung rc. gestählt für die eigene Zukunft, so hätte diese Seite auch den älteren, d. h. den Prinzipalen, nur Freude bereiten können. Anmerk. d. Red.

Die nächste Nummer enthält die Erwiderung des Fest-Komitees, in welcher dasselbe ausführt, daß es für die in das Programm eingestreuten Witze keine Klassicität beanspruche, daß diese auch hätten wegbleiben können, doch hätte man erwartet, daß sie ebenso harmlos aufgefaßt würden, wie sie gegeben; nur diese Zusätze, neben dem Fehlen jeder Andeutung über sonstige Zwecke, könnten die Redaktion zu der schroffen Kritik und der ausgedrückten Meinung über die Art der Versammlung veranlaßt haben.

Es erklärt ferner, daß die Versammlung einen durchaus geselligen Charakter haben solle, um für die Teilnehmer eine Erholung und freundliche Erinnerung für spätere Zeit zu sein.

Grade an Pfingsten wäre es Gewohnheit, die freien Tage zu Ausflügen und zur Erholung zu benutzen und dies wolle man hier auch; daß nicht die Absicht vorliege, die Besprechung ernster Themata fern zu halten, ginge doch aus der Einladung unzweideutig hervor, man halte es für ganz unmöglich, daß eine größere Zahl von Kollegen zwei Tage mit einander verkehren ohne die geistigen Interessen ihres Standes zu besprechen; dies müsse sich aber von innen heraus selber entwickeln und könne nicht vorgeschrieben werden.

In diesem Sinne sei das Programm aufgestellt, es solle nur Zeit und Folge der Vereinigung feststellen, bei seiner Abfassung hätten mehr als 30 Gehilfen jeden Alters dasselbe ohne jeden Einspruch genehmigt.

Überhaupt hätte man auch gar nicht gewußt, welche bestimmten Besprechungsvorschläge man hätte machen sollen, etwa über die schlechte pekuniäre Lage? über Abkürzung der Geschäftszeit? Beschränkung der Annahme von Lehrlingen? Solche Besprechungen wären stets erfolglos und hätten noch ihre besondere Schattenseite. Der Fortbildung diene die Versammlung jedem Teilnehmer schon durch die gebotene Gelegenheit, sein Wissen rc. mit dem anderer zu vergleichen, das Stre-

den darnach müsse man ja voraussetzen, es erst zu wecken würde wohl zu spät sein.

Nachdem noch die oben erwähnte Zuschrift der Redaktion des Börsenblattes mitgeteilt, bittet das Komitee die Redaktion um Besuch der Versammlung, in der sichern Erwartung, daß das Vorurteil dadurch am besten sich modificieren werde.

In derselben Nummer ist von einem süddeutschen Gehilfen eine abfällige Kritik des Programms enthalten, die in demselben Gedankengange wie die erste Bemerkung der Redaktion, sich von dieser durch rohen Ton unterscheidet.

Die nächste Nr. — 20 vom 18. Mai — brachte von „Robert Brandt“ eine ziemlich scharfe Abfertigung dieser Kritik und von einem Stuttgarter Gehilfen — M. — einen neuen Angriff, dessen Spitze sich hauptsächlich gegen den Gehilfen-Verein „Ulk“ richtete.

Die Nr. 21 vom 25. Mai brachte nun das Antwortschreiben der Redaktion auf den oben im Auszug mitgeteilten Abwehr-Artikel des Fest-Komitee, worin eine ausführliche Begründung des Standpunktes der Redaktion versucht wird, neu ist darin die Motivierung des Mißtrauens durch den Namen des Gehilfen-Vereins „Ulk“, in dessen Schoße der Gedanke doch gereift sei, ferner ein Hinweis auf die kirchliche Bedeutung des Pfingstfestes.

Dann von einem Ulkier — Jul. Kratsch — eine scharfe Abfertigung des Herrn M. und gegen eben diesen Herrn noch 2 kleinere Artikel vom „Ulk“, resp. von 10 älteren Gehilfen.

Die Nr. 22 vom 1. Juni bringt schließlich noch eine Rechtfertigung des Herrn M., auf welche eine Antwort nicht erfolgte.

Wir haben diese Zeitungsfehde hier sehr kurz behandelt; nachdem das Komitee in ruhiger Darlegung die Angriffe der Redaktion zurückgewiesen, ist alles andere zu persönlich, um für jetzt und später bei Unbeteiligten Interesse zu finden, doch mußten wir konstatieren, daß auch in diesem Falle Anfeindungen nicht gefehlt haben.

Das Komitee hatte sich dadurch natürlich nicht abhalten lassen, die Vorarbeiten energisch zu fördern, und wurde damit denn auch rechtzeitig fertig.

Die Anmeldungen waren zahlreich eingegangen, doch fehlen in der aufgelegten Präsenzliste manche der Angemeldeten. Anwesend waren 36 fremde und 39 Stuttgarter Kollegen. Über die geführten Beratungen liegen uns nur kurze Notizen vor, aus welchen ein genaues Bild sich nicht gewinnen läßt; wenn man eine solche Versammlung nur dann für erfolgreich ansehen will, wenn dieselbe welterschütternde Beschlüsse

und Resolutionen faßt, so müßte man diese für ganz erfolglos erklären, denn es ist, trotz lebhaftester Debatte kein Beschluß gefaßt. Auch sind öffentliche Berichte weder im Börsenblatt noch in der süddeutschen Buchhändlerzeitung erschienen. Man darf daraus wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß bei dem Fehlen positiver Beschlüsse das Komitee von einem Bericht absehen mußte, andrerseits aber auch die Versammlung den Gegnern und Nörglern keine Veranlassung zu neuen Angriffen geboten hat, wie solche nach der vorhergegangenen Zeitungs-Fehde eigentlich zu erwarten gewesen wäre.

Die verhandelten Sachen sind heute zum Teil erreicht, wie die Schaffung eines Organs für die speziellen Interessen der Gehilfenschaft; ebenso ist der rege persönliche Verkehr und die Pflege der Kollegialität jetzt durch die zahlreichen Gehilfen-Vereine ermöglicht und geregelt; größere Versammlungen werden, neben der Generalversammlung des Verbandes, öfter abgehalten, wenn auch das Zusammenkommen aus ganz Deutschland sich wegen der großen Entfernungen und Kosten nicht ermöglichen läßt.

Als ein Zeichen, daß neben der Erholung auch Idealeres erstrebt ist, sei hier nur der Sammlung für den Berliner Unterstützungs-Verein gedacht; diese ergab 14 Thaler sofortige Gaben, 19 neue Mitglieder und von 6 Mitgliedern Erhöhung ihrer Beiträge.

Über den Verlauf der Versammlung in anderer Hinsicht ist nicht viel zu sagen, er ist ja bei allen sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern; kein Mißton trübte die Feststimmung und alle Teilnehmer erinnern sich mit Vergnügen, der froh verlebten Tage, manche Freundschaft wurde angebahnt und jeder hat in seinem Kreise infolge dieser Anregung neu gestärkt für weitere Ausbreitung der gehörten Ideen eintreten können.

St. W. Sch.



Spanien und sein gegenwärtiger Buchhandel.

Fern im Süd das schöne Spanien — so beginnt bekanntlich ein prächtiges Lied des leider jetzt heimgegangenen deutschen Meistersängers Emanuel Geibel. Ja, wohl mag das Hauptland der pyrenäischen Halbinsel schön, malerisch und besuchenswert sein, wohl mag es für das Eldorado der Zigeunerbuben, Stierkämpfer, Maultiertreiber und anderer, gewiß sehr braven Leute gelten, allein das Ideal für einen Freund und Anhänger des echten Buchhandels ist es keineswegs. Zweck unserer Arbeit soll es sein, diesen Ausspruch näher zu beweisen; wir wollen darzulegen suchen, daß Spaniens Buchhandel trotz der großen schönen Vergangenheit des iberischen Kulturlandes und trotz mancher dort bestehenden nicht ungünstigen Verhältnisse heute doch noch weit davon entfernt ist, einen Vergleich mit dem Buchhandel Frankreichs, Englands oder gar Deutschlands auszuhalten.

Um dies zu erreichen, glauben wir zweckmäßig zu handeln, wenn wir zunächst die eigentlichen Lebensverhältnisse, besonders aber die kulturgeschichtliche Entwickelung Spaniens betrachten, hierauf einen Blick auf die Litteratur seiner Einwohner werfen und endlich zu prüfen suchen, wie eigentlich der spanische Buchhandel gegenwärtig beschaffen ist. Alle diese Verhältnisse hängen sehr innig zusammen, bedingen sich selbst gegenseitig, und nach ihrer Betrachtung und Würdigung werden wir unsere Schlußfolgerungen leicht ziehen können.

1. Ethnographische und Kulturverhältnisse.

Spanien ist in fast ähnlicher Art wie Großbritannien und Irland ein von Natur abgeschlossenes und daher auf sich angewiesenes Land. Es liegt zwischen dem atlantischen Ocean, dem mittelländischen Meer und den Pyrenäen und wird von Portugal durch mehrere Gebirgszüge und verschiedene Flüsse getrennt. Die Einwohnerzahl seiner europäischen Besitzungen beträgt etwa $16^1/_2$ Millionen, diejenige seiner Kolonieen

$8\frac{1}{2}$ Millionen, so daß das ganze spanische Reich ungefähr 25 Millionen Bewohner zählt. Diese $16\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner des Hauptlandes (von den Verhältnissen der Kolonieen in Amerika, Asien und Mikronesien sehen wir hier ganz ab) bilden ein oft recht seltsames Gemisch von Rassen: sie gehören zum Hauptteil dem aus Goten und Germanen, dem keltisch-iberischen Urvolke, Römern und Arabern gemischten spanischen Stamme der romanischen Völkerfamilie an. Ausgenommen hiervon sind jedoch etwa 500—600000 Basken (Nachkommen der alten Iberer) in den Pyrenäen, an 60000 Moriskos, die von den Mauren abstammen nud in der Sierra Morena leben, gegen 50000 Zigeuner und zahlreiche Juden, deren Ziffer nicht genau bekannt ist. Endlich erscheinen unter der Bevölkerung noch etwa 40000 Fremde, dagegen nur 1000 eingewanderte Deutsche. Letztere Thatsache ist sehr bemerkenswert, befanden sich doch allein in Frankreich nach einer Zählung vom Jahre 1876 nicht weniger als etwa 60000 Deutsche.

Spanien ist teilweise ein sehr wohlangebautes, reiches Land. Die wichtigste Erwerbsquelle bei dem überaus fruchtbaren Boden bildet die Landwirtschaft, zwei volle Drittel des Bodens sind Kulturland, meistens Acker-, dann Wiesen- und Weiden-, Wald-, Weinland und Olivenpflanzungen. Die Hauptquellen des Nationalreichtums bilden der Weinbau, die Rosinen-, Obst-, Südfrüchte- und Oliven-Kultur; auch liefert der Maulbeerbaum und das Zuckerrohr keine geringe Ausbeute, während von den Gehölzen besonders der Korkbaum gut ausgebeutet wird. In einigen südlichen Provinzen wird die Seidenraupenzucht in größerem Umfange und mit bestem Erfolge betrieben, die Jagd ist gering, dagegen ist die Fischerei an den ausgedehnten Küsten eine einträgliche Beschäftigung der Küstenbewohner. Der Reichtum des Landes an Mineralien ist sehr bedeutend, allein die Ergebnisse des Bergbaus und Hüttenwesens stehen nicht im Einklange mit jener Naturgabe. Am meisten werden Mineralkohlen und Salz gewonnen, aber auch Gold kommt in Arsenikgruben Cataloniens vor.

Was nun die gewerbliche Industrie betrifft, so hat dieselbe ihren Hauptsitz im Norden: in den katalonischen und baskischen Provinzen. In einzelnen Zweigen hat sich dieselbe auf eine hohe Stufe gehoben. An erster Stelle steht die Baumwollen-Industrie, welche gegen 2 Millionen Spindeln beschäftigen soll, und dennoch nicht über den Bedarf des eigenen Landes hinausreicht, so wenig wie die Schafwollen- und Leinen-Industrie, welche durchaus konkurrenzfähige Waren liefert, ebenso die Seiden-Industrie, welche besonders in Barcelona, Valencia und Sevilla ihren Sitz aufgeschlagen hat. Spitzen werden in Catalonien, Hand-

schuhe in Madrid, Schuhwaren auf den balearischen Inseln angefertigt; das besonders in Spanien so gut gedeihende Esparto-Gras (Spart- oder Pfriemengras, eine wild wachsende Pflanze aus der Ordnung der Gramineen) wird zu verschiedenen Flechtwerken, Stricken, Seilen, Lauftüchern, Bindschuhen 2c., auch zu Papier verarbeitet. Vorzüglich hoch steht Spanien in der Leder-Industrie da, besonders bei der Herstellung von Saffian und Korduan, so daß spanische Riemerarbeiten, Sattel und Reitzeuge europäische Berühmtheit besitzen. In der Metall-Industrie wird nur das Eisen gepflegt; gute Handwaffen werden in Oviedo, Placencia und namentlich in Toledo („Toledo-Klingen") gefertigt, Artillerie-Material in der Nationalwaffenfabrik zu Trubia. Maschinenfabriken befinden sich in Barcelona, Cartagena, Cadix und Santander; Tauschier- (eingelegte Metall-) Arbeit hat ihren Sitz vornämlich in Toledo, Madrid und Guipuzcoa. Die Glas- und Thonwaren-Industrie ist sehr verbreitet, steht jedoch noch nicht auf der Höhe von Frankreich, Deutschland und Österreich-Ungarn, allein Schmelzartikel bilden einen beliebten Ausfuhr-Artikel. Die Papier-Industrie ist nicht unbedeutend, besonders Cigaretten-Papier wird in Alcoy hergestellt. Auch die Zuckerfabrikation ist nicht gering, doch noch wichtiger ist die Fabrikation von Chokolade; verschiedene Spirituosen werden hergestellt, auch Bier gebraut, dann Konserven aller Art. Sehr stark wird das Mühlgewerbe betrieben, besonders wird das Weizenmehl vielfach ausgeführt.

Im ganzen kann man sagen, daß die Industrie noch nicht auf der Höhe steht, welche sie einnehmen könnte, daß sie jedoch im Aufschwunge begriffen ist. Bei der herrschenden Gewerbefreiheit und der großen Aufmerksamkeit, welche die 20 bestehenden Handels-„Juntas" der Industrie zuwenden, ist eine weitere gedeihliche Entwickelung sicher zu erwarten. Auch der Handel hebt sich, obgleich ihm noch vieles von der Höhe fehlt, die er selbst im vorigen Jahrhundert erreicht hatte, jedenfalls hat sich die Ausfuhr mehr und mehr vermehrt. Von den 116 Häfen des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans sind die bedeutendsten: Barcelona, Malaga, Bilbao, Santander, Valencia, Cadix, Sevilla, Taragona, Jeres, Cartagena und Alicante. Die Eisenbahnen sind noch nicht sehr entwickelt: am 1. Januar 1884 waren etwa 8000 Kilometer in Betrieb. Spanien besitzt nur eine einzige Zettelbank: die Bank von Spanien; alle übrigen Banken wurden bei der Errichtung jener Hauptbank entweder aufgehoben oder in Filialanstalten verwandelt.

Spanien ist ein Land mit vielen Beamten. Die oberste Leitung der Staatsverwaltung ist 8 Ministerien übertragen, in den 49 Provinzen des Reichs führen Gouverneure, welche der Regierung direkt unter-

stehen, die Civilverwaltung. Außer den Cortes — dem Senat und Deputierten-Kongreß —, welche neben dem König die gesetzgebende Gewalt ausüben, bestehen noch Provinzial-Deputationen, welche ihre Provinzen zu vertreten haben; jede Gemeinde hat ihren Vertrauensmann in dem Alcalde. Die Gerichtsbehörden sind ähnlich wie in anderen Staaten abgegrenzt. Es bestehen 1. das oberste Tribunal in Madrid, 2. 15 Gerichtshöfe als zweite Instanz und neben denselben ebensoviele Großgerichte mit Geschworenen, endlich 3. 500 Gerichte als erste Instanz.

Die Unterrichtsverhältnisse sind geregelt wie folgt. Obligatorisch ist der Primär-Unterricht, welcher im Jahre 1878 in zusammen 27 048 Volksschulen erteilt wurde. Der Sekundär-Unterricht ist durch etwa 60 öffentliche Lehr-Anstalten und verschiedene Privatschulen gewährleistet; die katholische Kirche ist an denselben sehr beteiligt. Hochschulen giebt es 10 in Spanien und zwar folgende Universitäten: Madrid, Barcelona und Granada mit je 5 Fakultäten (für Philosophie und Litteratur, exakte Wissenschaften, Rechte, Pharmazie und Medizin), Salamanca, Sevilla und Valencia mit je 4 Fakultäten (ohne Pharmazie), Santiago mit 3 Fakultäten (Rechte, Pharmazie und Medizin), Saragossa mit 3 Fakultäten (Philosophie, Rechte und Medizin), Valladolid mit 2 Fakultäten (Rechte und Medizin) und Oviedo mit 1 Fakultät (Rechte). Für die katholischen Geistlichen giebt es an den Bischofssitzen Seminarien. Außer diesen Spezialschulen bestehen königliche Anstalten für Diplomatik, Architektur, Wagen-, Kanal- und Hafenbau-Ingenieure, Bergwerks-, Forst-Ingenieure, für schöne Künste, Ackerbau, Handel und Industrie in Madrid, eine Schule für Industrie-Ingenieure in Barcelona, die Akademie für den Generalstab und die verschiedenen Waffengattungen, eine Seeschule in Ferrol.

Die Kultusverhältnisse sind in dem ehemaligen Inquisitions-Lande etwas einseitig. Staatskirche ist die römisch-katholische Kirche, jedoch kann niemand wegen seines religiösen Glaubens und der Ausübung des Kultus verfolgt werden, sobald die christliche Moral keine Schädigung erfährt. Die geistlichen Angelegenheiten der katholischen Kirche werden von 9 Erzbischöfen und 45 Bischöfen besorgt; ihnen ist ein Heer von etwa 40 000 Weltpriestern, 800 Mönchen und 13 000 Nonnen (!) untergeordnet. Protestantische Gemeinden giebt es nur etwa 60.

Das spanische Heer ist nicht besonders stark, sein Bestand auf dem Friedensfuß soll gegen 95 000 Mann betragen, die jedoch im Kriegsfalle auf 400 000 Mann gebracht werden können. Dagegen giebt es eine verhältnismäßig bedeutende Kolonial-Armee: sie umfaßt

etwa 40000 Mann, welche vornämlich auf Cuba, die Philippinen und Portorico sich verteilen. Die Kriegsflotte ist ansehnlich und verfügt über ein Personal von gegen 15000 Mann, wozu noch eine Marine-Infanterie von etwa 7500 Mann tritt.

Die Münzeinheit des Landes ist der Peseta = 80 Pfennig oder 1 Frank. Für Maße und Gewichte ist das metrische Gewicht eingeführt.

Die Entwickelung des Handels und der Industrie in Spanien wurde in den letzten Jahrzehnten sehr ungünstig durch die herrschenden politischen Unruhen und Bürgerkriege (Karlisten-Aufstände) beeinflußt. Die kosmopolitische Arbeiterverbindung der „Internationalen" bereitet namentlich der spanischen Regierung fortwährende Schwierigkeiten, auch herrschen auf Cuba, wo erst 1873 die Sklaverei abgeschafft worden ist, fast beständige Unruhen. So kommt es, daß der Bodenreichtum des Landes immer noch nicht die entsprechende Ausbeute erfährt und der Handel, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts der bedeutendste der Welt war, stets noch der Hebung ebenso fähig wie bedürftig ist. Spanien ist, im ganzen genommen, ein Land, das mehr noch an seinem alten Ruhme zehrt, als daß es demselben neue Zweige angesetzt hätte; es werden jedoch mit der Zeit, in der man ja bekanntlich „Rosen pflückt", auch auf der iberischen Halbinsel Handel, Verkehr und Industrie eine erfreuliche Zunahme finden, sobald die politischen Verhältnisse sich ferner noch mehr befestigt haben.

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Aufzählung der bedeutendsten Städte Spaniens.

Das Land, welches im Innern oft ein nur wenig ergiebiges Hochgebirgsland darstellt (besonders treten hier die beiden Hochebenen in Neu- und Alt-Castilien hervor), dagegen durch einen Reichtum an Küsten bevorzugt wird, besitzt manche volkreiche Städte, deren Bevölkerung sich durch Thätigkeit und Einsicht hervorthut, freilich dabei noch von manchen Vorurteilen beherrscht wird. Die Haupt- und Residenzstadt Spaniens ist M a d r i d mit gegenwärtig etwas mehr als 400000 Einwohnern; es folgen nach der Reihe ihrer Einwohnerzahl Barcelona mit 250000, Valencia mit 145000, Sevilla mit 135000, Malaga mit 117000, Murcia mit 93000, Zaragoza mit 86000, Granada mit 77000, Cadix mit 66000, Cordoba mit 50000, Valladolid mit 45000, Alicante mit 37000 und Burgos mit 32000 Einwohnern. Dagegen ist das Innere des Landes oft sehr wenig bevölkert, die Ortschaften im Gebirge sind zu zählen, kleine Weiler und Gehöfte gibt es nur in einzelnen Provinzen. Mithin ist

vielfach alles öde, auch sind die paar Ortschaften, welche von der Eisenbahn berührt werden, in der Regel mit starken, von Türmen flankierten Mauern umgeben und oft von einem mächtigen Schloß überragt, fast immer jedoch von einem reichen Kranze üppig grüner Gärten eingeschlossen. Während der Jahrhunderte dauernden, ununterbrochenen Kriege mußten sich die Einwohner zu gegenseitigem Schutz zusammendrängen, und die dann folgende Entvölkerung des Landes, welche heute noch fühlbar ist, hat die naturgemäße Entwickelung wesentlich beeinflußt. (Fortsetzung folgt.)



Allerlei Kalkulationen.

Wer Gelegenheit hat, öfter einen Blick in verschiedene Fachblätter zu thun, der wird gefunden haben, daß selbe häufig ausgeführte Berechnungen über die Kosten und den eventuellen Gewinn der einzelnen Facharbeiten ꝛc. bringen. Nur in den unserem Berufe dienenden Blättern haben wir dergleichen bisher nicht gefunden, ebensowenig in unserer Fachlitteratur, wenigstens nicht in der Weise, wie in den Fachblättern oder eignen Werken für andre Berufsarten. Wir wollen nun versuchen, hier einige ähnliche Zusammenstellungen über buchhändlerische Berechnungen vorzuführen, bemerken aber im voraus, daß dieselben durchaus nicht als Schablonen zu betrachten sind, welche ein für alle mal und für alle Verhältnisse passen. Unser Zweck ist erreicht, wenn diese Kalkulationsmuster denjenigen, welchen regelmäßiger solche Arbeiten zugeteilt werden, Anregung geben, ihre eignen Arbeiten damit zu vergleichen und Verbesserungen ebenfalls hier zu veröffentlichen; dann sollen sie das Verständnis für derartige Berechnungen bei denen erleichtern helfen, welche nur in Ausnahmefällen damit betraut werden.

Eine Kalkulation machen heißt im allgemeinen die verschiedenen einzelnen Kosten einer Arbeit oder Sache ausrechnen und zusammenstellen, um darnach den Preis feststellen zu können. Die erste Frage ist also, welche Kosten kommen überhaupt in Betracht und dann, wie hoch stellen sich dieselben in dem einzelnen Falle?

Nehmen wir als Beispiel die Kalkulation eines neuen Verlagswerkes, so müssen wir dabei folgende Posten berücksichtigen: a) die Auslagen für Herstellung als Satz, Druck, Papier, eventuell noch Zeichnungen, Holzschnitte, Lithographieen, Honorar u. s. w.; b) die für dies Werk speziell in Aussicht genommenen Vertriebsmittel wie Prospekte, Zeitungsbeilagen, Anzeigen, Rezensionsexemplare ꝛc.; c) den auf dies Werk fallenden Teil der allgemeinen Geschäftsspesen und d) einen Zuschlag zur Deckung unvorherzusehender Ausgaben bei langsamen Absatz oder Übrigbleiben eines unverkäuflichen Restes.

Der Posten unter a. ergibt sich aus den vorliegenden Rechnungen der einzelnen, bei der Herstellung beschäftigten Lieferanten, ist also sehr leicht zusammen zu rechnen. Posten b. ist ein Voranschlag, dessen Höhe sich aus der Natur des Werkes und der in Aussicht genommenen Vertriebs- und Bekanntmachungsart ergeben muß; man wird gut thun, den ausgerechneten Beträgen einen entsprechenden Zuschlag für unvorhergesehene Ausgaben hinzuzufügen. Posten c. ergibt sich aus den Geschäftsbüchern, welche die allgemeinen Spesen des Geschäfts überhaupt, sowie den Anteil jedes einzelnen Verlagsartikels daran nachweisen. Der Zuschlag d. soll besonders Zinsverluste und weitere Vertriebsspesen decken, falls das Werk sich langsamer verkauft, als ursprünglich angenommen ist. Infolge dieses Zuschlags werden einschlagende und daher rasch abgehende Werke einen höheren Gewinn ergeben, aus welchem dann die unvermeidlichen Verluste bei fehlschlagenden Unternehmungen gedeckt werden können.

Wenn die Bücher einer Verlagshandlung beispielsweise am Jahresschluß an Spesen folgende Posten nachweisen:

Gehalte: Chef	3000 Mk.	
2 Gehilfen	2500 „	
Hausknecht	1000 „	
		6500 Mk.
Miete		1000 „
Steuern, Stempel ꝛc.		600 „
Porto		300 „
Heizung, Licht ꝛc.		300 „
Geschäftsformulare		400 „
Verlagskataloge, Allgem. Inserate		2000 „
Div. kleine Ausgaben		300 „
Verpackungs-Materialien		1600 „
Fracht nach und von Leipzig		3000 „
Leipziger Emballage der Remittenden		1000 „
Kassenführung des Kommissionärs		1000 „
Zinsen für das Anlage-Kapital		5000 „
Verluste inkl. Meßagio, Abschreibungen ꝛc.		2000 „
Beanspruchter Gewinn		5000 „
Also im ganzen		30000 Mk.

betragen bei einer Jahres-Auslieferung von 150 000 Mk. Die Spesen also 20% der Auslieferung.

Diese Spesen müssen gedeckt werden und müssen daher in dem Nettopreise der Verlagswerke, neben den eigentlichen Herstellungskosten,

mit enthalten sein, wenn ein Verleger nicht ohne weiteres mit Verlust arbeiten will. Sehr einfach nun wäre eine verlegerische Kalkulation, wenn der Absatz einer Neuigkeit vollständig in einem Jahre erfolgte. Dies ist leider nur Ausnahme; die Regel ist, daß der Absatz sich auf eine Reihe von Jahren verteilt, und daß schließlich bei vielen Werken ein Rest unverkäuflicher Exemplare übrig bleibt. Um nun auch noch in solchen Fällen auf seine Kosten zu kommen, ist der Verleger genötigt, noch einen weiteren Aufschlag d. zu machen, über dessen Höhe sich bestimmte Regeln schwer aufstellen lassen; wird derselbe zu hoch genommen, so wird der Preis des Verlagswerkes selber zu hoch und dadurch der Absatz erst recht erschwert und gehindert; ist der Zuschlag niedrig und der Absatz langsam, so ergiebt sich noch Verlust. Wenn ein Verleger die Absatzfähigkeit seiner Neuigkeiten richtig abschätzen kann, so wird er auch die Höhe dieses Aufschlags richtig bemessen können, da hierdurch nur die infolge langsameren Absatzes sich ergebenden Zinsverluste und erhöhten Spesen ausgeglichen werden sollen. Im allgemeinen dürfte es sich empfehlen, diesen Aufschlag nicht zu hoch anzunehmen, denn ein dadurch übermäßig erhöhter Preis wirkt in der Regel äußerst ungünstig auf den Absatz ein, während oft bei niedrigerem Preise ein rascherer Absatz erzielt wird und damit, selbst bei geringerem Zuschlag ein günstigeres Resultat sich ergibt. Einige Beispiele werden dies noch deutlicher zeigen:

A. arbeitet mit 10 000 Mk. Kapital, kann dasselbe in 5 Jahren einmal umsetzen und muß daher einen Aufschlag von 50% machen, um in einem Jahre 1000 Mk. zu verdienen.

B. hat dasselbe Kapital, setzt es aber schon in einem Jahre um; er verdient also schon 1000 Mk. bei einem Aufschlag von 10%.

C. setzt aber ein solches Kapital schon in einem Monat um; er verdient also mit 1% Aufschlag mehr wie A. mit 50% und B. mit 10% Aufschlag und hat noch den Vorteil, daß er mit seinem Gewinn schon längst wieder verdient, während B. noch ein Jahr und A. sogar 5 Jahre auf den Gewinn warten müssen.

Die Nutzanwendung dieser Beispiele ist: daß der Verleger bestrebt sein muß, einen rascheren Absatz seiner Werke und daher auch rascheren Umsatz seines Kapitals zu erzielen, weil er dadurch selbst bei kleinstem Aufschlage ein weit besseres Gesamtresultat erzielt, als bei hohem Aufschlag und langsamerem Umsatz.

Eine derartige Kalkulation könnte also folgende Hauptposten enthalten:

A. Herstellungskosten	. . . .	30 000 Mk.
B. Spezielle Vertriebsspesen	. .	6 000 „
C. Anteil an den Geschäftsspesen		9 000 „
D. Aufschlag	. . . .	3 000 „
	im ganzen	48 000 Mk.

für eine Auflage von 10 000 Exemplaren oder pro Exemplar 4 Mk. 80 Pf. netto; resp. bei 25% Sortimenterrabatt 6 Mk. 40 Pf. ordinär, bei 30% rund 7 Mk. ord. und ev. 5 Mk. netto, 4 Mk. 50 Pf. bar ohne Freiexemplare. Wäre diese Auflage nach 2 Jahren verkauft, so würde die Abrechnung vielleicht folgende Posten ergeben:

Auslieferung des I. Jahres:

6 000 Expl. in Rechnung à 5 Mk. netto	. . .	30 000 Mk.
2 000 „ bar à 4 Mk. 50 Pf.	. . . .	9 000 „
		39 000 Mk.
Retour 1 500 Expl. à 5 Mk.	. . . .	7 500 „
	Absatz	31 500 Mk.

II. Jahr:

1800 Expl. in Rechnung à 5 Mk.	. . . . . .	9 000 Mk.
1500 „ bar à 4 Mk. 50 Pf.	. . . .	6 750 „
	Absatz	15 750 Mk.

Der Rest von 200 Expl. ist gratis versandt zur Recension 2c.

Rekapitulation:

Ausgabe: A. u. B.	36 000 Mk.
I. Jahr C. 20% von 39 000 Mk.	7 800 „
II. „ C. 20% „ 15 750 „	3 150 „
	46 950 Mk.
Einnahme I. Jahr	31 500 Mk.
„ II. „	15 750 „
	47 250 Mk.
Überschuß . . .	300 Mk.

Außer seinem entsprechenden Anteil an dem von vornherein beanspruchten Gewinn hat das Werk einen Überschuß von 300 Mk. ergeben, ein Resultat, mit dem ein bescheidener Verleger wohl zufrieden wäre; ungünstiger wäre das Resultat schon, wenn der Absatz des I. Jahres geringer, resp. die Summe der Remittenden größer gewesen wäre; bei der unendlichen Zahl von möglichen Kombinationen in der Zusammenstellung des Absatzes wollen wir es jedem überlassen, auch andere aufzustellen und darnach die betr. Rechnung auszuführen; ebenso

würden Ersparnisse und Überschreitungen bei dem Spesenvoranschlag B das Resultat ändern; die Ausführung solcher Möglichkeiten würde uns hier aber zu weit führen; wir wollen dafür nur noch eine Kalkulation vorführen unter der Annahme, daß der Absatz sich auf 5 Jahre verteilen werde.

Der Voranschlag würde also so lauten:

A. Herstellungskosten . . .	30000 Mk.,
B. Vertriebsspesen	6000 „
C. Spesenanteil	9000 „
D. Aufschlag	10000 „
im ganzen	55000 Mk.

oder bei 10000 Auflage pro Expl. 5 Mk. 50 Pf. netto resp. abgerundet 8 Mk. ord., 6 Mk. netto, 5 Mk. 50 Pf. bar.

Der Absatz verteilt sich etwa in folgender Weise:

I. Jahr. Auslieferung	3000 Expl.	à 6 Mk. — Pf.		18000 Mk.
	2000 „	à 5 „ 50 „		11000 „
	5000 Expl.			29000 Mk.
Retour 1000, disponiert	1000 „	à 6 Mk.		12000 „
			Absatz	17000 Mk.
II. Jahr Disponenden	1000 Expl.			6000 Mk.
Auslieferung	2000 „	à 6 Mk. — Pf.		12000 „
	2000 „	à 5 „ 50 „		11000 „
	5000 Expl.			29000 Mk.
Retour 1000, disponiert	1000 „			12000 „
			Absatz	17000 Mk.
III. Jahr Disponenden	1000 Expl.			6000 Mk.
Auslieferung	1000 „	à 6 Mk. — Pf.		6000 „
	1000 „	à 5 „ 50 „		5500 „
	3000 Expl.			17500 Mk.
Retour 500, disponiert	600 „			6600 „
			Absatz	10900 Mk.
IV. Jahr Disponenden	600 Expl.			3600 Mk.
Auslieferung	500 „	à 6 Mk. — Pf.		3000 „
„	500 „	à 5 „ 50 „		2750 „
	1600 Expl.			9350 Mk.
Retour 300 Expl., dispon.	400 „			4200 „
			Absatz	5150 Mk.

V. Jahr	Disponenden	400 Expl.		2 400 Mk.
	Auslieferung	300 „	à 6 Mk. — Pf.	1 800 „
	„	250 „	à 5 „ 50 „	1 375 „
			Absatz	5 575 Mk.

Der Rest von 250 Expl. ist teils gratis versandt, teils verdorben und verloren.

Rekapitulation:

Ausgabe.		Einnahme.	
A u. B	36 000 Mk.	Absatz des I. Jahres	17 000 Mk.
C. I. Jahr 20 %	5 800 „	„ „ II. „	17 000 „
II. „ . . .	4 600 „	„ „ III. „	10 900 „
III. „ . . .	2 300 „	„ „ IV. „	5 150 „
IV. „ . . .	1 150 „	„ „ V. „	5 575 „
V. „ . . .	635 „		55 625 Mk.
Gewinn . . .	5 140 „		
	55 625 Mk.		

Dieser Gewinn von 5140 Mk. zeigt uns, daß der Aufschlag D um soviel zu hoch gegriffen war, das Werk hätte also eigentlich nur 5 Mk. netto kosten sollen und wäre bei diesem Netto- und entsprechend niedrigerem Ordinärpreise wahrscheinlich noch rascher abgegangen, und trotz des geringen Aufschlags ein günstigeres Resultat erzielt worden.

Bei allen Verlagskalkulationen muß der Verleger die erwähnten Posten berücksichtigen, mag er nun dieselben, wie hier geschehen, in 3 Posten neben seinen Auslagen für die Herstellung teilen, oder noch in weitere Posten zerlegen, oder dieselben nur in einer Summe auf die Herstellungskosten aufschlagen, wie es nach der alten Schablone geschah (und wohl oft noch geschieht), wonach $^1/_3$ für den Buchdrucker, $^1/_3$ für den Verleger und $^1/_3$ für den Sortimenter vom Ladenpreis des Buches gerechnet wurde; darnach hätte ein Buch mit 30 000 Mk. Herstellungskosten 9 M. ordinär kosten müssen; doch dürfte wohl ein Zweifel gerechtfertigt sein, ob bei so viel höherem Ladenpreise der Absatz sich so rasch abgewickelt hätte und ob nicht bei langsamerem Absatze selbst noch Verlust herausgekommen wäre.

Wir können daher nur empfehlen, diesen Aufschlag nicht in einer Summe zu machen, sondern für jedes Werk eine besondere Kalkulation aufzustellen und zum wenigsten die erwähnte Teilung vorzunehmen; bei einer systematischen Buchführung ist die Sache nicht schwer und diese Kalkulation bietet weit mehr Sicherheit als eine solche in Bausch und Bogen. Wenn dieselbe auch wie jeder Voranschlag am Schluß nicht

ganz genau mit den erzielten Resultaten übereinstimmen wird, so wird doch die spezificiertere, auf genau geführte Buchungen früherer Jahre gestützte Kalkulation stets der Wirklichkeit viel näher kommen, als jede oberflächlichere Berechnung.

Einen wesentlichen Einfluß auf den schließlichen pekuniären Erfolg einer Neuigkeit für den Verleger hat noch die richtige Feststellung der nötigen Auflage. Ist beispielsweise die Auflage eines Werkes für einen bestimmten Abnehmerkreis zu hoch gegriffen, so wird der Verleger die zuviel gedruckten Exemplare selbst nicht zu den Herstellungskosten los werden können; selbst bei äußerst vorsichtiger Kalkulation und hohem Aufschlag wird er doch Schaden haben. Oder ist umgekehrt bei einem Werke von unbeschränktem Abnehmerkreise die Auflage zu niedrig bemessen, z. B. bei einem der modernen Holzschnittprachtwerke, so wird der Preis bei dem bescheidensten Aufschlage doch wegen der enormen Kosten der Bilder sich sehr hoch stellen, und der Absatz sehr erschwert und gehemmt werden. Auf dem Lager fast jeder älteren Verlagshandlung wird man Belege hierfür finden, einerseits unverkäufliche Reste zu hoher Auflagen, andererseits langsam abgehende Reste von Werken, die infolge zu kleiner Auflage einen zu hohen Preis hatten. Ganz besondere Vorsicht ist bei der Kalkulation von solchen Werken erforderlich, welche für die erste Herstellung einen bedeutenden e i n m a l i g e n Aufwand für Zeichnungen, Holzschnitte, Stahlstiche, Honorare ꝛc. erforderten, Auslagen, die also bei einer zweiten oder weiteren Auflage gänzlich fortfallen würden; werden solche Auslagen einer kleinen Auflage aufgebürdet, so wird das einzelne Exemplar sehr hoch zu stehen kommen, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß wegen des hohen Preises der Absatz sehr langsam geht und das Werk dem Verleger keinen Gewinn bringen wird. Würde dagegen der Verleger diese Auslagen als eine Kapitalanlage betrachten und den jeweils gedruckten Auflagen des Werkes nur den Zins und eine kleine Quote für Amortisation des Kapitals belasten, so würde er das Buch zu einem sehr niedrigen Preise bieten können und einen weit rascheren und wesentlich größeren Absatz erzielen und dadurch doch noch zu einem guten Resultat gelangen.

Der S o r t i m e n t e r hat im allgemeinen nicht viel Gelegenheit zu Kalkulationen, sein Gewinn ist der ihm gewährte Rabatt des Verlegers, je mehr er also absetzt, je mehr Rabatt hat er verdient, wozu soll er also noch kalkulieren? Und doch muß es der Sortimenter ebenfalls. Zuerst muß er herausrechnen, wie viel Absatz er überhaupt in seinem Wirkungskreise erzielen muß, um seine Spesen zu decken, oder umgekehrt,

wie viel Spesen er sich bei dem von ihm erzielten Umsatze gestatten darf; dann wird oft die Rabattfrage an ihn herantreten und ihn zu genauesten Kalkulationen auffordern; wenn dem Sortimenter das Kalkulieren geläufiger wäre, hätte die Rabattfrage lange nicht die jetzige Ausdehnung gefunden.

Vor dem Etablissement hat ein Sortimenter zu kalkulieren, ob er mit Wahrscheinlichkeit auf einen genügenden Absatz rechnen kann, ob er das nötige Betriebskapital mitbringt, und falls er nicht sofort reussirt, ob er auch einige Jahre mit Verlust zu arbeiten aushalten kann.

Eine Zusammenstellung der Spesen eines kleineren Sortiments finden wir auf Seite 118 und 119 des ersten Bandes dieser Zeitschrift und können darauf verweisen; je nach den Lokalverhältnissen wird einzelnes höher, anderes niedriger anzusetzen sein, auch noch einzelnes hinzukommen, nur darf keiner der dort angeführten Posten übersehen werden, am wenigsten, obgleich es am häufigsten geschieht, die Posten für Geschäftsführung, Zinsen und Verluste. Weiß man die Spesen, so kann man nachrechnen, welchen Umsatz man erzielen muß, um diese zu decken und eventuell noch Gewinn zu erzielen, doch ist diese Rechnung nicht so ganz glatt, weil wir keinen allgemein giltigen Rabattsatz haben; je nach den örtlichen Verhältnissen wird der Sortimenter eine Spezialität besonders pflegen und könnte dann den hierbei üblichen Rabattsatz zu Grunde legen, bei Schulbüchern und wissenschaftlichen Nova darf er im allgemeinen nur 25 % rechnen, bei Belletristik und ähnlicher Litteratur, sowie Jugendschriften 33 1/3 %, bei Lieferungswerken ca. 40 %; je nachdem einer oder der andere dieser Zweige überwiegt, oder mehrere zusammenkommen, wird auch der Durchschnittsrabattsatz sich gestalten, von 26 % als Minimum bis zu ca. 36 % als Maximum, und darnach wird dann die Totalsumme des notwendigen Absatzes gefunden. Den örtlichen Verhältnissen entsprechend spielt hierbei die Rabattfrage, oder richtiger gesagt: der Kundenrabatt, eine Rolle. Würde ein Sortiment ohne Kundenrabatt bei 30 000 Mk. Umsatz und durchschnittlich 30 % Verlegerrabatt 9000 Mk. Bruttogewinn erzielen, so wird es unter sonst gleichen Voraussetzungen, um den gleichen Bruttogewinn zu erzielen, bei 5 % Kundenrabatt schon 36 000 Mk. Umsatz erzielen müssen. Durch diesen Mehrumsatz wachsen aber gewisse Spesen, wie Frachten, Emballageberechnungen, Barkontoprovisionen ꝛc. ebenfalls, das Sortiment würde also wohl gleichen Bruttogewinn, aber, trotz des größeren Umsatzes, kleineren Reingewinn oder gar Verlust erzielen. Um nun mit 10 % Kundenrabatt einen Bruttogewinn von 9000 Mk. bei 30 % Verlegerrabatt zu erreichen, ist ein Umsatz von 45 000 Mk. erforderlich

und zur Deckung der dadurch ebenfalls gewachsenen Spesen mindestens noch 5000 Mk., also 50000 Mk. im ganzen, um dasselbe Resultat zu erzielen, was ohne Kundenrabatt mit 30000 Mk. erzielt wird.

Ein Geschäft am Hauptkommissionsplatze würde bei einem derartigen Umsatze einem Geschäfte in der Provinz gegenüber an Kommissionsspesen mindestens 2000 Mk. ersparen; es kann also noch 4% Kundenrabatt mehr bieten, ohne sich ungünstiger zu stellen, wie der Kollege in der Provinz; es verdient also mit andern Worten bei 16% Verlegerrabatt genau ebensoviel als der andere mit 20%.

Ob dieses Verhältnis dem Sortimentsbuchhandel günstig ist, wollen wir nicht näher untersuchen, Klagen genug sind darüber geführt, doch ist bisher wenig geschehen, um eine Änderung herbeizuführen, obgleich die ca. 4000 Sortimenter der Provinz wohl eine Berücksichtigung ihrer Wünsche in dieser Sache vom Verlagsbuchhandel verlangen könnten und auch erreichen würden, wenn sie einig wären; aber ohne Einigung wird's eben nicht gehen.



Deutsche Buchhändler.

3.

Friedrich Perthes.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

2.

Als Perthes am 13. Mai 1793 in dem bequemen Reisewagen seines neuen Prinzipals Leipzig verließ, die Stadt, in welcher er beinahe sechs „glückliche Jahre ernsten Strebens" zugebracht hatte, durfte er wohl mit der Wendung seines Geschicks zufrieden sein. Enge und beschränkte Verhältnisse lagen hinter ihm, eine hoffnungsvolle und bedeutende Zukunft that sich vor ihm auf. Armut und Abhängigkeit vertauschte er nun gegen ein gemächlicheres und freieres Leben.

In Hochweisig, der ersten Station, trafen die Reisenden mit Edukationsrat Joach. Heinr. Campe zusammen, dem berühmten Jugendschriftsteller und Pädagogen, der mit Hoffmann befreundet war und ihn hier erwartet hatte. Frau, Tochter und Neffe befanden sich in Campes Begleitung. Zum ersten Male begegnete Perthes einer Familie, die auch über die Grenzen des Hauses hinaus Bedeutung hatte und einen wohlverdienten Ruf genoß. Bildung und Ansehen bezauberte ihn. An seinen Oheim wußte er viel Gutes zu schreiben: von dem Herrn Rat, den er noch weit über das Ideal erhaben fand, das er sich von dem Verfasser des „Theophron" gemacht hatte, von der vortrefflichen Frau, von dem unvergleichlichen Fräulein Lottchen Campe und dem Neffen des bewunderten Mannes, der ihm Freundschaft und Briefwechsel anbot, worauf Perthes freudig einging. Während der Reise wurde man bald vertraut; „und bei dem Abschiede", schrieb Perthes, „war mir, als verließ ich Vater, Mutter, Schwester, Freund und alles, was Glück auf dieser Erde heißt". Über Helmstedt und Ülzen reisten Hoffmann und er dann weiter, Hamburg zu. Morgens fünf Uhr an der Elbe angekommen, ließen sie sich nach Zollenspicker,

dem ersten hamburgischen Orte, übersetzen und fuhren durch reiche, beinahe ununterbrochene Ortschaften, die Perthes mit Verwunderung wie ein Dorf erschienen, noch vier Meilen, bis sie abends zehn Uhr am 17. Mai in Hamburg anlangten. Der Eindruck der großen Stadt war ein überwältigender: „So groß, so schön, wie hier alles ist, habe ich noch nie etwas gesehen".

In Hoffmanns Familie hatte Perthes eine Umgebung angetroffen, wie er, völlig isoliert, sie nicht besser finden konnte. Bildung und Herzensgüte, strenge Ordnung und Redlichkeit fanden in seiner, auf das Ideale gerichteten Natur einen Widerhall. Hoffmann war ein tüchtiger Geschäftsmann, gebildet und erfahren, nicht nur in seinem Berufe; im Familienkreise etwas trocken und phlegmatisch, legte er der Hamburger Geselligkeit in seinem Hause keineswegs Schranken auf. Ein reichliches Leben und Gastlichkeit war hier Sitte und Brauch.

Das Geschäft nahm Perthes' ganze Kraft in Anspruch. „Ich war", schrieb er ein halbes Jahr nach seinem Eintritte, „in vielen Stücken noch unwissend, wie dieses bei den meisten der Fall ist, deren Lehrjahre verstrichen sind; ich habe aber zum Behufe der Erweiterung meiner Kenntnisse eine sehr glückliche Stelle erwählt, da ich hier solche Arbeiten zu machen habe, die sonst für einen eben Ausgelernten nicht gewöhnlich sind. Daß dieses mir den Kopf warm macht, können Sie vermuten; zum Glück konnte ich, da ich mir selbst überlassen war, arbeiten, wie ich wollte, und dieses ist für mich der einzige Fall, in welchem ich viel zu leisten im stande bin. Eignes Nachdenken ist stets mein bester Lehrmeister gewesen, aber eben deshalb wird es mir auch freilich sehr schwer, etwas zu begreifen und nachzumachen, was mir ein anderer zeigen und worin er mich unterrichten will."

Auch hier, in diesem Geschäfte, behielt Perthes nicht zu viel Zeit für sich übrig. „Vor neun Uhr abends können wir niemals aufhören, und müssen doch noch jede Woche eine halbe Nacht aufsitzen, und alle vierzehn Tage einen halben Sonntag zu Hilfe nehmen. Das ist das Gewöhnliche; wenn aber eine Messe naht, dann ist die Arbeit kaum zu bezwingen."

Seine Paar Erholungsstunden, die er stets aufs beste auszufüllen wußte, widmete er der Fortbildung durch Lektüre und der Geselligkeit.

Herders Briefe über Humanität und (Friedr. Heinr.) Jacobis, des Philosophen, „Woldemar" (1779 erschienen) hatten ihn lebhaft beschäftigt. Schillers Aufsatz über „Anmut und Würde" ergriff ihn außerordentlich und fesselte ihn lange Monate hindurch.

„Es ist sonderbar, daß Schriften solcher Art den allerstärksten

Eindruck auf mich machen, während eigentliche moralische Abhandlungen und Vermahnungen, sollten sie auch noch so trefflich sein, mich kalt lassen, ja vielleicht mich in Unruhe setzen. In ihnen stoßen mir immer viele Dinge auf, welche Fragen und Zweifel aller Art erregen, aber solch ein Aufsatz, der wie dieser so überzeugend, so erschöpfend ist, der zu tausend neuen Gedanken Stoff giebt, kann mich tief aufregen."

An den geschäftsfreien Tagen genoß Perthes die herrliche Umgebung Hamburgs, die ihm stets Gelegenheit zu neuer Freude gab. Auch Bekannte hatte er leicht gefunden, mit denen er das Leben und Treiben der großen Stadt aufsuchte. Bald wußte er von einem Konzerte zu berichten, bald von einem lustigen Tanze, bald von einer Maskerade und dergleichen mehr. „Mehr als alles liebe ich jetzt das Schauspiel; du solltest Schröder spielen sehen; das übertrifft alles Schöne, was sich nur denken läßt."

Im Sommer gab es manchen Sonntag Wasserfahrten auf der Elbe oder mit befreundeten Familien eine Partie über Land. Perthes war froh mit den Fröhlichen. Reizende Mädchengestalten rissen ihn hin und machten ihn glauben, daß die Liebe in sein Herz eingezogen sei. Doch immer von neuem trat Friederikens Bild vor seine Seele. Bei seinem Fortgange von Leipzig hatten Friederike und er sich einander versprochen, ihre Kinderjahre nicht zu vergessen und künftig in brieflichem Verkehr zu bleiben. Tief wurde er bewegt, als er hörte, Friederike habe noch mehrere Stunden, nachdem er Abschied genommen, stille weinend am Fenster gesessen, und von Hamburg aus schrieb er in seinem ersten Briefe an die Leipziger Freunde: „Noch lebe ich ganz in der Erinnerung, und jetzt erst werde ich gewahr, wie sehr ich Friederike liebe; sie ist und bleibt das Schwungrad meiner Gedanken." — Treu dem Versprechen, durch welches er sich seinem Freunde Nessig verpflichtet hatte, ihm nichts, was sein Verhältnis zu Friederike beträfe, zu verheimlichen, sendete er diesem alle Briefe, die er von Friederike empfing und die er an sie schrieb.... Mit größter Kälte ja mit Härte konnte Perthes dem Freunde auseinandersetzen, was ihm nicht recht und gut an dem Mädchen erschien. Dann aber entschuldigte er wieder alles mit den schwierigen Verhältnissen, in welchen sie sich im elterlichen Hause befand. „Man kann sie wohl tadeln in dieser Welt, aber Gott beurteilt keinen Menschen nach einzelnen Fehlern. Er hat dem armen und guten und edlen Mädchen eine harte Erziehung gegeben, und einst wird er sie dafür belohnen..... Wüßte ich einen Weg, das liebe Mädchen glücklich zu machen, so wollte ich mit Freuden mich selbst zum Opfer bringen. Lange schon sinne ich auf eine gute

Art, ihr mit Wärme viel Gutes zu schreiben, aber ein Mädchen kann man wohl das Unrechte, welches man an ihr sieht, fühlen lassen, und glaube mir, sie fühlt es tief, aber sagen, nein, sagen darf man es ihr nicht, oder man wird sogleich das Übergewicht empfinden, welches in solchen Verhältnissen das Mädchen über den Jüngling hat. Sei du ihr Freund, ihr Lenker, ihr Rater ...." schrieb er an Nessig.

Perthes glaubte, daß Friederike seinen Freund mehr liebe als ihn. Zu dessen Gunsten wollte er entsagen. „Schreibe mir, was aus deiner Liebe werden soll, und alle meine Kräfte will ich für dich anstrengen." In einsamen Träumereien auf Spaziergängen suchte er das Gefühl seiner Wehmut zu betäuben und zu verscheuchen. Die Herrlichkeit der Natur richtete ihn allmählich wieder auf.

Ganz befriedigt war Perthes von dem ihm in Hamburg zugefallenen Lebenslose nicht, wenigstens so lange nicht, als er sich nur im Umgange auf seinesgleichen angewiesen sah. Ein fröhlicher Lebensgenuß vermochte seine Seele nicht auszufüllen. Ihm fehlte das belebende Element übergeordneter Charaktere und Geister, die ihm nicht bloß auf dem Wege der Schrift entgegentraten; er suchte die lebendige Einwirkung persönlicher Gegenwart. Er wollte zugleich sehen und hören, dem geistigen Druck einen Gegendruck entgegensetzen, er wollte auch im Genuß nicht unthätig sein, seine Kräfte gebrauchen und durch steten Gebrauch sie stärken und vervollkommnen.

„Sie können es nicht nachempfinden, lieber Campe", schrieb er, „was es heißt, einzig und allein auf den Umgang junger Leute eingeschränkt zu sein und allen Umgang mit älteren Männern, alle Familienverbindungen, sofern sie etwas Anderes als einige fröhliche Stunden gewähren sollen, entbehren zu müssen. In den Kreisen junger Leute herrscht, wenn sie auch noch so groß sind, stets eine unerträgliche Einförmigkeit, weil der ganze Verkehr sich um nichts bedeutende Dinge dreht. Es kann nichts Gefährlicheres geben, als der dauernde Umgang mit Alltagsmenschen; leidet auch der Charakter nicht unmittelbar, so wird doch ein trockner, dumpfer, gedrückter Zustand entstehen, der die Freiheit mehr oder weniger beschränkt. Ich hatte, als ich hierher kam, die Thorheit begangen, mich an manche junge Leute anzuschließen, die auf die erste Stunde erträglich schienen; jetzt, da ich sehe, daß sie mir viele schöne Stunden verderben, muß ich mir, um sie wieder los zu werden, manchen harten Schritt erlauben."

Was er bedurfte, war ein Umgang, ein Verkehr mit Menschen aus der großen Welt, die, wenn sie auch nicht gerade immer geistig von großer Bedeutung waren, doch genügende Erfahrung besaßen, wie

sie im Leben erworben wird, oder eine Stellung einnehmen, mit der auch eine Wirksamkeit verknüpft ist, mochte dieselbe nun von einer Art sein, welcher sie wolle. Perthes war einer immer währenden Bildung bedürftig; er sehnte sich daher auch nach Bildung, jedoch nach keiner toten, abstrakten, vielmehr nach einer lebendigen, im Wechsel begriffenen: er wollte im Leben stehen und das Leben kennen lernen.

„Mein Herz fordert dringend", schrieb er seinem Oheim, „den Umgang mit vielen, aber gebildeten Menschen. Solcher Umgang ist Bedürfnis für mich, und ich muß ihn erlangen, wenn ich in meiner Lage nicht zu Grunde gehen soll."

Hamburg, so mannigfach wie wohl keine andere deutsche Stadt in der ersten Hälfte der neunziger Jahre bewegt, war ganz der Ort, welcher auch dem lebhaftesten Wunsche nach Verschiedenartigkeit und Lebendigkeit eines anregenden Umganges Genüge leisten konnte. Der Verkehr mit allen Weltteilen hatte der ersten Handelsstadt und dem ersten Seehafen Deutschlands immer schon eine Menge der verschiedenartigsten Interessen und zahllose Fremde aller Nationen zugeführt. Seit den ersten Jahren der Revolution aber war durch die Handelskühnheit einzelner großer Häuser und durch die vielen und engen Verbindungen mit Frankreich dem Handel ein neuer gewaltiger Aufschwung gegeben, dessen Wirkungen sich bis in die untersten Klassen des Volkes erstreckten. Ein sehr lebhaftes Interesse an dem Gange der Begebenheiten in Frankreich war entstanden und eine so genaue Kenntnis der dortigen wechselvollen Zustände verbreitet, wie sie vielleicht selbst in den großen Kabinetten sich nicht fand. Emigranten aller Farben hatten eine Zuflucht in Hamburg gesucht, und als gegen Ende des Jahres 1794 die Franzosen von Westen her die Weser bedrohten und viele wohlhabende Männer aus Ostfriesland, aus dem Oldenburgischen und dem Hannöverischen ihren Aufenthalt in Hamburg nahmen, erreichte das Gedränge und Getriebe einen früher unerhörten Grad. Außer der deutschen Schaubühne, die unter Schröders Leitung eine der ersten Stellen in Deutschland einnahm, hatte das französische Theater aus Brüssel, das englische aus Edinburg sich dauernd eingerichtet. Die geistigen Kämpfe und Bewegungen, welche Deutschland erfüllten, erregten auch die bedeutenderen Kreise der großen Handelsstadt. Hinneigung, zum Teil leidenschaftliche Hinneigung zu der Revolution und das Bekenntnis zu dem Inhalte der Wolfenbütteler Fragmente waren hier zu Hause. Aber wenn auch das großartige Streben des ältern, 1768 gestorbenen (Hermann Samuel) Reimarus sich verflacht, wenn auch Lessings gewaltiges Auftreten, als er 1768 von Hamburg aus seine Dramaturgie

schrieb, an Wirkung verloren hatte, so war doch in den neunziger Jahren das Wohlwollen und der Bildungstrieb in jenen Kreisen so groß, daß an ein schroffes und gehässiges Abschließen gegen bedeutende Männer, welche eine verschiedene Richtung verfolgten, nicht zu denken war. Leben und leben lassen galt auch in geistiger Beziehung. Die Mittelpunkte, um die sich die Einheimischen wie die Fremden von Bedeutung sammelten, wurden durch eine verhältnismäßig kleine Zahl-Familien gebildet.

(Johann Georg) Büsch (geb. 1728, gest. 1800), dessen Schriften über Staatswirtschaft und Handlung einen großen und weitverbreiteten Ruf genossen, war zwar schon hoch bejahrt, aber die Handlungsakademie, deren Vorsteher er war, führte ihm noch immer Fremde aus allen Ländern Europas zu, und in seinem Hause traf sich, was an Witz, Geist oder Gelehrsamkeit hervorragte. Nahe befreundet mit ihm war das Haus des jüngeren Reimarus, welcher als praktischer Arzt die Verehrung seiner Vaterstadt und als Schriftsteller über mannigfache Gegenstände der Arzneiwissenschaft, der Philosophie und der Naturwissenschaften einen sehr bedeutenden Namen in ganz Deutschland hatte. Abends, wenn der Arzt sein Tagewerk vollbracht, sammelten sich um ihn und seine Frau und seine unverheiratete Schwester Elise, Einheimische wie Fremde. Bunter noch war das Treiben in dem Hause seines Schwiegersohnes Sieveking, der als einer der reichsten und klügsten Männer Hamburgs galt; Fremde aller Länder, Männer aller Richtungen fanden sonntäglich in Neumühlen, der herrlich an der Elbe gelegenen Sommerwohnung, gastfreundliche Aufnahme; siebenzig, achtzig Gäste sah man mittags oft dort vereint um die Frau des Hauses, und niemand wußte besser, als sie (äußerte später Rist, ein jüngerer Zeitgenosse), jeden in seiner Weise gelten, jeden an dem unerschöpflichen Reichtum des reinen und wohlwollenden Herzens teilnehmen zu lassen. Es mag wenige Häuser geben, an die sich nah und fern so viele wohlthätige und dankbare Erinnerungen knüpfen.'

'Mit und neben diesen Familien bewegte sich der Kapellmeister (Johann Friedrich) Reichardt (geb. 1752, gest. 1814), welcher nach mannigfachen Schicksalen eine Zuflucht in Neumühlen gefunden hatte; sein Arbeitszimmer war mit den Bildnissen von Mirabeau, Pichegru und Charlotte Corday geschmückt und einen seiner Söhne hatte die Begeisterung für die junge Republik als Chasseur in die Pyrenäenarmee geführt. In Altona lebte (Heinrich Wilhelm) von Gerstenberg (geb. 1737, gest. 1823), der Verfasser des „Ugolino", einst thätigster Mitarbeiter an den „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Litteratur",

jetzt einer der eifrigsten Kantianer und Stifter eines eignen Kantischen Klubs. Überall wurde (Friedrich Ludwig) Schröder (geb. 1744, gest. 1816), als Direktor des Schauspiels, als Verfasser vieler dramatischen Werke und als Gesellschafter gleich beliebt, gerne gesehen. Die beiden Brüder Unzer, bekannt als Starkgeister und Vergötterer der italienischen Poesie, hielten, wo sie erschienen, scharfes Gericht über die deutschen Dichter, wie über jede ihnen als engherzig erscheinende Moral; v. Heß, welcher später auf das Schicksal Hamburgs bedeutenden Einfluß übte, führte dem geselligen Verkehr politischen Stoff zu. Neben allen diesen Männern aber erschien auch Klopstock oft und nicht ungern in jenen Kreisen. Man sah ihm seine abweichenden Ansichten nach und vermied es, den alten und berühmten Mann zu reizen.'

Wußte Perthes auch nicht recht, als er, einundzwanzig Jahre alt, nach Hamburg kam, um welche Bewegungen und um welche Ideen es sich in diesen Kreisen handelte, so konnte es ihm doch nicht entgehen, daß hier der Mittel- und Angelpunkt aller geistigen Interessen lag.

„Wie pocht mein Herz", schrieb er seinem Freunde, „wenn ich an so treffliche Familien denke, wie die von Büsch, Reimarus, Sieveking, und wenn ich junge Leute sehe, die in denselben die echten Freuden des Lebens genießen können.... Ich will und ich muß dort Zutritt erhalten." —

'Das Ziel indessen, welches Perthes sich gesteckt hatte, war nicht leicht zu erreichen. Die tief in der Natur der Sache liegende Scheidung zwischen dem Großhandel und dem mit Handverkauf verbundenen Kleinhandel war und ist in Hamburg dadurch verschärft, daß sie wenigstens thatsächlich in die Verfassung der Stadt übergegangen ist. Der Großhandel giebt die Fähigkeit zum Eintritt in den Senat, der Kleinhandel zu dem in die sogenannten bürgerlichen Kollegien. Der Buchhandel nun, weil er mit Handverkauf verbunden ist, wurde als Kleinhandel betrachtet, und deshalb waren die, welche ihn betrieben, nicht Glieder der Gesellschaft, welche man an anderen Orten die höhere Gesellschaft genannt haben würde.'

Wie sollte nun Perthes, der arm, ohne Empfehlungen und ohne Verwandtschaft sich in der reichen Handelsstadt befand, in diese so gut wie abgeschlossenen Kreise gelangen? Ein glücklicher Zufall jedoch kam ihm zu Hilfe und machte ihn zuerst mit dem Sievekingschen Hause bekannt. Über sein erstes Erscheinen bei Tisch schrieb er seinem Oheim: „Mein Nachbar bei Tisch war Büsch, ein Mann von siebenzig Jahren, beinahe ganz blind; dieser mußte nun schlechterdings von mir bedient werden, und bei jedem Gerichte fragte er: Was ist das? Ich aber hatte natürlich von all den Gerichten niemals weder etwas ge-

sehen noch geschmeckt noch gerochen, und mußte das nun allemal sehr laut, damit der alte Herr Büsch es auch verstehen konnte, auseinander setzen, was natürlich für mich und für andere sehr komisch war."

Nachdem Perthes erst einmal in diesem Hause festen Fuß gefaßt hatte, erschlossen sich ihm auch andere angesehene Familien. An Erfahrungen wurde er reicher, doch nicht ganz ebenso reich an innerer Zufriedenheit.

„Ich habe sie geschmeckt", so schrieb er, „die Freuden und Ergötzungen einer Welt, in welcher sich alles unter einander und wider einander treibt; trunken zwar, wie mancher andere, bin ich nicht geworden und Erfahrungen habe ich genug gemacht, aber besser bin ich nicht geworden, und nicht besser werden heißt schlimmer werden."

So schlimm stand es freilich bei Perthes nicht. Sein idealer Sinn und seine auf Selbsterkenntnis gerichtete grübelnde Betrachtung konnte sich bei den hohen Ansprüchen, die er, im Zeitalter des kategorischen Imperativs, an menschliches Leben und an die Bethätigung menschlicher Aufgaben stellte, nimmer genug thun. Der tiefe Ernst, mit dem er das Leben erfaßte, war zwar beschwerlich für den, der sich von seinem Wege um keines Haares Breite abwenden mochte, aber doch die beste Richtschnur eines untadelhaften Wandels. Und so war denn auch Perthes um nichts schlimmer geworden und auf der rechten Straße begriffen.

Der umwandelnde Einfluß, auf welchen er durch jene Berührungen mit den hervorragendsten Familien Hamburgs gehofft hatte, war nun zwar nicht eingetreten; dazu war Perthes denn noch zu jung, um alles aufnehmen zu können, was wohl an Eindrücken in einer solchen Atmosphäre mitteilsam gewesen wäre. Doch ohne Förderung wird er sich in jenen Kreisen nicht bewegt haben.

Wiederum waren es einige Altersgenossen, die für seinen Lebensgang und seine innere Fortbildung durchgreifende Bedeutung gewannen.

„Ich habe jetzt", schrieb Perthes im September 1794, „drei Männer kennen gelernt, die ungeachtet ihres sehr verschiedenen Charakters so sehr Freunde sind, daß unter ihnen alles gemeinschaftlich ist. Der eine von ihnen, Speckter, ist Gelehrter, tief eingeweiht in die kritische Philosophie und des Philosophen Reinhold vertrauter Freund. Der zweite, Runge, ist Kaufmann und einer der geistreichsten Menschen, die ich jemals gesehen; der dritte, Hülsenbeck, wetteifert mit beiden."

Perthes war zweiundzwanzig Jahre alt, als er die neuen Freunde kennen lernte. Sein überaus zarter, nicht großer, aber fester und regelmäßiger Körperbau, das lockige Haar, die feine Gesichtsfarbe und ein

ungemein sanfter Einschnitt an der Bildung des Auges gaben seiner Erscheinung einen lieblichen, fast jungfräulichen Ausdruck. Unglaublich leicht erregbar, wurde er rot wie eine Rose, wenn der Frauen und Mädchen auch nur die leiseste Erwähnung geschah. Dennoch gewann, wenn Perthes sich für die Durchführung irgend eines Entschlusses entschieden hatte, die Sicherheit und heftige Kraft seines Geistes einen völlig entsprechenden Ausdruck in dem zarten Körper; seine starke, tönende Stimme, seine Haltung, jede seiner Bewegungen sprach die feste Überzeugung aus, daß er seinen Willen durchsetzen könne und durchsetzen werde. Der kleine Perthes hat doch den männlichsten Geist von uns allen, pflegten seine Freunde zu sagen, und manchen Vorfall wußten sie zu erzählen, bei welchem er durch die Entschiedenheit seines Wollens den Trotz und die körperliche Stärke roher Menschen zum verwunderten Nachgeben genötigt hatte. Perthes kannte diese seine eigentümliche Überlegenheit sehr gut, und auf sie bauend, trat er in jungen und alten Jahren unbedenklich auch unter solchen Umständen durchgreifend hervor, unter denen gar mancher körperlich starke Mann stille seines Weges gegangen wäre. Überhaupt war ihm Furcht vor einem künftigen Übel nicht bekannt, aber zagen konnte er bei der Erinnerung an ein vergangenes.‘

Zu allen dreien der neugewonnenen Freunde, denen sich noch ein vierter, Herterich, anschloß, trat Perthes bald in ein inniges Verhältnis. Die Anziehungskraft der jungen Leute hüben und drüben war eine gleich große. „Perthes ist ein Mensch", schrieb Speckter damals, „der mich durch seinen zarten Sinn und durch sein ernstes Ringen nach Veredlung sehr an sich zieht." ..... „Fast beständig mußte ich ihn ansehen", erzählte Runge später, „und das Wohlgefallen an seiner äußeren Erscheinung übertrug ich auf den innern Menschen."

Und so schrieb auch Perthes an seinen Oheim: „Ich genieße jetzt mit vollen Zügen, was ein rasches, feuriges Gefühl genießen kann. Drei Freunde habe ich gefunden, voll Geist und Innigkeit, voll reinen, echten Sinnes und ausgezeichneter, weitumfassender Bildung. Als sie meinen Willen zum Guten, meine Liebe zu dem Schönen erkannten; als sie sahen, wie ich suchte und strebte: da nahmen sie mich auf, und wie selig bin ich nun; durch sie habe ich erhalten, was mir fehlte; sie wissen das, was mein Eigenstes ist, lebendig und wirklich wirkend zu machen. Mir ist es, wie einem Fisch, der vom trocknen Lande ins Wasser kommt. Sagen Sie nicht, das sei Schwärmerei; denn deshalb ist ein Gefühl doch nicht Schwärmerei, weil der Mensch nur in erhöhten Stunden es in seiner ganzen Stärke fühlt; solche Stunden sind es ja vielmehr, in denen der Mensch eigentlich Mensch ist."

Wie vermochte er nun auch mit gereifterer Einsicht die neuen, großen Erscheinungen der deutschen Litteratur in sich aufzunehmen! „Hast Du Goethes 'Lehrjahre' schon gelesen", schrieb er, „wie einfach und wie groß! und daß es etwas Schöneres geben kann, als 'Iphigenie', glaube ich nicht."

Wie lebhaft Perthes von der Pflicht- und Tugendlehre jener Zeit ergriffen wurde, lehrten schon seine frühern Briefe aus Leipzig. Seine Meinung von dem Wesen des Sittengesetzes, von der Tugend und dem tugendhaften Verhalten der Menschen war nun auch eine etwas andere, eine gereinigtere, geworden.

Nicht einzelne tugendhafte und edle Handlungen bestimmen den Wert des Menschen, nicht die Vermeidung von Fehltritten, sondern ganz nach der Lehre des großen Philosophen, der auf Reinheit hinsichtlich der Beweggründe des allgemeinen Handelns drang, der allein gute Wille (κατ' ἐξοχήν) und seine Bethätigung durch eine Maxime ohne Rücksicht und Hoffnung auf persönliches Wohl, auf Lohn oder sich selbst bestrafende Handlungsweise.

„Bestände die Tugend", schrieb Perthes, „in einzelnen Momenten und guten Handlungen, ließe sie sich durch Aufopferungen und Heldenthaten erwerben, so hätte ich sie längst errungen, aber unmöglich kann der Wert des Menschen von seinen gelegentlichen und einzelnen Thaten abhängen, sondern muß von dem innern Zustande bedingt werden, der seine ganze Handlungsweise bestimmt. . . . . Der vollkommene Mann darf nichts anderes denken, wollen und thun, als was dem höchsten Prinzip der Moral gemäß ist; keine seiner Leidenschaften darf überwiegend werden; Kopf und Herz, Wille und Verstand, Vernunft und Sinn, alles muß in ungestörter Übereinstimmung sein."

Die innere Ruhe eines selbstgenügsamen Charakters, dessen Thun und Wollen sich in völliger Übereinstimmung befindet, hatte er auch bei seiner neuen Einsicht noch nicht finden können. An Campe schrieb er: „Mich zieht besonders Ihre alles umfassende Güte an, welche Sie so anspruchslos über jeden ausbreiten. Dies ist nicht so bei mir, ich sehe immer so viel auf mich selbst, habe so viel Nebenabsichten und ich fürchte, daß meine unstäte Phantasie mich die echte Lauterkeit des Herzens hat verlieren lassen. Ob sich das wohl wieder ändern läßt, mein lieber Freund? Ach Gott, es wird ja doch wohl möglich sein! . . . Jeder alte abgelebte Greis, dessen Äußeres Ruhe verkündet, ist ein Gegenstand meines Neides; tausendmal des Tages wünsche ich mir mit Hintenansetzung aller jugendlichen Freuden so alt zu sein; wünsche mir diese Kälte des Blutes, diese Stumpfheit der Nerven, um nur des

heftigen Streites zwischen Leidenschaft und Pflicht los zu werden, der mein Inneres zerrüttet. .... Sie sind sehr gut, ach, daß ich es auch wäre; es ist so schwer, gut zu bleiben, und so schwer, besser zu werden, daß mir schon oft der Zweifel aufgestiegen ist, ob wir denn auch wirklich von Natur gut geboren sind."

Was von der Besserung des einzelnen gilt, das dünkte ihm auch von der des ganzen Menschengeschlechts. Er fing doch an zu zweifeln, ob es je mit der Vervollkommnung desselben anders werden würde. „So lange ich glaubte, daß das Besserwerden bloß von Berichtigung unserer Verstandesirrungen abhinge und daß daher die Menschen durch Aufklärung ihres Verstandes besser und glücklicher werden müßten, so lange war mir die dermaleinstige Vollkommenheit unseres Geschlechts auf dieser Erde wahrscheinlich; aber jetzt, da ich täglich erfahre, daß die klügsten Menschen so oft fehlen, daß Männer, deren Theorieen die besten sind, sich Lastern ergeben, ist aller Glaube an die Erreichung jenes Tugendideals in mir ausgestorben. Ja, wenn es Grundsätze wären, die uns zu Bösewichten machten, dann könnte der Fehler in verkehrten Begriffen liegen, und wir würden besser sein, wenn diese berichtigt wären. Aber wie kann die Aufklärung schwache Kräfte zu starken, ungesunde zu gesunden machen, wie kann sie Unnatur und erkünstelten Zustand in Natur und Einfachheit verwandeln! Nein, wahrhaftig Gutsein ist keine notwendige Folge der Aufklärung des Verstandes; nur Thorheiten kann sie hinwegschaffen, aber keine Laster." —

Von diesen Gesichtspunkten aus beurteilte er jetzt die französische Revolution: „Das Wunderbare, was jetzt bei den Franzosen erscheint", schrieb er 1795, „will ich nicht wegleugnen. Was hat es aber für Wert, wenn kein eigentlich humaner Zweck zum Grunde liegt? Bei jedem ihrer Fortschritte bemerkt man es deutlich, daß sie sich immer mehr dem nähern, was die andern Eroberer auch ausübten." — —

Perthes' Selbsterkenntnis lehrte ihn, daß er das Tugendideal, nach dem er strebte und welches er, wie seine Freunde, vor jedem andern der menschlichen Bethätigung einer Nacheiferung für wert hielt, nie erringen werde. Doch glaubte er, mit seinem Streben nach dem Guten sich bescheiden zu können.

„Den Heldenmut der Tugend aus dem Willen allein kenne ich nicht, solchen Heldenmut habe ich nicht, und sollte ich den mir erwerben, so müßte zuvor das Beste in mir getötet werden; denn glaubt mir, mein Herz klingt heller für das Gute, als mein Wille das Gute will. Das ist freilich das Umgekehrte von dem, was ihr verlangt, aber deshalb noch nicht ein Verkehrtes. Denn wenn mein Herz lebhaft für das

Gute erregt ist und ich dem Gange meiner Gefühle mich überlassen kann, nur dann habe ich Kraft zu handeln. Unaussprechlich dankbar bin ich dem höchsten Wesen für das Herz, das er mir gab; das Herz wäre mir eine Höllenqual, das nichts im höchsten Grade empfinden, nicht sich hoch freuen, nicht tief leiden könnte, sondern sich kalt dem Willen in allem fügte. Sieh, vor kurzem sagte mir der Arzt, daß der stechende Kopfschmerz, an welchem ich schon längere Zeit leide, einzig und allein von einer großen Sensibilität meines Empfindungsvermögens herrühre und daß mich nichts von demselben befreien könne, als möglichste Gleichgiltigkeit bei guten und bösen Eindrücken. Aber so gerne ich auch diesen Schmerz los wäre, so wenig möchte ich doch diese Sensibilität entbehren, denn in ihr liegt mein Reichtum. Sei es, daß mir durch sie hundert drückende Gefühle werden, sei es, daß ich ihretwegen viele unglückliche Stunden durchleben muß, dennoch bin ich glücklicher, als andere; ich lebe mehr, als tausende leben. Dafür danke ich dem guten Gotte und dennoch muß ich ausrufen: glücklich werden — ob ich wohl jemals glücklich werden kann!"

Unter dem Einflusse der Schillerschen Schriften hatten sich die Ansichten der Freunde über die Anforderungen und über den Weg zur Erfüllung des Sittengesetzes noch mehr verwandelt. Geläutert durch die Kunst sollte der Wille des Menschen ein anderer und besserer werden. Schillers Gedicht: „die Künstler" und seine „ästhetischen Briefe" ließen die Versöhnung von Pflicht und Neigung als möglich erscheinen. Dankbar für diese neue Anregung und für den Hinweis zu glücklicherer Erkenntnis schrieb Perthes: „An mir selbst war ich verzweifelt, als ich durch das Opfern des Gefühls, des geistigen wie des sinnlichen, zur Tugend wollte und nicht konnte. Stets meinem Willen untreu, erwartete ich die Verachtung der Menschen, die ich liebte. Wo sollte ich Haltung gewinnen? Ich hatte das Gefühl, welches meine Brust bewegte, ich hatte mein Einzig-Eigenes verschmäht am Wege liegen lassen. Ihr lehrtet mich erkennen, was ich verschmäht hatte, ihr habt es durch eure Liebe in mir gestärkt. Eure Liebe wird es mir sichern, so lange ich Mensch auf Erden bin. Ihr seid es, die mir den Weg zum Morgenthor des Schönen gezeigt haben; nun liegt es geöffnet vor mir. Jetzt kann, jetzt werde ich das, was mir not thut, erringen, Beharrlichkeit und Gleichgewicht!"

Der wissenschaftlichen Durchbildung, die er so sehr verlangte, vermochte sich Perthes nicht in dem Maße hinzugeben, als es der fühlbare Mangel, welcher im Verkehre mit so ausgezeichneten und gebildeten Familien, wie es die Reimarus, Sieveking und Büsch waren, sich kund

gab, erforderte. Die täglichen Berufsarbeiten nahmen seine beste Zeit in Anspruch. „Bei solcher Anspannung aller Kräfte, wie sie das hiesige Geschäft verlangt, erlaubt mir meine menschliche Natur nicht, täglich noch einige Stunden für mich zu arbeiten. Ich bleibe stehen, wo ich bin, und kann an kein Vorrücken denken; das macht mich elend."

Er hatte schon daran gedacht, sich die Summe von hundert Thalern zu ersparen, um sich damit an einen kleinen Ort zurückzuziehen, wo er sich ungestört seinen Studien und seiner Fortbildung hingeben konnte. Sein Oheim in Gotha wollte ihn späterhin in seine Handlung aufnehmen, und so wäre denn seine Zukunft gesichert gewesen. „Mein Lebensplan ist so einfach", äußerte er, „daß ich kaum weiß, wie er gestört werden sollte."

Da wurde ihm, wenige Wochen darauf, auf Veranlassung von Reimarus und Sieveking, der Vorschlag gemacht, mit einem jungen Manne, den jene beiden Familien begünstigten, ein Verlagsgeschäft zu begründen; für die Herbeischaffung der nötigen Geldmittel wollte man Sorge tragen. Allein der damals zweiundzwanzigjährige Perthes traute sich selbst noch nicht die notwendige Geschäftskenntnis zu; und der vorgeschlagene Gesellschafter schien ihm nicht die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit zu besitzen, um in Gemeinschaft mit demselben ein solches Unternehmen zu beginnen. So mußte er denn den Antrag dankbar ablehnen.

'Aber von diesem Augenblicke an ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, sich, wenn er um die Erfahrung einiger Jahre reicher geworden sei, in Hamburg ein eigenes Geschäft zu begründen. Weil er hoffte, in seinem Freunde Nessig einen durchaus geeigneten Teilnehmer zu finden, suchte er denselben schon jetzt nach Hamburg zu ziehen, und es gelang ihm, Hoffmann zu bestimmen, auch den Freund als Gehilfen in die Handlung zu nehmen.'

'Zunächst freilich sah auch Perthes in dem Buchhandel das Mittel, welches Vermögen und äußere Selbständigkeit verschaffen sollte, aber die Bedeutung, welche sein lieber Buchhandel, wie er oft sich ausdrückte, für das gesamte geistige Leben des deutschen Volkes hatte, trat ihm dennoch so vorherrschend vor die Seele, daß er während seines langen Lebens ganz gewiß weniger Gewicht auf den Erwerb gelegt hat, wie jeder Beamte auf die Besoldung zu legen gewohnt ist. Ohne eine großartige Gestaltung des Buchhandels schien ihm Wissenschaft und Kunst in ihrer Wirkung gefährdet; „wo der Balgentreter fehlt", äußerte er, „spielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel". Manche litterarisch tote Gegend hatte er durch die Regsamkeit eines tüchtigen,

dort sich niederlassenden Buchhändlers aufleben sehen, und schon von diesem Gesichtspunkte aus beklagte er, daß dem interessanten Erwerbszweige viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet werde. An den Orten ferner, an welchen die Buchhändler Sinn für Wissenschaft und Kunst besaßen, sah er vorzugsweise wissenschaftliche und künstlerische Werke abgesetzt; wo sich dagegen ein Buchhändler von niedrigem und sittenlosem Charakter angesiedelt hatte, fanden schlüpfrige und elende Schriften aller Art weitere Verbreitung. Gestützt auf solche Thatsachen, schrieb Perthes dem Buchhandel überhaupt und jedem Buchhändler insbesondere einen wesentlichen Einfluß auf die Richtung zu, in welcher Leser und Käufer bei der Auswahl ihrer geistigen Nahrung zu Werke gingen, und da ihm der in ungeheurem Wachstum begriffene Einfluß der Litteratur auf Gesinnung und Leben vor Augen lag, so betrachtete er damals und sein ganzes Leben hindurch den Buchhandel und die Art seines Betriebes als eine tief in den Gang der Geschichte eingreifende Macht.'

Vor dem handwerksmäßigen Betriebe des Buchhandels, wie er so oft von statten ging, graute ihm. „Wo wäre", schrieb er 1794, „ein Stand, dessen Mitglieder die ihnen notwendigen Kenntnisse weniger besäßen und die ihnen obliegenden Pflichten weniger erfüllten, als der des Buchhandels? Deutschland ist mit elenden und scheußlichen Büchern überschwemmt, und würde frei von dieser Plage sein, wenn dem Buchhändler die Ehre lieber wäre, als das Geld." —

'So entschieden Perthes den Beruf, dem er mit Liebe und Wärme sich ergeben hatte, gehoben wissen wollte, so erschien ihm doch der Vorschlag seines Freundes Campe, den Druck verderblicher Werke durch Errichtung eines Buchhändlertribunals unmöglich zu machen, nicht nur unausführbar, sondern auch gefährlich, weil er eine neue Art Censur zum Ziele habe. Nur in der Verstärkung einer ehrenhaften Gesinnung des ganzen Standes und jedes seiner Glieder sah er Hilfe.'

Mit dem Gedanken, recht bald ein eigenes Geschäft zu begründen, machte sich Perthes immer vertrauter. Und zwar sollte das in Hamburg geschehen, denn der Aufenthalt in dieser Stadt war ihm so lieb geworden, daß er den Abschied von derselben fast für unmöglich hielt.

Die Art, in welcher der Buchhandel zu jener Zeit betrieben wurde, schien die Ausführung von Perthes' Vorhaben zu erleichtern. Bis dahin kannte man eine Trennung von Verlag und Sortiment im Buchhandel noch nicht. Jeder Verleger war auch Sortimenter, sowie umgekehrt jeder Sortimenter wohl auch einen eigenen Verlag besaß. Zweimal im Jahre kamen die deutschen Buchhändler in Leipzig zusammen, um den Austausch

der von ihnen verlegten Bücher zu bewerkstelligen. Für einen Unterschied im Betrage der von den einzelnen Handlungen eingetauschten Bücher trat selten Barzahlung ein; vielmehr blieb die Differenz vorläufig auf sich beruhen und wurde erst wieder auf der nächsten Messe auszugleichen gesucht, sofern der notwendige neue Eintausch dies gestattete. Es handelte sich also nur um einen steten Warenaustausch.

Bücher eines fremden Verlages, die einmal eingetauscht waren, konnten nicht mehr zurückgegeben werden, auch wenn es unmöglich war, dieselben zu verkaufen. Der augenblickliche Eigentümer mochte sehen, wie er dieselben verwerten könnte. So war es im großen und ganzen noch gewesen, als Perthes seine Lehrzeit in Leipzig begann. Um jene Zeit aber fing dieser Geschäftsbrauch an zu verschwinden. Die Verleger guter Bücher wollten keine schlechten oder unbedeutenden für die ihrigen eintauschen und sich mit der Verbreitung derselben befassen. Wenn also ein solcher Eintausch von Büchern nicht stattfinden konnte oder wenn der Unterschied im Betrage derselben ausgeglichen werden sollte, so bedurfte man des baren Geldes. Ein Buchhändler, der mehr Bücher verkaufte, als er selbst verlegte, bedurfte also einer ziemlichen Summe, um seine Einkäufe zu machen. Dafür nahm er aber auch nur soviele Exemplare eines Buches auf Lager, als er hoffen durfte, mit Sicherheit abzusetzen, denn unverkäufliche konnten eben nicht remittiert werden. Das schädigte nun die Verlagsgeschäfte ungemein, so daß die Verleger anfingen, den Sortimentsbuchhändlern außer den Exemplaren, die für fest gekauft wurden, noch einige à condition zu geben, welche sie zurücknehmen zu wollen erklärten, sofern ihr Absatz nicht möglich wäre.

Bald wurden nun nicht mehr viele Bücher fest gekauft, sondern nur à condition zur Verbreitung übernommen. Wer also das Vertrauen der Verleger in dem Maße besaß, daß ihm die notwendigen Exemplare à condition zum Verkaufe anvertraut wurden, konnte den Buchhandel mit einem verhältnismäßig kleinen Kapitale betreiben.

Die Sortimentsbuchhandlungen hatten sich von dem Verlage abgetrennt und begannen einem hohen Aufschwung entgegen zu gehen. Perthes erkannte das wohl; und wenn er sich die Fähigkeit zutraute, die rechten Bücher den Liebhabern vorzulegen, wenn er also Litteratur- und Menschenkenntnis in gehöriger Weise besäße, um in einem lebhaften Orte genug Bücher zu verbreiten, so durfte er wohl hoffen, ein blühendes Geschäft einzurichten. (Fortsetzung folgt.)



Miscellen

Ein neues französisches Organ der Bibliotheken und Archive. — Da die Bibliotheken verhältnismäßig die besten Kunden der Buchhändler sind, so ist es wohl nicht ungerechtfertigt, auf das „Bulletin des bibliothèques et des archives publié sous les auspices du Ministère de l'instruction publique, Paris, Champion, von dem soeben Nr. 2 erschienen ist, einen Blick zu werfen. Neben allerhand Blättern für Bibliophilen, Bouquinisten und Antiquare war bis vor wenigen Jahren die periodische Litteratur für Bibliothekswesen im allgemeinen verschwindend zu nennen. Nach dem Eingehen von Naumanns Serapeum, es bestand von 1840—1870, besaß Deutschland bis 1884 nur Petzholdts Anzeiger, resp. Neuen Anzeiger, ebenfalls 1840 gegründet, dem sich in diesem Jahre, um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, das „Centralblatt für Bibliothekwesen" beigesellte. Daß jene zwei geradezu Organe der deutschen Bibliothekare gewesen seien, wenngleich in ihnen bibliothekarische Fragen ventiliert worden sind, mag dahingestellt bleiben; ob das neue Centralblatt sich dazu gestalten wird, muß die Zukunft lehren.

Für Nordamerika und Groß-Britannien, wo die Bibliothekare sich als Stand fühlten, entstand im Jahre 1877 das anfangs englische und amerikanische, zuletzt fast nur amerikanische Ansichten vertretende „Library Journal". Aber die englischen Bibliothekare fanden doch im Verlaufe der Jahre, daß ihr Organ nicht jenseits des Oceans erscheinen dürfe, und gründeten im Jahre 1880 die „Monthly Notes of the Library Association of the United Kingdom", aus denen im Jahre 1884 „The Library Chronicle, a Journal of Librarianship and Bibliography", ein elegant ausgestattetes Blatt, wurde, welches neben wissenschaftlichen Artikeln die offiziellen Nachrichten der Library Association, Fragen und Antworten, Neuigkeiten aus englischen und anderen Bibliotheken, Angaben über Bibliothekskataloge und dergl. Berichte, einen Abschnitt für Bibliographie und Bibliothekslitteratur, Korrespondenz u. dgl. enthält. Vor einigen Monaten nun ist zu den bisher genannten in Frankreich das Bulletin des bibliothèques etc. gegründet worden, und zwar von keinem geringeren Gründer, als dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes. In Frankreich, wie in England und Amerika, ist man längst zu der Überzeugung gelangt, daß die Bibliotheken von Fachmännern verwaltet werden müssen, und hat deshalb eine Staatsprüfung für solche vorgeschrieben, welche an einer der öffentlichen Bibliotheken angestellt sein wollen. Da auf diese Weise ein wirklicher Stand geschaffen worden, der allerhand gemeinsame Interessen hat, erachtete das französische Ministerium es als angemessen, demselben ein besonderes Organ zu stiften, und angesichts des zahlenmäßig konstatierten Aufschwunges, den das französische Biblio-

thekwesen in den letzten Jahren genommen hat, ist wohl kaum zu bezweifeln, daß es diesem Organe an Stoff nie fehlen wird. Die ersten beiden Nummern des Bulletin sind ungeheuer reichhaltig, ohne Zuflucht zu litterarhistorischen oder philologischen Stoffen nehmen zu müssen. Dazu hat dies neue Blatt das für sich, daß es, wie das Library Journal der Vereinigten Staaten, das Library Chronicle Groß-Britanniens, das Organ der Bibliothekare eines großen Reiches ist, während die deutschen Bibliothekare, weil sie unter einer Anzahl verschiedener Regierungen stehen, die es bisher nicht einmal zu einem regelmäßigen Austausch ihrer offiziellen Publikationen gebracht haben, geschweige, daß sie für die Verwaltung ihrer Bibliotheken dieselben Grundsätze gelten ließen, selbst wenn sie eine Vereinigung bilden und das neuentstandene Centralblatt zu ihrem Organe machen wellten, doch nur beraten und bitten könnten, die verschiedenen Regierungen möchten doch diese oder jene Veränderung, Verbesserung u. s. w. vornehmen, weiter rein gar nichts. Im folgenden findet man den Inhalt der beiden ersten Hefte des Bulletin verzeichnet:

Nr. 1. Offizieller Teil. I. Verwaltung und Gesetzgebung. Gesetz, betreffend die Gewährung eines Supplementarkredits von 41 356 Francs für den allgemeinen Bibliotheksdienst im Jahre 1884 an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts und dementsprechend Streichung derselben Summe im Budget des Ministeriums des Innern. — Bericht der Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts über die Unterstellung der Departements-, Gemeinde- und Hospital-Archive unter das letztgenannte Ministerium. — Dekret, welches diese Unterstellung verfügt. — Dekret, betr. die Einrichtung des Sekretariats für die Bibliotheken und Archive. — Bibliotheken: Cirkulare, die Numerierung der in den Bibliotheken vorhandenen Handschriften betr. Archive: Zirkular des Ministers des Innern an die Präfekten, betr. die Unterstellung der Archive unter das Ministerium des öffentlichen Unterrichts. II. Personal-Nachrichten. Nachrichten von verschiedenen französischen Bibliotheken und Archiven. — Chronik der französischen Bibliotheken und Archive. Miscellen. Ausland.

Nr. 2 enthält dieselben Rubriken. Besonders hervorzuheben ist aus der „Chronik" die Aufzählung der im Druck erschienenen Kataloge französischer Bibliotheken. Die Nationalbibliothek nimmt darunter natürlich den ersten Platz ein. Sehr wertvoll sind die nun folgenden allgemeinen Regeln für Katalogisierung von Handschriften, sie bieten 50 verschiedene prägnante Beispiele dar. Ferner findet man die Liste derjenigen Werke, welche von der Kommission der Volks- und Schulbibliotheken zur Anschaffung für dieselben in den Sitzungen am 24. März, 4. und 23. Mai v. J. zugelassen, resp. empfohlen worden sind. Ein längerer Artikel beschäftigt sich mit den Archiven des Marineministeriums.



Besprechungen.

Hayn, Hugo, Bibliotheca Germanorum Erotica. Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Litteratur mit Einschluß der Übersetzungen nebst Angabe der fremden Originale. Zweite durchaus umgearbeitete, sehr stark vermehrte, durch Beifügung der Berliner und Münchener deutschen erotischen Bücherschätze bereicherte und mit Antiquar-Preisen versehene Auflage. Leipzig. Verlag von Albert Unflad. 1885. gr. 8°.

Im Jahre 1875 erschien von vorgenanntem Buche die erste Auflage und nannte sich der Herausgeber „H. Nay“. Wir wollen vor allen Dingen bestätigen, daß seine Arbeit damals nur aus 151 Druckseiten bestand, während die vorliegende, bei größerem Formate aus 483 Druckseiten bestehend, sich schon äußerlich als eine deutende Vermehrung darstellt.

Bisher hatten wir allerdings über die deutsche erotische Litteratur keine größere Bibliographie aufzuweisen und namentlich nicht, wie die Franzosen dieselbe in dem bekannten Werke von Gay, welches in sechs Bänden unter dem Titel: „Bibliographie des ouvrages relatifs à l'amour, aux femmes, au mariage etc.“ bereits in drei Auflagen erschienen, aufzuweisen haben. Es kann daher für die Erforschung auf dem Gebiete der Kultur- und Sittengeschichte, sowie für allgemeine Geschichte der Bücherkunde nur erfreulich sein, daß der Verfasser sich der großen und schwierigen Aufgabe unterzogen hat, eine Bibliographie des weniger bekannten Zweiges der deutschen Litteratur zusammenzustellen, und können wir ihm daher nur dankbar sein.

Wenn wir auch die Mühseligkeit und die dazu nötige Genauigkeit einer bibliographischen Arbeit vollständig anerkennen, so müssen wir doch uns das Bedenken gegen die ganze Arbeit auszusprechen erlauben, dahin gehend, daß der Verfasser nach unserer Ansicht viel zu viel Bücher und Schriften aufgenommen, die doch nicht so ganz streng in eine Bibliographie der *erotischen* Litteratur gehören. Denn wenn wir diesen Grundsatz festhalten, daß alle Bücher, worin in irgend einer Art von Frauen, Liebe 2c. gehandelt wird, aufgenommen werden sollen, dann müssen wir sagen, daß das ganze Werk sehr mangelhaft ist. Und zwar schon aus dem einfachen Grunde, daß wir ja aus diesem Gesichtspunkte fast die ganze schöngeistige Litteratur aufgenommen sehen müßten; denn man denke nur an die Romane, in welchem kommt wohl keine Liebesgeschichte vor?

Unter Erotica oder erotischer Litteratur verstehen wir nur Schriften, die geschrieben sind, um eine sinnliche Wirkung oder einen solchen Reiz zu erregen, und von den betreffenden Verfassern *nur* in dieser Absicht verfaßt sind. Wir müssen daher alle

Bücher, die diesen Zweck nicht erreichen sollen, aus einer „Bibliotheca erotica“ ausschließen, das heißt sie nicht für aufnehmbar erklären. Wenn nur ein Titel auf den erotischen Inhalt schließen läßt, ohne daß jener ihm gerecht werde, so gehört ein solches Buch nicht in eine erotische Bibliographie und ist demgemäß nicht aufzunehmen. Man könnte uns vorwerfen, daß ja auch Gay, in seiner vorgenannten Bibliographie eine ganze Anzahl von Schriften aufgenommen, die auch diesen strengen Maßstab nicht vertragen; allein hier können wir einfach auf den Titel des Buches von Gay selbst verweisen, der überhaupt eine Bibliographie über Frauen, Liebe, Ehe ꝛc. giebt und auch demzufolge eine große Anzahl, und mit vollem Recht, von Schriften aufgenommen hat, die diese Gegenstände von ganz anderem Standpunkte behandeln, als dem erotischen. Bei Hayn aber nennt sich der Titel des Buches: „Bibliotheca Germanorum Erotica“, also der ganz bestimmt gemeinten erotischen Litteratur und kann wohl nicht anders, als auf unsere Weise verstanden werden.

Wir hätten also gewünscht, daß diese ganze Litteratur, die wirklich nicht erotisch ist, weggelassen worden wäre, denn, wenn auch der Herausgeber die Bemerkung bei den scheinbaren Büchern dieser Art hinzufügt: „zahm“, so werden eben dieselben, trotz des pikanten Titels, nicht zu erotischen im strengen Sinne des Wortes. Es würde auch keinem Forscher aufgefallen sein, sie nicht darin verzeichnet zu finden. Vielleicht gerade im Gegenteil, da derselbe sich darauf verlassen würde, daß er nur wirklich erotische Bücher in dieser Bibliographie zu suchen habe. Eine Bibliotheca erotica muß nur Schriften, die wirkliche Erotica sind, und die auch daher auf allen anständigen Bibliotheken nicht jedermann gegeben werden, umfassen. Sollten aber alle in der Bibliotheca von Hayn befindlichen Bücher für Erotica gehalten werden, dann dürfte wohl der größte Teil der Werke, die heute noch ohne allen Anstand auf allen Bibliotheken ausgeliehen, dem Verkehr entzogen werden, da nach unserer Ansicht öffentliche Bibliotheken nicht dafür vorhanden sind, der Verbreitung der Sinnlichkeit auf diese Weise Vorschub zu leisten durch Ausgabe solcher Bücher, die dafür allein geschrieben sind. Doch wollen wir durchaus nicht leugnen, daß das Studium dieses Zweiges der Litteratur für Kultur- und Sittengeschichte von Bedeutung ist; allein nur den Gaumen nach solcher Speise lüstern zu machen, halten wir geradezu für verderblich.

Daß sich viele Schriften noch aufweisen lassen, die in dem vorliegenden Buche fehlen, wollen und können wir dem Herausgeber nicht anrechnen, denn welche bibliographische Arbeit kann sich rühmen, absolut vollständig zu sein? wohl keine! Für die verschiedenen Bemerkungen können wir dem Herausgeber nur danken, doch hätten die Verkaufspreise bei den verschiedenen Buchhändlern, sowie diese selbst, wegbleiben können. Die ersteren können nicht als normal, weil oft zufällig, gelten, und die letzteren werden vielleicht dem Herausgeber gerade nicht dankbar sein, daß er dieselben als Händler mit Erotica an den Pranger stellt; umsomehr als ja wohl anzunehmen ist, daß diese Bücher nur vereinzelt von denselben ausgeboten wurden, natürlich abgesehen von den Händlern, welche mit dergleichen Büchern ausschließlich handeln, aber auch deshalb den Namen „Buchhändler“ nicht verdienen.

Trotz dieser Ausstände müssen wir dem Herausgeber für diese Publikation dankbar sein, denn was Mühe und Arbeit betrifft, so können wir dergleichen Arbeiten schätzen; immerhin können wir sie als einen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte begrüßen, wenn wir auch eine strengere Fassung des Wortes „Erotica“ gewünscht hätten.

Dr. Ernst Kelchner.

Deutsche Buchhändler.

3.

Friedrich Perthes.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

Das setzte er seinem Oheim brieflich auseinander, und wie die Mehrzahl der deutschen Buchhändler von ehemals nur auf den letzten Stoß warte, um zu Grabe zu gehen.

„Aber", fügte er hinzu, „muß diese allgemeine Lage des Buchhandels nicht gerade ein Grund für mich sein, jetzt mit fester sicherer Hand zuzugreifen, wo sich mir Umstände darbieten, die günstiger sind, wie die allgemeinen. Wenn ich, was bisher noch niemand wagte, den Sortimentshandel für sich allein unternehme, so spare ich an Kapital, laufe kein doppeltes Risiko, kann alle meine Anstrengungen auf einen Punkt hinwenden und habe dann in Hamburg die größte Hoffnung auf Erfolg. Bei einer Bevölkerung von hundert und zwanzig tausend Seelen sind hier nur drei Buchhandlungen und das litterärische Bedürfnis ist noch einer solchen Steigerung fähig, daß ein thätiger Buchhändler, welcher sich hier neu niederläßt, den schon bestehenden Geschäften keinen Nachteil, sondern Vorteil bringt. Dazu kommt, daß die hiesigen Handlungsherren, weil ihre Lage völlig gesichert ist, es sich ziemlich bequem machen und auch dadurch einem keine Mühe scheuenden Anfänger große Vorteile gewähren. Ich selbst habe in hiesiger Stadt viele und sehr gute Verbindungen; eine große Zahl einflußreicher Familien will mir wohl und mein gutes Glück steht mir zur Seite. Soll ich nun alle die Vorteile, welche sich jetzt mir darbieten, ungenützt vorübergehen lassen? Freilich, ich bin noch jung und hätte gerne noch einige Zeit sorgenfrei dahin gelebt, aber in zehn Jahren besitze ich so wenig Vermögen wie in diesem Augenblicke und habe an Kraft und Unternehmungsmut unendlich verloren; jetzt bin ich keck und kühn und

kann, da ich erst 24 Jahre alt bin, noch zehn Jahre arbeiten, ohne an das Heiraten zu denken; wie viel leichter gehe ich da in schwierige Unternehmen hinein; ja, mein lieber Oheim, ich bin entschlossen, ein eigenes Geschäft zu gründen."

Obwohl Perthes selbst keinen Thaler besaß, so glaubte er seinen Vorsatz doch ausführen zu können. Er wußte wohl, daß man zu ihm ein großes Vertrauen hatte und daß man der Meinung war, ihm würde gelingen, was er beginne, und daß ein Geschäft unter seiner Leitung sich in den rechten Händen befinde.

Wie er meinte, bedurfte er zu seinem Unternehmen einer Summe von siebentausend Thalern. Aus einer Hand konnte er dieselbe nicht erlangen. So mußte er sich also bequemen, mit zwei Gesellschaftern die Handlung, welche freilich auf seinen Namen allein geführt wurde, zu begründen. Nessig war der erste Teilhaber; der Vater desselben hatte zweitausend Thaler als Darlehn zugesagt. Der andere Teilhaber war ein junger Hamburger Kaufmann, welcher dreitausend zubrachte. Und zweitausend hatte einer von Perthes' alten schwäbischen Freunden hergegeben.

Ostern 1796 trat Perthes aus der Hoffmannschen Handlung aus. Er begab sich nach Leipzig, wo er auf der Messe mit den dort versammelten Verlegern die nötigen Verabredungen treffen konnte, und erließ hier das folgende Rundschreiben:

> Ich zeige Ihnen an, daß ich im Begriffe bin, mich in Hamburg als Sortimentsbuchhändler zu etablieren, zu welchem Unternehmen ich mir Ihr gütiges Zutrauen und Ihre Unterstützung erbitte. Es ist billig, daß man bei der Erbittung der Handelsfreundschaft einige Nachricht von sich und seinem bisherigen Gang in dem zu führenden Geschäft gebe. Ich verweise Sie deshalb auf Herrn Böhme in Leipzig, unter dessen Leitung ich sechs Jahre stand, und auf Herrn Hoffmann in Hamburg, dem ich seit drei Jahren gedient habe. Ihren ferneren Nachfragen, die Sie an mich zu thun für nötig erachten, werde ich mündlich oder schriftlich gerne möglichste Genüge zu leisten suchen. —

Nicht allseitig war ihm ohne Bedenken der notwendige Kredit gewährt worden. Er bedurfte größerer Summen, als er vorausgesetzt, und er wäre in arge Verlegenheit gekommen, wenn nicht das treue Zusammenhalten seiner Freunde ihm aus der Not geholfen hätte. „Du wirst erfahren haben", schrieb er an Campe, „wie es mir auf der Messe ergangen ist, aber glücklicherweise hatte ich neben so manchen anderen kindischen Einfällen auch den gehabt, mir einige Tausend Thaler anzuschaffen, und das war gut, sehr gut."

In Leipzig begegnete Perthes nun wieder Friederiken, der Geliebten seiner Jugend; und die alte Leidenschaft ergriff ihn von neuem. Was er nur für Teilnahme und Freundschaft gehalten hatte, war das Gefühl seiner Liebe gewesen. Er wollte ihr entsagen und vermochte es doch nicht. „Wie steht", schrieb er, „das Mädchen vor mir in ihrer Kraft und im Gefühle ihrer Freiheit — ernst — ohne kleinliche Eitelkeit — das Auge voll Geist, jeder Zug, jede Bewegung voll Ausdruck und Leben, und wenn ihr Auge in das meinige blickt, so faßt mich Leidenschaft, und ich fühle es tief in mir, daß ich vor einer großen Entscheidung stehe." —

Da er das Mädchen für Nessig hatte gewinnen wollen, so schrieb er an diesen voll Vertrauen und Freundschaft und ließ inzwischen Friederiken durch einen Freund erklären: Perthes und Nessig forderten beide ihre Hand, sie solle wählen; der Nichtgewählte werde in Ruhe zurücktreten und mit Treue für das geliebte Paar leben und arbeiten. „Friederike", schrieb Perthes, „hat ruhig, ohne die Farbe zu ändern, angehört, lange geschwiegen und dann sehr ernst geantwortet: ich habe Perthes lieb, ich habe Nessig lieb, aber meine Hand kann ich keinem geben."

Wenn ihn Nessigs Antwort über die Entscheidung, die so wenig zu beider Gunsten ausgefallen war, auch von allen Selbstvorwürfen, seinem Freunde vielleicht nicht recht gedient zu haben, befreite, so war seine Gemütsverwirrung doch eine große und das Leben dünkte ihm öde und leer.

Um so schwerer lastete jetzt auf Perthes die Notwendigkeit, das begonnene Geschäft kräftig fortzuführen. An Arbeiten, Verdrießlichkeiten und Sorgen hatte es nicht gefehlt. „Alles wollte ich darum geben", schrieb er, „nichts unternommen zu haben, aber es ist geschehen. Schon habe ich schwere Verpflichtungen gegen andere und ich muß und ich will sie lösen, wie ein ehrlicher Mann." Er kehrte nach Hamburg zurück, wo er nun wenigstens die Freude hatte, seiner Mutter und Schwester einen sorgenfreien Aufenthalt in seinem Hause gewähren zu können, und nahm sich mit ganzer Kraft des Geschäftes an. Der praktische Blick, der ihm eigen war, veranlaßte ihn von der bisherigen Gewohnheit des Sortimentsbuchhändlers, wenig und meistens nur ungebundene Bücher vorrätig zu halten und die verlangten erst auf Wunsch kommen zu lassen, abzugehen. 'Er war der erste Buchhändler, welcher eine Auswahl der vorzüglichsten älteren und neuen Bücher aus allen Fächern eingebunden und wissenschaftlich geordnet aufstellte, so daß sein Buchladen dem Litteraturfreunde das Bild einer kleinen, aber sehr

auserlesenen Bibliothek gewährte, in welcher durch das Auslegen der litterarischen Tageserscheinungen zugleich das Mittel dargeboten war, sich schnell und leicht über den gegenwärtigen Stand der Litteratur, ihrer Bewegungen und Kämpfe Überblick und Einsicht zu verschaffen.'

So verfehlte diese Einrichtung denn auch nicht, viele Besucher herbeizuziehen, die im Laden gerne verweilten und sich in mancherlei litterarische Gespräche einließen.

Dazu hatte Perthes in einer sehr belebten Gegend der Stadt, „hinter dem breiten Giebel" Nr. 140, sein Geschäftslokal gewählt.

„Das Haus", schrieb er, „welches ich für tausend Mark gemietet habe, ist für Hamburg ein wahres Wunderwerk, denn von oben bis unten ist alles litterärisch; auf der Erde Buchladen, eine Treppe hoch ebenso, zwei Treppen hoch Dr. Ersch als Redakteur der hiesigen neuen Zeitung, drei Treppen hoch Dr. Ersch als Litterator und Helfershelfer von Meusel und Konsorten, vier Treppen hoch französischer Buchladen nach vorne und nach hinten Ruhestätte der jungen deutschen Buchhändler; fünf Treppen hoch ein Torfboden."

„Meine eigene häusliche Einrichtung", schrieb er der Tante, „ist klein, aber ziemlich nett; ich glaube, Sie würden sich darüber freuen. Meine Ordnungsliebe wenigstens wird von allen Hausbewohnern gefürchtet."

'Als Perthes die nötigen Vorbereitungen vollendet hatte, zeigte er unter dem 11. Juli 1796 die Eröffnung seines Geschäftes mit folgenden Worten im Hamburger Korrespondenten an:

Ich mache hierdurch bekannt, daß ich hier eine neue Buchhandlung errichtet und nunmehr eröffnet habe. Auf meinem Lager befinden sich die besten ältern und neuern in Deutschland herausgekommenen Bücher, und ich darf versprechen, jedes Buch, das überhaupt noch irgendwo zu bekommen ist, verschaffen zu können. Einen Teil meines Sortiments habe ich einbinden lassen, um so den Wünschen des lesenden Publikums noch geschwinder zu entsprechen, die Kenntnis von dem, was man kauft, zu erleichtern und den Bedürfnissen der hier durchreisenden Ausländer mehr entgegen zu kommen.

Durch diese neue Einrichtung glaube ich etwas Nützliches gethan zu haben; die Unvollständigkeit und die Mängel, die sich in der Ausführung finden möchten, werde ich zu verbessern suchen, sowie die Wünsche des Publikums mir bekannter werden. Um den Aufenthalt in meinem Laden angenehm zu machen und um überhaupt die Bekanntwerdung unserer neuen Litteratur an meinem Teil zu befördern, werde ich dafür sorgen, daß von jedem deutschen Journal,

jeder Neuigkeit des Tages und jeder allgemein interessanten Schrift immer ein Exemplar in meinem Laden zur Durchsicht bleibe. Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit und Gefälligkeit gegen das mich besuchende Publikum mache ich mir in jeder Hinsicht zur Pflicht.

Einsicht in die lebendigen litterarischen Bewegungen und Bedürfnisse damaliger Zeit hatte Perthes bei Begründung seiner Handlung geleitet, und so mochte er denn auch der Hoffnung auf guten Erfolg versichert sein.

3.

'Wenige Wochen, nachdem Perthes sein Geschäft eröffnet hatte, trat im Juli 1796 ein schlanker, hoher Mann mit feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und sinnendem, herrlich blauem Auge in den Buchladen. Dem Anschein nach ein Fünfziger, hatte er in allen seinen Bewegungen eine leichte und kräftige Jugendlichkeit, und Kleidung, Ausdrucksweise, Haltung, alles schien gewählt und doch natürlich. Der Mann, dessen edler und freier Anstand schnell Perthes' Aufmerksamkeit erregte, war Friedrich Heinrich Jacobi, welcher, aus Düsseldorf geflüchtet, sich damals in Holstein und Hamburg aufhielt. Vornehmheit freilich drückte sich in seinem ganzen Wesen aus; aber sie hatte nichts Kaltes oder Abwehrendes. Die Anmut der ganzen Erscheinung rief vielmehr in Perthes sogleich zutrauensvolles Hingeben hervor. Kaum hatte er die nötigsten geschäftlichen Antworten gegeben, so sprach er auch schon dem bewunderten Verfasser des „Woldemar" die Verehrung und Liebe, welche er für ihn empfand, mit großer Wärme aus und ließ den freundlich Zuhörenden einen Blick in das eigene heftige Streben und unsichere Schwanken thun. Jacobi hatte seine Freude an dem jungen lebhaften Mann; schon nach wenigen Tagen kam er wieder und hielt sich von nun an oft und lange in dem Buchladen auf, bald die neu angekommenen deutschen, englischen und französischen Schriften durchblätternd, bald sich mit deren Eigentümer unterhaltend.'

Kurze Zeit darauf, im August 1796, lud Jacobi den jungen Buchhändler ein, ihn in Wandsbeck, wo er sich damals aufhielt, zu besuchen. Und bald wurde Perthes in dem Hause des angesehenen Schriftstellers ein viel- und gerngesehener Gast. Dort machte er die Bekanntschaft von Jacobis jüngstem Sohne, Max, der soeben in England seine medizinischen Studien beendet hatte; auch den beiden Schwestern Jacobis, Charlotte und Helene, 'welche lebendig an Geist, scharf an Verstand und voll Teilnahme für alle Bewegungen der Litteratur, zugleich geschäftige und aufopfernde Sorgsamkeit im Hause wie im Leben bewährten', trat Perthes nahe. 'Helene wurde ihm eine treue

mütterliche Freundin, und Jacobi ein väterlicher Freund, der wohlwollend auf die Fragen und auf die inneren Kämpfe, Zweifel und Bedenken des jungen Mannes einging, um zurechtweisend und belehrend dessen weitere Entwickelung, zu fördern.' „Ich liebe und ehre den herrlichen Mann", schrieb Perthes dem Oheim, „wie ich keinen andern Menschen liebe und ehre. Mit vollem Herzen bin ich ihm entgegengegangen; er erkannte es und hielt es der Mühe wert, sich mit meinem Innern zu beschäftigen."

Jacobis Einfluß auf Perthes war ein sehr großer. Er bestärkte ihn in der Richtung seiner Gefühlsphilosophie. Verstand und Vernunft sollten ihre Regeln behalten; aber die Offenbarungen des Herzens darum nicht geringer geachtet werden. „Wie soll ich Ihnen danken", schrieb Perthes einige Jahre später an Jacobi; „Sie sind es, welcher mein Schicksal bestimmte, indem Sie mir durch Ihre entgegenkommende, mein jugendliches Herz wieder aufrichtende Liebe eine ganz neue Laufbahn eröffneten." Das Gefühl des Dankes und der Verehrung für Jacobi erkaltete in Perthes' Brust niemals und Jacobi pflegte den Briefen, die er ununterbrochen bis zu seinem Tode dem jüngeren Freunde schrieb, häufig die Unterschrift zu geben: „Der alte Jacobi an seinen wackern und lieben Sohn Perthes".

'Im Hause Jacobis hatte Perthes schon im September Claudius gesehen und am 27. November betrat er zum erstenmal das beinahe am Eingange des freundlichen und reinlichen Ortes an der breiten hübschen Landstraße gelegene Haus der Wandsbecker Boten. Vor ihm stand nun der Mann mit seiner kränklichen Gesichtsfarbe und seinem schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haar. Die nicht ansehnliche Gestalt, der bequeme Hausrock, die niedersächsische Sprache würde schwerlich den in dem seltenen Manne verborgenen Schatz geoffenbart haben, wenn nicht ein himmlisches Feuer aus dem herrlich blauen Auge gesprochen hätte.'

„Claudius war längst von mir verehrt", schrieb Perthes seinem Oheim; „aber es ist schwer, ihm beizukommen. Mich beugte vor ihm der tiefe Sinn seiner Schriften, in denen jede Zeile ein Zeugnis davon ablegt, daß der Funke, der unsere göttliche Abkunft bekundet, in ihm wach ist wie in keinem andern."

'Die Sinnesart des Vaters, welcher das geistig Große und Tiefe nicht anders als in unscheinbarer Form oder verkleidet gar in irgend einer zugleich das Lächeln erregenden Gestalt hervortreten lassen mochte, spiegelte sich, sowie die hohe weibliche Einfalt der Mutter, in dem gesamten Leben der Familie ab. Die großen Werke Palestrinas, Leonardo Leos, Bachs, Händels, Mozarts, englische Sprache und

Litteratur und geistige Interessen aller Art waren einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichsten Einfachheit des Lebens. Auch für die alltäglichste häusliche Arbeit schienen die Töchter nicht zu gut; und nur darauf bedacht, die tiefen Mittelpunkte des geistigen Lebens in seinen Kindern zu kräftigen und zu bilden, ließ Claudius sie im übrigen gewähren. Zwar hatte auch er mit dem Feinde im Innern des Menschen zu kämpfen, der in ihm für manche Verhältnisse als eine angeborene Härte sich geltend machen wollte, oder ihn verleitete, den Eindrücken des Augenblicks mehr, als recht war, Einfluß zu gestatten; aber das Leben der Familie wurde hierdurch nicht in seiner freien und unbefangenen Bewegung gestört; gemachte und anspruchsvolle Abwechselung der irdischen und der himmlischen Dinge kannte sie so wenig als gewaltsame oder erkünstelte Übergänge.'

Da sowohl Jacobi wie Claudius mit all den Personen und Familien bekannt oder befreundet waren, in deren Kreis sich das eigentümliche und vielfach bewegte geistige Leben Holsteins aussprach, so trat auch Perthes in Beziehung zu den Männern und Frauen, welche, zerstreut auf ihren Gütern oder in kleinen Orten lebend und mit einander in mehr oder weniger naher Verbindung stehend, von hervorragender litterarischer oder sonstiger Bedeutung waren. In Meldorf in Süderdithmarschen lebte seit 1778 (Karsten) Niebuhr der Vater (gest. 1815), der verdienstvolle Reisende, nahe verbunden mit (Heinr. Christian) Boie (1744—1806), dem Herausgeber des „Deutschen Museums", welcher an demselben Orte das Amt des Landvogts bekleidete und wie Niebuhr einen großen Reichtum an auswärtigen Verbindungen und Interessen besaß. In Eutin befand sich Graf Friedrich Leopold Stolberg als Präsident der fürstlichen Regierung; auch Joh. Heinr. Voß lebte hier als Rektor der Schule, von Otterndorf im Lande Hadeln dorthin auf Betrieb seines Freundes Stolberg berufen, doch jetzt mit demselben wenig harmonierend. In Emkendorf, einem Gute zwischen Kiel und Rendsburg, dem Landsitze des Grafen Friedrich Reventlow, des ehemaligen dänischen Gesandten in London, und seiner Gemahlin Julie geb. Gräfin Schimmelmann fanden sich oft in geistreicher Unterhaltung Jacobi, die Stolbergs, Claudius, (Joh. Andreas) Cramer, der Vater, u. a. zusammen. Der andere Stolberg, Graf Christian, war damals Amtmann in Tremsbüttel, drei Meilen von Hamburg. Dazu kam noch die Fürstin Amalie Gallizin, des preußischen Grafen von Schmettau Tochter, welche nach ihrer Verheiratung Münster zum Aufenthaltsorte gewählt und einen Kreis von Gelehrten und Dichtern an sich gezogen

hatte, jene religiöse Schwärmerin, die zu des Grafen Friedrich von Stolberg Übertritt zum Katholizismus viel beigetragen.

In diesen Kreis wurde Perthes nun gezogen, und viele neue Erfahrungen warteten seiner. Vor allem fesselte ihn die Familie des Wandsbecker Boten, mit welcher sein Schicksal nun enge verknüpft werden sollte. In der Tochter des Hauses fand er die glückliche und treue Gefährtin seines Lebens, seine erste Gemahlin.

'Karoline Claudius, die älteste Tochter des Wandsbecker Boten, war 1774 geboren, also 22 Jahre alt, als Perthes zuerst das Haus der Eltern betrat. Ihre ganze Erscheinung, so angenehm die regelmäßig edlen Züge, die schlanke Gestalt und die feine Farbe auch waren, hatte nichts Überraschendes und Blendendes; aber aus dem lichtbraunen Auge blickte ein Reichtum der Phantasie und eine Tiefe des Gefühls, eine Kraft und Ruhe des Charakters und eine helle Klarheit des Verstandes hervor, welche mit stiller, unwiderstehlicher Macht die Gemüter anzog. Ihr ganzes Leben hindurch flößte sie jedem, der ihr näher trat, hingebendes Vertrauen ein; zu ihr kamen die Fröhlichen und waren sicher, freudige Teilnahme zu finden, und für viele, viele Menschen ist sie in äußeren und innern Leiden eine Quelle des Trostes, der Ergebung und eines neuen Mutes geworden. In den einfachen Verhältnissen des elterlichen Hauses war sie aufgewachsen, und jedes Zusammentreffen mit der Unruhe der äußeren Welt erschien ihr als eine Gefahr für ihren kindlich unbefangenen Umgang mit Gott. Geteilt zwischen häuslichen Arbeiten, Musik und Bemühen um geistige Ausbildung, ging ihre Zeit dahin. Eine volle reine Stimme und ein sicheres musikalisches Urteil blieb ihr auch im höheren Alter. Der neueren Sprachen war sie kundig und in der lateinischen so weit vorgeschritten, daß sie später ihren Söhnen wesentliche Hilfe leisten konnte.'

Berührungen mit der Welt, außer dem Hause ihrer Eltern, hatte Karoline nur sehr wenige gehabt. Die Fürstin Gallizin, welche sich mehreremale bei Claudius aufgehalten und das Mädchen sehr lieb gewonnen hatte, war ihr eine mütterliche Freundin geworden. Gleich nahe stand Karoline der Gräfin Julie Reventlow. Im Sommer 1795 war sie einige Monate in Emkendorf zum Besuch gewesen; die Familie hatte dringend gewünscht, sie auf ihrer Reise nach Italien mitzunehmen, des Vaters Einwilligung aber nicht zu erlangen vermocht. Den Sommer darauf, erfuhr sie den ersten herben Kummer des Lebens durch den Tod ihrer etwas jüngeren Schwester Christiane. Mit frommer Ergebenheit hatte sie diesen Verlust getragen.

'Es war am 27. November 1796, als Perthes zum erstenmal

Karoline im Hause ihrer Eltern sah. „Ihr helles Auge", schrieb er, „ihr gerader, klarer Blick gefiel mir, ich war ihr gut." Einige Wochen später, am ersten Weihnachtsfeiertage, hatte er den Mittag bei Karoline Rudolphi, der Vorsteherin der bekannten Erziehungsanstalt, mit Jacobi zugebracht und von diesem die Einladung erhalten, am Abende der Weihnachtsbescherung beizuwohnen. Auf dem Wandsbecker Schlosse, welches Jacobi damals bewohnte, fand Perthes unter den anderen Gästen auch Claudius und dessen ganze Familie. Der Zufall führte ihn, bevor der Festsaal geöffnet ward, mit Karoline allein in einem Nebenzimmer zusammen; kein Wort hatte er zu sagen; aber ihm war so unaussprechlich stille und wohl in seinem Herzen, wie er es noch nie gewesen war. Die Weihnachtsfreude begann, aber Perthes sah nur den Ausdruck stiller Freude, die in Karolinens Zügen sich ausprägte. Diesem Mädchen schien nach seiner Meinung das Beste zu gehören, was der Abend darbot, und dennoch glaubte er zu bemerken, daß das Geschenk der jüngeren Schwester schöner sei als das ihrige. Aber hoch oben an dem Weihnachtsbaume hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet, wie kein anderer; den holte er plötzlich mit halsbrechender Kunst herab und dunkel errötend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen. Nun hatte sie doch eine Weihnachtsgabe, wie kein anderer sie haben konnte. Von diesem Abende an erging es Perthes und Karolinen, wie es allen ergeht, die des Lebens Leid und Lust gemeinsam als Mann und Frau erfahren sollen. Zwar meinte Klopstock, als er von Claudius' silberner Hochzeitsfeier am 15. März 1797 mit Perthes nach Hamburg zurückfuhr: „Die Liebe die wir anderen euch beiden schon lange ansehen, kennt ihr jungen Leute selbst noch nicht." Aber Perthes kannte wohl die Liebe, die in ihm keimte und wuchs; doch wußte er auch, daß er äußerlich und mehr noch innerlich Claudius zu ferne stehe, um sich unmittelbar an ihn wenden zu dürfen. Jacobi und dessen Schwestern eröffnete er deshalb zunächst sein Herz und bat sie, nachzuforschen, ob er wohl Hoffnung hegen dürfe, „Gottlob, mein lieber Perthes", schrieb ihm Helene Jacobi am 27. April, „Sie sind doch recht verliebt, und da mein Mut so groß ist, wie der Ihrige klein, so sehe ich einer großen Seligkeit für Sie entgegen. Von Karoline selbst konnte ich gestern nichts hören, weil ich sie keinen Augenblick allein sah; aber von ihrer Mutter habe ich dies und das erfahren, was mir großes Vertrauen einflößt, und Karoline war auch so freundlich, als wenn sie etwas Artiges im Sinne trüge." — Wenige Tage später, am 30. April, wendete Perthes sich an Karoline selbst. „Wie sollte ich je", schrieb er später, „des tiefbewegten Tages vergessen, wo ich

dir meine Liebe bekannte. Stumm und stille stand'st du vor mir, kein Wort hattest du für mich; nur als ich traurig fortgehen wollte, gabst du mir innig die Hand."

Karoline hatte ihn ihrer Liebe versichert und den Entschluß kundgegeben, die Seine zu werden; nicht so leicht wurde es jedoch ihrem Vater, seine Einwilligung zu geben. Perthes hatte soeben sein fünfundzwanzigstes Jahr vollendet; sein Charakter war noch nicht ganz fest ausgebildet, in seinem Innern gährte und wogte es noch und die ruhige Stetigkeit des besonnenen Mannes war noch zu erwarten. Das von ihm keck und voll Vertrauen begründete Geschäft ließ zwar das Beste hoffen, gewährte aber eine ausgemachte Sicherheit für alle Zukunft doch nicht. Überdies war Claudius von einer Art von Eifersucht nicht frei. Ihm wurde es schwer, die Tochter aus der eigenen Obhut zu entlassen, und nicht ohne Schmerz fühlte er, daß die Tochter einen jungen unerfahrenen Mann mehr liebe als den Vater. Der Spruch: 'Du sollst Vater und Mutter verlassen' dünkte ihm ein harter Spruch. Zwar erklärte er gleich, daß er der Verbindung nicht entgegen sein werde, aber förmlich und feierlich könne er seine Zustimmung noch nicht geben. Darüber beunruhigte Perthes sich nicht und reiste, Liebe und Dank im Herzen, zwei Tage später nach Leipzig ab. „Wissen Sie denn, meine liebe Karoline", heißt es in dem ersten Briefe an seine Braut, „noch garnichts, was ich lassen soll oder was thun soll; ich möchte so gerne um Ihretwillen etwas thun oder etwas lassen. Gewiß ich bin sehr glücklich und seit meinen Kinderjahren bin ich dem lieben Gott nicht so gut gewesen als jetzt, und er wird mein nicht böse sein, daß ich ihm eben jetzt so gut bin. Liebe habe ich zwar auch sonst wohl gefühlt. Das aber war immer so peinlich und schmerzlich; jetzt ist mir so ruhig und wohl. Dank dafür, meine liebe Karoline." — Lange harrte Perthes vergeblich auf Nachricht aus Wandsbeck, endlich nach vierzehn Tagen kam ein Brief von Claudius selbst. „Lieber Herr Perthes", lautete derselbe, „es ist uns angenehm, daß Sie glücklich und gesund angekommen und sich wohlauf befinden und an uns denken. Karoline hat Ihre Briefe aus Braunschweig und Leipzig gerne erhalten und gelesen und dankt Ihnen verbindlich dafür. Sie würde auch wohl antworten; aber so lange die Einwilligung der Eltern noch nicht förmlich gegeben ist, kann sie doch ihrem Herzen noch nicht freien Lauf lassen. Es ist daher besser, daß sie ihre Antwort erspart, bis Sie zurückgekommen sind." — Ein Brief von Helene Jacobi gab weiteren Aufschluß. „Ihre Karoline", hieß es in diesem, „hat dem Vater, der ihr sagte, sie dürfte nicht schreiben, wie wenn seine Einwilligung schon gegeben sei, geant-

wortet: 'Wenn ich nicht schreiben darf, wie es mir um das Herz ist, so kann ich überhaupt nicht schreiben, sondern du mußt schreiben und erzählen, warum ich stumm bleibe'." „Ich habe", fügte Helene Jacobi hinzu, „Ihr Mädchen dafür noch wärmer als sonst ans Herz gedrückt."

Die drei Hamburger Freunde, denen Perthes von Leipzig aus sein Inneres aufgeschlossen, von seinem neuen Liebesleben und der ersehnten Verbindung mit Karoline Claudius Nachricht gegeben hatte, waren mit dieser unerwarteten Wendung seines Geschickes nicht ganz zufrieden. Sie mochten eine Erkältung ihrer Freundschaft befürchten und sahen nur ungern Perthes' näheren Anschluß an Jacobi und den Herausgeber des 'Wandsbecker Boten', da noch gar nicht abzusehen war, welchen Einfluß diese beiden hervorragenden Schriftsteller und so bedeutenden Männer auf ihn gewinnen konnten.

So hatte Perthes an einen seiner alten Freunde geschrieben: „Woher regte sich in dir die herbe Bitterkeit, als ich euch meine Verbindung mit Karoline bekannt machte? Dachtet ihr an meine zertrümmerte Liebe? Sie wird in mir leben, so lange ich lebe. Oder dachtet ihr an die flüchtig wechselnden Neigungen, die oft mich bewegt haben? Möglich, daß diese auch künftig mich noch bewegen. Hätten allein solche Gedanken euch gereizt, ich könnte es nicht unrecht finden. Aber höret mich! Als es mir zu gelingen schien, meine untergegangene Liebe zu verwinden, ergriff mich Entsetzen, daß solche Liebe, an welche mir das Höchste gebunden war, verwunden werden könne. Todeskälte trat an die Stelle des Feuers. Soll denn Liebe, die der Grund ist von Gott und allem Guten, durch äußere, zufällige Verhältnisse getötet werden? Etwas muß doch Stand halten! Ist es die Liebe nicht, so muß es die Freundschaft sein. Aber vergebt! Die Freundschaft — ich habe nichts wider die Freundschaft — und dennoch rieselt es mir kalt durch die Glieder. Woher dann aber Hilfe und Rettung für mein Inneres? Meine Seele verlangt etwas nicht Vergehendes, mein Herz verlangt eines, was mir alles ist, mein Geist will ein Bleibendes, mein Ich verlangt ein Gebundensein, ein Band, welches besteht, auch wenn die Welt in Trümmer geht, und nur die Liebe ist mehr als die Welt. Kann ich überhaupt gehalten werden, so ist es nur durch Karoline; in ihr ist Ruhe und Sicherheit, Hingebung und Treue. Die frühere Leidenschaft der Liebe ist in mir gewürgt, aber die Liebe nicht. Nur einmal kann jene Leidenschaft sein. Wie ich Friederike liebte, kann ich Karoline nicht lieben. Aber sie läßt mich mein Auge wieder zu Gott erheben, und das ist Hilfe von oben."

Als Perthes Ende Mai nach Hamburg zurückkehrte, gab nun

auch Claudius seine förmliche Einwilligung; Karoline durfte sich jetzt aussprechen und eröffnete sich zuerst der Fürstin Gallizin: „Ihnen, meiner lieben Mutter Amalie, muß ich selbst sagen, daß ich Braut bin und daß ich gerne Braut bin. Das würde mir sonst unglaublich gewesen sein, auch wenn Sie es mir gesagt hätten; aber mein lieber Perthes hat mich gut Freund mit diesem Schritte gemacht. Ich weiß und fühle es zwar auch jetzt, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit ist; aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter als die Augen zumachen und Gott um seinen Segen bitten, und das müssen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürstin. Mit voller Wahrheit kann ich Ihnen sagen, daß mein lieber Perthes ein guter Mensch ist, der sich selbst noch nicht für formiert hält, sondern weiß und fühlt, daß er noch nicht mit sich fertig ist, und da, denke ich, können er und ich gemeinschaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hilfe weiter kommen."

Oftmals legte Perthes von nun an den Weg nach Wandsbeck zurück, und Briefe, von denen viele sich erhalten haben, gingen fast täglich hin und her. Am 15. Juli wurde die Verlobung, in Holstein eine kirchliche Handlung, gefeiert. Die Fürstin Gallizin mit ihrer Tochter und mit Overberg, welche in Wandsbeck zum Besuche war und in Claudius' Hause wohnte, nahm, sowie Graf Friedrich Leopold Stolberg, zur großen Freude Karolinens an der feierlichen Handlung teil. Kurz vor derselben erinnerte der Pastor die Braut, daß sie, einmal verlobt völlig fest wäre und nur durch das Konsistorium geschieden werden könne. „Ich bin", entgegnete sie, „schon lange völlig fest gewesen und konnte schon lange weder von Ihnen noch von dem Konsistorium geschieden werden." — Immer inniger und stärker trat die bräutliche Liebe in das stille Mädchenleben Karolinens hinein und setzte auch diesen ebenen Sinn in Unruhe und Bewegung. „Karoline mag sich", schrieb die Tochter der Fürstin Gallizin an Perthes, „noch so sehr den Anschein einer philosophischen Braut geben, die Liebe dringt dennoch überall durch, und ich glaube fest, sie träumt von nichts als von dem Buchstaben P, und wenn ich selbst Ihnen zuweilen ein wenig aus der Ordnung vorkommen sollte, so werden Sie wohl wissen, wer es ist, der mich angesteckt hat." —

Der 2. August war zum Hochzeitstag bestimmt, am Tage vorher erhielt Perthes den letzten Brief von Karoline als Braut. „Ich habe so große Lust", heißt es in demselben, „zu einem kleinen schwarzen Kreuz und weiß es auf keine liebere Weise zu bekommen, als wenn ich dich darum bitte, und warum sollte ich es nicht thun, du lieber

Perthes? Heute war ich bei dem Pastor; das Formular, nach welchem wir getraut werden sollen, ist weder kalt noch warm, weder alt noch neu, sondern ein unseliges Mittelding. Das soll uns aber nicht schaden, lieber Perthes, wir wollen Gott nach alter Weise um seinen Segen bitten und er wird uns nach alter Weise segnen. Thue es doch mit mir, du lieber Perthes, und mache die Arme weit auf und halte mich fest, bis du mein Auge zudrückst. Ich bin dein mit Leib und Seele und vertraue Gott, daß ich mich wohl dabei befinden werde."

'Am folgenden Tage, den 2. August 1797, wurde die Hochzeit gefeiert, und die ersten Monate und Jahre der Ehe mußten wohl den großen inneren Gegensatz, in welchem Perthes und Karoline standen, scharf und bestimmt hervortreten lassen.'

Nicht auf Übereinstimmung der Charaktere war diese Ehe gegründet worden. Die stille und in sich gekehrte Natur Karolinens, welche in ihrem frommen Verlangen dem Himmel näher stand als den weltlichen Freuden und die noch so wenig mit dem Gewirre und dem Treiben der Menschen in Berührung gekommen war, kontrastierte sehr mit dem bewegten und nach außen gerichteten Charakterzuge ihres Mannes, der genau wußte, was seines Wesens war, wie er denn auch im Jahre 1798 u. a. an sie geschrieben: „Alles, alles macht es mir immer gewisser, daß ich recht eigentlich zu einem männlichen Menschen geschaffen bin, der sein Rad und das der anderen drehet mit raschem Mute." Wie bei elektrischen Kräften die entgegengesetzten Pole sich anzuziehen pflegen, so hatten sich auch hier einander ergänzende Charaktere zu einer unlöslichen Verbindung gefunden; und beide wurden es inne, daß diese im Laufe der Jahre nicht lockerer, wohl aber nur fester und inniger werden könnte. Mochte Karoline, als sie das Haus ihres Vaters verließ, und neue und ungewohnte Eindrücke aller Art sie berührten und ergriffen, sich auch gestört und beunruhigt fühlen, ihre Zuneigung zu Perthes war dadurch um nichts geringer geworden.

Fest und stark zwar erfüllte sie die Liebe zu ihrem Manne und tief im Grunde ihrer Seele war sie sich bewußt, daß ihre neue Lebenslage Glück und Segen für sie sei. Einst, wenige Wochen nach der Hochzeit, als ihr Vater sie weinend auf ihrem Zimmer traf und überrascht und nicht ohne einen Anflug von Befriedigung ausrief: „Habe ich dir nicht gesagt, das würde nicht ausbleiben, wenn du von Vater und Mutter gingst", antwortete sie: „Und wenn ich auch das Weinen nicht lassen könnte, so lange ich lebte, so bleibe ich doch froh, daß ich bei meinem Perthes bin."

Perthes achtete das Naturell seiner Frau und wußte den Wert eines

Lebens anzuerkennen, welches sich nach innen statt nach außen wendete. „Glaube mir", schrieb er im Sommer 1799, „glaube mir, du mein guter Engel, ich fühle es, daß du viel hast, und laß dich nicht stören. O, unser Vater hatte sehr recht, euch Kinder von der Richtung aufs Wirken und Handeln und auf das Kunstwesen zurückzuhalten. Selbst wenn er zu weit hierin gegangen wäre, selbst wenn er euch ungeschickt gemacht hätte zum Handeln und Schaffen im Leben, ja selbst wenn ihr der Welt eine Thorheit werden solltet, so habt ihr dennoch in euch den Geist der Liebe, und der Geist der Liebe ist lebendig." — Die Sinnesart seiner Frau ändern zu wollen, schien Perthes ein unberechtigtes Verlangen: „Einem inneren Leben", schrieb er einem Freunde, „anderen Inhalt geben, auf den fremden Stamm die eigene Frucht pfropfen zu wollen, das ist Sünde" — auch wenn er von der Vergeblichkeit jedes solchen Versuches nicht überzeugt gewesen wäre: „Meine Karoline", hatte er dem Schwarzburger Oheim geschrieben, „macht mich unaussprechlich glücklich. Sie ist ein frommes, treues, reines und gehorsames Wesen, aber ihren inneren Gang geht sie, wie sie will, unabweichbar festen Schrittes."

„Verschiedener in Art und Weise als Karoline und ich, verschiedener im Äußern, in Bildung und Richtung konnten kaum zwei Menschen sein", äußerte Perthes später, „und doch erkannte Karoline in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft das Wertvolle in mir und liebte mich. Ihr Vertrauen ist unverrückbar, unwandelbar geblieben, was auch Fremdes und Widersprechendes in mir ihr entgegenstand. Auch ich erkannte augenblicklich ihre Liebe zu mir und war derselben sicher; ich erfaßte sogleich klar und fest den treuen, edlen Sinn, den hohen Geist, den wahren Heldenmut für das Leben, die Demut des Herzens und diese reine Frömmigkeit, die das Glück meines Lebens, der Segen meiner Seele ist."

Am 28. Mai 1798 wurde Perthes die erste Tochter geboren, am 16. Januar 1800 der erste Sohn, Matthias, denen bis zum Jahre 1804 noch zwei Töchter folgten.

So sehr Karoline sich auch nach äußerer Ruhe sehnte, die ihr so wenig, ihrem inneren Bedürfnisse nach, zu teil werden wollte, so hatte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe bald jene Kraft gewonnen, die es ihr möglich machte, späterhin Schweres geduldig und mutig zu ertragen. Karoline war getrost und zufrieden.

„Mein lieber Perthes", so hieß es in einem Briefe, „heute ist der 30. April und grade 9 Uhr. Weißt du wohl, heute vor sieben Jahren gerade in diesem Augenblicke? Gott sei gelobt aus Herzens-

grund, der mich dir in den Sinn gab. Eben habe ich die Kinder gesehen, die schon im Bett e liegen, und dich habe ich im Herzen. So sind wir denn, obschon du weit entfernt bist, alle beisammen und segnen den lieben Augenblick, in welchem du vor sieben Jahren mich ansahest und mir sagtest: ‚Ich habe dich lieb'. Ja, mein ewig lieber Perthes, ich danke Gott und ich danke dir dafür, daß es uns so wohl geworden ist. Gott stehe uns ferner bei und segne uns und unsere Kinder und halte uns durch zu einem fröhlichen und seligen Ende!"

Die Handlungsgemeinschaft, welche Perthes 1796 unter seinem alleinigen Namen vorläufig auf zwei Jahre gegründet hatte, entsprach den Erwartungen der beiden Gesellschafter nicht. Der Kapitalumsatz vom Juli 1796 bis zum Dezember 1798 hatte im ganzen etwa vierzigtausend Thaler betragen und für jeden Teilnehmer während des Zeitraums von dritthalb Jahren nur einen Ertrag von kaum dreizehnhundert Thalern abgeworfen. Durch Übereinkunft vom Dezember 1798 schieden beide Handlungsgesellschafter aus. Die Trennung war Perthes insofern nicht unlieb, als er sich schmerzlich gestehen mußte, in Nessigs Sinnesart sich völlig getäuscht zu haben; aber da die Ausscheidenden nicht nur die eingeschossenen Kapitalien, sondern auch den Kredit ihrer wohlhabenden Familien dem Geschäfte entzogen, so befand Perthes sich in peinlicher Verlegenheit. Dennoch war er fest entschlossen, die Handlung auf alleinige Rechnung und Gefahr fortzusetzen. Wenn das junge Geschäft auch nicht vermocht hatte, drei Teilnehmern den Unterhalt zu sichern, so reichte es doch schon jetzt aus, den einfachen Haushalt einer einzelnen Familie zu tragen, und mit Gewißheit glaubte Perthes ein rasches Wachsen desselben voraussehen zu können, weil die Handlung nicht nur die Aufmerksamkeit und Zuneigung der litterarisch am meisten belebten Kreise Hamburgs gewonnen, sondern auch in Westfalen, Hannover, Holstein und Mecklenburg mannigfache Verbindungen angeknüpft hatte, welche weitere Ausdehnung hoffen ließen.

Ohne Kapital war freilich auch bei den besten Aussichten für die Zukunft keine Möglichkeit vorhanden, die Handlung fortzuführen; aber ein rasch und keck benutzter Glücksfall setzte Perthes in den Besitz einer für seine Verhältnisse bedeutenden Summe. Er hatte im Dezember 1797 ein am Jungfernstieg gelegenes Haus gekauft; zwei Drittel des Kaufpreises konnten auf dem Grundstücke stehen bleiben und das letzte Drittel desselben im Betrag von zehntausend Thalern erhielt er, da ein vermögender Freund sich für ihn verbürgte, in mehreren kleinen Summen aus dem Münsterlande. Ein Jahr später, im Dezember 1798, ver-

kaufte Perthes das Haus, noch bevor er es bezogen hatte, mit einem Gewinne von fünftausend Thalern und begnügte sich von neuem mit einer Mietwohnung hinter St. Petri, nahe der bisherigen gelegen. Sogleich reiste er nach Münster und erlangte von seinen dortigen Gläubigern, daß sie ihm die zehntausend Thaler auf noch zehn Jahre ließen, obgleich er nun nicht mehr das Haus zur Sicherheit stellen konnte. In dieser Weise hatte Perthes ein Betriebskapital von fünfzehntausend Thalern in seine Hände bekommen, und der Kredit, welchen ihm die Handlung seiner Freunde, Hülsenbeck, Runge und Speckter gewährte, betrug eine gleiche Summe. Auf solche Geldmittel gestützt, ging Perthes den großen Umwälzungen entgegen, welche 1799 in den Handels- und Geldverhältnissen Hamburgs eintraten.'

In den schweren Kriegs- und Zeitläuften hatte England zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts den gesamten internationalen Großhandel an sich gerissen; und Hamburg als Vermittlerin zwischen dem Inselreiche und dem Festlande, als Stapelplatz für britische Kolonial- und Manufakturwaren, als wichtigster Einkaufsort für die Erzeugnisse des Kontinentes, als Wechsel- und Zahlungsstelle der binnenländischen Geschäfte, hatte an dem hohen und höchsten Aufschwunge des Großhandels den vornehmsten Anteil. Reichtümer und Spekulanten strömten nach Hamburg zusammen. Waghalsige Unternehmungen gehörten zur Tagesordnung. Wohlleben, das hier stets zu Hause gewesen, artete in Schwelgerei und Verschwendung aus. Ein Rückschlag konnte nicht ausbleiben. Die Preise der Waren jeglicher Art waren ununterbrochen in die Höhe gegangen. Ungeheure Vorräte häuften sich in Hamburg an. Der Handel mit Frankreich war seit 1798 so gut wie verloren gegangen und Rußland für den Handelsverkehr neuerdings ebenfalls gesperrt. Deutschland vermochte die aufgespeicherten Waren nicht abzusetzen. Die Preise gingen herunter; die Krisis trat ein. Ein Fallissement folgte dem andern; die Verluste der Einzelnen und der Gesamtheit wuchsen zu enormen Summen an.

Auch Perthes' Geschäft, das sich stets mehr und mehr gehoben hatte, litt bei dieser allgemeinen Geldnot nicht wenig. Zu einem Zusammenbruche kam es zwar nicht. Die besonnene Thatkraft des Leiters vermochte, gestützt auf die Hilfe seiner treuen Hamburger Freunde, die Krisis zu überstehen. Ja, die Ausdehnung des Geschäftes wurde eine immer größere, es erhielt einen Schwung, wie nie zuvor; Ansehen und Ruf gewannen eine Bedeutung, der die Geldkräfte des Besitzers der Handlung nicht gewachsen waren. Schwere Sorgen und peinliche Verlegenheiten blieben ihm nicht fern.

„Meine Verhältnisse“, schrieb Perthes 1799, „gestalten sich so mannigfaltig, daß ich alle meine Zeit und alle meine Kräfte anfbieten muß, um die Zügel festzuhalten. Das, was man in der Welt Glück nennt, habe ich wirklich; denn alles gelingt mir, was ich unternehme. Aber wahrlich! leicht wird mir dieses Glück nicht gemacht; und wenn die sorgen- und peinvollen Stunden gegen die ruhigen und sorgenlosen halte, so haben die ersteren ein übermäßiges Gewicht. Sie kennen mich ja und wissen, was es mich von jeher kostete, zu bitten, zu fordern, dreist zu sein; Sie wissen, wie schwer es meinem Herzen wird, hart, streng, unbiegsam zu scheinen: — und das alles habe ich sein oder scheinen müssen. Wahr ist es, der liebe Gott hat immer geholfen, aber nur dann erst, wenn die Not am größten war.“ . . . . . „Glück, Thätigkeit und eine Energie, wie sie nur ein Wagstück dem Menschen giebt“, heißt es in einem andern Briefe, „steht mir helfend zur Seite.“

'Eine große Aufgabe hatte Perthes der von ihm gegründeten Handlung um diese Zeit gestellt. In Hamburg, Holstein, Mecklenburg und Hannover sollte sie die Grundlage ihres Geschäftsbetriebes finden, aber von dieser Grundlage aus eine Stellung gewinnen, durch welche sie zur Vermittlerin des litterarischen Verkehrs aller europäischen Völker untereinander würde, indem sie die Litteratur eines jeden Volkes allen andern Völkern zugänglich machte. Hamburg schien für eine solche Stellung der rechte Ort, und in London sollte eine Filialhandlung zur Unterstützung gegründet werden. Um diesen umfassenden Plan ins Leben zu führen, fühlte Perthes sich für sich allein zu schwach. Schmerzlich vermißte er die nötigen Kenntnisse, schmerzlich empfand er vor allem den nun nicht mehr zu ersetzenden Mangel einer gründlichen Schulbildung. Er sah sich nach Hilfe um und fand sie in Johann Heinrich Besser, welcher von nun an der treueste Freund, der zuverlässigste Genosse in Freud und Leid ihm blieb und bald auch durch Verheiratung mit Perthes' Schwester ihm ein lieber Schwager ward.'

'Besser war eines jener Sonntagskinder, denen jeder, dem sie begegnen, freundlich gesinnt ist, mit denen jeder gerne verkehrt, in deren Nähe jeder sich wohl fühlt. Schon als Mann war er von sehr behaglichem Körperbau und der Bequemlichkeit nicht abgeneigt; in seinem freundlichen Auge und in seinen milden Gesichtszügen drückte sich vollkommen das Liebevolle und Liebebedürftige seines Gemütes aus. Ein ihm eigentümlicher Sinn ließ ihn schnell die Wünsche und Nöte anderer erraten, und ohne zu wissen und zu wollen, half und förderte er, oft in weiterem Umfange, als seine Kräfte erlaubt hätten. Unzähligen Menschen hat er in großen und kleinen Verhältnissen Gefälligkeiten erwiesen. Kinder

zog er, wie der Magnet das Eisen, schon aus der Ferne an und konnte sich ihrer anhängenden Freundlichkeit kaum erwehren. Ohne inneren Kampf, ja ohne eines Entschlusses zu bedürfen, handelte er immer und in allen Verhältnissen mit der reinsten Lauterkeit, und daß der Mensch auch gegen seine Überzeugung reden könne, war ihm unbekannt. Später als die Franzosen Hamburg besetzt hatten, sagte er den Offizieren und Beamten, mit denen er vielfach verkehrte, oft zum Erschrecken naiv die derbste Wahrheit gerade ins Gesicht und behielt dennoch ihr volles Vertrauen. Seine vielen kleinen Sonderbarkeiten, seine Zerstreutheit und ein Hang, dem morgenden Tag vorzubehalten, was dem heutigen gebührte, förderten freilich zuweilen die wunderlichsten Dinge an den Tag; aber so fest waren alle diese Eigenheiten mit der seltenen Liebenswürdigkeit seiner Sinnesart verwachsen, daß seine Freunde nur ungern sie vermißt haben würden. Besser war 1775 geboren. Sein Vater, welcher als Oberprediger in Quedlinburg lebte, sendete den Sohn wohlausgestattet mit Schulkenntnissen und der neueren Sprachen kundig nach Hamburg, um den Buchhandel zu erlernen. Hier zeigte sich der heranwachsende Jüngling so zuverlässig und tüchtig, daß sein Lehrherr Bohn ihm schon nach drei Jahren die selbständige Leitung einer Nebenhandlung in Kiel anvertraute. Als Perthes nach Hamburg kam, trat er schnell zu Besser, welchen er früher vorübergehend in Leipzig gesehen hatte, in ein nahes Verhältnis, und beide Freunde erkannten, daß ihre Naturen zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt seien. Besser ging, um seine litterarische Bildung zu erweitern und zu befestigen, 1797 nach Göttingen, arbeitete dort auf der Bibliothek und hörte litteraturgeschichtliche Vorlesungen. Zurückgekehrt trat er 1798 in die Handlung ein; zwar wurde sie noch auf Perthes' alleinigen Namen geführt, aber schon von jetzt an war ihr Besser unentbehrlich. „Nicht ein einziger Buchhändler möchte sich finden", so äußerte sich Perthes später, „welcher in dem Umfange wie Besser Kenntnis von dem Dasein, von der Bestimmung und der Brauchbarkeit der verschiedensten Werke aus der Litteratur aller Völker besitzt, und niemand weiß in dem Umfange wie er, wo sie zu finden und wie sie anzuschaffen sind." Dazu kam, daß Besser ungeachtet der Weichheit seines Gemütes auch in verwickelten und bedrängten Lagen eine Ruhe und Besonnenheit bewahrte, welche, vereint mit Perthes' durchgreifender Kraft und frischem unbesiegbaren Mut, große Schwierigkeiten überwinden und die Handlung schnell zu Ansehen und Umfang gelangen ließ. Der Plan, sie zur Vermittlerin des litterarischen Verkehrs der europäischen Völker untereinander zu machen, mußte zwar später in Folge der großen Störungen und Verluste, welche

das Jahr 1806 herbeiführte, zum größten Teil aufgegeben werden; aber bis dahin wurde er festgehalten, und im deutschen Buchhandel nahmen Perthes und Besser, welche in unbedingtem gegenseitigen Vertrauen ihr Leben hindurch verbunden blieben, eine bedeutende und wohlbegründete Stellung ein. „Ich glaube nicht", schrieb Perthes schon 1802 aus Leipzig, „daß einer unsrer Kollegen mit so ausgezeichneter Gefälligkeit und Zuvorkommenheit behandelt wird wie ich; es ist keiner, der sich nicht um uns bemühte."

Das persönliche Vertrauen, welches Perthes weit und breit genoß, die Berührungen mit so vielen bedeutenden Männern und das lebhafte Interesse, welches er ihnen einflößte, förderten seine Geschäftsverbindungen ungemein. Nicht nur im nordwestlichen Deutschland, ja selbst bis nach Dänemark, Schweden, Petersburg und England versendete er in längeren und kürzeren Zwischenräumen ältere und neuere Werke zur Durchsicht und Auswahl. Immer größer wurde die Anzahl derjenigen, welche sich von Perthes mit Büchern, die ihren Verhältnissen und Neigungen angemessen und fördernd waren, versorgen ließen. Die Umsicht und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er jederzeit bei seiner Auswahl verfuhr, an der Hand von Verzeichnissen und Notizen, in denen er die litterarischen Neigungen und Bedürfnisse der ihm bekannten Familien in sorgfältiger Weise sich anmerkte, ließ bei Perthes keinerlei Rücksichten auf Geldgewinn oder Geldverlust oder gar auf unlautere Spekulationen irgend welcher Art zu. „Alles", schrieb er einmal, „kann ich vergeben, nur den Eigennutz nicht"; „auch die beschränkteste Lage", meinte er, „gestatte Großartigkeit in Verhältnissen des Mein und Dein, und niemand als der eigentlich Arme brauche sein Familienleben mit Geldgedanken auszufüllen, wenn er nur besonnen genug sei, das Hauswesen in seiner Ganzheit mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln einzurichten."

Dem großen Aufschwunge seines Geschäftes waren seine Geldmittel ungeachtet aller Erfolge noch immer nicht gewachsen, und Geldsorgen bedrängten ihn; namentlich in Wechselsachen wurde das künstlichste und besonnenste Handeln notwendig. „Mich quälen und geißeln", schrieb er 1803, „die Arbeiten und Sorgen jetzt Tag für Tag." . . . „Meine Geschäfte nehmen einen immer bessern Gang; nur bin ich immer geldarm, und wenn hier solche Stockungen wirklich eintreten sollten, wie sie infolge der englischen Geldoperationen und der Kopenhagener Finanznot zu befürchten sind, so ist gar der Teufel los. Aber was hilft alles Lärmen und Klagen? Dadurch kommt kein Geld." — Als Perthes im Herbste 1805 das v. Arensche am Jungfernstieg gelegene Haus bezogen hatte, welches er fortan, so lange er in Hamburg

blieb, bewohnte, wurde der Geschäftsverkehr durch die überaus günstige Lage aufs neue gesteigert. „Meine Geschäfte haben sich mit der veränderten Wohnung so übermäßig vermehrt, daß wir kaum dagegen anzugehen wissen, aber der Laden ist auch der eleganteste in Deutschland, und die Sammlung Bücher, die darin steht, ist gewiß in solcher Ausgesuchtheit nicht zum zweitenmal zu finden.“ . . . . . „Ich habe ein großes, mühevolles Geschäft, ich bin in großen Verwickelungen und habe eine nicht kleine Zahl von Freunden, jung und alt. Das alles quält, erfreut, treibt mich, macht mich lebendig und meinen Körper manchmal müde, obwohl er reichlich zähe ist . . . .“ „Ich bin“, äußerte er um eben diese Zeit, „jetzt zwar manchmal in gewaltiger Geldklemme, aber auf sicherem Wege, reich zu werden, und ich wünsche mir Reichtum um meiner Freiheit und des allgemeinen Besten willen. Gott gebe, daß man einmal ruhig wirken könne!“

Die zehn ersten Jahre seiner Geschäftsthätigkeit waren für Perthes segenbringend gewesen. „Vor acht Tagen habe ich“, schrieb er 1806, „mein zehnjähriges Handelsjubiläum begangen. Wie dankbar muß ich sein! Denn wäre mir das Unternehmen 1796 nicht gelungen, so würde ich weder meine liebe Karoline, noch meinen treuen Gefährten Besser, noch meine Freunde, noch meinen jetzigen schönen und großen Wirkungskreis besitzen. Ja mich selbst habe ich durch meinen Beruf mir gewonnen, denn bei meiner früheren Vernachlässigung konnte ich nur auf diesem Wege mich entwickeln.“

(Fortsetzung folgt.)



Kataloge mit fingierten Büchertiteln. *)

Ein Beitrag zur Geschichte der Bibliographie.

Von

Dr. Ernst Kelchner.

Es dürfte sich wohl kein Gebiet des menschlichen Wissens auffinden lassen, worin nicht die Satire ihr Wesen treibt. Selbst das sonst so trockene Gebiet der Bibliographie hat ihrem Zwecke dienen müssen, und es scheint daher nicht uninteressant, ihr Thun und Treiben hier auch einmal näher zu betrachten.

Nur auffallend muß es uns erscheinen, daß auf diesem Gebiete die Satire meist mit der Obscönität verbunden erscheint, wenigstens findet sich dieses Zusammengehen bei den Verzeichnissen von fingierten Schriften, doch giebt es auch eine ganze Anzahl solcher Kataloge, die nur der strengen Satire huldigen und jede Obscönität ausschließen.

Die auf uns gekommenen Bücher haben allerdings dadurch viel eingebüßt, daß in den meisten Fällen der Schlüssel dazu uns verloren gegangen. Dieses ist wohl zum Teil dadurch begreiflich, daß dieselben zu einem gewissen Zwecke ihrer Zeit geschrieben und zu einer Zeit erschienen, wo alle Welt wohl wußte auf wen und auf welche Verhältnisse die betreffende Satire gemünzt war. Von einer anderen Gattung ist uns heute noch das Verständnis geblieben und dieses gilt von denjenigen, deren Inhalt auf eine ganz bestimmte Angelegenheit geht oder die auch wohl leicht sich feststellen läßt. Immerhin scheint es uns interessant genug auf diese Art von Katalogen aufmerksam zu machen, und sie uns zum Studium der Bücherkunde näher anzusehen. Allerdings wird uns dieses Studium erschwert durch die Seltenheit dieser Verzeichnisse, aber man hat doch schon früher eingesehen, daß der Inhalt derselben immer von Wert für die Wissenschaft geblieben, da man Sorge getragen, sie wieder abzudrucken, und so können

*) Petzholdt, Bibliotheca bibliographica. Leipzig 1866. — (Lacroix) Bulletin du Bibliophile et du Bibliothécaire 1861. p. 643—48. — Annuaire de la Bibliothèque royale de Belgique 1841. p. 269—275. — etc..

viele solcher Verzeichnisse aus zweiter Hand benutzt werden, deren Originale sich selbst mit größter Sorgfalt und unter Aufwendung von Mühe und Kosten nicht herbeischaffen lassen würden, und namentlich diejenigen, welche es hauptsächlich auf die Zusammenstellung von obscönen Titeln abgesehen haben, da diese sehr bald der Censur verfielen und sogar oft durch Henkershand verbrannt wurden. Sie kamen auf den Index und wurden verboten und vernichtet, wie die Schriften gegen Kirche und Staat. Doch haben sich einige, trotz dieser Verfolgungen, zu retten gewußt und sind jetzt noch erreichbar, wenn sie auch unter die größten Seltenheiten gehören.

Viele davon haben ihren Wert durchaus nicht verloren, namentlich solche, deren Inhalt auf bedeutende Personen oder Ereignisse gerichtet ist, ebenso auch diejenigen, welche bedeutende Personen zum Autor haben. Sie sind für die Kultur- und Sittengeschichte von Bedeutung und daher von den Forschern auf jenen Gebieten gesucht und geschätzt.

Meist erscheinen sie in Form von Auktionskatalogen, aber auch nur als einfache Bücherkataloge, um den äußeren Schein zu vermeiden. Von einigen kann sogar gemeldet werden, daß man sie auch förmlich dafür hielt, wofür sie sich ausgaben; es kamen sogar an die darin aufgeführten Buchhändler Aufträge zum Ankauf der darin verzeichneten Bücher.

Von einigen dagegen kann nur gesagt werden, daß sie lediglich zusammengestellt sind, um die Sinnlichkeit zu reizen; von ihnen kann mit Recht behauptet werden: „Man merkt die Absicht und wird verstimmt.“ Zu dieser Gattung gehört der von dem Kunst- und Buchhändler Wolrab in Nürnberg 1720 herausgegebene Katalog, der mit Recht verboten und konfisziert wurde, und unter dem Titel: „Catalogus von den raresten Büchern und Manuscriptis, welche bishero in der Historia litteraria noch nicht zum Vorschein kommen: nun aber nebst einem ziemlichen Vorrath, von allerhand fürtrefflichen Antiquitäten, Gemählden, Medaillen, Statuen, Naturalien, Instrumenten, Maschinen und andern unvergleichlichen Kunst-Sachen an die meist-bietende verkaufft werden sollen. Franckfurth und Leipzig. Anno 1720. kl. 8. Mit einem rothen oder schwarzen Titelkupfer“ erschien. Sein Inhalt aber ist so unflätig und anstößig, daß es besser gewesen wäre, man hätte denselben als Seltenheit gelassen, da er am wenigsten verdient, daß man denselben in neuem Abdrucke im Bibliographisch-artistischen Institute in München erscheinen ließ. Schon Flögel in seiner Geschichte der komischen Litteratur bestätigt unsere Ansicht und meint: „einem Manne von feiner Lebensart verursache der Inhalt mehr Ekel als Vergnügen und nur der niedrige

Pöbel ergötze sich daran". Und doch muß der große Haufe gefallen daran gefunden haben, denn das in unserm Besitz befindliche Exemplar trägt deutliche Spuren von Verbesserungen und Nachträgen; es scheint zur Vorbreitung einer neuen Auflage gedient zu haben. Es existieren in der That auch Exemplare vom Jahre 1726 und soll sogar eine dritte davon vorkommen, die aber nur 95 Seiten stark ist.

Bei den Franzosen finden wir einige, die durch ihren Witz und geistreiche Anspielungen sich auszeichnen. So erschien 1789 zu Paris unter dem Titel: „Bibliothèque de la cour et de la ville" ein solches geistreiches Büchelchen, welches die Namen von teils berühmter, teils berüchtiger Männer und Frauen enthält, von denen jeder Name mit einem Büchertitel charakterisirt ist. Z. B.: La chanoinesse de Polignac: „Traité sur les accouchements" — Molière: „La Mort du chevalier de Cubières" — Le Cardinal de Rohan: „Les liaisons dangereuses" etc. Der Verfasser soll der Abbé Rive sein, der seinen feinen politischen Spott und seine Malicen in bibliographischem Gewande an den Mann zu bringen sucht.

Ebenso bekannt ist das 1690 oder 1700 gedruckte Verzeichnis von 100 fingierten Büchertiteln, welche satirische Anspielungen auf Ludwig XIV. und seine Zeit enthalten und unter Titel: „Bibliothèque curieuse ou Catalogue des livres nouvellement imprimés à Strasbourg, dont plusieurs se trouvent presentement dans la Bibliothèque de Monsieur le Chevalier de Fourille à Paris. Cologne, Marteau." herausgegeben wurde.

Das größte Aufsehen aber erregte der Präsident der Bibliophilen-Gesellschaft, René Chalon zu Mons, durch das von ihm verfaßte Verzeichnis über die Bibliothek des Grafen von Fortsas, welcher unter dem Titel: „Catalogue d'une très riche mais peu nombreuse collection de livres provenant de la bibliothèque de feu M. le comte J. N. A. de Fortsas, dont la vente se fera à Binche, le 10 août 1840, à onze heures du matin, en l'étude et par le ministre de Me. Mourlon, notaire, rue de l'Eglise N. 9. Mons, typographie d'Em Hoyois." erschien. Hiermit täuschte derselbe die ganze bibliographische Welt, denn weder fand eine Auktion statt, noch gab es einen Grafen von Fortsas, und ein Schloß Binche. Es gehört dieses Büchelchen zu den größten Seltenheiten, denn es erschien nur in sehr kleiner Auflage und wurde nur an Freunde verschenkt. Dasselbe erschien in zweiter Auflage in Brüssel bei van Trigt, aber auch in nur wenigen Exemplaren. Wiederholt wurde es auch von Jannet*)

*) Journal de l'Amateur de Livres. Tom. III. Paris. Jannet 1850. p. 137—152.

und von Gustav Brunet,*) da sein bibliographischer Wert nicht zu unterschätzen ist.**)

Johann Georg Meusel,***) der bekannte Bibliograph und Litterarhistoriker, berichtet uns auch von einem ungefähr ums Jahr 1657 verfaßten satirischen Bücherverzeichnis unter dem Titel: „Catalogus librorum quorundam recentiorum, qui proximis nundinis prodituri." welches 26 Titel enthält; verschweigt uns aber, wo er es gefunden und wo es sich befindet. Wir haben es nur der Vollständigkeit wegen hier erwähnen zu sollen geglaubt.

Zum Schlusse wollen ein sehr seltenes Verzeichnis dieser Art hier abdrucken lassen, welches unter dem Titel erschien: „Entwurf einer noch nie gesehenen Bibliothek verfaßt von Dr. Eustachio Bücherschrank. Fopphausen 1777." Es hat einen sehr schön gestochenen allegorischen Titel, besteht aus 14 Seiten und enthält 60 fingierte Büchertitel.

Wir glauben durch den Abdruck der bibliographischen Welt einen Dienst zu erweisen, da es das einzige bekannte Exemplar ist, was uns vorgekommen und durch Zufall in unseren Besitz gelangt ist. Über Verfasser und Druckort haben wir nichts erfahren können, sein Inhalt aber scheint doch interessant genug, um es einem größeren Kreis von Lesern wieder zugänglich zu machen.

Entwurf einer noch nie gesehenen Bibliothek verfaßt von Dr. Eustachio Bücherschrank. Fopphausen 1777. 8° 14 Blätter.

Ein neuerdachter Scherz, der Tugend nicht vergißt,
Und beym Gelächter lehrt, verdient, daß man ihn liest.
Phahifpinpler.

Auctores Classici.

Ufronts (Richards) öffentlichen Lehrers grober Scherze zu Knollendorf neu verfaßtes und noch einmal im Drucke erschienenes Compendium impertenentiae, worinnen nicht allein die Kunst jedermann in öffentlichen Gesellschaften auf das feinste zu schimpfen, sondern auch an seiner Ehre, Stande, Betragen und besitzender Fähigkeit anzutasten und lächerlich zu machen, sehr geschickt enthalten ist; nebst einem Beytrage von Schmähworten, und der Abbildung des Verfassers, in Gestalt eines reichen Tagediebs. 4° in Juchten gebunden. Oxfort 1750.

*) Jacob, Catalogue de la bibliothèque de l'abbaye de Saint-Victor au seizième siècle etc. Anhang. p. 363. Paris 1862.

**) Ueber Fortsas noch: Bulletin du Bibliophile belge Tom. I. p. 167—169. Querard, Supercheries littéraires Tom. II. p. 63—65.

***) Historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin. Herausgeg. v. J. G. Meusel. Zürich 1791. III. Stück. S. 299—301.

Lugenthals (Bernhards) non plus ultra, oder die auf das höchste getriebene Fertigkeit zu lügen, wobey auch das Aecanum eigene Lügen zu glauben, zu finden ist; nebst einer Zueignungsschrift dieses Werkes an die Poeten, Zeitungsschreiber, und verliebten Frauenzimmer, groß Fol. Europa 1738.

Vieleworts (Augustius) Kunst viel zu reden, und wenig zu verstehen; oder auserlesene Beredsamkeit, kraft welcher auch der in Büchern unerfahrenste Mensch in einer Stund mehr zu widersprechen lernt, als der geschickteste Professor in zehn Jahren zu erweisen fähig ist. Groß 8. Modeland 1748.

Confusii Michaelis Historio Gnomoni - Hierominerologi - Geometri-Steganographi-Phisiologi-mathemati-peripateti-Onomatologi-Astronomicon. Id est Plurimarum Scientiarum Scientificarum liberalium Extractus per, quem quivis in omnibus doctus, in toto Stultus absque multo labore effici potest, ad usus publicos typis dat. novae Zemblae 1749.

Eigensinns (Daniels) philosophischer Beweis, daß die Sonne gehen und die Welt stehen müsse; erwiesen durch eine volle Flasche, die dieser gelehrte Mann umgestürzet und zu Jedermanns Erstaunen den Wein daraus lauffen gesehen hat. Mit Kupfer und einem Stuck der philosophischen Flasche versehen. 4⁰ Nußdorf 1762.

Zweiflers (Gottfrieds) öffentlichen Lehrers zu Stockulm aristotelisch-philosophische Quaestio Existentiae, oder Frage, ob ein Mensch, der Leib und Seel habe, wirklich daseye und lebe, oder ob es uns nur also scheine; entschieden und abgethan durch eine Ohrfeige, die ihm einer seiner Schüler als ein Beweisthum der wirklichen Existenz pro toto in nuperrima dissertatione ad faciem poniret hat. Alles auf Schreibpapier, nebst der in Kupfer gestochenen Ohrfeige, in folio. ibiubi 1758.

Caeci (Claudii) Prognosticon, oder Vorbedeutung aller vor fünfzehn Jahren bereits geschehenen Merkwürdigkeiten, nebst gabalistischer Auszifferung, wie viel nach einem unglücklichen Spiele der Verlust im Beutel betrage. NB. Ein Stück, das zur Ehre aller Lotteriegabelisten verfertigt worden, geziert mit Landkarten. 2 Theile, groß 4⁰. Spielern 1748.

Nachforschers (Theodors) historische Streitfrage, ob zu Zeiten des Numma Pompilius die Sessel auch blaue Rollstrümpfe getragen haben. Fol. 1753.

Oeconomi (Philippi) Arzneygelehrter zu Venedig treffliche Hausmittel, wider die Abzehrung der Capitalien, und Silber- und Goldabweichung. In 12. partout 1736.

Brief und Briefsteller.

Karlsbaders (Antons) Steck- und Nähnadelbriefe in lang 8°. Jahrmarkt 1762.

Des allzeit fertigen Sekretairs gelehrte Sprachverwirrung, oder Kunst nach der neuesten Litteratur ein Schreiben in vier Gattungen der Sprache zu verfassen, und besonders die deutschen Briefe mit lateinisch-welsch- und französischen Worten auszuschmücken, auf Unkosten des Herrn von Schlendrians in die Presse gebracht. 8°. Babylon 1761.

Stehlers (Dionysii) unerschöpfliche Brieffeder, oder dreymal hundert tausend verschiedener Briefe, nebst gründlicher Untersuchung, warum die Postillions in das Horn blasen. 8°. Berlin und Döbling 1402.

Schmalzers (Caspars) herrschaftlichen Koches ultriusque Juris, hochtrabendes Kochbuch; worinnen unter allen Gattungen der schädlichsten Speisen, auch die Kunst, Speckknödel nach der Heraldic zu kochen enthalten ist. NB. Mit ledernen Stichen, in Kupfer gebunden. Groß 4°. Garkuchel 1759.

Unbekannt (Josephs) Titulatur des ganzen menschlichen Geschlechts, wie auch nützlicher Gebrauch des Titels statt Herr, erfundenen Titels Monsieur; und metamorphosirung des dermaligen Schimpfwortes Jungfer in die französischen Ehrensylben Mademoiselle. Auf Unkosten einer Köchin und eines Hausknechtes zum Drucke befördert. 86 Theile in Fol. Ramelbach 1750.

Phantasiens (Carls) Trauerbrief an seinen Freund über den Todfall seiner herzgeliebten Nachtigall, nebst den Portraiten aller dermalen in Europa befindlichen Bierwirthen, 8° Halle und Kaschau 1734.

Comödien und Trauerspiele.

Der liederliche Taugenichts, ein Trauerspiel, in drey elenden Aufzügen, als einer zerrissenen Weste, einem Ueberrock ohne Ermel, und einer bevölkerten Peruke. Fol. in Schweinleder gebunden. Wirthshaus. Zu allen Zeiten.

Die ausbleibenden Liebhaber, ein Trauerspiel für alle verwesende Schönheiten, mit vielen Veränderungen der Zeit und Gestalt, wie auch mit einigen Klagarien geziert, in Runzeln gebunden. 8°. Deutsch Altenburg. Zu Methusalems Zeiten.

Der sorgenlose Schuldner ein Trauerspiel für seine Creditores, von alltäglichen Aufzügen, die Handlung endiget sich mit dem Tode. 4°. in Schuldenpapier eingebunden. Klagenfort 1750.

Die dauerhafte Alte. Ein Trauerspiel für ihren jungen Mann, der sie aus Liebe zu ihren Thalern geheyrathet hat. Verfasset von Blasius

Eigennutz. 4°. in altem Leder gebunden, aber mit Dukatengold vergoldet. Warthausen 1760.

Der ohne Schuld plötzlich verunglückte Mensch, ein Lustspiel für seine Feinde, die ungemein lachen, vor Freude in die Hände klatschen, und dieser Lust Lebenslang zuzusehen wünschen; nebst dem Innhalt zweener dazu gehörigen Balleten, wovon das erste von Neid, Haß und Verfolgung, das zweyte von Schimpf, Vorwurf und Rache handelt. Groß 4°. Schlangenburg 1749.

Die Freygeister. Ein Lustspiel für die ganze Höll; durchaus mit närischen Einfällen ausgeschmückt, und zuletzt mit dem Abriß von dem darzu gehörigen ewigen Feuerwerk geziert, in 8°. Acheron 1710 und alle Jahr stärker.

Die Processe. Ein Lust- und Trauerspiel, das erste für die Advocaten, das zweyte für die Partheyen, in vielen Aufzügen, nebst dem Innhalt des damit genau verbundenen Expensen-Ballet mit sonderbaren Sprüngen. Fol. Rechtsburg, ohne Jahrzahl.

Die geschminkten Frauenzimmer. Ein sehr lächerliches Schauspiel für alle Kenner, mit Verwandelungen, und zuletzt mit einer fürchterlichen Verschwindung. Fol. Bleyweißthal und Zinoberburg seit 1730.

Gartenbücher.

Buchsbaums (Christians) vollständiger Gartensaal. Mit gebratenen und gebackenen Figuren versehen. Mit Bier- und Wein-Springbrunnen geziert, mit von dick und magern Stöcken eigenommener Kugelbahn begabet, mit allzeit vollen Glasfrüchten umwunden, mit vielen Spalieren von Schmarozern und Maulmachern garnieret, mit lebendigen Nymphen-Statuen geschmücket, und bey dem Ausgang nächst der Thüre meistens mit Saublumen besetzt. Fol. Sommerein. 1761.

Agatzi (Wilhelms) Schaden und Nutzen der Gartenlust. Oder gründliche Untersuchung, ob es besser seye in Gärten sich durch Spazieren, Lesen und Unterredungen, als durch Spielen, Erhitzen und Schwelgen zu ergötzen? Groß 8°. Baumgarten 1756.

Spitzfingers (Ludwigs) unfehlbares Arcanum Sackuhren und Degen anzubauen, der Saamen zum Gebrauch dieses Arcani wird von dem Verfasser im Gedränge an den Kirchenthüren gratis ausgegeben. Groß 4°. Greifenstein 1742.

Zwibbels (Heinrichs) Hofgärtners zu Jouquille überführender Beweis, daß der Klee von darumen grün wächse, weil die Melonen größer als die Rättige seyen, mit musicalischen Noten gezieret. Groß 8°. Blumenau 1742.

Le Jardinier nouveau, ou l'art de moucher les Violettes, de blamer

les Germandrées, de grater les Peones, d'embrasser les Pruniers, de nourir les Condriers, de craindre les noyers, de chatouiller les Tulipes, d'ouir les Roses', et de flatter les Tubereuses, par Ms. Isaac d'Espalier. Fol. Paris 1750.

Gedichte und andere Sinnschriften.

Die poetischen Versreime, eine Ode in gebundener Rede. Verfaßt von einem Dichter. Groß 4. Parnaß 1729.

Stachels (Ferdinands) kritischer Fang-Hund oder Kunst, alles durch Tadel anzutasten, nebst der geheimen Versicherung, daß es genug seye, ein Werk für unklug auszuruffen, ohne die darinn ausgesetzte Fehler zu erweisen und zu verbessern, ein für alle kritische Gesellschaften sehr nützliches Werk. Wien 1762.

Helden- und Wunderthaten der seltenen Freygebigkeit, des Herrn (Friedrich) Dicksack, bürgerlichen Bräumeisters zu Schmaußdorf, als derselbe sein Namensfest zum 54tenmal auf das gefräßigste begieng; zur Ehre seiner milden Hand in einem Lobgedichte poetisch entworfen, von seiner Jugend bestbestellten Informator (Julius) Durstig, einem mit Ulmenblättern gekrönten Poeten und Mitgliede der aus Noth gelehrten Gesellschaft in Gelderland. Fol. Ströberstorf 1751.

Diatners (Ezechiels) unpartheyisches Register, aller in diesem Jahrhunderte verdorbenen und gestorbenen Poeten, nebst einem poetischen Verweise an die undankbaren Mäcänaten. 4° in Elendhaut gebunden, Gasconien 1758.

Der Geldhänger eine Wochenschrift, welche auf Gefahr der Liebhaber schöner Wissenschaften verfasset, aus Ursach der wenigen Kenner aber nicht abgekaufft worden ist. NB. Ein für die sämmliche Küßkrämer überaus nützliches Werk. Klein 8° Kummerland 1732.

Ausländers (Constantins) privilegirte Satyren und Schmähschriften, über die Nationen, bey denen er Aufenhalt und Nahrung findet; ein Werk, zu welchem so lange neue Theile nachfolgen, als der undankbare Verfasser Leben und Vermessenheit besitzt. 4°. Schlechtenau 1744.

Sprachschnitzers (Leopolds) poetischer Wäschzettel, aus dem Englischen des Lords Schlafhosen, in das Hochdeutsche übersetzet, mit illuminirten Wappen. 8°. Gumpendorf am Rhein 1722.

Thorstehers (Alexanders) satyrische Stallpeitsche, oder Anleitung fremde Schriften und Handlungen mit grober Schreibart durchzuziehen und zu geiseln. Im Tragerformat, Knopfhausen 1724.

Schlampens (Lazarus) Hof-Poetens zu Fetz in Africa, poetische Betrachtungen über die Eitelkeiten eines armen Menschens. Fol. Lausnitz 1734.

Heldengedicht auf eine gut gerathene Butterpastete mit Kupfern, 12. Frieseneck 1760.

Leichenreime bey dem gewaltthätigen Ende einer zerschlagenen Fensterscheibe. 4°. Glashütten 1761.

Abschiedsode bey Gelegenheit des jüngst ausgestäupten wohlberühmten Beutelschneiders N. Schnaps. Verfaßt aus Lieb des Nächsten. 4° in Menschenhaut gebunden, Rabenstein 1753.

Sammlung verschiedener Hungeroden, Nothschriften, Prahlsonetten, Durstmaydrigalen, Lügenlieder, Schmeichelreime, ironischer Wünsche, Eigennutzversen, kauderwälscher Uebersetzungen, freyer Nachahmungen von Wort zu Wort, lahmer Scherze, und kriechender Moralen &c. &c. Verfaßt von fast unzählbaren Authoren dieses Jahrhunderts, 20 Theil in Fol. 1761.

Lexica.

Fabelfeinds (Jonathans) Lexicon aller seit 300 Jahren geschehen Lügen, nebst den beigedruckten Abbildungen aller Personen, die diese Zeit hindurch auch nur einmal gelogen haben. Klein 12. St. Pölten an der Elbe, 1745.

Gutmanns (Simeons) Lexicon aller falschen Frauen, die ihre Herren lebenslang dem Scheine nach lieben, und nach ihrem Hintritte des Wohlstandes halber bedauern. 60 Theil. Fol. in Krokodillenhaut gebunden, aller Orten, in jedem Jahr neu aufgelegt.

Perucken- Pomeranzen- Lohnkutscher- und Schildkroten-Lexicon, aus dem Rothwälschen in das Blaudeutsche übersetzt, mit Hautbois und Horn. 4° in Band gebunden. Fopphausen 1768.

Stuzewuzii Amasi Lexicon Magiae naturalis, oder natürliche Zauberkünste, ohne Mord und Hölle, Geld und Verzweiflung, einzig durchgeschickte Kunstgriffe, felsenharte Herzen weich zu machen, tyrannische Göttinnen in Sklavinnen der Liebe zu verwandeln, grausame Liebestyger in sanfte Lämmer zu verkehren, unmenschliche Spröden zu bezwingen, Diamanten und theure Gegenstände wohlfeil zu machen &c. und überhaupt alle sowohl würklich, als verstellt sich sträubende Schönen zu bezaubern, nebst einem Anhange die augenscheinlichen Gebrechen und Hauptmängel durch die Liebe unsichtbar zu machen. Fol. Charmantenburg 1759.

Feinwitzens (Malachius) sehr artige Untersuchung, warum man am Neuenjahrstage Lebzelten zu essen pflege, da doch der Schulmeister zu Simmering sein eigenes Haar trage. Groß 4°. Fausendorf 1760.

Lexicon aller dermalen vorfindigen wahren Freunden, Gutthätern ohne Eigennutz, vollkommen getreuer Ehemänner, Wahrheit schreibender

Poeten und verschwiegener Frauenzimmer, ein Werk, wovon außer dem Titelblatte und dem ersten halben Bogen seit 30 Jahren nichts mehr zu Stande gebracht worden. Fol. in künftigen Jahren vielleicht.

Raisoneurs-Lexicon, aller von den heutigen Weltbeschaffenheiten unbefugt und vernunftlos urtheilender Schwätzungen, nach dem Munde dummer Zechbrüder verfaßt. Fol. Coffeehaus 1762.

Rechenbücher.

Arithmetische Geschicklichkeit eines gelehrten Sohnes das von seinem einfältigen Vater durch Mühe addirte, und mit lang- und vielem Fleiß multiplizirte Vermögen auf das geschwindeste zu subtrahiren und mit der gewöhnlichen Regel de Tri, Spiel, Lieb und Wein zu dividiren, ein durch vielfältige richtige Probe genau erwiesenes Exempel. In groß Fol. Lumpenburg. Alle Jahr neu aufgelegt.

Allgemeine Wurftabell über die sogenannte Sieben- und Siebzehnkreutzerstücke, wie solche nämlich ohne Rechenkunst durch den Würffelwurf, jeden Wurf höchstens zu 10 Augen gerechnet, können auf das leichteste subtrahiert werden. 8. Pest 1738.

Arithmetica hodierna. Oder neue Rechenkunst durch fremde Subtraction das Eigene zu multipliciren, eine unfehlbare Regel, in welcher nur die erste Probe schwer ist. NB. Allen Oeconomieführern, die das Gewissen mit Geld dividiren, sehr nützlich. 2 Theil, davon der erste in 12°, der zweyte in Fol. ist. Strickhausen 1730.

Sauseflausens (Eustachens) arithmetisches Geheimniß durch die Vervielfältigung ohne Mühe zu wissen, wie viele Schritte täglich von allen in Europa befindlichen Menschen gemacht werden, sowohl im ganzen als von jeder Person insbesondere gerechnet, nebst einem Anhang von der Untersuchung, warum eine Nulle rund 0 und nicht viereckigt □ seye. 8. in Zifferband, verlegts N. N. an einen sichern Orte.

Nüchternfeinds (Severyns) unfehlbarer Beweis, das Einmal 1, allezeit 1 seye, gründlich demonstrieret durch seine schlechte und jederzeit gleichvolle Aufführung, die sich nie in das bessere dividiret, noch von Lüsternheit etwas subtrahiret, wovon sich auch alle Abend das Facit durch die richtige Probe zeiget. Fol. Weinhaus 1761.

Weltkenners (Heriberts) schwere und vor einem Jahr kaum zu erlernende Kunst, genau auszurechnen, wie viele Zeit ein erst vogtbar gewordener sehr reicher Verschwender zur Durchjagung seines ererbten Vermögens nöthig habe. 2. Theil in Folio, der erste in Sammet mit Gold, der zweyte in Zwilch gebunden. Freudenberg und Jammerthal 1752.

Reisebeschreibungen.

Wagehalsens (Huberts) erstaunliche Abentheuer auf seiner 10jährigen Reise von Korneuburg nacher Stockerau, nebst der Beschreibung der alldortigen Seegewächsen, Meerwundern und Muscheln, wie auch einem Anhang von dem Elephanten- Wallfisch- Schnecken- und Sartellenfang. 4. Famagusta 1749.

Der deutsche Columbus, oder das von einem durch 30 Jahre irrenden Ritter endlich ganz wunderbar entdeckte Wirthshaus auf dem Neustift, nebst ausführlicher Beschreibung der von dem Helden darinn entdeckten Abentheuer, Drachen, Bären, Erdschweine ꝛc. und vielen ihrer theuer gewordenen Aventuren. Geschichte von Wilhelm Schwärmer. Fol. Neunschenfeld 1748.

Glasleerers (Burghards) erschröckliche Reise in die unterirdische Weinkeller, woselbst er wirklich verschiedene männliche Gespenster und weibliche Furien, welche mit feurigen Gesichtern und starren Augen um ihn herumgetaumelt, erblicket, ein fürchterliches Gepolter von unruhigen Geistern gehöret, auch das schwarze Buch an der Wand hangen gesehen, wo die schuldigen Seelen aufgezeichnet sind; ein Werk, welches ohne Grauen, Ekel und Entsetzen nicht kann gelesen werden. Alles in Erzfol. Tieffengraben 1762.

Türkische Reisebeschreibung, wie nämlich der in Türkey wachsende Reiß, auf deutsche Art zuzurichten seye; nebst der verfochtenen Richtigkeit, daß ein Violon größer seye, als ein Maultrommel, aus dem confusen in das verwirrte übersetzet und Sinnbildern gezieret. 12° Vologesocerta nächst Margarethen 1710.

Reisebeschreibung eines reisenden Wanderers, welcher auf seiner Reise verschiedene Oerter durchgereiset. 8° Bibliothek 1760.

Reisebeschreibung des (Thadäus) Glücksvogel, welcher in sechs Jahren vom Character eines Bettelstudentens bis zur Würde eines gnädigen Herren gereiset ist, nach dem er mit vieler Mühe die Hauptvestungen nach diesem so weiten Wege Glück, Geld, Vermählung und Kühnheit auf das Kürzeste durchgewandert. NB. Von diesem Werk sind noch viele Exemplare vorhanden. Groß Fol. Welt 1711.

Reisebeschreibung der Kritiker dieses Bücherverzeichnisses nacher Krackau, als wohin sie, auch vielleicht wider ihren Willen, einen Freundschafts-Kuß bey dem Verfasser, der Jedermann gut ist, abzulegen, eingeladen werden.

Omni momento!



Das 150jährige Geschäfts-Jubiläum der Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Von

Eduard Zernin.

Der 13. Februar 1885 war für eine unserer ältesten und angesehensten deutschen Verlagshandlungen ein seltener Fest- und Ehrentag: an demselben feierte die Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen den Tag ihres 150jährigen Bestehens. Gewiß wird es den Lesern dieser Zeitschrift von Interesse sein, etwas Näheres über die ehrenvolle Geschichte dieser im In- und Auslande hochgeachteten Handlung, sowie die Feier ihres Ehrentages zu erfahren.

Die Errichtung dieser Buchhandlung vor 150 Jahren hängt auf das innigste mit der Begründung der Göttinger Universität zusammen, welch letztere am 17. September 1737 eingeweiht wurde. Es waren nämlich an dem Sitz der alten Georgia Augusta schon vor dieser Zeit akademische Vorlesungen von einzeln herbeigerufenen Gelehrten gehalten worden: so hatte Professor Hollmann bereits am 14. Oktober 1734 seine erste Vorlesung in Göttingen veranstaltet, worauf Geheimrat Gebauer am 31. Oktober desselben Jahres die Einzeichnungen der Studenten eröffnete, infolge dessen sich schon in den ersten Tagen 146 akademische Schüler anmeldeten. Die Universität blühte schnell auf, eine Berufung folgte auf die andere, und in rastloser Fürsorge nahm sich die Regierung der Pflanzstätte der akademischen Bildung an.

Vor allem erwies sich aber als notwendig eine den geistigen Bedürfnissen der neuen Hochschule entsprechende Buchhandlung mit Buchdruckerei, und der bereits genannte Geheimrat Gebauer scheint dies zuerst klar erkannt und Vorschläge zur Ausfüllung der bestehenden Lücke gemacht zu haben. Der hochverdiente Kurator der Universität Göttingen Gerlach Adolf von Münchhausen schrieb ihm unter dem 24. Dezember 1733 folgendes:

„Den Gedanken wegen eines Buchhändlers bitte ich zu mehrerer Maturität zu befördern. Wen wir die acqisition von Herrn Fritsch machen köndten, so gedächte ich es köndte auf solche Ahrdt geschehen, daß er den Haupt-Buchladen in Göttingen, einen Nebenladen hier, und dgl. auch, wenn er wolle, in Leipzig hielt, ich wolte es auch dahin bringen, daß er mit privilegio regis versehen würde, alle hier im Lande gebrauchenden Gesang- u. Gebetbücher auch Catechism privatim zu verlegen und zu verkauffen. Es wäre aber gut und nöthig, darunter bald einen Entschluß zu fassen, zumahlen jetzo die Häuser in Göttingen noch vor einen geringen Preis zu haben, welches sich bald ändern dürfte."

Über die näheren Verhältnisse des hier genannten Herrn Fritsch vermögen wir leider keine Auskunft zu geben. Der Name Vandenhoeck — oder richtiger van den Hoeck — kommt dagegen in den Briefen Münchhausens an Gebauer zum ersten Male vor zu der Zeit, als jener sich bereits in Göttingen niedergelassen hatte. Dieser Abraham van den Hoeck besaß schon im Jahre 1720 ein selbständiges Geschäft in Hamburg, wohin er sich als holländischer Buchdrucker gewandt hatte, nachdem er vorher Buchdrucker und Buchhändler in Amsterdam gewesen war. Auch in London soll er einige Zeit ein Geschäft gehabt haben. Weshalb derselbe auch das Hamburger Geschäft aufgab, um in Göttingen eine neue Handlung zu begründen, ist uns nicht genau bekannt; jedenfalls waren ihm von der jungen Universität verlockende Anerbieten gemacht worden, die ihn dazu bestimmten, aus der reichen Handelsstadt, wo er doch erst mit mancher gefährlichen Konkurrenz zu kämpfen hatte, in die kleinere, aber aufblühende Akademiestadt überzusiedeln. Das mit Münchhausens Namen unterzeichnete Berufungs-Reskript befindet sich noch heute in den Händen des jetzigen Firmeninhabers, es ist vom 13. Februar 1735 datiert, und mit Recht bezeichnet daher die Handlung Vandenhoeck und Ruprecht diesen Tag als ihren Gründungstag. *)

Es scheint, daß die Universität anfangs keine große Hoffnungen

*) Das obenerwähnte Reskript ist von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung. Wir lassen daher dasselbe, dessen Mitteilung wir der Güte des gegenwärtigen Chefs der Handlung Vandenhoeck & Ruprecht verdanken, in seinem ganzen Wortlaut hier folgen:

„Nachdem bey Uns der Secretarius Mejer einen Auffsatz der Punkte übergeben, welche auf Unsern Befehl er mit dem Buchführer Abraham van den Hoeck wegen Anrichtung einer Universitäts-Druckerey zu Göttingen gestriges Tages abge-

auf das Gedeihen der neuen Buchhandlung setzte, denn in einem Schreiben vom 17. Februar 1735 Münchhausens an Gebauer heißt es:

redet, Und Wir dann dabey nichts zu erinnern haben; Als wird solches hiemit bezeuget, mithin besagte Punctation, so wie sie hieneben angehänget ist, bestätigt. Signatum. Hannover den 13 Februarii 1735.

Koenigliche Großbritannische zur Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen Regierung verordnete Geheimte Rähte.

Gerlach von Münchhausen.

Conditiones
worauf
man mit dem Herrn Abraham van den Hoeck wegen Anlegung einer Buch Druckerey zu Göttingen, einig geworden ist.

1. Es verpflichtet sich derselbe auf nechst bevorstehenden Ostern oder sofern es seyn kan, noch eher, nach Göttingen sich zu begeben und daselbst eine Universitäts Buchdruckerey anzulegen und auf seine Kosten zu unterhalten, zu welchem Ende er dann nicht nur seine zu Hamburg dermahlen stehende Druckerey mit allem Zugehör sie habe Nahmen wie sie wolle und insonderheit mit ihren netten Lateinischen und Griechischen Lettern von allerhand Gattungen dahin schaffen, sondern auch dieselbe förderfamst mit saubern Teutschen und nachgerade auch orientalischen Schriften versehen, und nach Erheischung der Nothdurfft noch weiter extendiren will.

2. Dagegen verspricht Königliches Geheimte Raths-Collegium demselben zu seinem Anzuge und Transport seiner Sachen als ein Geschenck, die Summe von 200 Reichsthalern, so daß ihm solche, so balt er dar thut, daß er etwas von seinen Sachen abgeschicket habe, oder er sonst unter der Dohmjurisdiction zu Hamburg Caution deshalben gemachet haben wird, dahin übermachet und ausgezahlet werden sollen.

3. Königliches Geheimte Raths-Collegium bewilligt demselben danächst das Privilegium, daß er diejenigen Sachen so von Universitäts wegen und auf deren Kosten in den Druck gegeben werden vor einen raisonablen, mit der Universität weiter zu verleihenden Preiß, allein drucken möge, in der Hoffnung, daß er sich darunter so gut und billig verhalten werde, daß man auf einen anderen Drucker zu dencken nicht nöhtig habe. Es sind aber hierunter die Disputationes und Schriften, so jemand der Herren Professorum und Universitäts-Glieder vor sich schreibt und dem Druck übergeben will, nicht zu verstehen, und ob zwar dem Herrn van den Hoeck frey bleibt, seine Druckerey so weit zu extendiren als er kan, so ist er doch damit einig, daß solches ohne Zwang geschehe. Wie er sich dann in specie erkläret hat, daß er den schon jetzo zu Göttingen gewärtigen Buchdrucker nicht zu vertreiben, sondern nur zu verhindern suche, daß nicht mehrere von gleicher Proffession angesetzt würden, und sich einander verdürben, als welches Königliche Geheimte Rathstube und die Universität von selbst behindern wird.

4. Ob auch woll bisher an Seiten des Ministerii bloß auf des mehr gedachten Herrn van den Hoeck Druckerey, und nicht auf seinen Buchladen reflectiret worden; So bewilliget doch dasselbe, nachdem Es vernommen, daß er diesen hauptsächlich mit zu conserviren suche, daß er als Universitäts-Buchführer seine Handlung nach Göttingen ziehe und daselbst nach seinem besten Vermögen fortsetze. Gestalten dann mit der Universität die Mesures werden genommen werden, daß die Bücher so die Universitäts-Bibliotheck nöhtig und er im Laden hat, vorzüglich von ihm, jedoch daß er sie im Preiße nicht übersetze, genommen werden.

„Wie Sie die Sache mit dem Herrn van den Hoeck ansehen, werde ich wohl nächstens erfahren, am meisten besorge ich, daß er arm, mithin nicht im stande sei das Werk so wie wir wünschen zu provisiren. Insonderheit dürffte es in der teutschen Sprache schwer hergehen, und wer weiß, ob wegen der närschen Handwerksgebräuche er teutsche Gesellen erhalten kan, alle diese und andere umstände sind mit ihm wohl zu überlegen!"

Man glaubte daher, Herrn Vandenhoeck möglichst unter die Arme greifen zu sollen, und gewährte ihm manche Vergünstigungen. So schrieb der Curator am 25. Februar:

„Inmittelst sind die conditiones, welche wir dem van den Hoeck machen, zu cachiren, damit sie nicht kund werden, und andere leuthe auf gleiche postulate zu bringen veranlassen."

Diese „Conditiones" waren in der That außerordentlich günstig, und zwar so günstig, daß man heute bei ganz veränderten Verhältnissen kaum ihre Möglichkeit begreift. So hatte z. B. das Geschäft völlige **Portofreiheit** für ein- und ausgehende Briefe und Packete, ein Privileg, das in seinen Wirkungen heutzutage einem Monopol gleichkommen möchte, und das auch im vorigen Jahrhundert dem Geschäft eine große Bedeutung für Nordwestdeutschland — besonders natürlich für Hannover —

---

5. Dabey soll derselbe alle Freyheiten Immunitäten und Gerechtigkeiten, die denen Universitäts-Verwandten zukommen, sowohl in Absicht des Fori als der Abgiften,

6. imgleichen jährlich behuf Ausmiethung einer Gelegenheit zur Druckerey auf fünff Jahre 25 Thaler, ferner

7. zur Ersetzung des in hiesigen Landen üblichen und von jederman praestirt werdenden Licents vor eine jede in seiner Famille befindliche und bey ihm in Kost und Lohn stehende Person, welche über 12 Jahre ist 8 Marien-Groschen und vor die so darunter sind 4 Marien-Groschen Monahtlich aus der Licentcasse an baarem Gelde auf zehen Jahre zu genießen haben.

8. Über das will Königliche Geheimte-Rahtstube ihm, wann er in Göttingen mit seinen Effecten angelanget seyn wird, ein Capital von 2000 Reichs-Thalern zu desto besserer Verstärkung seines Verlags und seiner Druckerey auf 4 Jahre ohne Zinsen vorstrecken, und wann sich nachher findet, daß er solches woll anleget und sich haushälterisch bezeige, nach verlauff einiger Zeit bis an die 800 Thaler hinzuthun, vor welches Anlehn er aber genugsame Sicherheit und in specie sein nach Göttingen transportirtes Vermögen zur gerichtlichen Caution zu bestellen verpflichtet seyn wird.

9. Endlich wird demselben versprochen, daß das Drucker-Lohn vor die Universitäts-Sachen und den bedungenen Werth der vor die Bibliothec ausgenommenen Bücher, sofort oder wenigstens binnen Drey Monahten bezahlet werden solle.

Zu dessen allen mehrer Bestätigung dann von dieser Punctation ein Exemplar unter dem Siegel der Königlichen Geheimten Rahtstube mehrgedachtem Herrn Hoeck ausgehändiget und ein von ihm vollzogenes zurückgenommen wird. Hannover den 12. Februarii 1735.

L. S.

gab. Ferner waren sämtliche Besitzer mit ihren Familien akademische Bürger und unterstanden also der Universitäts-Gerichtsbarkeit (Letzteres dauerte bis zum großen Umsturzjahr 1848.)

Als man Vandenhoeck nach Göttingen berief, hatte man zunächst wesentlich die Druckerei im Auge. Allein der holländische Geschäftsmann der ein unternehmender, selbst unruhiger Mann gewesen sein muß, ließ sich auch den Buchhandel angelegen sein, obwohl mehrere Buchhändler — darunter der vorhin genannte Fritsch — bereits in Göttingen da waren, und obwohl es mit der Buchdruckerei selbst zunächst nicht am besten stand, wie aus der nachfolgenden Stelle hervorgeht, die einem Schreiben Joh. Ludw. Uhls an Münchhausen vom 1. Januar 1736 entnommen ist. Es heißt dort:

„Wegen des Herrn van den Hoeck sieht es sehr mißlich aus. Er hatte nicht einmahl genug lettern zu meiner Disputation und muste anstatt der großen Zahlen manchmal l nehmen. Er will zugleich ein Buchhändler seyn, ich fürchte aber es wird aus keinem nichts. Sein Buchladen sieht sehr schlecht aus, sein Geld verreißet er, und kommt es mir vor, als wenn er zwei Haasen in einem sprung fangen wollte."

Vandenhoeck scheint nicht nur ein unruhiger, wie vorhin gesagt wurde, sondern selbst ein sehr eigentümlicher Mann gewesen zu sein. Er gefiel sich in Göttingen nicht besonders und wollte den kleinen Ort, der seinen hochfliegenden Plänen nicht genügte, bald wieder verlassen, jedoch wurde er durch die unermüdliche Sorge des trefflichen Kanzlers von Münchhausen, welcher selbst das Geringste im Auge behielt, um seine Lieblingsschöpfung — die Universität — zu hegen und zu pflegen und ihr die zu ihrem Gedeihen erforderlichen litterarischen Apparate zu erhalten, dauernd an Göttingen gefesselt.

Übrigens hatte Vandenhoeck in mancher Hinsicht auch Grund zur Unzufriedenheit mit den Verhältnissen. Er war geborener Holländer und mochte sich den sogenannten „Kunstgebräuchen" der deutschen Setzer und Drucker nicht fügen. Rührend und komisch zugleich sind die Klagebriefe, welche er an Münchhausen und an den akademischen Senat richtet. So heißt es in einem derselben, worin er über das (übrigens noch heute vorkommen sollende) Blaumachen und Trinken klagt:

„Bekanntlich gehöret in der Druckerey zu jedem Setzer je ein Drucker und ist einer auf den andern angewiesen. So nun ein Setzer heute dem Gesöff nachläuft, so hat der Drucker morgen nichts zu thun, und so der Drucker blau machet, so hat der Setzer anderen Tages keine Schrift, also auch nichts zu thun; ich aber soll sie entschädigen und den Söffeln vor der nächsten Messe nicht einmal kündigen dürfen!"

Auch hier schritt Münchhausen ein und ließ eine eigene Gesetzestafel für die Vandenhoecksche Druckerei herstellen, um allen Unzuträglichkeiten möglichst zu begegnen. Diese Maßregel konnte dem stark eingerissenen Übel nicht gründlich abhelfen, denn in der Folge wurde — offenbar auf Vandenhoecks Klage — der betreffende Paragraph seinen Leuten wiederholt eingeschärft.

Offenbar hat der holländische Geschäftsmann in Göttingen nicht viel Freude erlebt. Auch ist er auf keinen grünen Zweig gekommen, denn nach seinem Tode schreibt seine Wittwe Anna, daß er ihr nur Schulden hinterlassen habe und sie sehr sorgenvoll in die Zukunft blicke. Frau Anna, eine tüchtige praktische Frau, geborene Engländerin, muß selbst recht thätig im Geschäft gewesen sein, denn sie wird öfter seit den fünfziger Jahren in den Briefen von Göttinger Gelehrten genannt. So antwortet der Professor Haller dem Freiherrn von Asch, der den berühmten Naturforscher gebeten hatte, sich bei Frau Vandenhoeck für fernere Beschäftigung eines tüchtigen, aber wie es scheint nicht gerade fleißigen Zeichners zu verwenden, folgendes:

„Der Madam van den Hoeckin Wille ist nicht in meinen Händen, und der Herr v. d. Spyck hat durch seine lange Verzögerung ihr die Waffen selbst in die Hand gegeben.“

Wenn das Vandenhoecksche Geschäft nach dem Tode seines Begründers — 1750 — im Besitz von Frau Anna eine besonders hohe Blüte erlangte, so verdankte die Witwe dies doch wesentlich der Tüchtigkeit und Thätigkeit ihres Geschäftsführers Carl Friedrich Günther Ruprecht. Letzterer war bereits im Jahr 1748 als Lehrling in die Handlung eingetreten.*) Aus Dankbarkeit hinterließ Frau Anna ihm

*) Auch das Aktenstück seines Lehrlings-Vertrags ist uns von Herrn C. Ruprecht gütigst mitgeteilt worden. Wir lassen dasselbe in genauer Abschrift folgen und bemerken, daß der Lehrlings-Kontrakt nachträglich, d. h. in dem auf den Antritt der Lehrzeit folgenden Jahre, abgeschlossen wurde. Es lautet:

Ihro Magnificence

der Herr Prorector Segner und Abram Vandenhoek, Buchh. in Gött. sind wegen des Lehrburschen Carl, Fried., Günther Ruprecht über folgende Artikul einig geworden.

1. Abram Vandenhoek verspricht dem Lehr Burschen C. Fr. G. Ruprecht, so lange seine Lehrjahre dauern, ihm alles was zu dem Buchhandel gehöret, aufrichtig zu erklären, und zu offenbahren, so viel es ihm möglich ist, ihm Ruprecht auch allezeit zu instruiren.

2. Dagegen verspricht und verbindet sich Ruprecht die Zeit der nächstfolgenden 3 Jahre, welche sollen ihren Anfang nehmen den 1. Januarius 1748 dem Abram Vandenhoek treu, ehrlich und fleißig, wie ein redlicher Lehrbursche schuldig ist, zu

denn auch bei ihrem 1787 erfolgenden Tode die Buchhandlung und bestimmte zugleich, daß, falls auch er kinderlos sterben sollte, das Geschäft der Universitäts-Witwen-Kasse und der reformirten Gemeinde zufallen solle. Ruprecht trat jedoch noch in seinem 60. Lebensjahr in den Ehestand, indem er sich mit der jugendlichen Tochter des Gymnasialdirektors Heintze in Weimar vermählte*) und hinterließ eine Tochter und einen Sohn, Karl A. Letzterer leitete die Handlung nach dem Tode des Vaters 1817 anfangs in Gemeinschaft mit seinem Schwager J. F. Danckwerts, einem ursprünglichen Theologen, welcher sich mit jenes Schwester verheiratet hatte. Nach dem Tode dieses Danckwerts führte Karl Aug. Ad. Ruprecht das Geschäft allein weiter und nahm am ersten Januar 1848 den gegenwärtigen Besitzer, seinen Sohn Carl Joh. Friedr. Ruprecht, geboren 1821, als Teilhaber in die Handlung auf. Letzterer verkaufte im Jahre 1873 das Sortimentsgeschäft an Haessel, von dem es der heutige Besitzer Calvör erwarb. Dagegen nahm er zwei Söhne, Dr. W. Ruprecht und dessen jüngeren Bruder, als Teilhaber der Firma auf und führt in Gemeinschaft mit denselben noch heute mit geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit das Geschäft fort.

---

dienen, ihm in allen gehörigen Sachen zu gehorchen und seinen Befehlen auf das schleunigste nachzuleben und zu beobachten.

3. Verspricht ferner Ruprecht sich die Zeit seiner Lehrjahre fromm und aufrichtig gegen seinen Herrn Abram Vandenhoek aufzuführen und sich ordentlich in seinem Leben und Wandel zu betragen, keine seinen Herrn verdächtige Compagnien oder Gesellschaften gegen seines Herrn Willen zu frequentiren.

4. Verspricht und verbindet sich Ruprecht alle Arbeit, welche zu dem Buchhandel gehören, in der dazu bestimmten Zeit fleißig und ohne den geringsten Wiederwillen oder Versäumniß alle Zeit zu thun.

5. Also allezeit so lange die Lehrjahre dauren, seines Herrn Interesse treu vorstehen, seines Herrn Schade, soviel wie möglich ist, abwenden und vorbeugen, alles was zum Nachtheil seines Herrn gereichen kann, ihm offenbaren und auf alle mögliche Weise zu verhindern suchen.

6. S. T. der Herr Prorector Segner versprechen und verbinden sich den Lehrburschen Ruprecht die drey Lehrjahre durch seinen Tisch und Alimentation, Kleider u. Wäsche zu geben; dagegen bekommt er von seinem Lehr-Herrn freies Logiment.

7. Behält sich Abram Vandenhoek ausdrücklich vor, daß in Fall er den Lehr-Burschen Ruprecht Untreue oder eine ungebührliche Aufführung überführen könnte, er die Macht haben soll den Ruprecht gleich bei solcher Überführung ohne Abschied oder Lehrbrief zu dimittiren und von sich zu gehen nöthigen können.

Göttingen den 13. Februarius 1749.

Joh. And. Segner. D. Prof. medicinae.
Abram Vandenhoeck.

*) Die Trauung vollzog der berühmte Joh. Gottfr. Herder in Weimar; der Trauschein ist noch in der Familie vorhanden.

Es dürfte kaum nötig sein, den Lesern dieser Zeitschrift ein langes und breites über die Bedeutung der Firma Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen zu sagen, einige Andeutungen werden genügen, um das Bild zu vervollständigen, das sich jeder dieser Leser selbst bereits gebildet hat. Die Firma gehört zu der nicht großen Zahl jener ehrwürdigen Verlagshandlungen, die nicht bloß durch das Alter ihres Bestehens, sondern auch durch die Güte ihrer Verlagswerke sich auszeichnen. Etwa 70 von allen heute bestehenden Verlagsfirmen stammen aus dem vorigen Jahrhundert, und nur etwa 10 derselben sind älter als das Haus Vandenhoeck & Ruprecht, nämlich Breitkopf & Härtel in Leipzig, Buchhandlung des Waisenhauses in Halle, J. G. Cotta in Stuttgart, W. G. Korn in Breslau, Haude & Spener, Nicolaische Verlagshandlung, Weidmannsche Buchhandlung in Berlin und noch wenige andere.

Groß ist die Zahl und Gediegenheit der Schriften, welche im Laufe der letzten 1½ Jahrhunderte aus dem Verlage der Herren Vandenhoeck & Ruprecht hervorgegangen sind. Strenge Wissenschaftlichkeit ist es vornämlich, die sie auszeichnet. Wir lassen hier zum Beweise eine Reihe von Verfassernamen folgen, welche sämtlich in dem Verlagskataloge der Firma mehr oder weniger oft vertreten sind: Achenwall, Benecke, Bouterweck, Karl Friedrich Eichhorn, J. G. Eichhorn, Gatterer, Gesner, Goschen, Albrecht v. Haller, Hausmann, Heeren, Herbart, K. F. Herrmann, Kästner, Meyer (Kommentator des Neuen Testaments), Pütter, Schlözer, Stäudlin, Zacharia, welche Reihe wir noch reichlich vermehren könnten. Auch mit zahlreichen neueren Gelehrten unterhält die Firma litterarische Verbindungen.

Eine Spezialität der Verlagshandlung Vandenhoeck & Ruprecht bedarf einer besonderen Anführung, nämlich die von derselben herausgegebenen Kataloge über verschiedene Zweige der Wissenschaften, die bereits sämtlich in ihrem vierten Jahrzehnte stehen. Es sind folgende:

1. Bibliotheca hist.-naturalis, physico-chemica et mathematica. 34. Jahrgang 1884.
2. Bibliotheca medico-chirurgica, pharm.-chem. et veterin. 38. Jahrg.
3. Bibliotheca philologica. 37. Jahrg.
4. Bibliotheca theologica. 37. Jahrg.

Diese „Bibliotheken" stellen systematisch geordnete Übersichten der neuen wissenschaftlichen Erscheinungen dar, welche mit Recht sehr geschätzt sind; die ad 2 genannte Bibliothek wird von dem gegenwärtigen Chef der Handlung, die ad 4 genannte von G. Ruprecht bearbeitet. Die

Herausgabe dieser bibliographischen Hilfsmittel beruht auf einer Liebhaberei, die sich in der Firma von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Schon K. F. G. Ruprecht gab im Jahre 1785 einen Universal-Katalog heraus, der so ziemlich alles Wichtige umfaßte, was vor nunmehr 100 Jahren in den Handel kam und ihm zugleich als Inventur für das riesige Lager diente, das dem damals üblichen Tauschverfahren seine Entstehung verdankte. K. A. A. Ruprecht ließ sodann wohl 40 Jahre hindurch einen Vierteljahrskatalog erscheinen, der zunächst für das eigene Sortiment bestimmt war, jedoch auch von den Buchhandlungen in Hannover, Osnabrück, Lüneburg &c. bezogen und verbreitet wurde. Herr C. Ruprecht begann im Jahre 1847 die Herausgabe von wissenschaftlich geordneten, halbjährlichen Katalogen, die, wie wir soeben gesehen, großenteils noch heute bestehen. Mögen sie noch lange Jahre zur Ehre der verdienstlich wirkenden Firma erscheinen! —

Die Feier des seltenen Festtages des 150jährigen Jubiläums nahm einen sehr würdigen Verlauf, zumal da das Fest in Göttingen selbst die regste Teilnahme in vielen Kreisen fand. In den Frühstunden des 13. Februar folgten die Glückwünschenden zahlreich auf einander. So erschienen Deputationen und Vertreter der städtischen Kollegien, der Universität, der Professoren-Witwen-Kasse (der letzteren sind von den Begründern der Verlagshandlung bedeutende Legate zugeflossen), der Handelskammer &c., welche sämtlich im Namen und Auftrag ihrer Körperschaften deren Segenswünsche überbrachten. Die Besitzer der Göttinger Buchhandlungen erschienen zu demselben Zweck in corpore; ihnen hatten sich die Leiter der Universitäts-Buchdruckereien angeschlossen, indem sie zugleich ein geschmackvoll ausgestattetes typographisches Einnerungs-Blatt überreichten. Der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler hatte eine außerordentlich prachtvoll ausgestattete Glückwunsch-Adresse übersandt, ebenso war von dem Verein der Leipziger Buchhändler ein herzliches Gratulationsschreiben eingegangen. Eine schöne Ehrengabe hatte der Leipziger Herr Commissionär der Firma Vandenhoeck-Ruprecht in Gestalt eines prächtigen silbernen Pokals mit Inschrift gesandt. Endlich hatten sich zahlreiche Schriftsteller und Freunde des Hauses mit Glückwünschen in Briefen und Telegrammen, sowie mit Blumenspenden eingestellt.

Von 3 Uhr nachmittags an fand sich eine zahlreiche Festversammlung in dem geschmackvoll verzierten und mit Bildern der Begründer und früheren Inhaber der Firma geschmückten Saale des Gasthofs zur Krone ein. Den ersten Toast beim Festmahle brachte der Geh. Justizrat Professor John (der Prorektor der Universität war auf einer dienstlichen

Reise abwesend); er galt Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm. Die Herren Geh. Regierungsrat Professor Bertheau, Konsistorialrat Ritschl, Stadtsyndikus Bleßmann und Professor Ziebarth feierten die Firma und deren Besitzer nach verschiedenen Beziehungen. Der Chef des Hauses, Herr C. Ruprecht, dankte für alle Beweise von Teilnahme mit bewegten Worten und teilte zugleich auf grund alter Dokumente und Aktenstücke interessante Daten aus dem 150jährigen Bestehen seiner Firma mit. Herr Dr. W. Ruprecht brachte den Gästen den Dank der jüngeren Mitglieder seiner Familie, worauf noch des langjährigen treuen Mitarbeiters der Firma, des Herrn E. Arnold, in ehrenvollster Weise gedacht wurde. Das Festmahl hinterließ bei allen Teilnehmern die schönsten Eindrücke.

Noch verdient angeführt zu werden, daß der gegenwärtige Besitzer der Handlung aus Anlaß des seltenen Jubiläums seiner Dankbarkeit durch wohlthätige Stiftungen und Zuwendungen Ausdruck gegeben hat.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsch, daß das altberühmte Haus Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen noch lange Jahre in Ehren bestehen möge. Vivat crescat floreat!



Spanien und sein gegenwärtiger Buchhandel.

2. Litteratur und Kunst.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Litteratur und die Kunst in Spanien im Laufe der letzten Jahrzehnte eine hohe Blüte erreicht haben und noch heute in guter Entwickelung stehen. Unter allen romanischen Sprachen ist die spanische, als ein direkter Nachkomme der lateinischen, ihrer Muttersprache am ähnlichsten geblieben; ihre Erlernung ist daher für jemand, der in der klassischen lateinischen und der französischen Sprache bewandert, nicht schwer. Die altberühmten Romanzen Spaniens lassen auf den lyrisch-epischen Charakter der ältesten spanischen Volkspoesie schließen. Aus ihnen entwickelten sich die Kunstdichtungen mit kirchlich-ritterlichem Gepräge wie der „Cid",*) die epenartigen Romanzen von Karl dem Großen und seinen Paladinen. Diese Kunstpoesien waren echte Kinder ihrer Zeit, denn die ganze spanische Geschichte vom 8. bis zum 15. Jahrhundert darf als eine glänzende und glückliche Volksdichtung bezeichnet werden, die sich in den Romanzen ihre nationale Überlieferung gebildet hatte. Der Kern des spanischen Volkscharakters verdichtete sich hier im Kampf gegen die fremden Eindringlinge, die Mauren, und nur auf den Besitz einiger engen Felsen in seinem eigenen Lande zurückgedrängt, in den Bergen alle Bewohner versammelnd, hatte das spanische Volk hier die eigentlichen Grundtypen seines Charakters sich geschaffen. In jenen ersten Kämpfen der Spanier um ihre christliche Religion, welche zugleich die Kämpfe für

*) Der Cid Campeador — bekanntlich der Ahnherr der spanischen Königsgeschlechter — ist der durch Geschichte, Sage und Lied gefeierte Nationalheld Spaniens. Seine Thaten wurden früh besungen und leben noch heute in den Volksliedern. Das älteste auf uns gekommene ist „poema del Cid", um die Mitte des 12. Jahrhunders entstanden. Die jetzigen Romanzen — Cidromanzen — sind Fortbildungen der alten Lieder und gehören meistens dem 16. Jahrhundert an. Der Cid ist zuerst von J. G. v. Herder deutsch bearbeitet worden und dessen verbreitetstes und beliebtestes Werk geblieben; eine neue zeitgemäße Herausgabe ist von Professor Julian Schmidt 1868 besorgt worden.

ihre Nationalität selbst waren, gründete sich diese Liebe zur Freiheit und Gleichheit, dieser sprichwörtlich gewordene Stolz auf das Recht und die Würde der Persönlichkeit, welche ursprünglich das innerste Wesen des spanischen Nationalcharakters ausgemacht haben und großenteils noch ausmachen.

Ihre eigentliche Blütezeit erlangte die spanische Litteratur zu Anfang des 16. Jahrhunderts; sie dauerte bis in die Mitte des 18. Dieselbe kennzeichnet sich zunächst durch die Nachahmung altklassischer und italienischer Muster, bis ihre Verschmelzung mit den Nationalformen erfolgte.

Den höchsten Glanz erreichte um jene Zeit das spanische Drama, dessen Hauptvertreter Lope de Vega und Calderon waren. Während der erstere die Grundtypen hierfür aufstellte, empfing das Drama durch den letzteren seine höhere und kunstmäßigere Vollendung; in bezeichnender Weise haben die Spanier Lope de Vega den Phönix, ihren Calderon den König der Bühne genannt. Wenn jener mehr auf einer Naturstufe der Phantasie und Romantik steht, so zeigt dieser dagegen überall eine harmonische Abgrenzung seiner Schöpfungen, die zugleich so reich geschmückt wurde, daß sie wie eine kunstvoll getriebene Arbeit und dabei freies Wunderwerk der Phantasie erschienen. Zu jener Zeit (gegen Ende des 16. Jahrhunderts) zog die spanische Bühne fast alle Produktionskraft der Dichter an sich, die Theaterstücke mehrten sich in ungeheurer Zahl, wie verschiedene Sammlungen beweisen, welche damals, getragen von der besonderen Gunst des schöngeistigen Königs Philipps IV., veröffentlicht wurden. Unter den bedeutenden Dichtern, welche neben den beiden genannten sich Geltung zu verschaffen wußten, nennen wir hier nur noch folgende: Cervantes, Castro, Mendoza und Moreto. Der erste dieser Schriftsteller hat bekanntlich als Schöpfer des Ritters Don Quixote von La Mancha Weltruhm erlangt, eines Werks, welches durch die darin an den Tag gelegte sinnreiche Erfindung allgemein menschlicher Lagen und Seelenstimmungen heute noch unübertroffen dasteht. Aber auch durch seine zahlreichen, ebenso anmutsvollen wie gemütsreichen Novellen, die sich zugleich durch eine einfache Poesie eine besondere Grazie gesichert haben, vermochte Cervantes den Besten seiner Zeit genug zu thun, so daß er mit Recht zu den Klassikern der spanischen Litteratur gezählt wird.*)

*) In der Vorrede zu seinen Novellen hat Cervantes von sich selbst eine sehr ergötzliche Schilderung gegeben, aus welcher hier folgende Stelle einen Platz finden möge: „Der Mann hier (es ist die Beigabe seines Bildes angenommen) mit dem Adlergesicht, mit dem braunen Haar und der glatten feinen Stirn, mit dem fröhlichen Blick, mit der krummen, aber nicht häßlichen Nase, mit dem Silber-

Auch an gediegenen Geschichtsschreibern fehlte es nicht in der spanischen Litteratur, so daß eine nicht geringe Zahl aufgeführt werden kann, aus welcher wir hier nur folgende hervorheben: Morales, Melo, Mendoza, Herrera, Solis, von denen einzelne auch auf andern litterarischen Gebieten sich vorteilhaft bemerkbar machten, wie z. B. Mendoza als Romanschriftsteller, der Schöpfer einer bestimmten Gattung dieses Zweiges. (Derselbe war übrigens gleichzeitig einer der bedeutendsten Staatsmänner und Feldherren seiner Zeit, der bei wichtigen Ereignissen unter der Regierung Karls V. persönlich beteiligt war und einen großen Teil seiner Thätigkeit der Unterdrückung der Völkerfreiheit widmete.) Mendoza war als der eigentlich erste Historiker Spaniens von Epoche machender Bedeutung, er schrieb die Geschichte des Kriegs von Granada, welche er teilweise selbst als Augenzeuge des Aufstandes der Mauren mitgemacht hatte, und worin er die Töne der alten römischen Geschichtsschreibung, besonders im Sinne eines Sallust und Tacitus, anzuschlagen sich bemühte. Dieses Werk hatte das eigentümliche Schicksal, daß es erst lange Zeit nach dem Tode seines Verfassers ohne Verstümmelung seines Inhalts im Druck erscheinen konnte (1776).

Die übrigen Litteraturzweige können wir hier nur noch flüchtig streifen. Auf moralisch-philosophischem und politischem Gebiete waren verschiedene Schriftsteller mit Erfolg thätig, unter denen wir nur die Namen Oliva und Mehia nennen; unter den schöngeistigen Autoren heben wir unter anderen besonders Vega und Quevedo hervor. Namentlich Vega war es, welcher, nach den besten italienischen Mustern sich bildend, durch vortreffliche, in Neapel und Sicilien geschriebene Hirtengedichte und durch Sonette von vollendeter Sprachschönheit sich hohen Dichterruhm verschaffte. Quevedo war dagegen besonders als Satiriker

bart, der vor kaum 20 Jahren noch golden war, mit dem starken Stutzbart und kleinen Munde, der oben nicht reichlich mit Zähnen versehen ist, deren er überhaupt nur ein halbes Dutzend hat, schlecht genug beschaffen und noch schlechter gepflanzt, weil sie nicht auf einander passen, mittelmäßig von Wuchs, frisch von Gesichtsfarbe und eher weiß als braun, ein wenig gebückt und nicht gar leicht zu Fuß, — dieser Mann, sage ich, ist der Verfasser der Galatea und des Don Quixote von la Mancha. Man nennt ihn gewöhnlich Miguel de Cervantes Saavedra. Er war viele Jahre Soldat und $6^1/_2$ Jahre in der Gefangenschaft, wo er lernte die Widerwärtigkeit mit Geduld zu ertragen. In dem Seetreffen bei Lepanto verlor er die linke Hand durch einen Büchsenschuß, eine Verletzung, die ihn zwar entstellt, die er aber für eine Schönheit hält, weil er sie bei der denkwürdigsten Gelegenheit erhielt, welche vergangene Jahrhunderte gesehen und künftige sehen können." (Bei Lepanto siegte bekanntlich Don Juan d'Austria über die Türken am 7. Oktober 1571.)

groß; er wandte sich in zahlreichen Liedern, die in einem dreibändigen „spanischen Parnaß" erschienen, gegen die Geschmacksverirrungen seiner Zeit, dichtete ferner sehr bekannt gewordene spanische Zigeunerlieder und war auch als Prosaiker bedeutend (hier vornehmlich als Verfasser eines großen Schelmenromans). Wenn wir auf die Entwickelung der gesamten Litteratur jener Epoche einen Blick zurückwerfen, so sehen wir doch den Höhepunkt in der Form des Dramas erreicht, von denen einige wie „das Leben ein Traum" (Calderon) und „Donna Diana" (Moreto) sich selbst noch auf der Bühne der Gegenwart erhalten haben.

Nach dem Tode König Karls II. bildete sich eine neue spanische Dichterschule. Das Oberhaupt derselben war Mellendez Valdes; er hatte verschiedene Nachfolger, die jedoch eine hervorragende Bedeutung nicht zu erlangen vermochten. Eine eigentlich reformatorische Bewegung in den Geisteszuständen ist in den dann kommenden Zeiten in Spanien nicht wahrzunehmen, so daß auch die Literatur sich durch Aufschwung und Leben keineswegs hervorthut. Es trat hier wie auch anderswo der Fall ein, daß nach der so lebhaften Bewegung der Geister und einer reichen und fruchtbaren Thätigkeit von Schriftstellern und Dichtern, welche viele Jahrzehnte gewährt hatte, eine Ruhepause folgte, deren Dauer nicht gering war. Neuer Anstoß zu litterarischer Arbeit war erforderlich und kam durch die verschiedenen Revolutionen und Kriege von 1812, 1820 und 1834; die Früchte dieser Bewegung zeigten sich in der Gestalt von Werken neuer Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten. Unter diesen Autoren nennen wir hier nur einzelne, wie Lista, Rosa, Mora, Herreros, von denen besonders Mora eine Bedeutung insofern gebührt, als er seine litterarische Vielseitigkeit mit Erfolg bethätigte (als Geschichtsschreiber, politischer Schriftsteller und Dichter), während Lista mehr als Gelehrter und Mathematiker großen Ruf gewann, obschon er auch als Kritiker und lyrischer Dichter auftrat.

In der heutigen Zeit hat sich die Litteratur in Spanien auf einen achtungswerten, wenn auch keineswegs hervorragenden Standpunkt erhoben. Zu nennen dürften etwa folgende sein: Tapia, der Verfasser einer guten spanischen Kulturgeschichte, Maury, Dichter und Herausgeber des berühmt gewordenen zweibändigen Werks „Espagne poétique" und der 3 Bände poesias castellanas, Espronceda, Dichter nach dem Muster von Byron und Victor Hugo, Serafiu Calderon und Zorrilla, beide gleichfalls Dichter, endlich Gertrudis Gomes de Avellaneda, die gefeiertste spanische Dichterin der Neuzeit. — Das Drama steht gegenwärtig nicht auf großer Höhe, doch haben sich in demselben außer Tapia und Rosa noch mehrere andere, wie Breton und

Zarate, mit Erfolg versucht. Unter den Prosaikern nennen wir Ulloa, Muñoz, Navarrete und Quintana, von denen die beiden zuletzt angeführten als Historiker guten Ruf genießen. Der Roman, sowohl der geschichtliche wie der Sitten-Roman, zählt nicht wenige Jünger, darunter besonders Espronceda, Calderon, Villalta und Maria del Pilao; einen großen Erfolg gewann darin Fernan Caballero (Pseudonym für Frau Cecilia de Arrom, Tochter eines Hamburgers Nicolaus Böhl de Faber) und Juan Valero.

Die periodische Litteratur Spaniens ist besonders in den Hauptstädten, also Madrid, Barcelona, Valencia, Sevilla 2c. vertreten. Es giebt zahlreiche Zeitungen und Fachblätter, die im ganzen auf der Höhe der Zeit stehen und besonders auch in ihrer äußeren Ausstattung nicht bloß bescheidene Anforderungen befriedigen. Das litterarische Leben ist also als ein recht vielseitiges und sehr reges zu bezeichnen, dessen Entfaltung zwar noch manches zu wünschen übrig läßt, jedoch offenbare Fortschritte aufweist, die sich stets mehren zu wollen scheinen.

Ähnlich verhält es sich mit der Kunst in Spanien, die einer großen Vergangenheit sich rühmen darf. Ganz besonders ist es die Baukunst, welche einen hohen Rang unter den Schwesterkünsten einnimmt und eine stolze Geschichte in Spanien hat. Die Zahl der herrlichen alten Bauwerke, welche das Land besitzt, ist ungemein groß. Wir führen hier nur folgende in arabischem oder maurischem Stil an: die große Moschee (jetzt Kathedrale) zu Cordoba, die altberühmte Alhambra zu Granada, den Palast Alcazar, die casa di Pilato und den Giralda-Turm in Sevilla; in gotischem Stil: die Dome von Burgos, Segovia und Toledo, die Handelsbörsen in Valencia und in Palma auf Mallorca.

Die Malerei hat sich im Laufe des 17. Jahrhunderts am glänzendsten entwickelt. Es sind etwa folgende Künstler-Namen hier zu nennen: Ribalta, Francisco de Herrera, Zurbaran, Alonso Cano. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den Meistern Murillo, dem Haupte der Malerschule von Sevilla, und seinem Vorgänger Velasquez. Aus neuerer Zeit sind rühmlich hervorzuheben: Goya, Mariano Fortuny, Zamazois, Casado, Pradilla, Juan Luna y Novicio.

Die Bildhauerkunst ist gleichfalls in Spanien würdig vertreten. Während des 15. Jahrhunderts entstanden kunstvolle Holzschnitzereien an den Altären, Chören, Kapellen und Portalen, der großen Dome, dann prächtig gemeißelte Grabdenkmäler, die in fast allen Hauptstädten Spaniens erscheinen. Aus der späteren Zeit ragen die Werke des Bildhauers Alonso Berrugunte hervor, der zugleich als Maler und Architekt mit Erfolg thätig war.

Die Musik hat dagegen in Spanien keine hervorragenden Vertreter gehabt. Eine spanische Nationaloper gab es nicht, auch die Kirchenmusik zählte keine bedeutenden Vertreter. Nur das Nationallied kam zur Geltung und ganz besonders das Ballet wurde, bei der vorzüglichen Anlage und Neigung des spanischen Volkes für den Tanz, sorgfältig gepflegt, so daß zahlreiche und eigenartige Tanzkompositionen entstanden sind. Auch die Militärmusik steht in Spanien auf achtungswerter Höhe.

Nachdem wir somit einen Blick sowohl auf die materielle Lage des Landes Spanien, wie auch die Zustände der spanischen Kunst und Wissenschaft, sowie die Entwickelung der Litteratur geworfen haben, gehen wir dazu über, die Art und Weise zu schildern, wie der Buchhandel beschaffen ist.



Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Zeitungspresse.

Die Geschichte der deutschen Zeitungspresse, welche bisher bei unsern Schriftstellern nur geringe Beachtung gefunden hat, ist durch die vortreffliche Arbeit des Herrn Julius Otto Opel in Halle in Bezug auf die Zeit ihrer ersten Jahrzehnte wesentlich gefördert worden. *) Das achte Kapitel seines Buches behandelt auf 14 Druckseiten ausschließlich die Wiener Zeitungen und beginnt mit den Worten: „Die Wiener Zeitungen gehören vielleicht zu den ältesten Zeitungs-Unternehmungen Deutschlands". Indem der Verfasser sodann auf seinen Gegenstand näher eingeht und seine gediegenen Forschungen mit Klarheit und Vorliebe dem Leser vorführt, bemerkt er, daß die ersten Reste der Wiener Zeitungspresse, die er mit Sicherheit nachzuweisen im stande sei, aus dem 3. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts herrühren.

In einem unlängst erschienenen vortrefflichen Werke, welches die ganze Buchdruckgeschichte Wiens in den 4 Jahrhunderten ihres Bestehens zu schildern unternommen hat und dessen 1. Band abgeschlossen vorliegt, **) finden wir auch die ersten Anfänge der Wiener Zeitungspresse dargestellt und wollen nun versuchen, an der Hand dieser neueren Forschungen eine kleine Ergänzung zur Opelschen Arbeit zu liefern, die trotz der nicht gerade bedeutenden Ausbeute nicht ganz unerwünscht erscheinen mag.

Ähnlich wie an anderen Orten, bildeten auch in Wien Flugblätter die Vorläufer von Zeitungen. Dieselben führten seit dem Jahre 1505

*) „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, herausgegeben von der historischen Kommission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. III. Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650 von Julius Otto Opel, Leipzig 1879."

**) Genauer Titel des Werkes: Wiens Buchdrucker-Geschichte 1482—1882, herausgegeben von den Buchdruckern Wiens, verfasst von Dr. Anton Mayer, 1. Bd. 1482—1682. Wien 1883, Verlag des Comité's zur Feier der 400jährigen Einführung der Buchdruckerkunst in Wien. (Man vergleiche die Besprechung dieses Werkes im I. Bande der „Buchhändler-Akademie" Seite 50 und folgende.)

den Namen „Zeitung“, „newe Zeittung“ oder auch „Zeittungen“. Die Wiener Zeitungen der ältesten Art haben einen sehr gemischten Inhalt: sie berichten über wichtige Stadt- und Weltneuigkeiten, dann über schreckliche Unglücksfälle, grauenerregende Schandthaten, Schlachten und Belagerungen in den Feldzügen gegen die Türken, welch letztere bekanntlich lange Zeit in Österreich eine so große Rolle spielten. Das erste Blatt dieser Art, das in Wien gedruckt worden ist, stammt aus dem Jahre 1515 und heißt: „Neue Zeytung, wie vnd welcher gestalt Keyserliche Majestät (Max I.) mit sampt den Königen von Hungern (Vladislaus II.) vnd Polen (Sigmund) am 16. Juli 1515 zu Wienn eingeritten ist, u. was sich aldo verlaufen hat.“ Daran reihen sich die „Zwo newe Zeittung . . . aus dem Jahre 1540“, die bei Egydius Adler gedruckten Zeitungen aus dem Jahre 1550: „die eroberung der Stat Affrica, sambt dem Obersten der Hauptleut, auch anderen trefflichen vnd namhafftigen Personen“ u. s. w. und 1551: „warhafftige, erschröckliche, Newe Zeytung, so im Land zu Hungern von Nattergezüchte vnnd Eideren diesen Sommer sich zugetragen hat“. Raphael Hofhalters Zeitungen aus dem Jahre 1557 über die Eroberung der Städte und Schlösser Chastellet, Han und Chaugni, St. Quintin und Johann Singrieners des Jüngern „newe Zeittungen: auß dem Landt zu Hungern“, . . . aus demselben Jahre 1557, Michael Zimmermanns „newe Zeytungen“ über die Schlacht bei Grefling aus dem Jahre 1558, und zwei Zeitungen über die Eroberung von Tokaj durch die kaiserlichen Truppen und deren Thaten in der Zips aus dem Jahre 1565. Dr. Mayer verweist dann weiter auf verschiedene Zeitungen, die in den Jahren von 1570 bis 1616 in Wien erschienen sind, und bemerkt, daß ihm außerdem periodische Blätter bekannt geworden seien, welche ohne Angabe des Druckers von 1566 bis 1595 hergestellt wurden. Aus der von ihm angegebenen Zahl (50) der Wiener Flugblätter oder „Zeittungen“ aus einem Jahrhundert (1515—1616), die aber, wenngleich sie ziemlich reichhaltig ist, doch nicht annähernd erreicht sein kann, glaubt der Verfasser mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß solche Flugblätter in Wien schon früher und von fast allen Buchdruckern gedruckt worden sind. Der Stoff war in Wien wegen des Sitzes der Behörden, wegen des nahen Kriegsschauplatzes in Ungarn und der Beziehungen zu Italien und Rom seit dem Jahre 1566 reichlicher als anderswo vorhanden.

Eine bei Gregor Gelbhaar gedruckte Zeitung aus dem Jahre 1616 ist eins der letzten Flugblätter. Seit jener Zeit kommen dieselben nur mehr sehr vereinzelt vor, dagegen beginnen fortan die regelmäßig, meist

wöchentlich im Druck erscheinenden Veröffentlichungen mit politischem Inhalt, welche nach heutigen Begriffen als Zeitung aufgefaßt und bezeichnet werden können. Der ebengenannte Buchhändler, spätere Buchdrucker Gregor Gelbhaar erhielt im Jahre 1615 von der Universität die Erlaubnis: „die einlangenden, wochentlichen ordinari und extraordinari Zeitungen und was denselben anhängig" nachdrucken zu dürfen. Nach Gelbhaar erhielt auch der Buchdrucker Matthäus Formica ein ähnliches Privilegium. (In den Archiven zu Dresden und München haben sich noch solche gedruckte Zeitungen erhalten, wie das bereits von J. O. Opel mitgetheilt worden ist. Dieselben sind dreifacher Art, die eine ist als „Ordinari Zeittung", die andere als „Ordentliche Postzeittung" die dritte als „Ordentliche Zeittung" bezeichnet, einen Haupttitel führen sie nicht.)

Die „Ordinari Zeittung" erschien regelmäßig, nur einen halben Bogen stark, wöchentlich und enthielt Begebenheiten des Auslandes im weitesten Sinne des Worts, von Rom, Lyon, Brandenburg, Prag, der Grafschaft Mark, Venedig, Thüringen, Amsterdam, Haag und Köln. Wenn die erste, noch erhaltene Nummer vom 23. November 1623 die Signatur 111 trägt und 52 Nummern auf ein Jahr gerechnet werden, so wurde sie zum ersten Male Ende November des Jahres 1621 ausgegeben; es sind aber nur 9 Nummern aus den Jahren 1623—1636 vorhanden.

Die „ordentlichen Postzeittungen" waren Einblattdrucke und brachten ihren Lesern nur Mitteilungen aus Wien und Österreich. Diese offizielle, vom Wiener Hofpostamt herausgegebene Zeitung war ein Lokalblatt im eigentlichen Sinne des Worts. Im Archive zu Marburg befinden sich folgende 3 Nummern:

G. Ordentliche Postzeittungen. Auß Wienn, vom 30. April.

M. Ordentliche Postzeittungen. Auß Wienn, vom 4. Juny, 1622.

K. Ordentliche Postzeittungen. Auß Wien, vom 9. July, 1622.

Die dritte Gattung der damaligen Wiener Zeitungen sind die „Ordentlichen Zeittungen". Die Überschrift der ersten bis jetzt bekannten Nummer derselben lautet:

P 8 Ordentliche Zeittungen. Auß Wien, vom 3. Januarii 1626.

Da das ganze Alphabet 23 Buchstaben enthält, so gehen also der ersten Nummer des Jahres 1626 schon 7 Alphabete und 14 Buchstaben, also 175 Nummern voraus, wonach diese Zeitung neben den schon bestehenden „Ordinari Zeittungen" und „Ordentlichen Postzeittungen" in der zweiten Augustwoche des Jahres 1622 begründet worden ist. Vom Jahre 1629 hört die Doppelzählung durch Buchstaben und Zahlen an der Spitze jedes Blattes auf.

Die „ordentlichen Zeittungen“, von denen zahlreiche Nummern in den Staatsarchiven zu München, Dresden, Stockholm aufbewahrt werden, sind ein Einblattdruck in Quart. Sie wurden jeden Sonnabend ausgegeben. Als offizielles Wiener Hofblatt sind sie eine Art Hof- und Landeszeitung und besprechen die Angelegenheiten des kaiserlichen Hofes und der diesem am nächsten stehenden Gesellschaftsklassen oft recht ausführlich. Dabei tragen sie einen entschieden österreichischen und katholischen Charakter.

Der Wiener Buchdrucker Matthäus Cosmerovius erhielt ein Privilegium auf das „Wiener Blättl“. Die Existenz dieses Blattes wird durch ein Reskript des Kaisers Leopold I. vom 22. Mai 1671 bekundet, wodurch derselbe die Einrückung einer offiziellen Berichtigung in das „nechstdruckende Wiener Blättl“ anbefahl. Von dieser genannten Zeitung haben sich keine Reste erhalten.

Durch den Einfluß und die große Bedeutung, welche die italienische Sprache und Litteratur im 17. Jahrhundert, besonders aber unter Kaiser Leopold I. in Hof- und Adelskreisen hatten, erklärt es sich auch, daß der Wiener Universitäts-Buchdrucker Johann B. Hacque ein kaiserliches Privilegium auf den Druck einer lateinischen und welschen Zeitung erhielt. Letztere führte den Titel: „Avisi italiani ordinari estraordinari“. Das Privilegium derselben ging später auf den Universitäts-Buchdrucker Johann van Ghelen über.

Aus dem Inhalt der noch erhaltenen Drucke von 1582—1682 geht hervor, daß die Jesuiten und die niederösterreichische Regierung eine scharfe Zensur über Bücher und Zeitungen führten. Die strengsten Verordnungen wurden gegen Wiener oder fremde Buchführer erlassen, damit sie keine akatholischen Bücher von auswärts einführen und verkaufen, sowie gegen Wiener Buchdrucker, damit sie keine derartigen Bücher oder Zeitungen offen oder heimlich drucken sollten.

Man hatte im Jahr 1582 eine permanente Zensur-Kommission unter dem Vorsitz des Wiener Bischofs eingesetzt. Nach verbotenen Büchern fahndete man auf das eifrigste, auch die Offizinen der Buchdrucker wurden strenge visitiert, jedes Manuskript, das dem Drucke übergeben werden sollte, hatte ein hierzu bestimmter Jesuit zu beurteilen. Zur Regelung des Zeitungsdruckes erschienen von Zeit zu Zeit besondere Verordnungen. Da es vorkam, „daß eine Zeit hero vnterschiedliche Zeitungen getruckht vnd geschrieben . . . worden, welche nit allein wider den Statum publicum geloffen, sondern auch wider vnterschiedliche privatos vnwarhaffte vnd sehr präjudicirliche sachen in sich geholten“, so durften Zeitungen nicht früher gedruckt und verschickt werden,

als bis sie von den von der Regierung bestimmten Räten und Kommissarien revidiert worden seien.

Unter solchen Verhältnissen kann es nicht auffallend erscheinen, daß die Zeitungspresse in Wien sich nicht besonders zu entwickeln vermochte. Wenn also, wie wir im Eingange gesehen, die Wiener Zeitungen zu den ältesten Blättern Deutschlands gezählt werden dürfen, so kann man doch nicht behaupten, daß dieselben auch im Verlaufe der nächstfolgenden Zeit ein gedeihliches Leben gezeigt hätten. Daß Wien aber in der Gegenwart zu den Städten gehört, in welchen die Tagespresse einen sehr hohen Rang einnimmt, welcher Fortschritt besonders in den letzten 3 Jahrzehnten erreicht worden ist, darf wohl als allgemein bekannt angenommen werden.

—r.





Ist die heutige Bezugsweise des Buchhandels zeitgemäß?

In dem Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen hat sich der ganze Verkehr sowohl auf dem Land- als auch auf dem Seewege in solch ungeahnter Weise geändert, daß es wohl an der Zeit ist, die Bezugsweise des Buchhandels daraufhin zu untersuchen, ob diese dem Zeitgeiste gefolgt, oder ob die „Vertreter der Intelligenz" in Stillstand gekommen sind.

Heutzutage ist vermittelst der Post jede Ware, sofern solche nur fertig vorliegt, innerhalb 3, höchstens 5 Tagen selbst von den entferntesten Punkten Deutschlands und Österreichs zu erlangen; von nahe gelegenen Orten noch an demselben oder doch am nächstfolgenden Tage.

Ein Kunde bestellt bei seinem Buchhändler in Königsberg in Ostpreußen ein Buch für 50 Pf., welches in Stuttgart erschienen ist; derselbe ist aber nicht gewillt, 10 Pf. für Porto zu verausgaben, im Gegenteil er verlangt auch von diesem Büchelchen, wie von allen anderen noch die „üblichen" 10 % Rabatt. Der Buchhändler muß seinen Kunden schnell bedienen, und in Anbetracht eines größeren Jahresumsatzes mit diesem Kunden und ferner in Anbetracht des geringfügigen Gegenstandes läßt er das Buch direkt unter Kreuzband auf seine Kosten kommen. Da das Buch bei einem Ordinärpreis von 50 Pf.: 40 Pf. netto kostet, so hat der Buchhändler nach Abzug von 6 Pf. für Porto (3 Pf. für Bücherbestellzettel, 3 Pf. für das Kreuzband) sowie von 5 Pf. = 10 % Rabatt, nicht nur nichts verdient, sondern noch 1 Pf. zugesetzt.

Ein anderes Beispiel: Es verlangt jemand das „Handbuch des preuß. Staates", muß solches umgehend haben und, da das Buch von einer Behörde oder einer Bibliothek bestellt ist, welche von allen (meist Netto-) Artikeln 10 % Rabatt erhält, das „Handbuch" unter Kreuzband, des Gewichts wegen, nicht zu expedieren ist, so stellt sich der Schaden bei diesem Buche auf 8 Pf., und zwar 14 M. ordinär bleiben nach Abzug von 10 % Rabatt 12,60 M.; netto kostet das Buch 12 M.,

dazu an Porto für Bücherbestellzettel 3 Pf., für direktes Postpacket 50 Pf. und für Bestellgeld des Postpackets 15 Pf. macht in Summa 12, 68 M. netto.

Diese Beispiele des direkten Bezuges mögen genügen, lassen wir daher ein Beispiel für den indirekten Bezug via Leipzig folgen.

Es wird „zur Ansicht" bestellt bei einem Buchhändler, welcher keinen Kommissionär in Berlin hat, 1 Nachtigal, Sahara und Sudan, 2 Bde. Nachdem das Werk eingetroffen ist, stellt sich heraus, daß dasselbe dem Besteller zu gelehrt geschrieben ist. Er wünscht eine populäre Darstellung. Jetzt wird, soweit die eigene Litteraturkenntnis nicht ausreicht, der Hinrichs studirt und siehe da, es finden sich zehn oder zwölf Werke, welche dasselbe Thema behandeln und dem Buchhändler zweckentsprechend erscheinen. Die Firma will mit möglichst großer Auswahl aufwarten und bestellt all diese Werke à condition. Die Bücher kommen an und werden hoffnungsfroh dem Besteller zur Ansicht gesandt. Nach einiger Zeit kommt die Entscheidung, man möge die Bücher wieder abholen lassen, eines wäre behalten, und, nachdem die zurückgeholten Werke gestrichen sind, stellt es sich heraus, daß das behaltene Buch „Stanley's Reise durch den dunklen Weltteil, für das Volk bearbeitet von Volz" ist. Der Absatz war also 5 M., der Bruttoverdienst 1,25 M. Nun wogen die übrigen zur Ansicht bestellten Bücher über 5 Kilo und wurden „per Eilzug" bestellt; dieselben kosten an Fracht und Emballage von Leipzig genau 1 M.; die Rücksendung nach dort per Güterzug etwa 35 Pf., mithin Verlust 10 Pf.; nun zieht der Besteller, nachdem ihm zu Neujahr die Rechnung übersandt war, noch 10% Rabatt ab, wodurch dem Buchhändler nunmehr abgesehen von Zinsverlust noch 60 Pf. Schaden erwachsen.

Man wird uns vorwerfen, daß wir hier sehr krasse Beispiele gewählt haben, die nicht oft vorkommen. Wir gestehen ein, daß dem so ist, aber derartige Fälle kommen doch öfter vor, als der Sortimenter glaubt, da er nicht jeden einzelnen Fall in obiger Weise berechnet. Würde nicht mitunter, vielleicht durch besonders lebhafte Verwendung für eine zeitgemäße Novität, ein besseres prozentuales Geschäft gemacht werden, so könnten die Sortimenter in vielen Städten, welche in größerer Entfernung von Leipzig liegen, überhaupt nicht existieren. Der Umsatz mit den meisten Bibliotheken muß mit 10% rabattiert werden und besteht aus Netto-Artikeln, von welchen Partieen abzusetzen den meisten, auch den tüchtigsten, Sortimentern schwer fallen wird. Außerdem sind große Ansichtssendungen zu expedieren, deren Frachten den kleinen Nutzen illusorisch machen.

Wir würden nun der Frage näher zu treten haben: Läßt sich kein Wandel zur Verbesserung der Lage schaffen?

Das Einfachste, leider aber Unausführbare, würde sein, wenn sich sämtliche Buchhändler dahin vereinigten, überhaupt keinen Rabatt zu geben. Da dieses Mittel, welches das Übel an der Wurzel fassen und bei gewissenhafter Einhaltung gänzlich ausrotten würde, aber wie gesagt leider unausführbar ist, so müssen andere Mittel und Wege gesucht werden.

Ehe wir dieses thun, müssen wir eine andere Frage beantworten, nämlich: Woher stammt die nunmehr zur „Usance" gewordene „Liebenswürdigkeit" des Buchhändlers, seinen Kunden Rabatt zu geben? Abgesehen von der sich stets steigernden Konkurrenz, welche durch Rabattvorteile dem Konkurrenten dessen Kunden abspenstig machen will, tragen wohl die Hauptschuld an diesem Übel die Verkehrscentren, welche durch die Frankolieferung von seiten der Verleger nach Leipzig, Berlin 2c. dem Provinzialbuchhandel gegenüber enorme Vorteile haben und dadurch in der Lage sind, mit demselben oder gar noch größerem Nutzen, bei billigeren Preisen liefern zu können. Gegen die „Schleuderei", wie der nom de guerre dieses Grundübels des lieben Buchhandels lautet, ist schon sehr viel geschrieben und von den verschiedenen buchhändlerischen Korporationen auch schon manches geschehen, um den sich zu gefahrdrohender Größe anschwellenden Strom einzudämmen. Die Erfolge sind aber noch sehr bescheiden und werden stets bescheiden bleiben, wenn man sich nicht dazu verstehen wird, das Unkraut mit der Wurzel auszurotten.

So lange der Bezug „via Leipzig", der dem Provinzialbuchhandel so viel Geld kostet, noch notwendig ist, sollte man die notorischen „Schleuderer", die doch sehr leicht ausfindig zu machen sind, von allen buchhändlerischen Anstalten, so namentlich von der Bestellanstalt ausschließen. Das größte Interesse an der Durchführung dieses Vorschlags haben die Kommissionäre, denn alles was von den Schleuderfirmen abgesetzt wird, geht nicht durch ihre Hand, mithin ist der Bedarf ihrer Kommittenten um so viel geringer. Auch die Verleger hätten Ursache, das solide Sortiment gegenüber der Schleuderei zu unterstützen und zu schützen. Wenn auch zur Zeit die Großsortimente für einige Verleger die besten Kunden sind, so handelt es sich dabei nur um ältere, bekanntere Werke, welche, dem Publikum bekannt, vermittelst der Kataloge ausgewählt und verkauft werden. Aber das deutsche Publikum im allgemeinen ist es nicht gewohnt, unbekannte Bücher lediglich nach Katalogen auszusuchen, es greift daher zu den bekannten, und das Neue,

wenn auch Gute bleibt unbeachtet, falls es der Verleger nicht versteht, dafür Reklame zu machen, oder der Sortimenter sich dessen annimmt. Daß aber der Bezug der Bücher abseiten des Publikums abnehmen würde, sobald ihm die Gelegenheit zu billigerem Einkauf, also durch den Schleuderer, genommen würde, ist nicht zu befürchten.

Der Professor, der Lehrer, der Student, der Schüler — alle gebrauchen die Bücher, welche sie heute kaufen, sie müssen selbe haben, auch wenn sie nicht den Rabatt erhalten. Mit keiner „Ware" wird so schmachvoll verfahren wie mit den Büchern; verlange jemand, der eine große Familie und daher viel Bedarf von den betreffenden Artikeln hat, beim Schuhmacher, Schneider oder Kaufmann Rabatt. Man wird ihm ins Gesicht lachen und sagen: „Ja bei Barzahlung sollst Du — 2 % haben!" Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß der Kaufmann — selbstverständlich verstehen wir darunter den Detaillisten — wenigstens einen eben solchen Brutto-Verdienst hat als der Buchhändler, aber bei weitem weniger Spesen, und trotzdem verlangt man vom Buchhändler noch Rabatt und in Jahresrechnung. Würde den Schleuderfirmen der Verkehr vermittelst der Bestellanstalt abgeschnitten, so hätten dieselben wenigstens die Frachtspesen zu zahlen. Es blieben ihnen allerdings noch die Kommissionsspesen erspart, aber etwas würde die Schleuderei dadurch schon herabgedrückt werden.

Wir kommen jetzt zur Spesenberechnung des Kommissionärs und haben dabei ein mittleres Sortimentsgeschäft mit einem Umsatz von 50000 Mark im Auge. Da ist vorerst für „Vertretung" ein Honorar von 150 M. pro anno zu entrichten; dann für Zahlungen eine Provision von 1 %, für Ostermeßzahlungen ½ %; ferner, abgesehen von den Geschenken zur Ostermesse ꝛc., für Emballage pro 50 Kilo 3,50 M. Nun kauft doch der Kommissionär die Emballage, als Stricke, Pappen und Packleinen tara ein, und man sollte doch denken, daß dieselbe nun auch tara berechnet würde; dem ist aber nicht so. Gerade in der Bruttoberechnung der Emballage liegt eine große Härte und Ungerechtigkeit. Diese Bruttoberechnung soll jedenfalls für die Arbeit des Einholens, Ordnens und Packens ein Äquivalent sein; für was aber sind dann die übrigen Spesen?

Wir haben zu Anfang an den Beispielen gezeigt, daß der Sortimenter von der Spesenlast erdrückt wird, und daß diese den kleinen Verdienst fast annullieren.

Der Sortimenter geht deshalb schon mehr zu dem direkten Bezuge über, stößt dabei aber vielfach auf Widerstand bei den Verlegern. Es mag ja oft genug vorkommen, daß Barfakturen über direkte Sendungen,

trotz des Vermerks auf der Bestellkarte „Barfaktur via Leipzig“ lange Zeit hindurch uneingelöst beim diesseitigen Kommissionär liegen, oder gar als „uneingelöst“ zurückkommen. Dann strafe man doch durch Verweigerung direkter Expedition nicht gleich alle Sortimenter, sondern nur die schuldigen. Die Verleger-Vereine arbeiten jedes Jahr eine „schwarze“ Liste der Sortimenter aus, welche sich leicht auch darüber erstrecken könnte, durch irgend ein Zeichen diejenigen Firmen kenntlich zu machen, welche Schwierigkeiten bei der Einlösung von Barfakturen machen. Doch dieses nur nebensächlich.

In erfreulicher Weise ist schon an mehreren Orten Deutschlands und der Schweiz der Anfang mit „Vereins-Sortimenten“ gemacht, das heißt: es sind auf genossenschaftlicher Grundlage Centralstellen für den Bezug von Büchern &c. geschaffen, und wie die Jahresberichte ausweisen, erfreuen sich diese Institute immer größerer Beliebtheit bei den Beteiligten.

Doch ein großer Nachteil haftet noch daran, der ist, daß nur feste Bestellungen ausgeführt werden. So lange nicht jede beliebige à condition-Bestellung effektuiert wird, entspricht ein derartiges Institut seinem Zwecke, den innerhalb seines Bezirkes wohnhaften Buchhändlern nach Möglichkeit Spesen zu ersparen und durch gemeinsamen Bezug den Verdienst zu erhöhen, nicht ganz. Jede Bestellung, sei sie à condition, fest oder baar, muß an das Vereinssortiment adressiert werden, welches solche sammelt und auf Bestellzetteln mit seiner eigenen Firma an die resp. Verleger weiter befördert.

Handelt es sich um größere Bezüge aus einer Stadt, welche ebenfalls ein Vereinssortiment besitzt, so ließe es sich wohl einrichten, daß dieses letztere, da ja alsdann dort auch eine Bestellanstalt sein muß, dem bestellenden Vereinssortiment die Sendung übermacht. Wenn z. B. das Vereinssortiment in Hamburg eine größere Bestellung von Verlagsartikeln hat, welche in Hannover erschienen sind, wozu dann erst die weite Reise über Leipzig? Wozu der Bahn und den Spediteuren von dem spärlichen Gewinn noch den Löwenanteil zuwenden? Außerdem müßten die Verleger schlechte Rechner sein, wenn sie es nicht vorziehen sollten, von Hannover nach Hamburg bestimmte Sendungen lieber franko auf halbe Kosten, direkt nach Hamburg, anstatt franko auf eigene Kosten nach Leipzig zu expedieren, ganz abgesehen davon, daß auf solch kurzen Entfernungen sehr häufig die Expedition vermittelst Frachtgut genügt, während über Leipzig die Zusendung als Eilgut oft noch zu lange dauert.

Fassen wir kurz das Besprochene zusammen, so denken wir uns

das ganze deutsche Reich inklusive Österreich und die Schweiz in 16 bis 20 Kreise eingeteilt, in deren größter Stadt je ein Vereinssortiment sich befindet. Zu diesen gehören die Buchhändler des betreffenden Kreises; die notorischen Schleuderer sind gänzlich auszuschließen, an die nur unfrankiert und wenn es sein muß, auch noch mit verkürztem Rabatt geliefert wird. Den „Herren Schleuderern" würde dann doch wohl die Freude verdorben; sie würden, falls sie es nicht vorziehen sollten, dem Buchhandel bei dem ja nun für Sie keine Lorbeeren mehr zu pflücken sind, den Rücken zu kehren, gezwungen werden, sich der bestehenden Ordnung anzuschließen, und die Buchhändler könnten, da ja nun keine Preisunterbietung mehr, oder doch nur 'ganz vereinzelt stattfindet, sich vereinigen und Vorschriften über die Zulässigkeit von Rabatt machen.

Es wird aber noch viel Wasser ins Meer fließen, ehe diese Zukunftsidee zur Wirklichkeit wird, noch manches wird gesprochen und geschrieben werden müssen, ehe alle Buchhändler lieb gewordene, wenn auch kostspielige Gewohnheiten aufgeben werden. Man sollte bedenken, daß nur Einigkeit stark macht, und daß durch obige Ausführungen sowohl der Verleger als der Sortimenter große Vorteile genießt, und der Buchhandel sich durch Selbsthilfe eine bessere Zukunft schaffen kann als es durch staatliche Vorschriften möglich ist.

Sollten einsichtige Kollegen der Frage infolge dieses Artikels näher treten, so ist dessen Zweck erreicht. Das Mangelhafte unserer Vorschläge könnte leicht verbessert werden. Es war überhaupt nicht unsere Absicht, Vorschriften zu diktieren, sondern nur Anregung zu geben, und nur in diesem Sinne wolle man unseren kleinen Beitrag zur Reformbestrebung aufnehmen.



Bücher-Verzierungen und Daniel Chodowiecky.

Von

D. A. Frantz.

1.

Verzierungen nennt man Teile sonderlich eines Kunstwerkes, die zu dessen wesentlicher Beschaffenheit nicht gehören, also auch wegbleiben können, ohne das Werk selbst in seinem Bestande zu vernichten; die aber, um ihm mehr Anmut zu geben, hinzugefügt werden, wozu allerdings zunächst ein guter, gebildeter Geschmack gehört; damit der Geschmack sie aber verwerten kann, müssen sie doch da sein, und zu dem Zwecke, dem sie dienen sollen, erfunden werden. In dieser Beziehung können sie ein Erzeugnis des selbständig bildenden und schaffenden, d. i. poetischen Geistes des Menschen sein; denn Poesie nennt Plato das Vermögen, schaffen zu können, was noch nicht da ist.

Es giebt kaum ein Werk der Kunst, das die Verzierungen absolut von sich zurückweist; am meisten könnte jedoch dies geschehen von der Skulptur und Architektur, welche beide eben darin ihr starkes, in sich selbst festes, positiv männliches Wesen offenbaren, daß sie in der einfachsten Form, ohne allen andern Schmuck gedacht werden können, als den ihnen die Konstruktion ihrer notwendigen organischen Teile verleiht; diesen Charakter aber umsomehr verlieren, je mehr sie sich in die Kunst zu verzieren einlassen; die Skulptur kann dann herabsinken bis zu den niedlichen Nipsächelchen, die den Schmuck- und Arbeitstisch der Frauen zieren; die Architektur aber hat auf diesem Wege zur Verzierung oder Ornamentik einen besonderen Baustil erzeugt: die Renaissance. — Wohl können auch die Produktionen der andern Künste in einfacher Form gedacht werden, wie sie denn auch die einfache Form ihrer Darstellungen in der Architektonik des Stils zum Ausdruck bringen, aber diese Künste gehen weit leichter und weit mehr, als Skulptur und Architektur, in das individuelle Gefühl des einzelnen ein und können darum auch nicht so leicht das subjektive Wesen der Verzierung von sich ausschließen.

Bezeichnen wir das intensive Vermögen der Kunst, die einfache Form darzustellen, als das männliche Wesen der Kunst, so dürfte es wohl erlaubt sein, die Kunst der Verzierung als **weibliche** Kunst, oder als den weiblichen Charakter der Kunst zu bezeichnen, wie sie denn auch vornämlich dem Wesen der Frauen gehört, die darum Schiller auch als die himmlischen Rosen im irdischen Leben, Goethe aber mit mehr Tiefe und sittlichem Ernste als die Trägerinnen der Sitte preist, wie im Tasso:

„nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sittte".

Und, wie Goethe weiter sagt, um den oft ungestüm nach fremden Gütern strebenden Mann zu fesseln an das den Frauen eigene eng begrenzte Gut der Sitte, ist es den Frauen gegeben, es zu schmücken, um es sich und durch die Zauber der Anmut auch dem Manne zu bewahren. Schlimm, wenn bei diesem edlen Streben der Geschmack jenen Ryparographen der Griechen gleichend, in das Unschöne, Häßliche ja selbst Niedrige verliebt ist. Aber ebenso schlimm ist es, wenn diese weibliche Kunst nicht mehr dienend, sondern herrschend, allein alles sein, eitel Schmuck und Zierrat sein will, darin denn die Sitte nichts mehr ist, in Schmuck- und Putzsucht untergeht oder eine Toilette der Venus wird, wie sie französische Maler darzustellen beliebten. Es gehört unwidersprechlich zum Wesen wie zum Bedürfnis der Frauen, daß ihr äußerer Schmuck die Facette sein soll, in der sie leuchten und strahlen, und sind selbst die Schleifer — aber die Facette strahlt doch nur hell und leuchtend am echten Edelsteine (der Schmuck der höheren Stände an unsern Bauer- und Dienstmädchen ist darum so widerlich). Selbst eine Miß Robinson auf einsamer Insel, wo sie nichts als ihr eigen Bild im Wasserspiegel hat, würde sich doch in die neuesten Moden kleiden. Mit Recht sagt ein alter römischer Kunstkritiker (Quintilian Institutio orat. Lib. VIII., Cap. 3, 6): Die Verzierung (ornatus) soll männlich, stark, keusch sein, soll nicht eine weichliche Leichtfertigkeit, nicht eine durch Schminke zur Lüge gewordene Farbe lieben, sondern durch eigene Kraft und Lebendigkeit bedeutend sein. Dies aber ist umsomehr zu beachten, weil hier das Ächte und Falsche so nahe aneinander grenzen, und weil die, welche das Falsche lieben, dasselbe gleichwohl echt und schön finden. Der Mißbrauch der Verzierungen ist daher sehr leicht, und macht, wenn er überhand nimmt, die Rede- und Dichtkunst zur Phrase, die Musik zu leerer Klingelei und Trillerei; die Malerei zu bloßer Schönfärberei. — In Summa: die Kunst der Verzierungen ist eine keusche Muse, wir sagten eine weibliche Kunst, die das Geheimnis ihres Wertes in sich zu bewahren hat, und sich nicht in leeren

äußeren Schmuck verzetteln darf; wie die Frau, deren Schmuck, wie St. Petrus sagt, der verborgene Mensch des Herzens ist, unverrückt mit sanftem und stillem Geist. Wo der ist, da wird die Frau auch immer das Rechte, Geziemende und Anmutende finden auch in Haarflechten, Goldumhängen und Kleideranlegen. Wo aber dieser verborgene Mensch des Herzens nicht ist, da könnte man sich an Goethes Mailied erinnert fühlen:

> Fand mein Holdchen — Nicht daheim,
> Muß das Goldchen — Drauß sein

Ja draußen:

> Zwischen Weizen und Korn
> Zwischen Hecken und Dorn
> Zwischen Bäumen und Gras.
> Wo gehts Liebchen? Sag mir das! —

Doch genug zum Eingang! Wir wollen kurz betrachten, wie diese weibliche, anmutige Kunst von Anfang her in dem Bücherwesen erscheint, und wollen dann bei einem Manne verweilen, der in dieser Kunst einen geachteten und geschätzten Namen hat.

Bekannt ist, daß vor Erfindung der Buchdruckerkunst der geistige Verkehr durch Manuskripte vermittelt wurde, von denen noch viele in großen Bibliotheken aufbewahrt werden, und die wegen ihrer Ausschmückung mit Miniaturen in unvergleichlich schönen und dauerhaften Farben, Rot, Grün, Blau und Gold — noch jetzt einen sehr erheblichen Kunstwert haben, und als die Anfänge der Malerei im Mittelalter mit Recht gewürdigt werden.

Diese Miniaturen erscheinen teils und zuerst in verzierten Initial- und Versalbuchstaben, teils in kleinen Bildern, Heilige, oder auch Scenen des Lebens darstellend.

In den frühesten Zeiten des Mittelalters schrieb man mit sogenannten Uncialbuchstaben, d. i. mit großen,*) eckigen und hakigen Buchstaben, die, ohne die Worte von einander zu trennen, in einer Reihe fort geschrieben wurden. Durch Verzierungen rc. war die Schrift mit Uncialen so unleserlich geworden, daß Karl der Große zunächst wieder für leserliche Schrift sorgen mußte, die in Klöstern und Klosterschulen gelehrt und unter kirchlicher Kontrolle geübt wurde. Alcuin, sein Ratgeber in solchen Dingen, erklärte das Abschreiben der Manuskripte für ein verdienstliches Werk, und so fehlte es denn auch nicht an frommem Eifer. Das wachsende Bedürfnis nach Manuskripten führte allmählich zur Tachygraphie und zur Anwendung einer sogenannten Kursivschrift.

*) Uncia, uncialis, zollgroß.

Daneben gab es nun aber auch Kalligraphen, welche die Anfangsbuchstaben mit Schreiberzügen und Farben ausmalten, und diesen Meistern verdanken wir denn die schönen Initialen und Versalbuchstaben, mit welchen wir seit dem 12. Jahrhundert die Manuskripte geschmückt finden. Die Namen dieser Schreibkünstler sind verschollen; nur einige derselben haben sich erhalten, wie Konrad von Scheiern aus dem 13. Jahrhundert, Berthold Furtmeier aus dem 15. Jahrhundert und eine Nonne aus dem Kloster Medling, Dorothea Derietheim im 16. Jahrhundert. Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts finden sich auch in Druckwerken noch die von Kalligraphen und Illuminatoren ausgeführten schönen Initialen; von da an aber vertritt die Hand des Kalligraphen der Holzschnitt, womit die Kunst, wenigstens in Deutschland bald in rohe Hände kam. Die mit Linien und Figürlichem ornamentierten Anfangsbuchstaben wurden oft von Illuminatoren mehr mit Farben überstrichen, als gemalt, bis auch die Farbe wegblieb, und man am Ende zu den einfachen Buchstaben überging, die auch wirklich schöner waren als die verschnörkelten. — Neuerdings haben die ornamentierten Initialen namentlich in Prachtdrucken eine beifällige Aufnahme gefunden, die sie auch verdienen, zumal sie oft Meisterwerke der ornamentierenden Kunst sind. Auch die Farbe hat man wieder für sie angewendet, wofür die Chromolithographie ersprießliche Dienste leistet. Es ist bekannt, wie die alten gotischen Initialen mit Blumen und Arabesken verziert namentlich den Erfindungsgeist der Damen angeregt haben. — Zu bemerken, daß die Kunst, Buchstaben zu verzieren, vierfach ist.

1. Der Buchstabe selbst wird metamorphosiert, in eine Kunstgestalt verwandelt. (Monogramm.)

2. Der Buchstabe wird mit Blumengewinden, Guirlanden, Arabesken ꝛc. umgeben, oft überladen.

3. Der Buchstabe wird einfach auf ein entsprechendes Bild (Gemälde) gesetzt.

4. Das Korpus der Buchstaben wird mit Figürlichem oder Ornamentlichem ausgeschmückt. (Frankr.)

In allen 4 Arten läßt sich ein feiner geübter Kunstgeschmack beweisen.

2.

Bedeutender und wertvoller als die Initialen der Manuskripte sind die kleinen Miniaturbilder, diese frühen Erzeugnisse der Miniaturmalerei, die schon durch ihre Technik außerordentlich viel Reiz gewährt. Gummifarben, die möglichst wenig Körper haben, werden mit einem feinen spitzen Pinsel Punkt für Punkt neben einander gestellt, so fein

und reinlich, daß die Farben wie vertrieben aussehen. Diese mühsame Art der Ausführung gestattet und empfiehlt ihre Anwendung für die kleinen und kleinsten Dimensionen auf Pergament oder Elfenbein. Und wer hätte solche kleine zierlichen Miniaturbilder in Medaillons oder anderen Schmucksachen nicht schon einmal gesehen, wenn er nicht so glücklich ist, ein solches kleines Meisterwerk selbst zu besitzen! Schon im frühen Mittelalter wurde diese Kunst von kunstfertigen Mönchen geübt, die man Miniatoren nannte, weil sie bei ihrer Malerei vorzüglich Mennige anwandten, woher auch dieser ganze Kunstzweig den Namen Miniaturmalerei erhalten hat. Als Künstler folgten sie dem herrschenden Kunstgeschmack, der bis zur Zeit Karls des Großen den antiken Traditionen folgte. Nach der Zeit Ottos des Großen wurde der Kunstgeschmack byzantinisch, dann romanisch und zuletzt gotisch. Im 14. und 15. Jahrhundert bemerkt man nach und nach wenigstens in Deutschland schon den Einfluß der Kölner Malerschule. In dieser Zeit stand die Miniaturmalerei in höchster Blüte, und aus dieser Zeit sind die Miniaturbilder, welche der Wiener Kunsthändler Reiß aus den Manuskripten der römischen Messalbücher gesammelt hat. — In Frankreich wurde um diese Zeit ein erstaunlicher Luxus mit Miniaturen getrieben, wie überhaupt mit Ausschmückung der Andachtsbücher (heures) durch schöne noch jetzt mustergiltige Bordieren. — Die Großen des Reiches nahmen sie unter ihren Schutz und beriefen die besten Künstler aus Flandern, um ihre Bücher mit diesen kleinen Farbenbildern zu schmücken. Noch im 16. Jahrhundert war Clavio der größte Miniaturmaler aller Zeiten. Er war so geschickt, daß er menschliche Figuren in der Größe einer Ameise treu und vollendet malet, daß sie in natürlicher Größe nicht besser hätten gemalt werden können. Nach allen Seiten hin wurden seine Meisterstücke begehrt; und doch verschwand die Miniaturmalerei um diese Zeit aus den Büchern. Die Buchdruckerei und mehr noch der Kupferstich hatten sie verdrängt. In der That scheint auch der altdeutsche Kupferstich eine Nachahmung der Miniaturen zu sein, und die Absicht gehabt zu haben, einen leichten und billigen Ersatz zu bieten; und wenn wohlhabende Liebhaber der Kupferstiche dieselben durch Illuminatoren ausmalen ließen, wie oft geschah, dann wurde auch das Kolorit der Miniaturen nachgeahmt. Oft wurden die Manuskripte mit bloßen Federzeichnungen geschmückt. Und hier darf wohl auf eine der letzten Kunstwerke hingewiesen werden, nämlich auf die schönen, kunstreichen Federzeichnungen, womit Albrecht Dürer das Gebetbuch des Kaisers Maximilian geschmückt hat. Sie gehören ohne Frage zu Dürers Meisterwerken; auch wird es noch bekannt sein, wie einst Goethe dem

jungen Peter Cornelius, nachdem er dessen Faustbilder gesehen hatte, das Studium dieser Federzeichnungen empfahl.

In der Zeit der Manuskripte war die Herstellung und Verzierung derselben eine persönliche That, die so oft wiederholt werden mußte, so oft ein Manuskript beschafft und verziert werden sollte. Der Bücherdruck aber war eine vervielfältigende Kunst, wo in einer einzigen mechanischen That der Presse hunderte von Büchern hergestellt werden sollten, und die gedruckten Bücher sollten rasch durch Handel und Verkehr verbreitet werden. Die Buchdrucker und Buchhändler konnten daher sich nicht so lange aufhalten, um diese Hunderte von Büchern mit Handmalereien schmücken zu lassen; es waren also immer nur einzelne Exemplare, die von den Miniatoren in Klöstern mit Initialen und Miniaturbildern ausgeschmückt wurden, und diese schönen und seltenen Exemplare fanden sich dann auch nur immer vereinzelt in den Klöstern, wo kunstfertige Mönche waren, oder bei reichen Bücherliebhabern, welche die Federzeichnungen oder Handmalereien bezahlen konnten und wollten. Wenn also die Typographen ihre Druckwerke mit gleichen Verzierungen, wozu ein schöner Schnitt ihrer Typen nicht ausreichte, schmücken wollten, dann mußten sie notwendig mit anderen vervielfältigenden Künsten sich verbinden, die zugleich mit der Buchdruckerkunst entstanden und geübt wurden, und dies war zunächst der Holzschnitt und der Kupferstich. Wir sehen daher, wie nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Verzierungen der Bücher in solchen Dingen bestanden, welche von den Druckern selbst mit den Typen ihrer Offizinen hergestellt werden konnten, wie die Titel der Bücher, die Anfangsbuchstaben und andere typographische Kleinigkeiten, oder durch den Holzschnitt und Kupferstich bewirkt wurden, wie die zahllosen Bilder, die Randverzierungen und die Marken der Drucker und Verleger, welche alle das Kunstinteresse in Anspruch nehmen, die sogenannten Marken aber auch an eine fast verschollene Kunst, die Emblematik, erinnern, die man auch eine Epigrammatik in Bildern nennen könnte. Diese Verzierungen, zumal wie sie von bekannten und anerkannten Meistern herrühren, verleihen den Büchern oftmals einen Wert, den die Bücher an sich nicht haben, und sind ein Gegenstand der Sammlung für Kunstkenner und Kunstliebhaber.

(Fortsetzung folgt.)



Das Buch- und Zeitungsgewerbe im Altertum.

Von

Hermann Pilz.

Man hat unser Zeitalter das „papierene" genannt, und die Satiriker unserer Tage lassen es im Hinblick auf die entschwundenen Rosentage des „goldnen Zeitalters" an Spöttereien über das moderne Menschengeschlecht nicht fehlen. Ein „goldnes" Zeitalter" aber ist zu allen Zeiten, von allen Völkern gepriesen worden auf Kosten der Gegenwart und unsere Ahnen schwärmten so gut davon wie es unsere Enkel dereinst sehnsüchtig sich zurückträumen werden. Die Gegenwart „das papierene Zeitalter" zu nennen, ist allerdings in gewissem Sinne nicht unberechtigt, denn das Papier ist im modernen, sozialen Leben zu einer Herrschaft gelangt, die es vordem niemals besessen hat. Die Papierwäsche ist ein gangbarer Artikel geworden, Papierblumen gehören zu den gesuchten Schmuckartikeln, Papierstuck bildet die Ornamente vieler modernen Etablissements, ja der inventiöse Amerikaner, der den übrigen Nationen in der Ausnutzung neuer Ideen immer über ist, hat in der neusten Zeit, wie behauptet wird, sogar den kühnen Versuch gemacht, ganze Häuser aus Papier zu bauen, eine allerdings etwas „windige" Bauart. Bei einer derartigen vielseitigen Verwendung des Papieres ist wohl glaublich, daß z. B. im letzten Jahre die Papierproduktion tausend Millionen Kilogramm, soweit es der Statistik möglich ist, ihre Forschungen auszudehnen, betragen haben soll, welches Quantum in 3965 Fabriken geliefert wurde. Wenn man nun weiter berücksichtigt, daß von diesem Quantum 500 Millionen zu Druckzwecken und davon wieder allein 300 Millionen für Journale und Zeitungen verwandt worden sind, so kann man ganz unbedenklich von einer „Macht der Presse" heutzutage sprechen. Es ist noch gar nicht so lange her, daß sich das Bücher- und Zeitungswesen eine derartige Stellung im gesellschaftlichen Leben errungen, denn auch nach Erfindung der Buchdruckerkunst blieb der Buchhandel noch lange Zeit ein

sehr primitiver, und von einer Blüte des Journalismus kann man sogar erst in diesem Jahrhundert sprechen, denn noch zu Goethes und Wielands Zeiten, welch' letzterer namentlich fleißig sich mit dem Zeitungswesen beschäftigte, war die journalistische Tageslitteratur noch ziemlich unbeholfen und schwerfällig, so daß ein Tagesblatt von vier kleinen Quartseiten, auf welches heute die Provinzialblätter mit Stolz herabsehen würden, schon von sich reden machen konnte. Interessant ist es aber nun vollends, in eine Periode der menschlichen Kulturgeschichte zurückzublicken, der die schwarze Kunst Gutenbergs noch ein unbekanntes Land war, in das klassische Altertum und speziell in das tägliche Leben des römischen Volkes, von dem uns in dieser Hinsicht eingehendere Überlieferungen als es bei den Hellenen, die das Vorbild der Römer waren, z. B. der Fall ist, zu Gebote stehen. Vom griechischen Volke wissen wir, daß zur Zeit des Peisistratos von Athen und des Polykrates von Samos bereits umfangreiche Bibliotheken bestanden, und Gellius spricht in seinen „attischen Nächten" auch bereits von einem ausgebreiteten Büchermarkt in jener Kulturperiode. Mit voller Sicherheit kann aber zu Sokrates' Lebzeiten von buchhändlerischem Verkehr gesprochen werden, und wir wissen sogar, daß auf der Orchestra des dionysischen Theaters damals in Athen ein lukrativer Buchhandel herrschte. Freilich zu einem umfangreichen, geschäftsmäßig betriebenen Gewerbe, zu einem Buchhandel im heutigen Sinne, sollte es erst unter Romas Herrschaft kommen. Fragen wir uns zunächst, wie die Bücher damals gestaltet waren, so müssen wir natürlich von dem heutigen Begriffe eines „Buches" absehen, denn die Art und Weise, Bücher in unserer Manier zu binden, gehört erst einer späteren Kulturzeit an. Die Bücher waren geschrieben, und zwar bediente man sich großenteils des feinen Bastes der Papyrusstaude, *βίβλος*, woher der Name Bibel (gleich Buch) rührt, zu denselben. Das Material wurde aus verschiedenen Städten bezogen, und zur Zeit des Augustus gab es in Rom bereits sieben verschiedene „Papierfabriken", die mit der Feinheit und Eleganz ihrer Waren konkurrierten. Die unter der Stengelschale befindlichen, dünnen Bastlagen der Papyrusstaude, welche bei der Zusammenfügung etwa 1—2 Finger breit am Rande übereinander zu liegen kamen, gaben 2—3 Finger breite Streifen oder paginae, was wir an den in Herkulanum aufgefundenen Rollen noch sehen können. Doch war der Papyrus nicht das einzige Material, welches zur Anwendung kam, auch das Pergament, eine Erfindung des Königs Eumenes von Pergamon, der sich samt einem anderen pergamenischen Könige, Attalus I., große Verdienste um das Buchgewerbe in Griechenland

erwarb, kam häufig in Gebrauch, obwohl es viel kostspieliger war als der Papyrus. Auch Bücher, bei welchen sich die Schrift auf Leder und auf Leinwand befand, werden mehrfach erwähnt, jedoch gehörten sie zu den Kuriositäten auf dem antiken Büchermarkt.

Zum Schreiben auf diesem Material diente eine Art von Tinte, welche atramentum librarium, zu deutsch „Bücherschwärze" genannt wurde. Man verwandte auch Tusche und Sepia für die Schrift und verschiedenfarbige Schriftzeichen gehörten schon damals ins Bereich der sogenannten „Prachtexemplare". Da es nun zu jener Zeit noch keine Stahlfedern gab, auch noch niemand auf den gescheiten Gedanken gekommen war, den weißgefiederten Retterinnen des Kapitols die Federn auszuziehen und zu Schreibutensilien zu verwerten, so stutzte man Rohrstengel, oder calami, ganz nach Art der Gänsefedern zu, mit denen unsere Großväter und Großmütter zu Olims Zeiten das ABC schreiben lernten. Auch der calamus hatte verschiedene Preise, und das beste Rohr wurde aus dem Wunderland der Pyramiden, von den Schilfgestaden des heiligen Vater Nil, oder aus Gnidus, oder auch vom anaitischen See bezogen. Was nun das Schreiben selbst anlangt, so versah man fast ausschließlich nur die eine Seite mit den kalligraphischen Leistungen, während die Rückseite des Blattes mit cedrus oder Cedernöl, von dem die alten Dichter sangen, daß es der Unsterblichkeit würdig sei, auch mit Safran, und letzteres zumeist, bestrichen wurde. Man that dies einesteils, weil die Schrift dadurch deutlicher hervorgehoben wurde, andererseits aber wohl auch hauptsächlich, um den Motten und Würmern zu verleiden, hier Hütten zu bauen. Die Schrift war bisweilen, ebenso wie bei uns, in zwei, auch wohl drei Kolumnen oder Spalten geteilt, die durch Linien von roter Tinte getrennt wurden, und bei besser ausgestatteten Werken mit kunstvollen Arabesken versehen waren. Am Anfang und auch am Ende stand der Titel des Buches, der buntfarbig ausgestattet war und zugleich den Inhalt des Werkes mit anzeigte.

Als nun das Bedürfnis nach Büchern immer größer wurde, als besonders auch in den Schulen Lesebücher, ich erinnere hier an das Lesebuch des Cornelius Nepos „für den praktischen Schulgebrauch", geführt wurden, da wurde es natürlich auch notwendig, das Schreiben zu beschleunigen, und wenn es auch kein völliges System einer Stenographie gab, so wußten die Schreiber doch zahlreiche Abkürzungen oder Abbreviaturen zu machen, die die Arbeit wesentlich förderten. Nur die Prachtexemplare hatten auch den Vorzug, daß in ihnen alles ausgeschrieben werden mußte. Daß bei der Schnelligkeit, mit welcher hier

zu Werke gegangen werden mußte, Schreibfehler, lapsus calami, mit unterliefen, kann nicht Wunder nehmen, und wie unsere modernen Schriftsteller über den Druckfehlerteufel, so klagen die römischen Autoren über die Tücke und Unausrottbarkeit des Schreibfehlerteufels. Aus einem Briefe des Redners Cicero an den Buchhändler Atticus wissen wir, daß man zuweilen, wenn sich so ein Schreibfehler eingeschlichen hatte, den ganzen Rest der Auflage nahm und nachträglich noch die betreffende Stelle verbesserte, was leider bei unseren Druckfehlern in den seltensten Fällen noch möglich sein wird. War der Inhalt des betreffenden Buches wertlos geworden, so wurde das Papier wieder überstrichen, und konnte dann von neuem benutzt werden. In seiner neuen Gestalt hieß es Palimpsestus. Im Mittelalter waren es namentlich die Mönche, welche solche Palimpseste fabrizierten, und dann auf die Werke der alten heidnischen Autoren fromme Gebete und Lieder schrieben. Die ältesten Denkmäler unserer Litteratur, unsere ersten deutschen Nationalepen, befinden sich auch auf solchen Palimpsesten. Von einem Einband der Bücher im heutigen Genre war damals gleichfalls nicht die Rede. Die an einer Seite durch Leimen oder Pressen zusammengefügten Blätter wurden an einem hohlen Zylinder aus Knochen, Elfenbein oder Holz befestigt, und durch diesen Zylinder ging ein drehbarer Stab, der am oberen und unteren Ende je einen kunstvoll gearbeiteten, runden Knopf hatte, der von ziemlicher Dicke war, und einesteils zur Befestigung des Stabes, damit er nicht aus dem Zylinder herausfuhr, anderenteils aber auch zur Schonung des Buches diente, welches beim Lesen auf demselben ruhte, und beim Umschlagen der Blätter sich nicht auf dem Tische abschabte. Hinten am oberen Ende der Rolle war, wie bei unseren Büchern, auf einem aufgeklebten Streifen Papier der Titel, titulus, des Buches mit rötlicher Schrift verzeichnet. Wenn man das Buch nicht mehr brauchte, so wurde es, um es gegen Staub u. s. w. zu schützen, in eine Umhüllung von rot oder gelb gefärbtem Pergament eingeschlagen, und wenn es besonders wertvoll war, in ein Kästchen von Cedernholz gelegt. Auf das erste Blatt des Buches wurde häufiger, als dies jetzt Mode ist, das Bildnis des betreffenden Autors gemalt.

Diese eben geschilderten Bücher wurden nun von den Sklaven für ihre Herren hergestellt, und die einzelnen Privatbibliotheken erstanden zumeist auf dem Wege des Tauschhandels. Man ließ die Bücher öfters kopieren und veräußerte die Kopien gegen andere gleichwertige Werke. Die erste, namhafte Privatbibliothek in Rom war die des Ämilius Paulus, deren Reichhaltigkeit berühmt war, während in

Griechenland als erster Inhaber einer solchen der dritte große Tragiker, Euripides, genannt wird, von dem Bernhardy in seinem Grundriß der griechischen Litteratur sagt, er sei „Besitzer vieler philosophischer Schriften gewesen, in denen er stubenhockend studierte". Eigentliche Modesache wurde aber die Anschaffung einer Privatbibliothek in Rom erst, seitdem Lucius Cornelius Sulla, ein großer Kenner der griechischen Sprache und Litteratur, der selbst seine Memoiren griechisch schrieb, die Bibliothek des Apellikon aus Athen mit nach Rom nahm, und auch der reiche Lukullus bei seinen Kriegen in Asien eine sehr umfangreiche Sammlung wertvoller Bücher in seinen Privatbesitz nach Rom brachte. Seitdem gehörte eine Bibliothek zum guten Ton, sie war Mode- und Luxusartikel geworden, und selbst die, welche den Inhalt der Bücher nicht zu würdigen verstanden, ergötzten sich an der prächtigen Ausstattung derselben. Seneca, Lucian und der witzige Martial haben darüber manchen Spott vom Stapel gelassen, und Seneca sagt von dem Bibliothekensaal, daß er oft nur ein „Schmuck der Wände gewesen sei, so daß unter so vielen tausend Büchern der Besitzer gähnte und sein größtes Wohlgefallen bloß an den Aufschriften und Titeln hatte". Cicero, Attikus, Horaz, Plinius und andere machten freilich einen würdigeren Gebrauch von ihren Büchersammlungen, und Horaz singt in einer poetischen Epistel an Lollius: „Möge ich mir selber leben können in meinen übrigen Lebenstagen, wenn die Götter mir noch welche schenken wollen, und möge es mir dann nicht an Büchern und an Lebensvorrat fehlen, der auf ein Jahr ausreicht". Der römische Architekt Vitruv erwähnt denn auch in seinen zehn Büchern über die Architektur die Bibliothek als einen wesentlichen Bestandteil des römischen Wohnhauses zur Zeit des Augustus.

Über die Beschaffenheit eines Bibliothekzimmers sind wir ebenfalls genau unterrichtet, da bei den Ausgrabungen von Herkulanum und Pompeji in ersterer Stadt das Bibliothekzimmer eines vornehmen Römers, das 1700 Bücherrollen umfaßte, gut erhalten aufgefunden wurde. Da man ein reiches Tageslicht nötig hatte, so war das Zimmer nach Morgen gelegen, die Wände waren rings herum mit Schränken besetzt, die jedoch nur so hoch sein durften, daß man die Bücher aus den Fächern bequem herauslangen konnte. Diese Fächer in den Schränken, oder armaria, werden von Martial ganz witzig die nidi, die Nester der Bücher, genannt, und es läßt sich nicht leugnen, daß es bei dem Tauschgeschäft, welches die Besitzer der Bibliotheken betreiben mußten, um neue Lektüre zu bekommen, wohl in einer solchen Bibliothek wie in einem columbarium oder Taubenschlag zugegangen sein mag.

In den Bibliotheken wurden auch die Bilder der Angehörigen, vor allem berühmter Männer aufgehangen, und hier wurden auch Sklaven als Bibliothekare, die zugleich das Bücherkopieren besorgten, gehalten, sogenannte librarii, scribae, oder antiquarii genannt, von welch' letzterem Namen der unserer Antiquare abstammt. Geordnet wurden die Bibliotheken zumeist nach dem Muster derjenigen des Philosophen Aristoteles, die auch den späteren großen öffentlichen Bibliotheken zum Vorbild diente.

Es läßt sich nun sehr leicht erklären, wie sich mit der Mode der Privatbibliotheken der Buchhandel entwickelte. Bei dem wachsenden Bedarf, der sich beständig steigernden Nachfrage, machten die freigelassenen Sklaven ein Geschäft auf eigene Rechnung aus dem Bücherkopieren und hielten sich wieder eine Reihe Sklaven, so daß, wenn einer diktierte, oft eine Auflage von zehn, zwanzig und mehr Exemplaren hergestellt werden konnte, die nun von seiten des Herrn Chefs zum Handel gebracht wurde. Selbstverständlich mußte diese Bücherfabrikation so schnell als möglich betrieben werden, und man bediente sich, wie schon erwähnt, deshalb zahlreicher Abbreviaturen. Berühmt sind die Abkürzungen des Tiro, eines Freigelassenen des Cicero, sog. „tironische Noten", in dieser Art geworden. Wie schnell die Bücher fertig wurden, davon gibt der Dichter Martial ein Bild, der von seinem zweiten Band Gedichte sagt: „der Schreiber schreibe es in einer Stunde ab". Der Band enthält aber 93 Epigramme, außer den Überschriften 540 Verse, so daß der Schreiber in der Minute 9 Verse schreiben mußte, gewiß eine tüchtige Handfertigkeitsleistung. Die Auflage berechnete man nach dem Bedürfnis, und natürlich wurden Werke, wie die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos, in großen Auflagen hergestellt, weil man mit ihnen Geschäfte bei den Schulkindern machte. Dennoch verrechneten sich die antiken Buchhändler ebenso häufig, wie unsere modernen, die Ladenhüter werden von den römischen Satirikern wiederholt verspottet, und auch die Krebse machten den antiken Buchhändlern viel schlaflose Nächte. Der Rest einer Auflage, der in Rom voraussichtlich nicht abgesetzt wurde, wanderte zumeist in die Provinzen, die Provinzler heißt es, können noch genug aus dem lernen, was für Rom zu schlecht ist, und so wanderten denn nach Afrika, Spanien, Gallien und Britannien die buchhändlerischen Gerichte, die dem römischen Gourmand nicht zusagten. Kamen sie auch aus der Provinz zurück, dann war Hopfen und Malz an ihnen verloren, und, wie heute noch, wanderten sie zum Dütchenkrämer oder Fischhändler, der sie vermakulierte, oder auch um ein Spottgeld an Kinder losschlug.

Den Autoren war es selbstverständlich manchmal recht lieb, wenn ein Rest blieb, und in die Provinzen wanderte, weil sie ja dadurch im Auslande schneller populär werden konnten. Es ist ja bekannt, daß ein Mann von Cadix extra nach Rom kam, der einen Rest von Schriften des Livius gekauft hatte, um den Historiker mit eigenen Augen zu sehen. Mit der Zeit bildete sich nun infolge dessen auch ein ganz reger Provinzialbuchhandel aus. In Rom waren die Buchhandlungen im vicus Sandalarius am Forum, und nördlich davon im Argiletum.

(Schluß folgt.)



Spanien und sein gegenwärtiger Buchhandel.

3. Verlags- und Sortiments-Buchhandel.

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß in Spanien das buchhändlerische Geschäft und ganz besonders der Betrieb desselben heute noch sehr darnieder oder wie man zu sagen pflegt „im argen" liegt. Wer jetzt plötzlich aus Deutschland oder Frankreich, England, Amerika, ja selbst Rußland nach Spanien gelangt und dort litterarische Bedürfnisse befriedigen will, glaubt sich fast um Jahrzehnte in der Zeit zurückversetzt, so sehr wird seine Geduld erprobt, wenn er irgend eines deutschen, französischen oder auch spanischen Buches habhaft werden will. Die Macht der Gewohnheit einerseits, um nicht zu sagen des Schlendrians, der Mangel an geregelter Geschäftsverbindung, dann aber der eigentümliche Charakter des Spaniers selbst, ein seltsames Gemisch von Grandezza, Stolz und Trägheit, und das damit verbundene Fehlen von Konkurrenz — sie wirken zusammen, um einen Zustand herbeizuführen, der das gerade Gegenteil von Rührigkeit im Geschäftsleben darstellt.

Schon das Bibliothekswesen und seine Verwaltung gibt vielfach zu Klagen Anlaß. Spanien ist reich an Archiven und Bibliotheken, doch sind solche Schätze immer noch vielfach verschlossen und erst in geringem Grade ausgebeutet. So besitzt Madrid die große Landesbibliothek mit einem angeblichen Bestande von 450 000 Bänden und 2000 Handschriften; allein die Benutzung derselben läßt noch gar manches zu wünschen übrig. So befindet sich in Barcelona das große Kronarchiv mit mehreren öffentlichen Bibliotheken, so sind in Valencia, dem Sitze einer Akademie der schönen Künste, zwei große Bibliotheken, in Sevilla, dem Sitze von 5 Akademien, gleichfalls mehrere Bibliotheken, und außerdem das berühmte „amerikanische Archiv" (eine Sammlung aller Aktenstücke von der Entdeckung Amerikas an bis zur Gegenwart), so ist ferner in Granada, wo auch ein Kunst-Museum besteht, eine

bedeutende Universitäts-Bibliothek, und bestehen weiter in Valladolid und Zaragoza sowohl Akademien der schönen Künste, wie auch öffentliche Bibliotheken, ähnlich wie in Malaga, dem Sitz einer nautischen Schule, Schloß Aranjuez, dem Orte zahlreicher Kunstschätze, Villa Escurial mit altberühmter Bibliothek, Cordoba mit großen Sammlungen, Murcia und andern Orten Bibliotheken von nicht geringer Bedeutung vorhanden sind; jedoch kann auch hier der Einzelne fast überall nicht den Nutzen von den bestehenden, an sich schönen Einrichtungen genießen. Es fehlt nämlich beinahe immer an einer übersichtlichen Katalogisierung und den sonstigen Hilfsmitteln, welche eine auf der Höhe der Zeit stehende Bibliothek ihren Besuchern und Forschern zu gewähren im stande ist. Einzelne Anfänge sind in den jüngsten Jahren allerdings geschehen, um hierin auch in Spanien einen besseren Zustand herbeizuführen, jedoch im ganzen und großen lassen die Einrichtungen stets noch viele berechtigte Wünsche unerfüllt.

Von einem deutschen Litteraturfreunde, welcher sich gegenwärtig in Madrid befindet und dort, wie es scheint, wissenschaftliche Studien betreibt, ist kürzlich eine recht anschauliche Schilderung veröffentlicht worden, der wir folgendes entnehmen: *)

„Läßt das Bibliothekwesen hinsichtlich geeigneter übersichtlicher Katalogisierung der vorhandenen Bestände schon Alles zu wünschen übrig, so der Buchhandel vollends. Von irgend welchen bibliographischen Hilfsmitteln ist keine Rede, denn wenn auch der Madrider Buchhändler Murillo seit mehreren Jahren diesem dringenden Bedürfnis durch Herausgabe einer monatlich erscheinenden Bibliographie abzuhelfen bemüht ist, wenn auch neuerdings ein anderer Buchhändler, Gaspar, ein ähnliches Unternehmen ins Leben gerufen hat, so scheitern doch die guten Absichten der Genannten an der Indifferenz vieler ihrer Kollegen, die zu bequem sind, um nur die Verzeichnisse der bei ihnen erschienenen Novitäten einzusenden. Murillos „Bibliographie" ist daher — trotz des guten Willens dieses Buchhändlers — doch sehr lückenhaft, und von Gaspars Zeitschrift, die seit Neujahr 1884 monatlich erscheinen sollte, sind glücklich bis jetzt (Ende Oktober) das Januar- und Februarheft heraus! Von dem dankenswerten Unternehmen Murillos wissen überhaupt nur sehr wenige Menschen, und selbst die Buchhändler haben zum Teil keine Kenntnis davon oder haben es ver-

*) Dieselbe ward in Nr. 330 der „Frankfurter Zeitung" vom 25. November 1884 mitgeteilt und scheint uns die allgemeinste Beachtung zu verdienen, wenn sie auch — teilweise wenigstens — cum grano salis gewürdigt werden muß.

gessen, denn meist wird man auf die Frage nach einer allgemeinen Bibliographie die einfache Antwort erhalten, die leider hier auf so unzählige Fragen nach litterarischen Werken gegeben werden muß, daß ein solches Unternehmen nicht existiert. Die Gelehrten, die Bücherliebhaber oder sonstige Interessenten haben sonach so gut wie gar keine Mittel, sich einen Überblick über die neuesten litterarischen Erscheinungen ganz Spaniens zu verschaffen, die litterarische Bewegung des Landes genau zu verfolgen oder fachwissenschaftliche Novitäten zu übersehen. Das Annoncenwesen ist überdies auch sehr schwach entwickelt, und vollends findet man Bücheranzeigen fast nie. Allerdings würde vieles Annoncieren auch den Verlag zu sehr belasten, denn der Verbrauch von Büchern ist hier im allgemeinen ein so unglaublich geringer, daß die Verleger nur in seltenen Fällen bei wissenschaftlichen Arbeiten Honorar zahlen können und trotzdem oft genug nicht entfernt auf ihre Kosten kommen. In größeren Massen werden nur Schulbücher und allenfalls Dichtungen und Novellen der ersten berühmtesten Schriftsteller gekauft. Die wissenschaftlichen Werke werden in den öffentlichen Bibliotheken studiert, oder die Interessenten lassen sich dieselben von den Autoren schenken. Nur bei wenigen Schriftstellern und Gelehrten und in wenigen aristokratischen Häusern findet man Büchersammlungen, die den Namen Bibliotheken verdienen; nur ganz klein ist die Zahl derjenigen, die die moderne Litteratur verfolgen und kaufen; dagegen werden litterarische Raritäten von gewissen Bibliophilen und von Aristokraten, die ein offenes Haus haben, in beträchtlicher Zahl gekauft und mit enormen Preisen bezahlt, da man gern mit derlei Werken renommiert. Endlich hat die Journalistik der Buchlitteratur sehr großen Abbruch gethan, und die fachwissenschaftlichen Zeitschriften besonders decken fast ganz die bezüglichen litterarischen Bedürfnisse.

Diese Umstände sind alle in Betracht zu ziehen und erklären zum Teil den niedrigen Entwickelungsgrad des spanischen Buchhandels, aber sie entschuldigen darum noch keineswegs den Charakter und die eigentümlichen Gepflogenheiten desselben."

Wir möchten hier einige Bemerkungen einschalten, um aus dem Vorstehenden eine kleine Nutzanwendung für unsere Verhältnisse in Deutschland zu machen. Allerdings sind wir Deutsche durch die gute Centralisation des Buchhandels mit den vortrefflichen bibliographischen Einrichtungen (die Hinrichssche „allgemeine Bibliographie für Deutschland" — „monatliches Verzeichnis der Neuigkeiten und Fortsetzungen des deutschen Buchhandels, Beilage zum Börsenblatt" ꝛc. — die Leipziger und Göttinger halbjährlichen Kataloge u. s. w.) sehr verwöhnt worden,

allein es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß durch die Herausgabe dieser Bibliographien ein großer äußerer Vorteil für den Verleger erreicht werde. So viel wir wissen, liefern dieselben kaum einen Ertrag oder doch nur einen geringen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die bezeichneten Bibliographien und Kataloge weit mehr als bisher verbreitet würden, die vorteilhafte Rückwirkung auf den Absatz der darin aufgenommenen Werke würde gewiß nicht ausbleiben.

Was ferner das über den oft unglaublich geringen Absatz wissenschaftlicher Werke in Spanien Gesagte betrifft, so wissen wir leider, daß es damit auch in Deutschland nur zu oft auch nicht viel besser gestellt ist. Es erscheinen bei uns gar manche gute Bücher, die — sei es, daß sie nicht genügend bekannt wurden bezw. nicht oft genug öffentlich angekündigt worden sind, oder daß sie aus Neid und Mißgunst der Konkurrenz, oder durch Gleichgiltigkeit der Redaktionen von Zeitschriften und Zeitungen nicht ihrem Wert nach durch Besprechungen gewürdigt wurden, oder daß überhaupt zu viele litterarische Werke die Presse verlassen, so daß das Angebot die Nachfrage gar oft übersteigt, — die, so sagen wir, keineswegs eine solche Verbreitung finden, wie sie von ihnen wohl beansprucht werden darf. In solchen Fällen ist also die Sache auch in Deutschland nicht besser als in Spanien, so daß man nur wünschen kann, daß eine Besserung diesseits und jenseits der Pyrenäen eintreten möge.

In Bezug auf die Art, wie die spanischen Verleger und Sortimenter ihre Geschäfte betreiben, macht unser Autor noch manche interessante Mitteilungen, die wir hier nun folgen lassen.

„Verleger, so sagt er — sind zunächst beinahe alle Sortimenter, seltener die zahllosen Antiquare; klein ist nur die Zahl der eigentlichen wirklichen Verlagsbuchhandlungen, von denen die thätigsten, zum Teil auch die größten, sich in Barcelona*) befinden, das ebenso wie die ganze Provinz Catalonien den größten Gewerbefleiß aufweist. Verleger sind außerdem alle Buchdruckereibesitzer, auch selbst manche Lithographen und Buchbinder, und endlich die Zeitungsbesitzer und -Verleger. Die großen Verlagsbuchhandlungen haben meist keinen Detail-

*) Barcelona ist nicht allein die zweitgrößte Stadt Spaniens, sondern auch diejenige Stadt, welche vermöge ihrer Verbindungen und rührigen Bevölkerung hohe Bedeutung und Wichtigkeit im Weltverkehr erlangt hat. Die Ausfuhr von Wein und Erzeugnissen der Industrie ist sehr groß und beläuft sich etwa auf 250 Millionen Mark jährlich. Es bestehen dort große Baumwollen-, Seiden-, Eisen- und Maschinenfabriken, Tuch- und Wolldecken-Manufakturen, Leinenwebereien 2c. Auch die Einfuhr ist sehr bedeutend, ebenso der Schiffsverkehr.

verkauf, sondern überlassen denselben den Sortimentern. Außer diesen findet man aber vielfach auch in den Papierhändlern und Buchbindern Buchhändler.

Man sollte nun annehmen, daß bei dem überaus geringen Absatz von Büchern jeder Verleger das größte Interesse haben und alles thun müßte, um seine Werke leicht zugänglich zu machen, dieselben an alle Sortimenter des Königreichs zu versenden; man sollte ferner glauben, daß jeder Sortimenter das größte Interesse haben müßte, alle Wünsche seiner Kunden so schnell wie möglich zu befriedigen, — doch in beiden Hinsichten bleibt alles zu wünschen übrig. Aus Sparsamkeitsrücksichten wird eine Novität nicht annonciert, sondern Verleger und Autor informieren nur die Lokalpresse von dem bevorstehenden Ereignis, und die Blätter erwähnen desselben im redaktionellen Teil. Aus Sparsamkeitsrücksichten werden auch nur so wenig wie möglich Rezensions-Exemplare versandt. Der spanische Kaufmann mag nichts riskieren; so giebt der Verleger zum Teil seine Werke nur gegen bare Bezahlung und feste Bestellung ab, und da kein Organ existiert, das die interessierten Kreise von allen Novitäten des ganzen Landes informiert, so gelangen viele derselben nur zur Kenntnis der Einwohner des betreffenden Verlagsorts — oder auch nicht. Oftmals haben die Verleger ihre ganz bestimmten Sortimenter, denen sie den Verkauf ihrer Bücher ausschließlich übertragen, und dann kümmern sich natürlich alle übrigen Sortimenter nicht um dieselben, verweisen den Käufer an die betreffenden „bevorzugten“ Buchhändler und werden es nur selten über sich gewinnen, die Beschaffung eines solchen Werkes zu übernehmen.

Aus diesem letzteren Umstande erhellt schon, wie wenig der Sortimenter auf seinen Vorteil bedacht ist. Doch dies ist nur ein einziges Charakteristikum. Ich habe viel und in allen großen Städten Spaniens mit Buchhändlern zu verkehren gehabt und habe überall mit wenigen Ausnahmen — und diese finden sich hauptsächlich in Barcelona — einen unglaublichen Indifferentismus und eine höchst nachlässige Bedienung gefunden. Der spanische Buchhändler benimmt sich meist so, als ob er das Geschäft nur zu seinem Vergnügen betriebe und Millionär wäre. Von Zuvorkommenheit und Geschäftseifer ist selten die Rede, der Chef und sein Personal haben scheinbar nicht das geringste Interesse daran, irgend etwas zu verkaufen, bequemen sich nur ungern, dem Verlangen des Kunden zu genügen, wenn dieser nicht ein Freund des Hauses ist. Um sich nicht die Mühe zu machen, ein Buch zu suchen, das er nicht gleich zur Hand hat, das aber, wie sich oft genug nachher herausstellt, thatsächlich vorhanden ist, erklärt der Buchhändler lieber:

„Das Buch ist nicht da!“ oder „es ist ausverkauft“, so daß ich jetzt oftmals selbst auf die Leiter steige und suche, was ich brauche. Der Gedanke, ein Buch, das man bei ihm vergebens sucht, etwa zu bestellen, kommt ihm niemals! Fragt aber der Käufer, ob der Buchhändler wohl das Buch bestellen möchte, so wird dies entweder rund abgelehnt oder scheinbar angenommen, — aber die Bestellung wird nicht ausgeführt, denn das kostet ja die Mühe eines Bestellbriefes — und der Vorteil ist so gering. Wenn man aber darauf dringt, das gewünschte Buch zu haben, wenn man den Buchhändler beschwört, es zu beschaffen, wenn man das Geld dafür deponiert, so darf man sicher sein, viele Wochen, wenn nicht Monate zu warten, ehe man in einem Orte ein in einer anderen, nur wenige Stunden entfernten Stadt Spaniens erschienenes Buch erhält. Von ausländischen Werken ganz zu schweigen. Französische, auch selbst englische Bücher kann man wohl allenfalls noch geliefert erhalten, allein deutsche z. B. das grenzt schon an das Unmögliche, und erhält man nach mehreren Monaten das verlangte deutsche Buch, so darf man sicher sein, es etwa doppelt so teuer zu bezahlen. Verlangt man Auskunft über ältere Werke, so wird man diese selbst in den größten Buchhandlungen in den allerseltensten Ausnahmefällen erhalten, wenn es sich nicht um sehr bekannte und berühmte Publikationen handelt, oder wenn nicht der Chef oder sein Kommis ein gutes Gedächtnis haben; denn allgemeine bibliographische Hilfsmittel, Verlagskataloge rc. gibt es eben nicht, aus denen der Titel oder der Ort und das Datum des Erscheinens ersehen werden könnten. In besonderen Fällen ist mir dann auf mein dringendes Verlangen die Liebenswürdigkeit zu Teil geworden, daß der Buchhändler sich bereit erklärte, einen Spezialisten, eine Autorität, einen Universitäts-Professor zu befragen, sobald derselbe in das Geschäft kommen würde. Gewöhnlich vergessen dann aber die Herren, unter der furchtbaren Last ihrer Arbeit, dies gegebene Versprechen.“

Der Leser wird mit uns wohl darin einverstanden sein, daß die hier geschilderten Verhältnisse und Zustände des spanischen Sortimentsbuchhandels nicht als lobens- und nachahmenswert zu bezeichnen sind. Dennoch möchten wir zu bedenken geben, daß der Verfasser etwas zu schwarz zu sehen scheint. Das „Ländlich sittlich“ wird wohl auch hier seine Anwendung finden können. Wir möchten daher, nachdem wir oben schon den eigentümlichen Charakter des Spaniers zu kennzeichnen gesucht haben, darauf aufmerksam machen, daß gewiß ein nicht geringer Teil der Vorwürfe, welche unser Autor gegen den spanischen Buchhändler richtet, den Spanier überhaupt betrifft, dessen nationale

Eigenschaften sich nun einmal so herausgebildet haben, wie sie heute dem Fremden gegenüber nicht gerade angenehm berühren mögen. Der Abstand zwischen dem höchst aufmerksamen Auftreten eines deutschen Sortimenters jeder größeren Stadt und dem eines spanischen Geschäftsmannes ist gewiß sehr bedeutend, allein man darf im Auslande gewiß nicht den gleichen Maßstab anlegen wie in der Heimat und muß den immerhin doch etwas berechtigten Eigentümlichkeiten des Nationalcharakters manches, ja selbst vieles zugute halten.

„Höchst charakteristisch — so fährt unser Verfasser fort — ist, was mir oft und sogar in der ersten Madrider Buchhandlung passierte. Ich fand in den Zeitungen Besprechungen einer allerjüngsten Novität, die mich interessierte, und eilte zum Buchhändler, um die Sache zu kaufen. Dieser hatte aber Tage, ja Wochen lang, nachdem das Werk publiziert und kritisiert war, noch keine Ahnung von der Existenz desselben. So suchte ich vor einigen Monaten ein politisches Werk über Gibraltar, das ich in einer Zeitung besprochen gefunden hatte. Der Versuch, dasselbe in irgend einer der Madrider Buchhandlungen zu finden, war absolut fruchtlos; ich bestellte dasselbe also in einer derselben und sollte es sicher, da es in Sevilla erschienen war, in 3 Tagen erhalten. Nachdem ich 4 Wochen täglich danach gefragt hatte, erhielt ich es endlich zu Anfang der fünften.

Ein sehr großes Erschwernis für den Buchhandel ist der Umstand, daß viele Buchhändler eine bestimmte Spezialität und Branche kultivieren. Das ist bei einer sehr großen Litteratur allerdings sehr dienlich; für Spanien aber, dessen bedeutendere Novitäten sich jährlich auf einige Hunderte beziffern, ist diese Arbeitsteilung wenig ersprießlich und sehr unbequem. Überdies wird sie nicht einmal streng durchgeführt, und ich habe mehrfach in der einzigen Schulbuchhandlung Madrids vergebens nach gewissen Lehrbüchern gefragt.

Eine andere und höchst charakteristische Eigentümlichkeit ist dagegen nun aber die, daß der Buchhändler den Kunden ruhig seinen ganzen Vorrat durchstöbern läßt. Die Freunde des Hauses, die gelehrten Kunden dürfen sich mit aller Ruhe und Bequemlichkeit der Lektüre der Novitäten hingeben, die eingebundenen Bücher aufschneiden ꝛc., ohne sie zu bezahlen; der Einwurf des Käufers, daß ein Buch aufgeschnitten ist, hat dagegen freilich keine Giltigkeit und bewegt den Buchhändler nicht, nur einen Centimo von dem Preise nachzulassen. Das Geschäftslokal ist zeitweise von Gelehrten, Politikern, Schriftstellern, Künstlern überfüllt, die dort plaudern, rauchen, politisieren, die Novitäten durchblättern, die Journale lesen — und dem edlen Stadtklatsch

fröhnen. Zu solchen Zeiten ist es natürlich vollends schwer, einen Kauf zu bewirken, denn Chef und Gehilfe sind selbst zu sehr in der Unterhaltung engagiert und kümmern sich kaum um den nicht zu diesen Kreisen gehörigen Käufer."

Daß der Verfasser es „unbequem und wenig ersprießlich" findet, wenn viele spanische Buchhändler eine bestimmte Spezialität der Litteratur pflegen, will uns nicht recht einleuchten. Bekanntlich ist dasselbe auch in unseren deutschen Großstädten der Fall, was es gewiß mehrfach als Wohlthat empfunden wird, daß man z. B. in der Mittlerschen Sortimentsbuchhandlung in Berlin fast jedes bedeutende neuere militärische Buch oder in der Hirschwaldschen Handlung die besten medizinischen Werke vorfindet. Wir glauben, daß eine solche Arbeitsteilung stets noch an Umfang gewinnen wird, was wir als einen zeitgemäßen Fortschritt bezeichnen möchten. Jedoch können wir kaum annehmen, daß solche Spezialhandlungen nicht auch Bestellungen auf Werke von anderen als den von ihnen besonders gepflegten Litteraturzweigen ausführen, und vermuten, daß die Sache selbst in Spanien nicht anders sei. — Was dann weiter die Thatsache betrifft, daß das Geschäftslokal eines spanischen Sortimenters oft als ein Stelldichein für Gelehrte, Schriftsteller, Künstler ꝛc. diene, so können wir eine solche Einrichtung nur als eine nützliche und angenehme anerkennen. Wir finden dieselbe noch heute in manchen deutschen Städten, besonders in Universitäts-Buchhandlungen und möchten sie geradezu als einen Hebel für wissenschaftliche Bestrebungen bezeichnen, wenn selbst auch hier bisweilen dem „edlen Stadtklatsch gefröhnt" werden mag. In früheren Zeiten soll, wenn wir recht berichtet sind, ein derartiges Zusammenfinden von Litteraturfreunden in größeren deutschen Sortiments-Buchhandlungen und selbst Leihbibliotheken sehr häufig gewesen sein. Daß dasselbe auch ersprießlich wirken kann, hat unter anderen Wilhelm Hauff bewiesen, der uns in seinen „Skizzen" manche, noch heute sehr beachtenswerten litterarischen Studien geliefert hat (besonders in dem Abschnitt: „Die Bücher und die Leserwelt").

Die spanischen Antiquare kommen bei dem Verfasser nicht besser fort, als die Buchhändler. „Ebenso hochmütig — sagt er — stolz, indifferent und apathisch wie viele Sortimenter sind die Antiquare. Die bedeutenderen derselben sind allerdings sehr reich, so giebt es Millionäre unter ihnen, denn sie kauften vor 30 Jahren bei Aufhebung der Klöster die ungeheuren Bücherschätze derselben als Makulatur auf, gingen damit nach Frankreich und England und erzielten aus dem Verkaufe dieser Werke enorme Summen. Durch derartige und andere Geschäfte oder

Manipulationen, die ich nicht näher bezeichnen will, haben auch manche andere Individuen ihre großen Reichtümer erworben. Man findet nämlich in manchen englischen und anderen Privatbibliotheken und in den großen Nationalbibliotheken des Auslandes in ziemlich beträchtlicher Zahl Werke, die nachgewiesenermaßen früher im Escurial und anderen spanischen öffentlichen Nationalbibliotheken und Archiven vorhanden waren und jetzt in denselben vergebens gesucht werden".

Sehr interessant ist, was unser Autor über die antiquarischen Messen in Madrid berichtet. „Endlich will ich — so lesen wir — noch der großen Madrider Septembermesse gedenken, auf der der ganze Ramsch der Madrider Antiquariate — deren Zahl übrigens sehr beträchtlich ist — zum Verkauf ausgestellt wird. Tausende von Büchern, darunter auch viele sehr wertvolle, sind teils in den Bretterbuden auf Regalen geordnet, teils liegen sie in mächtigen Haufen vor den Buden. Dieser Markt ist sehr interessant, denn auf ihm versehen sich zahllose Menschen im Laufe der Jahre mit den „Litteraturschätzen", die sie brauchen, und die ihre mehr oder minder kleinen Büchersammlungen ausmachen. Alle Stände sind unter den Käufern vertreten. Ministerialräte, Offiziere, Geistliche, Professoren, Studenten, Schriftsteller, Musiker, vornehme Damen, Schulmädchen, Dienstmädchen, Arbeiter, Soldaten, Handwerker, Aristokraten blauesten Bluts und Individuen der niedersten Volksschichten drängen sich dort in buntestem Durcheinander, und alle finden — meist zu unglaublich niedrigen Preisen — dort irgend etwas, was sie brauchen können, denn Litteraturprodukte aller Gattungen sind da vorhanden. Die letzte Messe im vorigen Monat dauerte 3 Wochen, und jeden Nachmittag waren die Bücherbuden von Kauflustigen überfüllt. Sobald dieser Jahrmarkt vorüber ist, nehmen die dort aufgestellten Antiquaria, nachdem sie in die Buchhandlungen zurücktransportiert worden sind, teilweise wieder höhere Preise an — wie denn Antiquaria überhaupt durchschnittlich verhältnismäßig teuer sind —, von denen auch nicht nachgelassen wird; denn der spanische Antiquar läßt nicht mit sich handeln."

Nachdem unser Autor im allgemeinen, wie man sieht, die buchhändlerischen Zustände in Spanien nicht sehr anlockend dargestellt hat, glaubt er jedoch zum Schlusse auch einige rühmliche Ausnahmen von der Regel hervorheben zu müssen, deren Zahl sich wohl noch vermehren dürfte, je länger der Verfasser seinen Aufenthalt erstreckt, sich mit den Landeseigentümlichkeiten genauer bekannt gemacht und den Spaniern sich selbst mehr genähert hat. Er sagt darüber:

„Selbstverständlich gibt es ja auch unter den Buchhändlern

Ausnahmen von der gekennzeichneten Regel, und unter diesen ist besonders Fernando Fé zu erwähnen, der mit Eifer den Wünschen der Kunden nachzukommen bemüht ist, ferner Bailly Baillière, der das größte Lager von fremden Werken hat, auch die Libreria Gutenberg. Und hier sei auch des deutschen Buchhändlers Holm gedacht, der in liebenswürdigster Opferfreudigkeit allen den zahllosen Zumutungen nachzukommen sucht, die von den durchreisenden Deutschen und von dem Vaterlande her an ihn gestellt werden. Es gibt wohl keinen deutschen Gelehrten, der sich in irgend welcher Weise mit Spanien beschäftigt, der nicht Herrn Holm zu lebhaftestem Dank verpflichtet wäre."

Es muß jedem Deutschen hoch erfreulich sein, zu erfahren, daß unser thätiger und tüchtiger Landsmann und Kollege so erfolgreich als Pionier deutscher Kultur, als Träger der Wissenschaft im fernen Westen zu wirken bemüht ist. Und mit diesem wohlthuenden Gefühl verlassen wir jetzt Spanien, dessen Buchhandel allerdings nach dem hier von uns Mitgetheilten keineswegs auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Allein das kann, das wird nicht immer so bleiben. Auch Spanien, dessen Kultur einst eine so bedeutende, über viele andere hervorragende war, wird nicht mehr länger hinter den anderen Staaten zurückbleiben wollen, welche in ihrer geistigen und materiellen Entwickelung die iberische Halbinsel allerdings überholt haben. Mit der fortschreitenden Befestigung seiner politischen Zustände und dem sich vermehrenden Nationalwohlstande, der mit der angestrebten Entwickelung seiner natürlichen und industriellen Produktionskraft Hand in Hand gehen muß, wird auch der Buchhandel in Spanien seine Hebung erfahren. Wie uns dünkt, ist gerade dort noch ein großes Feld für tüchtige deutsche Kräfte zu finden, welche sich nicht bloß in Madrid, sondern gewiß auch in Barcelona, Valencia, Cadiz, Sevilla 2c. eine Zukunft verschaffen können, ähnlich wie dies in Italien, Frankreich, Rußland, Amerika 2c. so wohl gelungen ist. Der Buchhandel hat eine hohe kulturgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, — möge es ihm auch in Spanien beschieden sein, seines Amtes richtig zu warten und die Menschen zu stets höherer Gesittung und Bildung heranzuziehen! — —r—



Bücher-Verzierungen und Daniel Chodowiecky.

Von

D. A. Frantz.

(Fortsetzung.)

In Deutschland sind die Meister, welche nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Bücher mit ihren Holzschnitten schmückten, großenteils unbekannt. In der ersten Zeit waren es oft die Drucker selbst, die sich auf die Formschneidekunst verstanden. Sie nannten den Bücherdruck eine Kunst, nicht bloß wegen des sinnreichen Verfahrens, die beweglichen Lettern zum Abdruck nebeneinander zu stellen &c., sondern auch wegen ihres steten Bemühens, wirklich schöne Typen zum Abdruck herzustellen und dazu auch schöne Anfangsbuchstaben zu erfinden. Dies ist ihnen in so hohem Maße gelungen, daß wir gleich das erste Psalterium, welches im Jahre 1457 aus der Offizin des Fust und Schöffer in Mainz hervorging, noch jetzt als das größte Meisterwerk des Typendrucks bewundern, das an Pracht und Schönheit noch nicht übertroffen ist. Von den 6 noch vorhandenen Exemplaren sind 3 in Deutschland, in den Hofbibliotheken zu Darmstadt, Dresden und Wien. Die schönen Initialen sind wahrscheinlich von Schöffer selbst gezeichnet und mit zwei Farben (rot und blau) mit zwei Holzstöcken nach Art der Lamaynu-Arbeit abgedruckt. Es versteht sich von selbst, daß ein schöner Druck auch eine Zierde des Buches ist; allein wir reden hier nicht von schönen Drucken, sondern von den Verzierungen, welche den Drucken beigegeben wurden, und diese Verzierungen waren zunächst Holzschnitte.

Die ältesten mit Holzschnitten gezierten deutschen Druckwerke sind drei aus den Jahren 1460 und 1461 stammende höchst seltene und je nur noch in einem Exemplare vorhandene Drucke: Die 7 Freuden der Maria, eine Passion Christi und Boners Fabeln. Die beiden ersten sind vielleicht nur Bilderbücher, eine Sammlung von Holzschnitten, denen eine kurze Erklärung beigedruckt ist. Sie sind von dem kenntnisreichen

und kunstfertigen Briefmaler und Typographen Albert Pfister in Bamberg gedruckt, dem der Ruhm, gleichzeitig mit Gutenberg in Mainz Erfinder des Typendrucks zu sein, schwer abzusprechen ist. Zu den Typographen des 15. Jahrhunderts, deren Drucke sich durch einen Reichtum von Holzschnitten auszeichneten, gehören Grüninger in Straßburg, Koburger in Nürnberg und die beiden Zainer in Ulm und Augsburg. Aus der folgenden Zeit sind dann zwei Schweizer Drucker und Verleger in dieser Beziehung hervorzuheben: zuerst der berühmte Joh. Froben in Basel (1491—1527), dessen Haus der Sammelplatz aller gebildeten Männer der Zeit war. Er bediente sich zu Titeleinfassungen, Randverzierungen und Initialen seiner Drucke der besten Künstler der Holzschneidekunst, insbesondere auch eines Hans Holbein, der nicht bloß Zeichnungen lieferte, sondern auch selbst das Schneidemesser und den Grabstichel führte. Weltberühmt ist sein Totentanz-Alphabet, das vielfach nachgebildet und von allen Druckern benutzt wurde. Der zweite Drucker und Verleger ist Christoph Froschauer in Zürich, seit 1519, der berühmte Verleger der Zwinglischen und vieler reformatorischer Schriften. Aus seiner Presse ging 1574 die erste in der Schweiz gedruckte ganze Bibel hervor, so wie auch die erste englische Bibel mit den Holzschnitten von Hans Sebald Beham. In seine Betriebsamkeit läßt uns ein Brief von ihm an einen Freund einen Blick thun. Er schreibt unter dem 18. Januar 1545: „Der Chronica halben hat es die Gestalt: ich habe jetzt seit Martini den besten Maler, der jetzt ist, bei mir im Haus, geb ihm alle Wochen 2 Groschen und Essen und Trinken; thut nichts anders denn Figuren reißen in Chronica." Also für die ganze Woche 2 Groschen, Essen und Trinken; dafür arbeiteten die besten Formenschneider, und Froschauer meinte sie gut damit zu honorieren. In Frankfurt a. M. war Sigmund Feyerabend ein ebenso geschickter Typograph wie Formenschneider, der seine Druckwerke, wie z. B. die Bibel von 1507, mit vielen guten sogenannten Figuren schmückte.

Neben diesen berühmten Typographen sind nun aber auch einige Xylographen zu nennen, die berufen wurden, die Bücher mit ihren Arbeiten zu schmücken. Voran mag hier erinnert werden an den Nürnberger Maler Michel Wolgemuth, den Lehrer Albr. Dürers, der in Gemeinschaft mit Pleydenwurf die berühmte Schedelsche Chronik mit zahlreichen Holzschnitten überladen hat, die ein sprechendes Zeugnis liefern, daß es gar nicht beabsichtigt wurde, treue Vorstellungen von Personen und Sachen zu geben; die Holzschnitte sollten lediglich ein Schmuck des Buches sein, den der heutige Geschmack nicht mehr dafür

erkennen wird. In oft rohen Umrissen sind mit einem und demselben Bilde die verschiedensten Personen und Städte dargestellt. — Von den Zeitgenossen Albr. Dürers lieferten Burgkmaier, Schaefelin, J. Seb. Beham und andere viele Holzschnitte für Bücher. Bekannter ist Lukas Kranach, der die ersten Druckwerke seines Freundes Luther mit Verzierungen zu schmücken liebte und zahlreiche Schüler und Nachahmer hatte, die viele Bücher, besonders auch Bibeln, mit ihren freilich oft recht unschönen Figuren ausstatteten. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren Jost Amman, Virgilius Solis und Tobias Stimmer berühmte Bücherverzierer. Jost Amman arbeitete mit solcher Thätigkeit, daß er in vier Jahren einen ganzen Wagen voll Zeichnungen zu stande brachte. Virg. Solis liebte kleine zierliche Bilder, und des Tobias Stimmer biblische Figuren sollen selbst den Beifall eines Rubens gefunden haben.

Nach dieser Zeit kam der Holzschnitt in Abnahme; an seiner Stelle erschien der Kupferdruck in den Büchern. Wer erinnert sich hier nicht an Matthias Merian, der, nachdem er den bedeutenden Kunst- und Buchhandel seines Schwiegervaters Theodor de Bry in Frankfurt a. M. übernommen hatte, eine große Betriebsamkeit entwickelte, die Bücher seines Verlags mit seinen Erfindungen und Abbildungen zu versehen. Seine Städteansichten in den bändereichen Topographieen seines Verlags haben noch heute ein historisches Interesse. Seine biblischen Bilder waren das beste, was in der Art bisher erschienen war, und haben lange, wie alle seine Bücherkupfer in einem guten Ruf gestanden. Nach seinem 1650 erfolgten Tode setzte sein Sohn gleichen Namens, der mit den besten Künstlern des Auslandes eine persönliche Bekanntschaft pflegte, die Werke seines Vaters mit Ruhm fort.

Inzwischen hatte sich von Frankreich aus auch in Deutschland die Vorliebe für das Portrait verbreitet. Die besten Kupferstecher, die zum Teil ihre Studien in Paris, damals die Hochschule für den Kupferstich*), gemacht hatten, huldigten diesem Geschmack, fanden damit Beifall und Absatz. Das hatte denn auch Einfluß auf die Bücherverzierungen; und als nach dem dreißigjährigen Kriege auch der Buchhandel sich wieder hob und in bestimmte Städte sich zu konzentrieren begann, fehlte es hier auch an Kupferstechern nicht, die handwerksmäßig ihre Kunst in allegorischen Titelkupfern und Portraits zeigten, die als Bücherverzierungen immer mehr Mode wurden und für wenig Geld zu haben waren. Die allegorischen Titelkupfer waren sonderlich in Holland hei-

*) D. Frantz, Geschichte des Kupferstichs.

misch, wo das reformierte Kirchenwesen das Studium der klassischen Philologie zu einer Art nationalen Liebhaberei emporgetrieben hatte. Gelehrte Schulrectoren machten zu allen Kupferstichen lateinische Distichen; die Druckerfamilie der Elzevire hatte für die Herausgabe der lateinischen Klassiker eine neue Typenform erfunden, und mythologische Kunst entwarf die allegorischen Titelkupfer 2c. Von Holland aus hatten sich auch schon früher die aus Blättern und Blumen und Früchten bestehenden Randverzierungen verbreitet, die der kunstfertige Buchdrucker Veldener in Utrecht zuerst anwandte, und die dann unter dem Namen der Vignetten zunächst in Deutschland eine allgemeine Verbreitung fanden. So hatte denn auch Holland seine Verdienste um den Bücherschmuck. Es verlohnt sich nicht der Mühe, hier Namen zu nennen; doch wollen wir wenigstens der Stadt gedenken, die im vorigen Jahrhundert sich zu dem Emporium des deutschen Buchhandels emporschwang. Leipzig war diese Stadt, wo es denn auch nicht an den Brotarbeitern fehlte, die ihren Bücherschmuck den Buchhändlern anboten. Da war es denn die Frau Sysang, geb. Philippi, die mit großer Virtuosität meist schlechte Bildnisse lieferte. Dann gleichzeitig Martin Bernigeroth, der 1670 in Ramelburg im Mansfeldischen geboren und 1733 in Leipzig gestorben ist. Er hat wie die Sysang eine unglaubliche Anzahl von Portraits fast mehr schlecht als gut gestochen. Es fehlte ihm nicht an guten Anlagen, aber an Geschmack und richtiger Leitung. Da er immer nach Brot arbeiten mußte, so stach er alles, was ihm vorkam, und half sich, wie er konnte. Mußte er das Portrait eines Geistlichen, eines Gelehrten, eines Kaufmanns in Kupfer stechen, so zeichnete er nur den Kopf und setzte ihn auf den Körper eines Prälaten, einer Magistratsperson, eines Staatsministers, wovon er immer zu diesem Zweck eine kleine Sammlung von Copien nach französischen Mustern vorrätig hatte. Erasmus Andersohn, einst bestallter Schreib- und Rechenmeister in Magdeburg, dann seit 1682 in Leipzig für Buchhändler thätig, hatte ihn als armen Knaben in sein Haus genommen und so weit ausgebildet, daß er der Stifter der im 18. Jahrhundert so überaus thätigen Kupferstecherschule in Leipzig ward. Dies Verdienst hat das Kupferstich-Cabinet in Dresden damit geehrt, daß es das ganze Werk dieses Handwerkers in acht Portefeuilles gesammelt hat. Sein Sohn, Johann Martin Bernigeroth, der 1767 in Leipzig gestorben ist, anfangs ein thätiger Mitarbeiter seines Vaters, hatte sich zu einem besseren Künstler emporgeschwungen. Seine größeren Portraits wären vielleicht weniger übersehen, wenn sich nicht ein besserer Geschmack für Bücherverzierungen vorbereitet hätte, der durch die Errichtung einer

Zeichen-Akademie in Leipzig (1764) und durch den Einfluß ihres ersten Direktors, des Malers Öser, eingeleitet wurde.

Adam Friedrich Öser, ein geborener Ungar, war der Freund und Lehrer Winckelmanns, der ihn einen wahren Nachfolger des Aristides nannte, der die Seele schilderte und für den Verstand malte; später war er ein Freund Goethes, der ihn stets als einen willkommenen Gast in Weimar aufnahm. Goethe hatte als Student in Leipzig bei Öser Zeichenstunden genommen, und belebend anregende Unterhaltung in dessen Familienkreise genossen, dessen Zierde zwei durch Geist und Schönheit berühmte Töchter waren. (Vergl. Goethes poetische Epistel an Demoiselle [Friederike] Öser.) — In Leipzig und auch sonst in weiteren Kreisen galt Öser als ein Gestirn erster Größe an dem Kunsthimmel der damaligen Zeit, und sein kleines Monument Gellerts auf dem sogenannten Schneckenberge an der Promenade beliebte man als ein kleines Meisterwerk der Kunst zu bewundern und den Fremden zu empfehlen. Man kann dieser Stadt, die sich mit stolzem Ruhm klein Paris nannte, diese dankbare Verehrung wohl nachsehen, denn sie hat wirklich in ihren Mauern keinen größeren Dichter als Gellert, und keinen größeren Maler als Öser gesehen. — Öser war ein geistvoller Verehrer und Kenner aller Künste, aber er war selbst kein großer Künstler. Selbst seine Freunde mußten sich sagen, daß er bei schönen Naturanlagen seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet habe, und daher auch nicht dahin gelangte, die Kunst mit vollkommener Technik auszuüben. Immer geneigt, etwas für einen bestimmten Zweck und Gebrauch zu verfertigen, unternahm er nichts, das eine größere Vollendung verlangt hätte. Ohne eine ideale Richtung arbeitete er mehr nach Begriffen der Zweckmäßigkeit und hatte dabei eine eingewurzelte Neigung, irgend einen Nebengedanken mit anzubringen, den niemand recht verstand; und wenn das Publikum damit unzufrieden war, rächte er sich durch eine neue noch wunderlichere Schnurre. So erzählt Goethe: Öser habe in dem Vorzimmer des großen Konzertsaales eine ideale Frauenfigur seiner Art dargestellt, die eine Lichtscheere nach einer Kerze hinbewegt, und er habe sich außerordentlich gefreut, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke? wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch hervorblicken ließ. — In dem neu erbauten Theater hatte er den Bühnenvorhang zu malen. Auf einem weiten Vorhofe zum Tempel des Ruhmes waren auf beiden Seiten links und rechts die Statuen von Sophokles und Aristophanes gemalt, umgeben von Gruppen der Musen

und Schauspieldichter. Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden Gruppen unbekümmert um rechts und links gerade auf den Tempel los. Man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Und dieser Mann sollte Shakespeare sein, der auf seine eigene Hand der Unsterblichkeit entgegenging. — Goethe sah dies wunderliche Kunstwerk entstehen und las dabei dem Maler die Aushängebogen von Wielands Musarion vor. (Das wäre denn auch ein Bild zum malen.) Der Kupferstecher Geyser — Ösers würdigster Schüler — sollte diesen Vorhang, da er durch langen Gebrauch dem Untergange nahe war, in Kupfer stechen. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht.

Öser, obwohl er selbst eine Anzahl von Vignetten und andere Verzierungen für Bücher radiert hat, war nicht durch sein Vorbild, wohl aber durch seine geistvolle Belehrung ausgezeichnet, und hat sich dadurch das unbestreitbare Verdienst erworben, den Geschmack für Bücherverzierungen verbessert zu haben. Ein ausgesprochener Feind alles Muschel- und Schnörkelwesens, wie es in diesem kleinen Kunstzweige Mode geworden war, drang er wie überall auf Einfachheit in allem, was das mit der Kunst vereinte Handwerk hervorzubringen berufen ward. Immer bereit und zur Hand, wenn die Buchhändler irgend ein Kupfer für ihre Druckwerke verlangten, half er mit Rat und Zeichnungen, wonach denn die größeren oder kleineren Platten gestochen wurden, die nun zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen.

In der That hatten die Buchhändler ein materielles Interesse an einem besseren Geschmack in Bücherverzierungen, wenn sie nämlich mit ihren Pariser Kollegen noch konkurrieren wollten.

(Schluß folgt.)

Wie ein Witzblatt entsteht.

Geschichte des Londoner Charivari: „Punch".

Von

Ed. Ackermann.

Zu Anfang der vierziger Jahre gab es ganz in der Nähe des Drury Lane Theaters in London eine nicht gerade sehr elegante Taverne „Zur Krone", in deren „parlour" (das was man in Süddeutschland etwa mit „Herrnstüble" bezeichnen könnte) sich regelmäßig eine lustige Gesellschaft zusammen zu finden pflegte. Es waren junge Herren, die sich nicht viele Sorgen machten und das Leben nur von der heitersten Seite auffaßten, Dichter, Schriftsteller, Journalisten, Schauspieler, Künstler u. s. w. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete der Humorist Mark Lemon und um ihn gruppierten sich der ehemalige stud. med. und jetzige Maler John Leech, der berühmte Thackeray, Douglas Jerrold, der als Paul Prendergast bekannte Verfasser der Comic Latin Grammar: Mr. Percival Leigh und andere bekannte Männer. Die Unterhaltung war denn auch stets eine sehr lebhafte, Witz und Humor, Spott und Satire flogen herüber und hinüber und die jungen Leute, welche die ganze Welt nur mit lachendem Auge und spöttischem Munde zu betrachten pflegten und über alles scherzten und kritisierten, bedauerten nur, daß die Opfer ihrer Scherze dieselben nicht immer selbst anhören konnten. Da fand denn natürlich ein Vorschlag des durch seinen erfinderischen Unternehmungsgeist bekannten Henry Mathew lebhafte Zustimmung, und dieser Vorschlag bezweckte nichts geringeres als die Gründung eines neuen großartigen Witzblattes, welches den Londonern zum Lachen verhelfen, und die Gedanken an tägliche Sorgen zeitweilig verscheuchen sollte. Mark Lemon nahm sich der Sache sofort mit allem Eifer an, ein Verleger und Drucker war bald in einem gewissen Mr. Last gefunden, und —

„Punch" war gegründet!

Dies ist mit wenigen Worten die landläufige Erzählung von der Entstehung dieses in Europa einzig dastehenden satirischen Blattes. Und hiermit wäre denn auch schon meine Geschichte zu Ende — aber ich glaube, daß es für die geehrten Leser doch von Interesse ist, noch etwas mehr hierüber zu hören, von den berühmten Männern, denen der lose Schalk keine Ruhe gelassen hatte, bis sie ihm zu Ehren zur Feder griffen, von den Schwierigkeiten des Anfangs und dem glänzenden jetzigen Stande des Blattes.

Was die oben erzählte Entstehungsgeschichte betrifft, so ist sie in dieser Weise, wie sie so oft und mit Vorliebe wiedererzählt wird, nichts weiter als eine hübsche Erfindung, mit der die ursprünglichen einfachen Thatsachen umkleidet wurden. „Punch" entstand sogar auf ziemlich prosaische, geschäftsmäßige Weise.

In einer kleinen Seitengasse der berühmten Fleetstreet hatte nämlich zu damaliger Zeit ein gewisser Joseph William Last eine Druckerei mit Verlagsgeschäft. Dieser Herr Last war einer der ersten Verleger billiger illustrierter Volksschriften, ein tüchtiger Geschäftsmann und spekulativer Geist. Er besaß eine tüchtige Fachkenntnis der Buchdruckerkunst und durch die Erfolge seines Verlags ermutigt, dachte er beständig daran, den Illustrationsdruck zu verbessern und damit besonders dem Zeitschriftenverlag neue Bahnen zu eröffnen. Bis jetzt war nämlich noch kein selbständiges illustriertes Blatt erschienen, wenn auch hin und wieder Wochenblätter, wie der „Observer", „Bells Life in London", „Knights Penny-Magazine" u. a. nebenbei Illustrationen brachten, weil es noch niemand gelungen war, die vielen Schwierigkeiten zu beseitigen. Da kam der Zeitungshändler Herbert Ingram aus Nottingham nach London und mietete sich in Lasts Hause ein, um hier eine Agentur für die seitdem so berühmt gewordenen, damals jedoch erst neu von ihm eingeführten Dr. Parrs Lebenspillen zu errichten. Ingram war gleichfalls ein Mann von ungewöhnlichem Geschäftseifer und hatte sich seit kurzem mit einem neuen großartigen Plane getragen, nämlich der Herausgabe einer illustrierten Zeitung. Diese beiden Männer hatten sich nicht sobald näher kennen gelernt, als sie auch beiderseitig ihre Pläne und Meinungen austauschten. Ingram, durch den Druck illustrierter Broschüren angeregt, fragte Last, ob es denn nicht möglich sei, große Zeitungsbogen mit Illustrationen auf der Zylinder-Maschine zu drucken. Last, anfangs zweifelnd, stellte Versuche an und nach mancherlei Probieren und Verbessern hatte sich die Sache gemacht. Während Ingram noch Vorbereitungen machte und seinen Plan erst langsam zur Reife brachte, was mit dem Erscheinen der ersten und gleichzeitig

jetzt bedeutendsten illustrierten Zeitung, der „Illustrated London News"*) am 14. Mai 1842 endete, machte sich Last sofort ans Werk und beschloß die Herausgabe eines neuen, guten humoristisch-satirischen Blattes. Um Mitarbeiter und Hilfskräfte zu seinem Unternehmen war Last nicht lange in Verlegenheit. Vor allem begab er sich zu seinem Freund Henry Mayhew, einem energischen und tüchtig gebildeten jungen Manne, dem Sohne des damals berühmten Rechtsanwaltes Joshua Mayhew, trug ihm sein Anliegen vor und fragte ihn, ob er ihm keine guten Mitarbeiter angeben könnte. Mayhew schlug seinen Freund Mark Lemon vor, beide begaben sich sogleich dahin und fanden ihn bald bereit, sich der Sache zu widmen. Die nächste Frage war ein Xylograph, und auch der war sofort in Ebenezer Landells gefunden, einem geschickten Manne, mit dem Last schon öfters in Geschäftsverbindung gestanden hatte.

Nun wurde beschlossen, eine neue Versammlung anzuberaumen und hierzu verschiedene von Lemon vorgeschlagene Schriftsteller und Künstler einzuladen. Dies geschah, und einige Tage später fanden sich zu diesem Zwecke in dem parlour des „Edinburgh Castle" im Strand — so daß denn doch ein Wirtshaus die Geburtsstätte des bösen Spötters zu sein scheint — außer Lemon, Mayhew und Last noch Douglas Jerrold, Henry Baylis, Gge. Hodder, Sterling Coyne, E. Landells, W. Newman und Archibald Henning ein. Außerdem zwar nicht anwesend, wurden aber als Mitarbeiter registriert: Gilbert à Beckett, W. H. Wills und H. P. Grattan. Ein solch glänzender Kranz von Dichtern und Künstlern ließ wahrlich auf guten Erfolg schließen, und so dauerte es, dank der Zuversicht und dem fröhlichen Humor aller Beteiligten, nicht lange, daß die Vorarbeiten fast alle erledigt waren und zum Erscheinen der ersten Nummer nichts mehr fehlte als — der Name. Und auch der fand sich bald. Es waren bereits verschiedene vorgeschlagen worden, so „Fun", „Funny Dogs" und „London Charivari" als Pendant zu dem Pariser „Charivari". Da geschah es, daß im Laufe des Gesprächs mit dem Namen Lemon (auf deutsch: Citrone) gescherzt, und daran anknüpfend von den verschiedenen Ingredienzien zu dem Getränk Punsch geredet wurde, und dies war der Name, der allen für das neue Blatt am passendsten schien. Der Einwand, daß bereits früher ein von Douglas Jerrold redigiertes

*) Nebenbei bemerkt, wurden die ersten Nummern des „Illustrated London News" auf derselben Presse wie vorher „Punch" gedruckt.

Witzblatt unter dem Titel „The Penny Punch" existiert habe, änderte nichts daran, und so blieb es dabei, daß die neue Zeitung den Titel

„Punch
or the London Charivari"

führen sollte.

Hier nun ist es vielleicht manchem der Leser nicht uninteressant, etwas über die Bedeutung des Wortes Punch zu hören. Es gibt verschiedene Erklärungen. Zuerst bedeutet Punch (deutsch Punsch) ein indisches Getränk, das ursprünglich aus fünf Ingredienzien bestand: Arak, Zucker, Wasser, Thee und Citrone, wobei der Name von dem Hindu-Worte „pandsh" (auf deutsch „fünf") herstammt. Die andere Bedeutung des englischen Wortes Punch ist gleich unserem deutschen „Kasperle" oder, wie der Frankfurter sagt, „Hännesche" und stammt, wie das französische Wort „polichinelle", aus dem Italienischen. Es soll nämlich in Neapel ein lustiger Geflügelhändler gelebt haben, der weit und breit seiner Späße und Scherze wegen bekannt war und gleichzeitig als Bezeichnung für seinen Handel mit „pulcinelli" (Geflügel) den Spitznamen Pulcinella oder Pollcinella erhalten hatte. Dies wurde nach und nach so volkstümlich, daß selbst nach seinem Tode noch die lustige Person in den Puppentheatern nach ihm benannt wurde. —

Am 17. July 1841 erschien die erste Nummer. Der hiermit veröffentlichte Prospektus, welcher die Absichten und Meinungen des Mr. Punch darlegte, lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen: Vorliegendes „Guffawgraph" ist bestimmt, eine Zuflucht für die verlorenen Witze zu bilden — ein Asyl für die tausende von verlassenen Späße — die pensionirten „foe millers" — die millionen von hilflosen „puns"*), welche jetzt umherirren ohne die geringste Heimat, wo sie hingehören und sich niederlassen könnten. Es ist ferner ein Organ für die Emanzipation geistreicher Juden der ganzen Welt und für die Naturalisation jener „Jonathans" (i. e. Amerikaner), deren Hang zur Wahrheit sie zwang, aus ihrem Geburtsland auszuwandern. Mr. „Punch" wird die Ehre haben, seine Aufwartung jeden Sonnabend zu machen und beständig allen Unsinn, der in seinem eigenen Kopfe und den folgenden zu finden ist, der Welt darzubringen.

Politik:

„Punch" hat keinerlei parteilichen Vorurteile, er ist konservativ in seiner Opposition gegen Fantoccini und politische Gliedergruppen

*) Puns bedeutet die besonders in England so beliebten Wortspiele, zu der sich gerade die englische Sprache besser wie kaum eine andere eignet.

und ein liberaler Fortschrittler in seiner Vorliebe für „small cha nge“ (Kleingeld).

Moden.

Diese Abteilung steht unter der Leitung von Mrs. „Punch“, deren ausgedehnte Bekanntschaft in der Elite der feinen Welt ihr ermöglicht, die ersten Berichte über die Vorgänge in der fashionablen Welt zu liefern.

Polizei.

Diese Abteilung liegt in der Hand eines erfahrenen Edelmannes — einem regulären Angestellten bei den verschiedenen Bureaus, der infolge einer starken Anhänglichkeit an „Punch“ häufig in der Lage ist, ausführlichsten Bericht zu erstatten.

Kritik.

Um diesen Zweig des Unternehmens so vollständig als möglich zu machen, sind Vereinbarungen getroffen, um die kritische Mitarbeiterschaft von „John Ketch Esq.“ zu sichern, der durch die Milde des Gesetzes und den mit seinen früheren Verbindungen verwandten Charakter der modernen Litteratur veranlaßt wurde, dieses Amtes zu walten.

Kunst.

Um ja dem einheimischen Talent Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wurde die Kritik über Malerei und Skulptur einem der populärsten Künstler unserer Zeit anvertraut, und zwar „Punchs“ eigenem unsterblichen Coulissen-Maler.

Musik und Theater.

Diese 2 Kapitel gehören zu den hervorragendsten unseres Unternehmens. Die Musikberichte stammen aus der Feder des größten Virtuosen auf der Mundharmonika, der unterstützt wird von den Professoren der Trommel und der Blechdeckel. „Punch“ selbst macht das Schauspiel.

Sport.

Ein Prophet ist engagiert. Er bestimmt nicht allein die Gewinner jedes Wettrennens zum Voraus, sondern auch die Farben der Reiter.

Die Witze

werden von Mitgliedern folgender wissenschaftlicher Vereine geliefert: des Zivilgerichtshofes und der Zoologischen Gesellschaft; des Mäßigkeitsvereins und der Gesellschaft für Wasserdichtigkeit; der medizinischen Fakultät

und des Highgate Friedhofes; und ferner humoristische und satirische Originalartikel in Versen und in Prosa von allen
„funny dogs with comic tales“.

„Punch“ hatte sofort den großartigsten Erfolg. Trotzdem es ein neues, völlig originelles Unternehmen war und Originalität bei neuen Unternehmen stets ein überaus schwieriger Faktor ist, da ein solches nur einschlagen und Anhänger finden kann, wenn es diesen seinen originellen Standpunkt fest beibehält, um damit zu beweisen, daß er gut und durchführbar ist, und hierzu ein Mut und eine Ausdauer gehören, die nicht viele haben, wurde er doch allenthalben mit Freuden aufgenommen, und seitdem hat sich der lustige Mitbürger eine allgemeine Verbreitung selbst als Familienblatt errungen, die nicht sobald nachlassen wird. Und es ist dies fast natürlich. „Punch“ ist urenglisch, seine Witze sind meistens derb, aber nie unsittlich, seine Illustrationen sind sehr oft von künstlerischem Wert und stets mit jenem kräftigen Humor gezeichnet, der nirgends seinesgleichen hat, und seine Satire in Wort und Bild, sowohl in Bezug auf Politik als auch in Bezug auf soziale und Familienzustände, macht von der englischen Preßfreiheit den allerweitesten Gebrauch. Es gibt sicher kein außerenglisches Blatt, das man mit „Punch“ vergleichen könnte, und am allerwenigsten hat er mit den französischen Witzblättern gemein, da er nie, weder in Wort noch in Bild, gegen das sittliche Gefühl verstößt. Neben der Politik, die hier oft einer beißenden Kritik unterzogen wird, und welche den Stoff zu jenen so berühmt gewordenen „cartoons“, den ganzseitigen wöchentlichen Karrikaturen liefert, wird auch das soziale und private Leben, mit seinen Schwächen und Lächerlichkeiten, nicht verschont. Man kann kaum ein besseres Bild von den Zuständen der Londoner Gesellschaft und der englischen Politik der letzten Jahrzehnte gewinnen, als wenn man die alten Jahrgänge des „Punch“ durchblättert.

Unter den vielen bedeutenden Mitarbeitern sind besonders zwei zu nennen, durch die „Punch“ sowohl, als auch deren Namen durch „Punch“ berühmt geworden, die bereits erwähnten Mark Lemon und John Leech. Beide sind jetzt tot. Lemon, der Mitbegründer und ständige Herausgeber des „Punch“, starb am 23. Mai 1870, während sein treuer Mitarbeiter John Leech ihm bereits 6 Jahre früher, am 29. Oktober 1864, vorausgegangen war. Letzterer war es, der die köstlichen Illustrationen lieferte, welche später in mehreren Bänden zusammen herausgegeben wurden, so u. a. Pictures from Life and Character. 5 Bde. und Pencillings from Punch. Er war kein „aka-

demisch gebildeter" Künstler, da er zuerst zur Medizin bestimmt war, aber sein natürliches Zeichentalent hieß ihn bald seinen ersten Plan fallen lassen und sich ganz der Kunst zu widmen. Ein anderer temporärer Mitarbeiter am „Punch" war der berühmte W. M. Thackeray, mit dem Leech zusammen Charterhouse School besucht hatte. Von ihm erschien u. a. zuerst im „Punch" „The Snobs of England by one of themselves", jenes köstliche humoristische Buch, das später erweitert unter dem Titel „The Book of Snobs" separat herausgegeben wurde. Bereits genannt habe ich ferner noch Gilbert à Beckett, von dem u. a. „The Comic History of England" erschien; Thomas Hood, besonders berühmt durch sein „Song of the Shirt", der fruchtbare Albert Smith und besonders Douglas Jerrold, dessen unsterbliche „Madame Caudle" zuerst im „Punch" ihr Debüt machte. Douglas Jerrold war ein sehr fleißiger und wirkungsvoller Kontributor; ein um so größerer Verlust war es, als er bereits im Jahre 1852 sich ganz von „Punch" zurückziehen mußte, da er seine Kräfte für das im selben Jahre übernommene „Lloyds Weekly Newspaper" gebrauchen mußte, das er bis zu seinem Tode im Jahre 1857 leitete. Unter den artistischen Mitarbeitern „Punchs" sind neben Leech besonders Archibald Henning, von dem der erste Umschlag entworfen war, und Richard Doyle zu nennen. Letzterer ist der Sohn des seiner Zeit so berühmt gewesenen Karrikaturisten, der vor der humoristischen Zeitungsperiode die unter der Chiffre H. B. bekannten politischen Karrikaturen gezeichnet hatte. Von Richard Doyle ist das berühmte jetzige Titelbild des „Punch".

Die Spitzen von „Punch's" Witzpfeilen richteten sich natürlich meistens gegen berühmte Männer, welche vielleicht gerade irgend ein Versehen begangen hatten, das „Punch" als Waffe gebrauchen konnte. Während der 50er Jahre hatte besonders Disraeli (der nachmalige Lord Beaconsfield) viel zu leiden, indem er bald als Clown, bald als Chamäleon, bald als Schauspieler auftritt, der beständig seine Rollen und Kostüme wechselt. Jetzt nimmt Gladstone eine ähnliche Stelle in „Punch" ein, und in neuester Zeit bringt er mit ganz besonderer Vorliebe auch unseren Bismarck wiederholt auf die Szene. 1857 tadelte er bitter die von englischen Soldaten begangenen Grausamkeiten im chinesischen Krieg, unter der Aufschrift „Justice". Zu derselben Zeit auch unterstützte er Palmerston gegen Lord Derby und Cobden, die er beide zu verschiedenen Malen in lächerlichen Charakteren vorgeführt. Während des Krieges 1870—71 zeigte sich „Punch" wiederholt als Freund Frankreichs gegen Deutschland und brachte einmal z. B. unseren Kaiser in der Gestalt eines Barbarenhäuptlings à la Attila. —

Gegenwärtig erscheint „Punch" allwöchentlich Mittwochs zum Preise von 3 pence pro Nummer. Welche Verbreitung „Punch" hat, ist aus einer amerikanischen Zeitungsstatistik von 1882 ersichtlich, nach der seine Auflage nicht weniger als 30000 Exemplare betragen soll. Allerdings soll nach derselben Quelle von den anderen englischen Witzblättern „Moonshine" 54000 und „Judy" 50000 Auflage haben, dagegen beträgt von „Moonshine" der Preis nur 1 penny und „Judy" 2 pence pro Nummer. Dennoch glaube ich bestimmt, daß „Punch" einen noch größeren Leserkreis hat, als irgend ein anderes englisches Witzblatt, da er in keinem Restaurant, in keinem Klub, wo alle anderen nicht sind, fehlen darf. Ein Beweis dafür, daß diese weiteste Verbreitung jedenfalls auch allgemein anerkannt wird, ist der horrende Preis, den „Punch" für die Rückseite einer Nummer zur einmaligen Aufnahme eines Inserates fordert und auch erhält, und der thatsächlich nicht weniger als 120 Pfd. St. = 2400 Mark beträgt!

Wie die „Times" in der politischen Tagespresse, so dominiert der unverwüstliche Spötter „Punch" über alle anderen humoristischen Blätter, und es unterliegt keinem Zweifel, daß „Punch" oft einen größeren Einfluß auf die Politik und die öffentliche Meinung ausübt, als im allgemeinen angenommen wird. —



Deutsche Buchhändler.

4.

Ernst Keil.

Von

Richard Julius George.

Unter den Männern, auf die der deutsche Buchhandel mit Stolz blickt, steht in erster Linie Ernst Keil, der Begründer der „Gartenlaube". Wir müssen in ihm nicht allein den hervorragenden Berufsgenossen, sondern auch den genialen Redakteur, den begabten Schriftsteller bewundern. Wenige haben den Buchhandel so ideal wie er aufgefaßt; wenige haben diese ideale Auffassung ihres Berufes mit einem so offenen, umsichtigen Blick für die kaufmännische Seite desselben verbunden. Es wird stets der höchste Ruhm Ernst Keils sein, daß er, ohne die materielle Grundlage seines Unternehmens irgend wie zu schädigen, ein unermüdlicher Kämpfer für Wahrheit und Recht war. Wir lernen in ihm einen Mann kennen, dessen höchstes Ziel die Freiheit und Wohlfahrt seines Volkes bildete.

Ernst Keil wurde am 6. Dezember 1816 zu Langensalza geboren. Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem deutsche Züchtigkeit und edles Gemütsleben herrschten, konnten nicht ohne veredelnden Einfluß auf den frühzeitig für alles Schöne und Gute empfänglichen Knaben bleiben. Sein Vater, welcher als preußischer Gerichtsdirektor gerade so sein Auskommen hatte, wird uns als ein Biedermann weichen Herzens und bedächtigen Wesens geschildert, während uns die Mutter als eine tüchtige Hausfrau entgegentritt, in der jedoch Thatkraft und Umsicht vorherrschen. Diese Charakter-Eigentümlichkeiten der Eltern finden wir später im Sohne zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Leider mußte Ernst die freundliche Heimat seiner Kindheit bald verlassen, da Langensalza keine höhere Lehranstalt besaß, und er das Gymnasium zu Mühlhausen besuchen mußte. Gern hätte der

Vater ihm den Besuch der Universität ermöglicht; er mußte jedoch seinen Lieblingswunsch aufgeben, weil seine Mittel zum Studium des Sohnes nicht ausreichten.

Keil hatte schon in früher Jugend Sinn für Litteratur und Poesie gezeigt; der Entschluß, Buchhändler zu lernen, lag daher nahe, da er in diesem Berufe seinen Neigungen am meisten nachgehen konnte. Es wurde ihm das Glück zu teil, in dem Besitzer der Hoffmannschen Hofbuchhandlung zu Weimar einen Lehrer zu finden, der ihm einen hohen Begriff von dem Stande des Buchhändlers und tüchtige buchhändlerische Kenntnisse beibrachte. Aber auch sonst war der Aufenthalt in Weimar für ihn segensreich. Kam er doch als Lehrling vielfach mit Männern und Frauen von litterarischer Bedeutung in Berührung, was für ihn nur fördernd sein konnte. In seinen späteren Jahren bildete es stets für Keil eine der schönsten Erinnerungen, daß er als Lehrling allwöchentlich dem Altmeister Goethe die eingegangenen litterarischen Neuheiten ins Arbeitszimmer gebracht hatte. Besonders bedeutungsvoll für Keil war die Bekanntschaft, welche er während seiner Lehrzeit mit den Erzeugnissen der sog. jungdeutschen Litteratur machte. Mit einem wahren Heißhunger verschlang er nach Geschäftsschluß oft im ungeheizten Zimmer die Schriften eines Gutzkow, Laube, Heine, Börne, deren übermütiger Radikalismus ihm bald in Fleisch und Blut überging. Diese rein litterarische Bewegung oppositioneller Natur, welche uns den Anfang der dreißiger Jahre fast als eine neue Sturm- und Drangperiode erscheinen läßt, war entscheidend für die ganze Sinnesrichtung Keils; sie machte ihn auch auf politischem Gebiete zu einem hervorragenden Mitgliede der liberalen Partei.

Die litterarischen Studien, denen sich Keil in Weimar mit Eifer hingegeben hatte, wurden nicht unterbrochen, als er in Erfurt seiner Militairpflicht als Freiwilliger genügte. Nur wenig konnte ihn sein Vater während der Militairzeit unterstützen; aber die fortwährende Ebbe in der Kasse des Freiwilligen konnte den Mut desselben nicht beugen, noch seine Lebensfrische trüben. Bei der damaligen geringen Besoldung dauerten die finanziellen Bedrängnisse auch fort, als er 1837 eine Stellung als Gehilfe in der Weygandschen Buchhandlung zu Leipzig erhielt. Seine geringen Einnahmen wurden nur unbedeutend erhöht durch die schriftstellerische Thätigkeit, mit welcher er jetzt seine Mußestunden ausfüllte. Letztere bestand in erster Linie in Aufsätzen litterarisch-kritischen und reflektierenden Inhaltes, welche er für Zeitungen und Journale schrieb. Überhaupt sah Keil frühzeitig in dem Journalismus denjenigen Faktor, durch welchen er seine idealen Pläne in bezug

auf die Freiheit und Wohlfahrt des Volkes zu verwirklichen gedachte. Bereits im Jahre 1838 finden wir ihn als Redakteur des Journals „Unser Planet" (später „Wandelstern"). Die Keckheit, Frische und Schärfe in den Miszellen und kleinen Erzählungen, welche Keil für dieses Blatt schrieb, lassen ihn als einen liebenswerten, gewandten Schriftsteller erscheinen. Die Leipziger Polizei, welche in dem jungen Neuling einen gefährlichen Gegner witterte, untersagte ihm nur zu bald die Leitung des „Wandelstern", welcher unter Keils Redaktion einen großen Aufschwung genommen hatte. Auch als Novellenschreiber versuchte sich Keil in jener Zeit mit Erfolg. 1845 erschien bei Schlüssel in Bautzen ein Band gesammelter „Liebes-Novelletten" von Ernst Keil unter dem Titel „Melancholie". So verlebte Keil 8 Jahre als schriftstellernder Buchhandlungsgehilfe in Leipzig; zuletzt finden wir ihn als Geschäftsführer von Naumburg & Co. Aber abgesehen davon, daß seine bisherige Thätigkeit als Commis und als Schriftsteller keineswegs eine einträgliche war, machte sich ihm doch, je älter er wurde, das Gefühl der Abhängigkeit mehr und mehr bemerkbar. 1844 hatte er sich verheiratet und sich einen eigenen Herd begründet. Der Wunsch, selbständig zu werden, regte sich daher stärker als je in ihm. So faßte er denn, mutig den Blick in die sorgenvolle, dunkle Zukunft gerichtet, den Entschluß, sich als Verlagsbuchhändler zu etablieren.

Charakteristisch für Keil ist die epigrammatische Kürze des Zirkulars*), welches er bei der Gründung seines Geschäftes in die Welt sandte: „Hierdurch zeige ich ergebenst an, daß ich unter dem heutigen Datum am hiesigen Platze ein Verlagsgeschäft unter der Firma Ernst Keil errichtet habe. Das Nähere über meine Unternehmungen behalte ich mir vor. Leipzig, 3. August 1845. Ernst Keil." Wer mag beim Lesen dieses im trockensten Geschäftsstile abgefaßten Schriftstückes geahnt haben, daß es die Geburtsanzeige einer Verlagsfirma enthielt, welche zu den glänzendsten des deutschen Buchhandels gehören sollte? Das junge Unternehmen nahm einen befriedigenden Anfang. „Ohne alle Mittel, ohne zureichende Unterstützung von Kapital," so schreibt Keil in einem Briefe, „habe ich angefangen. Aber mein ehrlicher Name erwarb mir Vertrauen, und so hatte mir der Ertrag schon im ersten Jahre eine bescheidene Existenz gewährt." Bezeichnend für die Richtung des Keilschen Verlages waren die ersten Artikel desselben, nämlich die

*) Obiges Zirkular sowie die nachfolgenden Briefe sind einem Artikel der „Gartenlaube" von Alb. Fränkel entnommen, dem sich der Verfasser auch sonst hier und da angeschlossen hat.

Broschüren „Die Jesuitenpest“ und „Die Kartoffelseuche“. So verschieden dieselben auf den ersten Blick erscheinen, so haben sie doch den gemeinsamen Kern: Schutz des Volkes gegen Schäden auf sittlich-geistigem und auf materiellem Gebiete.

Die ersten Erfolge, welche der junge Verleger errang, waren ermutigend; aber Keil begnügte sich nicht mit diesem rein geschäftlichen Ergebnis, das ihn in finanzieller Beziehung befriedigen mußte. Sein idealer Sinn war auf Wirken ins Weite gerichtet. Er sah sein Ziel darin, die oppositionelle Freiheitsbewegung des jungen Deutschland, welche sich zur Zeit auf den engen Kreis der Hochgebildeten beschränkte, in die große Masse, in die bürgerlichen Kreise zu verpflanzen. Der ganzen Anlage Keils nach war dies nur möglich durch die Begründung einer Zeitschrift, und so erschien denn schon 1846 die erste Nummer des Monatsblattes „Der Leuchtturm“, dessen Redaktion Keil übernahm. Die Häupter der liberalen Partei, Männer wie Robert Blum, Wislicenus, Johann Jacoby, Uhlich u. s. w. standen ihm als Mitarbeiter zur Seite. Die Bedeutung des neu begründeten Organes lag darin, daß in demselben der vormärzliche Freiheitsdrang auf dem Gebiete der Politik, Religion und Litteratur seinen volkstümlichen Ausdruck fand. Bei der damaligen traurigen politischen Lage und dem Drucke, unter dem Deutschland seufzte, darf es uns nicht überraschen, daß der „Leuchtturm“ schwer unter den Angriffen der Polizei und Zensur zu leiden hatte. Dies geht besonders aus dem häufigen Wechsel des Verlagsortes hervor; er mußte in Zeitz, Halle, Magdeburg, Dessau, Bremen und Braunschweig erscheinen. Endlich brachte das Revolutionsjahr 1848 die heiß ersehnte Preßfreiheit; aber nur zu bald brach die Reaktion herein, deren wütenden Angriffen der „Leuchtturm“ 1851 erlag. Erinnert sei hier an einen Ausspruch Varnhagens von Ense, welcher den „Leuchtturm“ eine „imponierende Geschichtsquelle der Bewegungszeit“ nennt. Es erschien hierauf Stolles „Dorfbarbier“ im Verlage Keils, der in kurzer Zeit eine Auflage von 22000 Exemplaren zu verzeichnen hatte.

Den damaligen Machthabern aber war Keil schon längst ein Dorn im Auge; im Jahre 1852 wurden ernste Angriffe auf seine Person gemacht. Er wurde aufs neue in einen Preßprozeß verwickelt, der im vorangegangenen Jahre mit seiner Freisprechung geendet hatte, in dem aber jetzt seine Verurteilung zu einer neunmonatlichen Gefängnißstrafe ausgesprochen wurde. Aus der Mitte seiner Familie und seines jetzt zur Blüte gelangten Geschäftes gerissen, verbrachte Keil die Zeit vom April bis Dezember 1852 als Gefangener zu Hubertusburg.

Er leitete vom Gefängnisse aus sein verwaistes Geschäft, so gut

als es eben ging. Der Aufenthalt in Hubertusburg sollte für ihn und für das bildungsuchende, lesende Publikum von weitgehender Bedeutung werden. Hier arbeitete nämlich Keil den Plan zu einem Familienblatte aus, in welchem er die Bildungsbedürfnisse aller Schichten unseres Volkes zu befriedigen gedachte. Er fühlte in seiner unfreiwilligen Muße heraus, daß das Publikum der demokratischen Richtung der fortwährenden politischen Zänkereien müde sei, da die ewigen Diskussionen zu Phrasen ausgeartet waren. Er sagte sich, daß an die Stelle der nutzlosen Wortgefechte ein positiver Bildungsinhalt treten müsse, wenn sein neues Organ ein Familienblatt im wahrsten Sinne des Wortes werden sollte. Von diesen Erwägungen geleitet, schritt Keil zu der Gründung einer neuen Zeitschrift, deren erste Nummer am 1. Januar 1853 unter dem Titel „Die Gartenlaube" erschien. Der in der Geschichte der Journalistik fast beispiellose Erfolg, welchen Keil mit der „Gartenlaube" errang, liegt einmal darin, daß er in ihr für einen wohlfeilen Preis dem Volke in bezug auf Illustrationen und Text das beste lieferte, und sodann in den Tendenzen des letzteren. Man macht sich keiner Übertreibung schuldig, wenn man behauptet, daß Keil mit der „Gartenlaube" eine Kulturmission erfüllt hat. Er hat durch sie wacker mitgeholfen, den demokratischen Geist zu erwecken und ihn wach zu erhalten. Unaufhörlich hat er in ihren Spalten gekämpft für Freiheit, edle Menschlichkeit; jeder, welcher auch nur einige Jahrgänge der „Gartenlaube" gelesen hat, kann bezeugen, wie kräftig er gegen Dummheit, Roheit, Intoleranz, Inhumanität, Schwindel, Aberglauben und Vorurteil gestritten hat. Aber Keils Streben galt auch der Pflege edlen Geistes- und Gemütslebens; er war bedacht auf die Festigung und Durchwärmung deutschen Familienlebens, deutscher Sitte und deutscher Züchtigkeit. Mit edler Begeisterung trat er für den deutschen Einheitsgedanken ein. Die Energie, welche er bei der Durchführung dieser Prinzipien, denen die „Gartenlaube" ihre Bedeutung als litterarische Weltmacht verdankt, zur Anwendung brachte, ist bewunderungswürdig. Mit seltener buchhändlerischer Gewandtheit und Umsicht suchte er immer klarer seine Absichten durch Auswahl der tüchtigsten Mitarbeiter zu verwirklichen. Ein Auerbach, Heyse, Wilbrandt, Levin Schücking, Ed. Höfer, eine Marlitt, Werner stellten ihm ihre geistigen Kräfte zur Verfügung. Aber die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens blieb Ernst Keil. Bis zum letzten Atemzuge hat er der „Gartenlaube" treu gedient; sein ganzes Streben galt nur ihrer Vervollkommnung, da er seine kulturhistorische Aufgabe mit hohem Ernste auffaßte.

Keil verwuchs im Laufe der Jahre so innig mit der „Gartenlaube", daß seine Freude am Dasein von einer mehr oder weniger gelungenen Nummer abhängig war. Als in der Gründerzeit mehrfach der Versuch gemacht wurde, ihm die „Gartenlaube" für eine ungeheure Summe abzukaufen, um dieselbe in ein Aktien-Unternehmen zu verwandeln, wies er diese Zumutung stets mit Stolz und Entrüstung zurück. Treffend charakterisiert Keil sein Verhältnis zur „Gartenlaube" in einem Briefe an einen Freund, worin letzterer im Auftrage und Interesse eines gemeinsamen Bekannten angefragt hatte, ob dieser die Redaktion eines illustrierten Unterhaltungsblattes übernehmen solle:

„Was die „Gartenlaube" betrifft, so war ihre Auflage von 5000 Exemplaren, die im ersten Jahre (1853) abgesetzt wurden, im Jahre 1863 auf 157000 gestiegen. Infolge des damaligen Verbotes für Preußen war sie zwar auf 105 000 zurückgegangen, stand aber 1866 schon wieder auf 142000, bis sie in demselben Jahre, nach Aufhebung des preußischen Verbotes, binnen 9 Monaten um 83000 sich vermehrte, sodaß jetzt (1867) 225 000 Exemplare gedruckt werden. Das sind Erfolge, auf die ich wohl stolz sein könnte, da sie redaktionell und geschäftlich mein alleiniges Werk sind. Fragt man mich aber, ob sie mich glücklich gemacht, so habe ich nur eine trübe Antwort. Fünfzehn Jahre lang habe ich nur den einen Gedanken gehabt, der mich Tag und Nacht und überall mit dämonischer Gewalt beherrscht hat, der mir alle übrigen Freuden des Lebens zuwider und mich zum einsamen Mann, oft genug auch in seinen Wirkungen mich und meine Familie unsäglich unglücklich gemacht! Fünfzehn Jahre — die schönsten des Lebens — habe ich nur gearbeitet, nur gegrübelt, nur geschaffen, keinen Sonntag gehabt, mich von den meisten Freuden zurückgezogen und nur dem Unternehmen gelebt. Die Leitung eines solchen ist ein Fluch, der mit eisernen Klammern gefangen hält und schließlich das Leben knickt, das nur noch in einer gelungenen Nummer Wert hat. In sechs Jahren sind mir drei Tage Erholung geworden, die ich in Thüringen zubrachte. Ein Nachlassen ist unmöglich, geradezu verderblich, und wenn unser Freund sich nicht ausschließlich dem Blatte widmen, wenn er nicht alles vergessen kann, was sonst noch das Leben wert und lieb macht, wenn er nicht Tag und Nacht nur für das Blatt arbeiten kann und will, so soll er den Gedanken nur aufgeben, es in die Höhe bringen zu wollen. Der Ehrgeiz kann durch den Erfolg eines solchen Blattes befriedigt werden, aber glücklich — glücklich machen kann es nicht! Ich habe es erfahren!"

Wir würden ein vollständig falsches Bild von dem Schreiber dieses Briefes bekommen, wenn wir von seinen elegischen Worten auf einen grübelnden, kopfhängerischen Charakter schließen würden. Er verfügte im Gegenteil über einen prächtigen Humor, konnte über einen guten Witz aus vollstem Herzen lachen. Man wird überhaupt selten in einem Menschen eine so harmonische Vereinigung von kindlichem, naivem Wesen mit einer frisch und frei gearteten Mannhaftigkeit finden. Worte wie die oben genannten entströmten seiner Feder, wenn er unter seiner riesigen Arbeitslast dem Unterliegen nahe zu sein glaubte und an seine Spannkraft zu hohe Anforderungen stellte. Wuchs doch Keils Pflichteifer mit der Abonnentenzahl der „Gartenlaube", welche sich allmählich ins Riesige steigerte und im Jahre 1876 390000 betrug! Schon 1862 hatte Keil die bescheidenen Mietsräume, welche sein Geschäft bisher innegehabt, mit einem palastartigen Hause vertauscht. Im übrigen aber hatte der große Reichtum, welchen er sich im Laufe der Jahre erworben, wenig an seinen Gewohnheiten geändert. Er war und blieb der einfache Mann, den seine Freunde und Bekannten stets in ihm geliebt. Und der Kreis der letzteren war wahrlich nicht klein; war doch das Kontor Keils ein wahres Wohlthätigkeits-Bureau. Aus allen Teilen der Bevölkerung gelangten Bitten aller Art um Unterstützung und Rat an Keil. Nicht alle konnte er erfüllen, aber er that, was in seinen Kräften stand. Manche Witwe, mancher Familienvater ist von ihm aus Not und Bedrängnis befreit worden. Wie seine näheren Freunde wissen, bezahlte er viele regelmäßige Pensionen; er ermöglichte Jünglingen ihre Ausbildung im Handel und Gewerbe, gewährte ihnen Mittel zum Studium. Der Wert der Keilschen Wohlthätigkeit wird noch erhöht durch die zarte Rücksicht, welche er bei Ausübung derselben obwalten ließ.

So bildeten die Unterstützungen, welche Keil seinen Mitmenschen in aller Stille zukommen ließ, stets eine beträchtliche Summe in seinem jährlichen Etat, während die Ausgaben für seine Person und die Familie hinter denen eines jeden begüterten Privatmannes zurückstanden. Nichts war Keil so verhaßt als ein Herausstellen seiner Persönlichkeit; stets hat er sich gescheut, ein Haus zu machen. Nach Erledigung seines Arbeitspensums war ihm die schönste Erholung der Aufenthalt in der Familie, deren Poesie ihn magnetisch anzog. Tief erschüttert wurde er 1871 durch den Tod seines Sohnes Alfred, auf den er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte; derselbe starb auf einer Studienreise in Kairo. Lange dauerte es, bis sich Keil einigermaßen von diesem schweren Schlage erholte. Nur in erhöhter Arbeit gelang ihm die

Betäubung seines tiefen Schmerzes. Am 1. Januar 1878 konnte er auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen der „Gartenlaube" zurückblicken. Die Verwandten, Freunde und Mitarbeiter, welche er anläßlich dieses frohen Ereignisses zu einem kleinen, gemütlichen Feste vereinigte, bemerkten mit Freude, wie rüstig und stattlich er sich unter der anwesenden Jugend bewegte. Und doch trug Keil schon den Keim des Todes in sich; eine Gallensteinbildung, welche ihn bereits seit zwei Jahren heftigen, schmerzhaften Anfällen unterworfen hatte, machte am 23. März 1878 seinem wirkungsreichen Dasein ein Ende. Die Witwe Keil verkaufte den Verlag desselben am 1. Januar 1884 an die Gebrüder Kröner in Stuttgart, welche das Geschäft unter der Firma Ernst Keils Nachfolger fortführen. Der Verlag weist außer der „Gartenlaube" an namhaften Zeitschriften die „Europa" und die „Blätter für Genossenschaftswesen" auf; unter den Hauptwerken des Keilschen Bücherverlags, der dieselben volkstümlichen Tendenzen wie die „Gartenlaube" zeigt, sind hervorzuheben: „Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen", Romane von Marlitt und Werner, Gedichtsammlungen von Traeger, Gottschall, Rittershaus u. s. w. —

Überblicken wir das ereignisreiche und mühevolle Leben Ernst Keils, welcher uns in allen Punkten als Mensch und Berufsgenosse ein Vorbild und Muster sein kann, so finden wird die Worte, die ihm seine Redaktionsmitglieder nachriefen, in jeder Beziehung bestätigt: „Es hat in ihm die deutsche Litteratur eine ihrer machtvollsten Stützen, der nationale Journalismus einen seiner verdienstvollsten Kämpfer und großartigsten Förderer, das deutsche Vaterland aber einen seiner besten Bürger verloren!" Möge die heranwachsende Generation in die Fußstapfen Ernst Keils treten, möge der deutsche Buchhandel stets Vertreter haben, die ihm gleichen!



Allerlei Kalkulationen.

II.

In unserm ersten Artikel*) haben wir gezeigt, daß und wie Verleger und Sortimenter ihre Kalkulationen machen sollen. Der aufmerksame Leser wird gefunden haben, daß bei diesen Berechnungen ein Faktor berücksichtigt ist, denn man nie genau im voraus kennt, d. i. der Absatz; der genaueste Voranschlag wird sofort unrichtig, wenn der Absatz ausbleibt, oder wenn dieser langsamer geht als man angenommen hatte. Sicherer kann man natürlich kalkulieren, wenn der Absatz vorher bestimmt ist, also bei bestellter Arbeit wie in der Buchdruckerei; doch selbst da können noch Täuschungen vorkommen durch eine Abnahme der Bestellungen, ganz abgesehen von etwaigen Berechnungsfehlern.

Die Kalkulation eines Buchdruckers muß ebenso wie jede andere seine Selbstkosten und den beanspruchten Gewinn enthalten und nachweisen. Eine systematische Buchführung wird ihm die einzelnen Posten genau angeben können, während er ohne solche lediglich auf Schätzungen angewiesen bleibt und in diesem Falle von Genauigkeit in den Kalkulationen keine Rede sein kann.

Nehmen wir als Beispiel an, die letzte Inventur ergebe einen Schriftenvorrat von 40000 Mark und an Maschinen (Pressen und Betriebsmaschinen) 50000 Mark, so wären diese Beträge zu verzinsen und zu amortisieren.

An Zinsen können wir 5%, für Amortisation müssen wir aber 10% rechnen, da sowohl Schrift als Maschinen sich rasch abnutzen, auch die Gefahr nahe liegt, daß die Schrift unmodern wird, also nicht mehr benutzt werden kann und die Maschinen durch solche besserer Konstruktion überholt werden, wie z. B. die Handpressen durch die Schnellpressen und jetzt diese durch die Rotationsmaschine verdrängt werden.

---

*) Seite 101 u. folgde.

Aus den Büchern läßt sich ferner ersehen, daß für die Leitung des ganzen Geschäfts außer dem Inhaber noch zwei Gehilfen und ein Hausknecht beschäftigt waren, deren Gehalte, sowie die Miete für das Kontorlokal, Steuern u. s. w. sich aus folgender Zusammenstellung ersehen lassen:

Gehalt des Chefs	3000 Mk.	
„ der 2 Gehilfen	2500 „	
„ des Hausknechts	1000 „	6500 Mk.
Miete für das Kontor		600 „
Steuern, Stempel ꝛc.		600 „
Porti und Frachten		300 „
Heizung und Licht		200 „
Geschäftsformulare		400 „
diverse kleine Ausgaben		300 „
Verpackungsmaterialien		100 „
Zinsen und Verluste		2000 „
Beanspruchter Reingewinn		6000 „
Also allgemeine Spesen		17000 Mk.

Diese allgemeinen Spesen sind nun auf die ganze Arbeit, Satz und Druck zu verteilen und kann man durchweg wohl jedem Teil die Hälfte anrechnen. Für den Satz erhalten wir nun folgende Posten:

Anteil an den allgemeinen Spesen	8500 Mk.
5 % Zinsen } von 40000 Mk. . .	2000 „
10 % Amortisation } von 40000 Mk. . .	4000 „
Gehalt für 2 Factoren	4000 „
Miete für die Setzersäle	1500 „
Heizung und Beleuchtung	1600 „
Im Ganzen	21600 Mk.

verteilt auf 300 Arbeitstage macht pro Tag 72 Mk. Spesen für die Setzerei.

Diese 72 Mk. Spesen müssen durch den an einem Tage fertiggestellten Satz, **außer** den Löhnen der Setzer mit aufgebracht werden, einerlei ob wenig oder viel fertiggestellt wird. Nehmen wir an, es arbeiten regelmäßig 24 Setzer, so wären für jeden Setzer 3 Mk. Spesen zu berechnen, bei 30 Setzern 2 Mk. 40 Pf., bei 36 Setzern 2 Mk., bei 48 Setztern 1 Mk. 50 Pf. ꝛc.

Wenn also ein Setzer bei glattem Korpussatze nach dem Tarife für 10000 Buchstaben 3 Mk. Lohn erhält und einen Tag dazu gebraucht, so muß diese Druckerei solche Tagesarbeit dem Besteller, wenn

sie mit 36 Setzern arbeitet, mit 5 Mk. anrechnen; bei größerer Leistung des Setzers, z. B. wenn er 12000 Buchstaben setzt, so würde er 3 Mk. 60 Pf. Lohn beziehen, und dazu 2 Mk. Spesen, macht für 12000 Buchstaben 5 Mk. 60 Pf. 2c.

In dem Satzpreise ist die Arbeit des Ablegens und die erste Korrektur eingeschlossen; weitere Korrekturen werden besonders berechnet.

Es ergiebt sich hieraus, daß diejenige Druckerei, welche bei niedrigen Spesen die größte Zahl Setzer beschäftigt, den fertigen Satz am billigsten berechnen kann, resp. wenn sie höhere Preise erhält, am meisten Reingewinn abwirft. Stehen die Spesen in einem ungünstigen Verhältnisse zu der fertiggestellten Arbeit, so muß für diese ein hoher Preis gefordert werden, oder aber die Arbeit bringt Verlust, statt Gewinn.

Die Kosten des Druckes stellen sich wie folgt:

Anteil an den allgemeinen Spesen	8500 Mk.
5% Zinsen } von 50000 Mk. . .	2500 „
10% Amortisation } von 50000 Mk. . .	5000 „
Miete des Druckereilokals	2000 „
Heizung und Licht	5000 „
Farbe, Walzen, Schmieröl 2c.	3000 „
Reparaturen	1000 „
Heizer und 2 Arbeiter	3000 „
Im Ganzen	30000 Mk.

verteilt auf 300 Arbeitstage macht pro Tag 100 Mk. Spesen.

Wenn diese Druckerei mit 15 ziemlich gleich leistungsfähigen Maschinen arbeitet, so hätte jede Maschine per Tag 6⅔ Mk. Spesen, sowie den Lohn des Maschinenmeisters und Anlegers durch ihre Tagesleistung einzubringen; ist die Leistungsfähigkeit der einzelnen Pressen sehr verschieden, so empfiehlt es sich, die Spesen nach deren Leistungsfähigkeit zu verteilen und für jede Maschine ein besonderes Conto zu führen.

Bei der Kalkulation der Druckpreise ist nun besonders zu beachten, daß sowohl die ausgerechneten Spesen, als auch der Lohn der Maschinenmeister und Anleger bezahlt werden muß, einerlei ob die Maschine läuft oder still steht, also besonders während der Zurichtung und event. Preßrevisionen.

Erfordert z. B. die Zurichtung einer Form die Arbeit eines halben Tages und der Druck gleichfalls einen halben Tag, so ist für diesen Druck ein ganzer Tag zu rechnen, daher stellt sich auch der Druck kleiner Auflagen teuerer, als derjenige größerer Auflagen.

Ein geschickter Maschinenmeister, der die Zurichtung einer Form in der halben Zeit besorgt, die ein anderer dazu gebraucht, arbeitet also

wesentlich billiger wie jener, wenn er auch bedeutend mehr Lohn erhalten sollte; das anscheinend Billigste ist also auch hier, wie so oft im Leben, in Wirklichkeit das Teuerste.

Der Werksatz wird in der Regel dem Kunden gegenüber nach der Zahl der darin enthaltenen Buchstaben berechnet, einerlei ob der Setzer des betr. Werkes in festem Lohn arbeitet oder ebenfalls nach der Zahl der von ihm gesetzten Buchstaben bezahlt wird; der Satz von Accidenzen kann dagegen nur nach der dazu nötigen Zeit berechnet werden. Beim Druck der letzteren erzielen größere Geschäfte oft einen Vorteil dadurch, daß sie mehrere gleichartige Arbeiten zu gleicher Zeit drucken können; darauf beruht der billige Preis von verschiedenen Formularen, wie Postpacketadressen, Postkarten mit Firma, Bücher-Bestellzetteln &c. bei einzelnen Druckereien, welche diese Drucke als Spezialität forcieren.

Auf einen in Verlegerkreisen weit verbreiteten Irrtum wollen wir hier besonders aufmerksam machen, es ist dies die Ansicht, daß der Druck von Doppelbogen eines bestimmten Formats nur halb so hoch komme, als der Druck einfacher Bogen. Richtig ist wohl, daß eine große Presse in derselben Zeit einen Doppelbogen druckt, während eine kleine Presse nur den einfachen Bogen drucken kann; jedoch gilt dies nur vom Druck allein, nicht von der Zurichtung. Die Zurichtung eines Doppelbogens wird in der Regel mehr Zeit in Anspruch nehmen, als diejenige von zwei Einzelbogen, und außerdem hat die große Presse auch mehr Spesen zu tragen als die kleinere; auch ist ein solcher Doppelbogen schlecht anzulegen, es giebt dabei weit mehr Ausschuß, als bei den handlicheren, kleineren Bogen. Billiger stellt sich der Druck in Doppelbogen nur bei größeren Auflagen, bei denen die schnellere Fertigstellung der doppelten Bogenzahl die Mehrkosten der Zurichtung &c. wieder aufwiegt.

Wir brauchen wohl nicht besonders hervorzuheben, daß die einzelnen Zahlen vorstehender Kalkulationen ganz willkürlich genommen sind; für unsern Zweck, die Prinzipien derartiger Berechnungen zu zeigen, bleibt es gleichgiltig, ob wir mit realen oder fingierten Zahlen rechneten. Leser, welche in Druckerei-Kontoren arbeiten, werden leicht überall die richtigen Zahlen einstellen können, vorausgesetzt, daß die Buchführung des betr. Geschäfts so eingerichtet ist, um diese überhaupt zu ersehen; ohne diese Buchführung wird auch hierbei jede Kalkulation der sicheren Grundlage entbehren.

Während in früherer Zeit die Druckarbeiten bei weit geringeren Ansprüchen der Besteller höher bezahlt wurden, sind jetzt die Ansprüche

nach allen Richtungen hin bedeutend gestiegen, die Preise aber durch die starke Konkurrenz sehr gedrückt, und muß jede Buchdruckerei infolge dessen schon sehr scharf rechnen, damit die Konkurrenz sie nicht unterbietet. Sehr verwerflich finden wir das Verfahren einiger Druckereien, bei Konkurrenzen durch Verzicht auf jeden Gewinn, ja selbst durch arbeiten unter den Selbstkosten, alle Mitkonkurrenten zu unterbieten und die dabei gemachten Verluste resp. nicht erzielten Gewinne durch Mehraufschlag auf Arbeiten von Kunden, die nicht auf die Preise drücken, wieder einzubringen suchen.

In der Regel halten die Buchdruckereien auch ein Lager der gangbareren Papiersorten und liefern das Papier zu den bestellten Arbeiten. Sie können dabei leicht mit den Detailhändlern konkurrieren, weil sie weniger Unkosten haben wie diese. Die Unkosten dafür setzen sich zusammen aus:

Miete für das Papierlager,
Gehalt des betr. Magaziniers und
Zinsen für das angelegte Kapital, sowie
Aufschlag des beanspruchten Gewinnes.

Wenn der Aufschlag nicht allzu hoch genommen wird, so kann die Buchdruckerei, wie gesagt, das Papier billiger liefern wie der Händler, wenigstens mit ihm konkurrieren, nur wird sie wohl selten die gleiche Auswahl halten.

Unter den allgemeinen Spesen auf Seite 233 haben wir einen Posten von 2000 Mk. für Zinsen und Verluste aufgeführt, den wir wohl noch näher erläutern müssen. Verluste sind nie ganz zu vermeiden, nur dürfen solche in einem geordneten Geschäfte einen gewissen Prozentsatz vom Absatze nicht übersteigen und müssen mit diesem Satze in jeder sorgfältigen Kalkulation berücksichtigt werden; nehmen wir diesen Posten zu ca. 800 Mk. an, so haben wir für Zinsen noch ca. 1200 Mk. oder ein Kapital von 24000 Mk. Dies wäre also das Betriebskapital des Geschäfts, während das Anlagekapital von uns beim Satz und Druck je für sich berücksichtigt wurde. Ein Betriebskapital in diesem Betrage würde für den Umfang des angenommenen Geschäfts wohl eben ausreichen, die Auslagen an Löhnen, Spesen &c. bis zur Ablieferung der betr. Arbeiten vorzuschießen, in der Voraussetzung daß die Durchschnittszeit der Fertigstellung aller Aufträge 6—8 Wochen nicht übersteigt und das Abgelieferte sofort bezahlt wird. Hat die betr. Druckerei vorwiegend Aufträge, welche zur Fertigstellung längere Zeit in Anspruch nehmen, so brauchte sie schon hierzu ein größeres Betriebskapital, und muß sie derartige Aufträge auch nach Fertigstellung

noch lange kreditieren, so ist eine weitere Erhöhung des Betriebskapitals notwendig und ein größerer Aufwand an Zinsen dafür zu berechnen. Am genauesten kalkuliert die Druckerei in solchen Fällen, wenn sie ihre Preise auf Barzahlung bei Fertigstellung berechnet und bei üblichem oder bedungenem längeren Kredit für den betreffenden Posten die Zinsen besonders hinzufügt.

Die andern Anstalten für den Druck von Schriften und Bildern rechnen in ganz gleicher Weise; jeder Arbeitstag muß einen Teil an den Spesen und den Lohn der betr. Arbeiter einbringen, einerlei ob der Arbeiter Zeichner, Maschinenmeister, Drucker oder sonst etwas ist. Je größer die Tagesleistung bei gleichen Spesen, oder je niedriger diese bei gleicher Leistung, je billiger kann jede Anstalt ihre Preise stellen, resp. je mehr Reingewinn erzielt dieselbe, wenn sie höhere Preise erhält.

Auch die Buchbindereien müssen ähnliche Berechnungen aufstellen, wenn sie nicht einerseits mit Verlust arbeiten, oder andererseits ihre Besteller überteuern wollen. Das letztere ist allerdings bei der scharfen Konkurrenz kaum mehr zu befürchten, zum wenigsten bei größeren Aufträgen, dagegen findet man das erstere nur zu häufig, denn wir kennen viele Buchbinder, die bei vollauf Arbeit und denkbar niedrigsten Spesen kaum das tägliche Brot erwerben, also mit Verlust arbeiten.

Bei den eigentlichen graphischen Gewerben liegt eine Überteuerung nur in einem zu hohen Preise für die Arbeit; bei der Buchbinderei kann sie dagegen auch noch in dem verbrauchten Material begründet sein. Wird dem Besteller statt des gewünschten besseren ein geringeres Material geliefert, so ist er entschieden überteuert, selbst wenn er niedrigere Preise zahlt.

Nachdem wir die Kalkulation bei der Buchdruckerei sehr spezialisiert haben, wird jeder Leser sich selber leicht ähnliche Berechnungen auch für andere Hilfsgewerbe des Buchhandels aufstellen können, sobald ihm eine geordnete Buchführung die nötigen Unterlagen bietet; ohne derartige Unterlage wird selbst ein tüchtiger Fachmann nur annähernd richtig kalkulieren können. Es muß daher immer wieder auf die absolute Notwendigkeit einer geordneten Buchführung für jedes Geschäft hingewiesen werden, da ein Geschäft von einigem Umfange ohne solche nicht auskommt, wenn es rationell rechnen will, wie es die heutige scharfe Konkurrenz erfordert, welche jeden zwingt zum niedrigsten Preise zu arbeiten und viele, welche nicht sorgfältig genug kalkulieren, veranlaßt, sogar unter den Selbstkostenpreis hinunterzugehen.

Der Buchhändler als Auftraggeber für die hier erwähnten Hilfsgewerbe ist am meisten dabei interessiert, daß dieselben richtig kalkulieren, und dürfte in vielen Fällen durch moralischen Einfluß seine Mitarbeiter dieser Gewerbszweige veranlassen können, sich durch genaue Buchführung die Grundlage für richtige Kalkulation zu verschaffen. Er selber würde dabei am meisten gewinnen, durch die größere Stabilität der Preise und durch Ersparung an Arbeit bei der eigenen Kalkulation; nur darf er nicht ausschließlich auf den niedrigsten Preis sehen, er muß auch die geleistete Arbeit würdigen und bedenken, daß die bessere Arbeit zwar mehr kostet, aber doch stets die billigste ist. Leider wird heute noch allzu häufig der niedrigste Preis als ausschlaggebend betrachtet und die Güte der Arbeit erst in zweiter Linie in Betracht gezogen. Aber auch hier wird eine bessere Einsicht Platz greifen und können wir hoffen, bald ausschließlich nur gute Arbeit zu finden.



Besprechungen.

❦

Die Deutsche Schriftsteller-Zeitung. — Seit Neujahr 1885 erscheint zu Stuttgart unter Redaktion und im Verlage des um die zeitgenössische Litteratur und das Litteratentum hochverdienten Professor Joseph Kürschner die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung", ein in jeder Hinsicht bedeutungsvolles und wichtiges Unternehmen. In ihm soll der korporative Geist der deutschen Schriftstellerwelt, einer Großmacht, die bisher eines geistigen und geschäftlichen Sammelpunktes entbehrte, in allen seinen inneren und äußeren Beziehungen zur Geltung kommen und läßt sich heute, nachdem bereits sieben inhaltsreiche Nummern des neuen Blattes vorliegen, schon ein bestimmtes Urteil über die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung" fällen.

Nächst seinem im Titel ausgesprochenen Wirkungskreise ist es der Buchhandel, der für das Unternehmen ein tiefgehendes Interesse besitzt und umsomehr gewinnen muß, als das Blatt zum Ausdruck der schriftstellerischen Gesamtheit wird, wozu es jede Eignung und vollauf verdiente Berechtigung hat. Ist doch die litterarische Welt die unmittelbarste und wesentlichste Stütze des Buchhandels, lassen sich doch beide Begriffe so wenig von einander unabhängig vorstellen, daß es förmlich Wunder nimmt, daß bisher der eine Teil um das Getriebe des andern sich so wenig bekümmert, als es überhaupt nur denkbar war. So konnte es kommen daß die Schriftstellerwelt von der praktischen Seite ihres Standes teils keine, teils nur geringe und mitunter teuer erworbene Kenntnisse besaß, bis eben Joseph Kürschner mit seiner lange vorbereiteten und zielbewußten Idee hervortrat und dem deutschen Schriftsteller ein geistiges Heim bot, in dessen Räumen den materiellen und ethischen Interessen des Standes ihr Recht werden sollte. Kürschners Zeitung ist in Deutschland das erste Unternehmen dieser Art und als solches von Epoche machender Bedeutung. Das Programm weist einen überaus großen Gesichtskreis auf, in welchem der Herausgeber seiner Aufgabe gerecht werden will, und in den einzelnen Punkten treten natürlich jene hervor, die ausschließlich den persönlichen Rechten der Autoren gewidmet sind. Da finden wir in erster Linie die litterarische Gesetzgebung, die Rechtspflege, in welchem Abschnitte der aktuellen Leihbibliothekenfrage besondere Beachtung zugedacht ist, und die Beziehungen zwischen Autor und Verleger, in welchem Gebiete in hervorragendster Weise die Interessen des Buchhandels berührt werden.

Das Programm weist in dieser Hinsicht auf: Die soziale Stellung beider zu einander. Die Übergriffe des einen in die Rechte des anderen. Schutzmaßregeln. Der Verlagskontrakt. Bestellte Arbeit und freie Produktion. Herrschaft des Prachtwerkes, Unterordnung des Schriftstellers unter den Illustrator. Kaufmännische und industrielle Auffassung des Buchhandels und was daraus resultiert. Abgrenzung der Pflichten und Rechte des einen wie des anderen. Feststellung und ev. Korrektur bestehender Usancen. Eigentum der Idee. Auflagen. Honorar. Agent und Agentur.

Fürwahr ein übergroßes Feld für die agitatorische Thätigkeit der „Deutschen

Schriftsteller-Zeitung", die mit kräftigen Zügen, ohne die geringsten Merkmale journalistischer Kinderkrankheiten auf den Plan getreten. Von vornherein müssen wir betonen und lobend erwähnen, daß das Blatt mit feinster Distinktion seine Aufgabe in Angriff genommen und nicht in maßlosem Selbstbewußtsein seiner allerdings machtvollen Klientel den beteiligten Kreisen und in erster Linie dem Verleger entgegen getreten ist. Professor Kürschner schuf seinem Organe vielmehr eine kritische Stellung, die in lichtvollen Zügen ihren eigenen und den fremden Standpunkt klarlegt und so von einer gewissermaßen superioren Stellung das Thema beurteilt. Agitation durch zielbewußte, streng geprüfte und berechtigte Kritik, das ist die edel gedachte und begonnene Aufgabe, welche die „Deutsche Schriftsteller-zeitung" zu vollführen unternommen, und darum begrüßen wir dieses Organ als einen geistigen Bundesgenossen, als präsumtiven Führer der deutschen Schriftstellerwelt, mit aufrichtig empfundener Freude. Buchhändler und Schriftsteller werden so fördernd und gefördert neben einander wirken und leichter ihrem hohen idealen Ziele zustreben. . . . .

Was das Sachliche des Unternehmens betrifft, wie es sich uns bis heute darstellt, können wir unser Lob, das wir dem Ganzen als Idee gewidmet, auch auf die zahlreichen einzelnen Leistungen des Blattes beziehen. Wir können nicht umhin, eine Anzahl von Artikeln zu erwähnen, die in Form und Inhalt zu wichtig sind, als daß wir sie übergehen könnten, wobei wir freilich wünschten, es läse sie jeder Buchhändler, der den geistigen Strömungen unserer Zeit auf seinen Spuren folgt, persönlich. So bringt die erste Nummer einen geharnischten Artikel Heinrich Tewelesʼ „Über den Einfluß des Publikums auf die Litteratur", in welchem der Autor bitter gegen die Unterwürfigkeit unter die Modelaune des Publikums loszieht. Theophil Zolling bespricht in einem launigen Feuilleton „Das Rezensionsexemplar", allerdings ohne mit seinem gemachten Vorschlage die Mängel beseitigen zu können, die demselben anhaften. Eine verlegerische Rechtsfrage mit bezeichnenden Thatsachen bespricht Medizinalrat Professor Dr. Karsch und bietet seinen Kollegen damit ein warnendes Exempel gegen buchhändlerische Manipulationen, wie sie in diesem Falle leider zur Sprache kommen.

In der folgenden Nummer tritt Joseph Kürschner für die Honorierung der Idee ein und weiß diesem Gedanken beredten und überzeugenden Ausdruck zu geben. Ein anderer bedeutungsvoller Artikel ist Gustav Karpelesʼ „Über den Termin der Honorarzahlung", der zu dieser für manchen Autor „brennenden Tagesfrage" einige gute und annehmbare Ideen ausspricht. Sonst spricht das Blatt noch mit Entschiedenheit über Litterar-Konventionen, Nachdrucksrecht, Dramatisierung ꝛc., kurz eine Fülle wichtiger Themen, die jahrelang sich nur mühsam von Mund zu Mund fortgepflanzt und jetzt auf einmal wie belebend auf die Allgemeinheit einwirken.

Das Blatt ist, wie alles aus Kürschners Hand, frisch redigiert, steht treu und kraftvoll auf der litterarischen Hochwarte, ein würdiger Vorkämpfer seines Standes, der deutschen Schriftstellerwelt. Sein Erfolg ließ auch, wie wir mit Genugthuung vernahmen, nichts zu wünschen übrig und wünschten wir nur noch, daß es auch im Buchhandel jenen Eingang fände, den die „Schriftsteller-Zeitung" verdient. Sie wird nicht nur dazu beitragen, in unseren Kreisen den geistigen und geschäftlichen Gesichtspunkt zu erweitern und uns in die Werkstätte unserer unentbehrlichsten Faktoren einzuführen, sondern auch Buchhandel und Schriftsteller in rückhaltloser Verbrüderung auf die ethische und materielle Höhe ihres Berufes führen. Dieser idealen Aufgabe wird der deutsche Buchhandel gewiß gerne seine Dienste weihen! **M. Band.**

Deutsche Buchhändler.

3.

Friedrich Perthes.

Von

Gustav Moldenhauer.

(Fortsetzung.)

4.

Den aus nahem und nächstem Umgange hervorgegangenen Einwirkungen kraft- und geistvoller Persönlichkeiten verdankte Perthes das meiste von seinen Erfahrungen und Kenntnissen und vieles an Anregungen, die in späteren Jahren noch ihre guten Früchte tragen sollten. Die litterarischen Kreise in Hamburg, Holstein und Münster waren es immer noch, welche ihn dauernd fesselten und seine Richtung bestimmten. Zunächst und vor allem war es das Haus seiner Schwiegereltern, welches ihn fester und fester an sich zog. „Auf jeden, den der Vater achtet, baue ich blind, vertraue ihm und mein Herz geht ihm entgegen", hatte Perthes schon im Sommer 1797 an seine Braut geschrieben. „Niemand auf der Welt", heißt es in einem Briefe von 1802, „geht mir über unsern Vater; Gott erhalte uns den herrlichen und lieben Mann." — Verwandte Eindrücke gesellten sich dem des Wandsbecker Boten bei. In Klopstocks Hause war Perthes oft und gern, bis dieser 1803 starb.

„In Hamburg stand Perthes zwar nach wie vor in einem lebendigen Verkehr mit dem Sievekingschen Kreise und lebte froh und offen mit seinen alten Freunden Speckter, Runge, Hülsenbeck und Herterich; aber tiefer und bedeutender wurden jetzt die Eindrücke, welche er aus Holstein empfing. Gräfin Julie Reventlow auf Emkendorf blieb bis zu ihrem Tode eine warme Freundin Karolinens, und die auch im brieflichen Verkehr hervortretende anspruchslose Geistigkeit und Milde ihres Wesens erleichterte ihren Überzeugungen bei andern den Eingang.' Ein in Rat und That bewährter Freu..d ward ihm in dem Bruder ihres Mannes, dem Grafen Cajus Reventlow auf Altenhof. „Der

Graf war der letzte der großartigen Adeligen einer vergangenen Zeit", schrieb Perthes 1834, kurz nach des Grafen Tode, an dessen Gemahlin Luise. „Edlerer Art, als ihn, hatte das Vaterland keinen; mir war er ein gütiger Freund und ein Wohlthäter in großer Bedrängnis. Wie ich, werden viele dem Geschiedenen mit Liebe und wehmütiger Ruhe nachschauen." — Durch Altenhof hatte sich für Perthes und Karoline ein neues Verhältnis zu der Gräfin Auguste, geb. Stolberg, gebildet, welche als zweite Gemahlin des Grafen Andreas Petrus Bernstorff die Stiefmutter der Gräfin Luise war, und als Goethes Jugendfreundin bekannt ist.

In Kiel machte Perthes die nähere Bekanntschaft von Kleuker, eines alten, frommen Theologen, und diejenige Karl Leonhard Reinholds, des bekannten Bahnbrechers der Kantischen Philosophie. Seit 1794 war er Professor in Kiel, wo er 1823 gestorben ist. Theologisch-philosophische Ansichten und Streitfragen lernte hier Perthes aus eigener Anschauung kennen.

Zu dem katholischen Münster, das er im Winter 1798 zuerst besucht hatte, trat er in nahe Beziehung. Die Fürstin Gallizin blieb bis zu ihrem Tode in brieflichem Verkehr mit Karoline und trug ungeachtet der Konfession kein Bedenken, zugleich mit Klopstock und Claudius Patenstelle bei Perthes' ältestem Sohne zu vertreten. In Münster wurde Perthes auch mit den Freiherren von Droste bekannt, welche ihn späterhin in Hamburg besuchten. Seit seinem Übertritte zur katholischen Kirche gehörte dem Münsterschen Kreise Graf Friedrich Leopold Stolberg an, der mit Perthes einen lebhaften Briefwechsel einging und über kirchliche Fragen des katholischen Glaubens ihn unterrichtete. In Hamburg selbst lernte Perthes weitere Persönlichkeiten kennen von angesehner Lebensstellung und eigentümlicher Denkungsart.

‚Von einem tiefen religiösen Leben erfüllt, welches sich gleichgiltig, aber nicht, wie bei der Gräfin Luise, feindlich gegen dogmatische Fassung verhielt, trat der Maler Philipp Otto Runge (geboren 1776), als eine wunderbar anziehende Erscheinung Perthes gegenüber: von strengster Sittlichkeit, kraftvoll am Körper in seinen gesunden Tagen, eine derbe, kernhafte Natur, dabei voll Lust und Humor. Fremden blieb er, ohne es zu wollen, tief verschlossen; Freunden entfaltete er wunderbar sein innerstes Wesen. Munter, reizend witzig, reich an Ideen, die sich mit Leichtigkeit entwickelten, wurde der Kern seines Wesens gebildet durch einen ihm eigentümlichen Sinn, welcher die großen Geheimnisse Gottes als offenbart in symbolischen Darstellungen der Natur erscheinen ließ. „Wenn irgend jemand unter den Deutschen

des letzten Jahrhunderts echte Mystik und Theosophie repräsentiert, so ist es Runge", äußerte Perthes sich später; „denn in ihm wie in keinem andern vereinigten sich von innen heraus und ohne äußere Anregung die großartigen theosophischen Anschauungen Jakob Böhmes und die Liebesinnigkeit Susos." — Mit dem feierlichsten Ernste konnte Runge aussprechen, daß dem Künstler, welcher dahin käme, die Kunst zur Religion zu machen, ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werden müsse im Meere, da es am tiefsten sei; aber ein großer religiöser Inhalt senkte sich, ihm selbst oft unbewußt, auch den kleinsten Spielereien seines Stiftes oder Pinsels ein: überall fand er in den Erscheinungen der Natur Bezüge auf das Geheimnis der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, und als Aufgabe seines Lebens erschien es ihm, diese Bezüge herauszugreifen und künstlerisch gestaltet darzustellen. Nicht immer waren seine Ahnungen zugänglich für dritte, und vieles in seinen Kompositionen blieb deshalb anderen unverständlich. Um Aufschluß gebeten, pflegte Runge lächelnd zu antworten: „Wenn ich das sagen könnte, so hätte ich nicht nötig gehabt, es zu malen." Ähnlich wie Novalis zur Poesie, stand Runge zur Malerei, aber dennoch fanden nach Goethes eigenem Ausdruck die Darstellungen einer neuen, wundersamen Art, in denen überall des Künstlers schönes, herzliches Talent und frommer, zarter Sinn sich äußerte, auch in Weimar guten Eingang. „Runge ist", schrieb Goethe 1810 an Perthes, „ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzügliches Talent, sein wahres, treues Wesen als Künstler und Mensch erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir, und wenn seine Richtung ihn von dem Wege ablenkte, den ich für den rechten halte, so erregte er in mir kein Mißfallen, sondern ich begleitete ihn gern, wohin seine eigentümliche Art ihn trug."

Achtzehn Jahre alt, war Runge 1795, um in dem Hause seines Bruders die Handlung zu erlernen, von Wolgast, seinem Geburtsort, nach Hamburg gekommen. Zwar verließ er die Stadt schon 1798 wieder, um sich in Kopenhagen und Dresden für die Kunst auszubilden, und kehrte erst 1804 zurück. Das zwischen ihm und Perthes schnell und innig entstandene Freundschaftsverhältnis erlitt hierdurch keine Störung, sondern setzte sich bis zu Runges frühem Tode im Jahre 1810 mit wachsender Stärke fort. „Du hast mich ganz verstanden", schrieb 1802 Runge an Perthes; „was Du von mir hältst, das halte ich auch von mir, und mehr nicht." — Noch im späten Alter war für Perthes der Eindruck unvergeßlich geblieben, den er 1802 empfing, als er mit Runge die Dresdener Galerie besuchte.

„Gestern Nachmittag habe ich einzig und allein Raphaels heilige Familie angesehen", schrieb er damals seiner Frau, „und hoffe, daß dieser Himmel nie vor meiner Seele vergehen soll. Solche Schöpfungen geschaffen zu sehen von unseres gleichen, ist etwas sehr Großes; so unmittelbare Ausflüsse und Zeugnisse des göttlichen Wesens in uns sind Gemälde dieser Art, daß Worte ihnen nicht verglichen werden können. Töne sind es vielleicht in einem noch höheren Sinne, sind vielleicht noch Gott ähnlicher, aber sie sind vergänglich und sind nur Ahnungen."

In nicht weniger innigen Beziehungen stand Perthes zu zwei anderen Männern, dem Grafen Adam Moltke und dem Legationsrate Schönborn.

‚Graf Adam Moltke, eine herrliche Männergestalt mit edler Stirn und blitzendem Auge, lebte seit dem Anfange etwa dieses Jahrhunderts auf Nütschau, einem holsteinischen Gute, welches er als geringen Ersatz für das verlorene Familienlehn auf Seeland erworben hatte. Überbrausend an Kraft und reich an Phantasie, war er mächtig von den ersten Eindrücken der französischen Revolution ergriffen worden und gehörte Jahre lang zu den feurigsten, gewiß aber auch zu ihren reinsten Anhängern. Nachdem er einen großen Teil Europas gesehen und von manchem herben Weh des Lebens getroffen war, zog er sich nach Nütschau zurück, wo er fern von Staatsgeschäften, aber erfüllt von politischem Interesse, in gewaltsamer Resignation die eiserne Zeit zu dulden sich bemühte. Nur weniger Stunden Schlafes bedürftig, suchte er das innere Drängen durch ernstes und nachhaltiges Studium der Geschichte zu stillen; namentlich die Entwickelung der italienischen Republiken des Mittelalters kannte und verfolgte er bis ins einzelne. Oftmals unternahm er es, das eigene innere Leben dichterisch zu gestalten oder wohlgekannte politische Verhältnisse vergangener Tage historisch darzustellen; aber er vermochte nicht für Bilder, die in seinem Innern sich bewegten, die Bestimmtheit und Klarheit zu gewinnen, um sie hinaus in die Außenwelt treten zu lassen. Versagt blieb es ihm deshalb, durch Schrift oder That in die Geschichte einzugreifen; aber wie er in den Jahren seiner heißen und stürmischen Jugend gewaltsam hinreißend auf jeden eingewirkt hatte, der ihm persönlich nahe trat, so führte er auch noch als Mann rasches Leben allen Kreisen zu, die er berührte.‘ „Er war zur Vollendung seiner Natur gediehen", äußerte sich Niebuhr 1806 über diesen seinen liebsten Jugendfreund; „er hatte den Löwen in sich, den zu rastlosen Geist, gezähmt, und sein morgenländisches Feuer zur Belebung griechischer Gestalten gewendet."

'Perthes war zuerst 1799 in Kiel mit Moltke zusammengetroffen. „Welch ein Mensch", schrieb er im Januar an seine Frau, „welche Kraft und welches Bändigen der Kraft. Karoline, ich wollte, Du könntest ihn sehen, diesen tollen Moltke, wie sie ihn nennen. Mir steht er so hoch wie einer, und hat ein liebes, köstliches Weib." — Wenige Monate später waren beide Männer in dem nächsten und offensten Verhältnis. „Danken Sie der Gräfin für ihren lieben Brief", schrieb Perthes schon im Herbste 1799 an Moltke. „Karoline und ich mögen erstaunlich gerne lesen, was sie schreibt, und ich wollte, ich hätte viel sehr Interessantes und Wichtiges mit ihr zu korrespondieren." — Vielfach kam Moltke damals, wie in spätern Jahren, nach Hamburg, und dann war es um die Ruhe der Nacht für Perthes geschehen. Abends zwischen neun und zehn, wenn Perthes aus dem Geschäfte zu Frau und Kindern ging, fand Moltke sich ein und nach wenigen Augenblicken saßen sich beide Männer im heftigen, leidenschaftlichen Gespräche gegenüber, und mehr als einmal mußte die aufgehende Sonne die nie einig werdenden erinnern, daß es Zeit sei aufzubrechen. Einst, es war im Jahre 1803, hatte das Gerücht, Perthes werde seine Zahlungen einstellen müssen, Moltke in Florenz, wo er sich damals aufhielt, erreicht. „Mit allem, was ich habe, helfen Sie sogleich meinem Freunde, wenn ihm noch zu helfen ist", schrieb Moltke seinem Geschäftsführer in Hamburg, und legte dem Briefe die nötigen Vollmachten bei.'

‚Dem Grafen Moltke war fast in allem der Legationsrat Schönborn entgegengesetzt. In den Jahren 1802 bis 1806 wohnte er als Gast in Perthes' Hause. Oft verließ der seltsame Mann, dessen Körperbau unansehnlich war, dessen stark bezeichnete Gesichtszüge aber Schärfe und Tiefsinn ausdrückten, Wochen hindurch die Wohnung nicht, sondern freute sich des bequemen Schlafrocks und der Unordnung seines Zimmers, oder vergrub sich in den Bücherschätzen, welche die Handlung darbot. An ihn, der dem siebzigsten Lebensjahre nicht mehr fern stand, hatte in der großen, vielbewegten Stadt niemand einen Anspruch zu machen; nur durch seine Gewohnheiten und durch seine physische Trägheit, außerdem aber durch nichts, wollte er sich in dieser langersehnten Unabhängigkeit beschränken lassen. Nicht selten sahen ihn die Hausgenossen in langem, schlotternden Oberrocke, den Stock unter dem Arm, um die Mittagsstunde aus der Hausthür treten, sich nach allen Weltgegenden wenden, wählend umschauen, schwanken, bei welchem Freunde oder in welchem Gasthofe er den Mittag zubringen wolle, und dann nach einiger Zeit in das Haus zurückkehren, um auf

seiner Stube zu bleiben. In Perthes' Familie wie ein Glied derselben angesehen, ging und kam er nach Gefallen, freute sich des lebendigen, wechselnden Verkehrs und konnte dennoch, ohne zu reden, viele Stunden zerstreut oder in träumerischer Behaglichkeit unter den Kindern oder den besuchenden Freunden hinbringen. „Schweigen war ihm keine Last", bemerkte Rist, „auch nicht, wenn Unverständige laut wurden." Später machte sich etwa der stille Unwille durch eines jener Kraftworte Luft, die er der derben, niedersächsischen Mundart abzuborgen gewohnt war. — Wenn aber Schönborn, was Perthes meisterhaft verstand, zum Reden gebracht ward, so bildete er sogleich den Mittelpunkt des Kreises, in welchem er sich befand, und der seltene Schatz von Gelehrsamkeit, von Lebenskenntnissen und Lebenserfahrungen, welcher in ihm verborgen lag, that sich in überraschenden Wendungen und in einer kurzen Kernsprache kund, die stets das unmittelbarste Erzeugnis des Augenblicks war. Schönborn, 1737 geboren, war der Sohn eines vom Harz nach Holstein übergesiedelten Pfarrers. Er hatte sich in manchen Zweigen der Wissenschaft mit gewaltsamer, stoßweiser Kraft versucht, dann Jahre hindurch in dem geistvollen Kreise des Grafen Bernstorff in Kopenhagen und Hamburg gelebt und unter den Besten seiner Zeit als ihresgleichen gegolten. Durch Bernstorffs Vermittelung wurde er 1773 als dänischer Konsulatssekretär nach Algier gesendet. Nach einem vierjährigen Aufenthalt in Algier ging Schönborn als dänischer Legations-Sekretär nach London, wo er bis zum Jahre 1802 blieb und mehreremale den Posten eines Geschäftsträgers versah.'

‚Nach fast dreißigjähriger Abwesenheit kehrte Schönborn, fünfundsechzig Jahre alt, nach Deutschland zurück, welches er während dieses langen Zeitraums nur ein einziges mal und nur auf kurze Zeit gesehen hatte. Wie wenn Jahrhunderte zwischen seinem Fortgange und seiner Rückkehr gelegen hätten, fand er Deutschland wieder. Als er es verlassen hatte, war das erste Jahrzehnt nach dem siebenjährigen Kriege noch nicht völlig abgelaufen; an Friedrich dem Großen suchte Deutschland zu erstarken, suchten die Deutschen sich zu wärmen. Lessing, Schönborns Genosse und wahrer Freund, hatte wenige Jahre zuvor seine „Hamburgische Dramaturgie", hatte „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" vollendet, und als Schönborn auf der Reise nach Frankreich und Algier den Herrn Rat Goethe in Frankfurt besuchte, sah er dort auch dessen Sohn, den singularen jungen Menschen, welcher soeben den „Goetz" geschrieben und bald darauf an Schönborn nach Algier meldete: „Auf Wieland habe ich ein schändlich Ding drucken lassen unterm Titel: „Götter, Helden und Wieland". — Als Schön-

born 1802 nach Deutschland zurückkehrte, gehörte selbst der Revolutionsjubel schon zu den Traditionen einer vergangenen Zeit und Napoleon blendete Europa; Lessing, zwanzig Jahre tot, war vorläufig vergessen und Goethe rüstete sich schon, den Überschlag eines gelebten Lebens zu machen.'

„Einen vollendeteren Skeptiker", äußerte Perthes später, „hat es vielleicht nie gegeben. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit waren die Gegenstände, die er stets mit seinem Verstande bekämpfte, gerade deshalb vielleicht, weil sie fest begründet in seiner edlen Natur sich ihm unwiderstehlich aufdrängen wollten; denn Freiheit, die allgemeine wie die individuelle, war sein Idol und diese wollte er auch durch sein eigenes Inneres sich nicht beschränken lassen. Die Schranken seines eigenen Ich erfüllten ihn mit Zorn, er riß und biß unaufhörlich in diese Kette wie ein alter Löwe. Züge dieses königlichen Tieres waren auch in seinem Gesichte, und wenn er zuweilen an unserem Tische aus Altersschwäche einschlummerte, so stiegen oft die Augenbrauen wie Mähnen und zeigten, daß der Geist im Innern fortkämpfte. Er starb im achtzigsten Jahre; acht lange Tage dauerte der Kampf mit dem Tode, er wollte das Leben nicht lassen; er müsse angeschmiedet sein an das Leben, sagte der Arzt." —

Schönborn war ein guter Mathematiker, besaß eine ausgebreitete Kenntnis der Alten, liebte die Philosophie und ergab sich tiefen Spekulationen. Konsequenz und Überzeugung ließ er auch bei dem Gegner gelten, jeden falschen Schein haßte er aber über alles. Durch Klopstock und Claudius war er mit Perthes bekannt geworden, und bald wurde er auch sein Hausgenosse. Der freundschaftliche Umgang mit diesem vielerfahrenen Manne Jahre hindurch, dessen Kenntnis englischer Zustände und Einrichtungen und aller Beziehungen zu Europa eine seltene und unvergleichliche war, gereichte Perthes zu besonderem Nutzen. Eine neue Welt von Interessen und Ansichten, Kenntnissen und Erfahrungen wurde ihm hier eröffnet.

Perthes fühlte selbst, daß er durch seinen vielgestaltigen Umgang zu einem neuen Menschen geworden war. „Ich weiß es", schrieb er einst dem Schwarzburger Oheim, „Sie denken oft an Ihren Fritz; aber der Fritz, an den Sie denken, bin ich nicht mehr. Sie kennen nur den kleinen Fritz, mich müssen Sie erst wieder kennen lernen. Wo soll ich anfangen und aufhören, um Ihnen zu sagen, wer und was ich bin? Sie kannten mich als ein Kind, welches Gutes hatte, welches man lieben konnte und welches sich gern lieben ließ und mit Herzlichkeit wieder liebte; als ein Kind, welches leicht begriff und nicht ohne

Witz war, aber auch eine äußerst gefährliche Lebhaftigkeit und eine bis zur Kränklichkeit getriebene Reizbarkeit besaß. Seitdem ist manches Jahr vergangen — was ist von alle dem, was das Kind in sich hegte, geblieben, was dazu gekommen, was hat das Kind kindliches an sich behalten? Wollte ich auch versuchen, den Gang, den ich genommen, treu Ihnen darzulegen, wer steht mir denn dafür, daß ich selbst ihn wahr und wirklich kenne?"

Religiöse Fragen bewegten Perthes auch jetzt nicht weniger lebhaft als früher, obschon es nun zu größerer Klarheit in seinem Innern gekommen war. In einem Schreiben an Jacobi hieß es unter anderm: „Für die Milde Ihres Briefes, in welchem Sie die Scheidung unserer innersten Überzeugung aussprechen, sage ich Ihnen, mein väterlicher Freund, den innigsten Dank. Ich habe nur noch anzuführen, daß ich durch die Worte: ‚Der philosophische Unglaube genüge mir so wenig, wie der poetische Aberglaube', mich gewiß nicht zu dem bekennen wollte, was Sie tadelnd Romantik nennen. Gegen das lose, wilde, wüste und nichtige Hinundher glaube ich sicherer gestellt zu sein als andere, weil ich mich an das geoffenbarte Wort Gottes halte, und dieses Wort allein ist über uns. Alles andere ist nur in uns und schweift, mag es nun philosophisch niet- und nagelfest oder romantisch buntscheckig sein, umher, bis es endlich findet, daß alles eitel sei. Mich stört wie Sie Jean Pauls Schwanken, so oft ich seine Schriften lese. Wohl verlangt auch er Wahrheit und festen Inhalt des Glaubens, aber dennoch kann er es nicht lassen, den Gottmenschen hineinzuziehen in die Darstellungen einer nur menschlichen Phantasie. Messiaden aber, mögen sie nun von Klopstock oder von einem andern sein, werden nie gelingen." — Weiter schrieb er an Jacobi ein andermal: „Winckelmanns Briefe, wie Winckelmann selbst, haben mir, so interessant sie sind, wenig gefallen und Goethe thut Winckelmann zu viel Ehre an, wenn er ihn einen gründlich gebornen Heiden nennt und ihn gleichsam zum Repräsentanten seiner eigenen Welt- und Menschenanschauung macht. Schön und wahr finde ich dagegen die Entwickelung des Goetheschen Heidentums, welches so scharf und bestimmt wie sonst nirgends als der andere Pol des Christentums erscheint: auf der einen Seite Stärke und Einheit durch die Liebe, auf der andern Seite Selbstverlaß. Das Christentum ist ein Verliehenes und im Christentum wird alles fortdauernd durch die Gnade Gottes gegeben und durch die Liebe empfangen. Das Heidentum ist die Natur und im Heidentum ist jedes Produkt ein Selbst. Die religiösen Gefühle des Menschen erscheinen als ein Erzeugnis der Natur; jedes Geschöpf soll als sich selbst schaffend und rein auf seinen eigenen

zwei Füßen stehen; der Mensch soll alles genießen, allem widerstehen, alles Unvermeidliche leiden mit eigener voller Kraft. Heidentum und Christentum erschöpfen, wie mir scheint, alles, und das zwischen ihnen Liegende, hab' es nun Namen, wie es wolle, ist immer nur ein inkonsequentes Bruchstück, ist Lappenwerk und Eitelkeit; es giebt nur Demut oder Stolz. Daß Goethe den ihm entgegenstehenden Pol haßt, ist natürlich, und warum wollte der Christ nicht einen vollen Feind lieber sich gegenüber haben als zehn hinkende Schwätzer? Es versuche nur einer ehrlich, ein Goethescher Heide zu werden und wirklich auf eigenen Füßen zu stehen, — das wird ihm Arbeit genug kosten und dem Christentum viele Proselyten zuführen."

Im Frühjahr 1805 verließ Jacobi Holstein, um nach München überzusiedeln. „Gott sei mit Ihnen!" schrieb ihm Perthes zum Abschiede. „Welchen Dank soll ich Ihnen, der Sie meine Entwickelung bestimmten, sagen? Sie haben mich die Überzeugung, die religiöse Gewißheit, die ich jetzt in mir habe und in Ewigkeit behalten werde, gewinnen lassen, indem Sie mir die Überzeugung aufdrängten, daß Sie, ich muß Ihnen das sagen, nicht fanden und finden, was Sie suchen. Kein anderer als Sie hätte mich von der Richtigkeit des Eignen überzeugen können; aber was Sie mit Ihrem Herzen und mit Ihrem Kopfe nicht fassen, nicht erhalten und halten konnten, das mußte auf anderem Wege als auf dem Ihrigen zu suchen sein. Leben Sie wohl! Gott segne Ihre Wege und alles, was Sie thun!"

Der in sich gekräftigten Glaubensstärke bedurfte Perthes wohl, denn die folgenden Jahre waren reich an Sorge und Trübsal, an Not und Bedrängnis; ein minder durch den Glauben an Gottes Vorsehung gestähltes Gemüt wäre der kommenden Zeit erlegen.

* * *

Inzwischen hatte sich die Weltlage bedeutend verändert. Napoleon war Kaiser der Franzosen geworden, und der Donner seiner Kanonen machte die Erde erbeben. Die Tage von Austerlitz und Jena warfen das deutsche Reich über den Haufen und brachten den preußischen Staat dem Verderben nahe. Hamburg war dem Namen nach ein völlig souveräner Staat geworden, allein die Besetzung der Stadt durch Mortier am 19. Novbr. 1806 unterwarf dieselbe doch dem französischen Regimente.

Perthes hatte seit langem schon einen regen Anteil an den politischen Zeitverhältnissen genommen. Die Frage über Sein oder Nichtsein des deutschen Vaterlandes und über das zukünftige Schicksal Hamburgs, seiner neuen Heimat, berührte ihn so lebhaft wie nur irgend wen. Perthes war stets von Herzen kaiserlich gesinnt gewesen, d. h. er ver-

mochte die deutsche Frage nur als eine Frage des Vaterlandes aufzufassen, nicht als die eines deutschen Sonderstaates oder Stätchens. Er erwartete das Heil nur von dem Ganzen auch für die einzelnen Teile. Das Leben in der freien, großen und bewegten Stadt, wo so vielerlei Nationalitäten in unmittelbare Berührung kamen, hatte ihm den freien Blick bewahrt, schützte ihn vor einseitigem Lokalpatriotismus; sein deutscher Sinn hielt ihn aber auch fern von aller Gleichgiltigkeit und dem Verlorengehen eines nebelhaften Kosmopolitismus. Einsichtsvolle, weitgereiste und vielerfahrene Männer hatten ihn einen Einblick in das politische Treiben der Gegenwart gewinnen lassen und gaben ihm manchen erwünschten Aufschluß. Durch den mehrjährigen täglichen Umgang mit Schönborn hatte er England und dessen Stellung zu dem Festlande kennen gelernt; durch vielfaches Zusammentreffen mit Jens Baggesen (1764—1826) war er in die französischen Zustände eingeweiht worden. „Der dänische Dichter Baggesen", schrieb er 1806, „der sich mehrere Jahre in Paris herumtrieb, in alten und neuen Revolutions- und Regierungszirkeln, hat mir gar vieles und merkwürdiges über Frankreich mitgeteilt. So wenig ich in manchem Betracht den Farben traue, die dieser prismatische Mensch spielt, so gewiß hat er doch politisch einen prophetischen Blick echt geistiger Natur." — Auch durch einige andere Männer, die sich längere Zeit in Hamburg aufhielten, wurde er in die inneren Zustände Frankreichs eingeführt. Karl Friedr. Reinhard, der deutsche Pfarrerssohn und spätere französische Diplomat und Graf, war als Reimarus' Schwiegersohn und Sievekings Schwager in den Kreisen zu Hause, in welchen auch Perthes Zutritt hatte. Bis 1798 war Reinhard Geschäftsträger der französischen Republik in Hamburg gewesen und nach einiger Unterbrechung kehrte er dorthin als Gesandter bei dem niedersächsischen Kreise zurück und blieb in Hamburg bis zum Mai 1805. Auch zwei Franzosen, Dumas und Villers, welche für deutsches Wesen Sinn und Herz hatten, schloß sich Perthes an. Dumas, der aus Frankreich hatte fliehen müssen, lebte in Hamburg unter dem Namen eines General Funk, war nahe befreundet mit Claudius, Klopstock, Jacobi, Stolberg, Reventlow u. a. und erfreute sich vieler Sympathie. Villers, der in Göttingen deutsche Wissenschaft studiert und deutsche Bildung in einem ungewöhnlichen Grade sich angeeignet hatte, wandte seine politische Teilnahme besonders den Hansestädten zu, für die er sich in Paris nicht ohne Erfolg verwandte.

Im August 1805 trat Perthes zum erstenmale mit Johannes von Müller in Verbindung, an den er unter anderm geschrieben hatte: „In dieser Zeit muß sich alt und jung, reich und arm, stark und

schwach, wer nur das Vaterland, die Freiheit, Ordnung und Gesetz liebt, zusammenhalten." Ein merkwürdiger und inhaltreicher Briefwechsel entspann sich zwischen den beiden Männern. Ostern 1806 besuchte Perthes Müller in Berlin und im Herbste kam dieser nach Hamburg.

Ein nahes und vertrautes Verhältnis hatte sich für Perthes zwar langsam aber innig mit Barthold Georg Niebuhr, dem Sohne (1776 bis 1831), gebildet, der mit den Stolbergs, mit Reinhold, Jacobi und vor allem mit Moltke in steter Verbindung gestanden. ‚Als er sich vor seiner Abreise nach England im Frühjahr 1798 einige Zeit in Hamburg aufhielt und Perthes durch Jacobi und Claudius persönlich kennen lernte, entstand zwischen beiden an Jahren nur wenig verschiedenen Männern die Freundschaft, welche bis zu Niebuhrs Tode an Wärme, Stärke und Innigkeit zunahm, obschon sie einmal unheilbar, wie es scheinen konnte, unterbrochen worden war. Diese seltene, beiden Männern gemeinsame Wahrheit des ganzen Wesens hielt sie fest aneinander: Perthes fühlte sich unauflöslich an den edlen Sinn und an das reiche Gemüt des großen Mannes gebunden, den er auch gegen Dritte nicht leicht anders als „meinen lieben Niebuhr" nannte, und Niebuhr war von tiefer Achtung erfüllt vor der herrlichen Kraft, wie er sich ausdrückte, und vor der männlichen Lebenstüchtigkeit des ungelehrten Freundes.' Demselben legte Niebuhr 1811 den ersten Band seiner römischen Geschichte zur Beurteilung vor und bat ihn um seine Meinung darüber; und Perthes' Antwort that ihm ebenso wohl wie Goethes Lob, wenn auch der erstere nur als Laie sich äußern konnte. Niebuhrs überlegener Geist und eine gewisse Schärfe, welche selbst für sehr bedeutende Männer etwas Drückendes hatte, hinderte nicht den freien Verkehr mit Perthes, der seine Unbefangenheit dem Freunde gegenüber doch zu behalten vermochte. Denn ob er auch wußte, daß er seinem Berufe und seinem Lebensgange nach gelehrtes Wissen und einer staatsmännischen Durchbildung entbehrte, so fehlte ihm das Gefühl, auch etwas zu sein und zu bedeuten, doch keineswegs. An Johannes von Müller hatte er hierüber sich ausgedrückt: „Ich weiß, wer und was ich bin, und eile immer, nicht meine Unwissenheit zu verbergen, sondern sie zu offenbaren, damit nicht Zeit verdorben werde. Halten Sie diese Bescheidenheit aber auch nicht für zu groß; denn ob ich wohl weiß, daß ich nichts weiß, so weiß ich doch auch, daß ich viel kann." Im Verkehr mit Niebuhr und Müller und im Briefwechsel und regen Gedankenaustausch (dem wir hier nicht folgen können) mit andern seiner bedeutenden Freunde verlebte Perthes die schweren Jahre des Vaterlandes.

Als in Hamburg gleich nach dem Einrücken der Franzosen aller Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten wurde, das englische Eigentum für verfallen erklärt, der Handel unter dem Zwange der Ursprungsbescheinigung in Ketten lag, da begann auch für Perthes die Zeit andauernder Verluste und einer Geschäftsniederlage, die er nur allmählich zu überwinden vermochte. „Was war", schrieb er an Jacobi, „ist vernichtet; kein Handel, wie er bisher jemals betrieben ward, paßt in die neue Welt, die in Napoleons Rat beschlossen ist; das genialische Dekret gegen England ist der Beweis für meine Ansicht." — „Wir sind schlimmer daran als alle anderen Städte", äußerte er gegen Müller, „weil keine Stadt so wie wir im regsten Leben begriffen war, keine so in dem Interesse des Welthandels sich befindet, der nun so, wie er bisher geführt wurde, aufhören soll." — ‚Für seine Person verlor Perthes alles, was er in zehn sorgen- und arbeitsvollen Jahren erworben hatte, weil weit und breit die Unmöglichkeit, Zahlungen zu leisten, eintrat. Allein in Mecklenburg berechnete er seinen Verlust zu zwanzigtausend Mark. Den Mut und die Hoffnung aber verlor er nicht.'

Im Familienleben fand Perthes manche Beruhigung und manchen Trost. Karolinens stiller aber mutiger Geist half alles Mißgeschick tragen und gab ihm immer wieder neue Kraft, das Verlorene zu ersetzen und auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten. Seine Kinder wuchsen frisch und kräftig heran. Im Januar 1806 wurde ihm aufs neue ein Sohn, Johannes, geschenkt und im September 1807 eine Tochter. Den ersten Schmerz erfuhr er im Dezember 1807 durch den Tod seiner jüngsten Tochter.

Sein Geschäft hatte Perthes, da er keck und rasch einzugreifen niemals unterlassen konnte, wieder zu heben gewußt. Da andere ängstlich zauderten und sich nur einzuschränken beflissen waren, gab er sich hingegen eifrigste Mühe, eine immer größere Ausdehnung zu gewinnen. ‚Schon damals galt seine Handlung als eine der bedeutendsten im Norden Deutschlands. „Ich weiß", schrieb ihm Hüllmann aus Frankfurt an der Oder, „daß Sie das stärkste Sortiment in Deutschland besitzen", und etwas später nannte Niebuhr ihn scherzend „den Buchhändler-Souverän von der Ems bis an die Ostsee". Der Mut und die Freudigkeit, welche während jener Jahre des öffentlichen Elends Perthes in seinen Privatverhältnissen belebten, drücken sich in einem Briefe an Jacobi vom Oktober 1807 aus: „Mein Geist wird mit jedem Jahre sicherer und freier und so bin ich bei allen Ereignissen mutvoll und heiter. Ein gebrechlicher Mensch bin ich wohl, aber ein unglücklicher nicht, sondern vielmehr ein sehr glücklicher, dem es beschie-

den ist, eine unruhige Laufbahn zu durchlaufen. Viel Interesse für Leben und Tod, viel Liebe, viel Leidenschaft, viel Kinder, viel Freunde, viel Arbeit, viel Lust, viel Unlust, viel Unruhe und nicht viel Geld! Dazu ein Dutzend Spanier im Hause und seit 9 Tagen drei Gensdarmen, die mich fast zur Verzweiflung bringen!" —

Sich ausschließlich seiner Familie, seinem Geschäfte und seinen Freunden widmen lag nicht in Perthes' Natur. Dem öffentlichen Leben wollte er auch angehören; für das allgemeine Wohl zu wirken, trieb ihn Neigung, und der Beruf, den er gewählt hatte, lud dazu ein. Aufmerksam war er allen Wandlungen der Politik gefolgt. Daß von deutschen Regierungen eine Kräftigung des deutschen Gemeingeistes ausgehen würde, glaubte er nicht; von innen heraus hielt er eine Stärkung deutschen Sinnes und deutschen Geistes für möglich, thunlich und für notwendig. In seinem Briefwechsel gab er dieser Überzeugung Ausdruck und unternahm er, die Fäden zu knüpfen, aus denen er ein Band zu weben willens war.

„Wie ist die deutsche Gelehrtenrepublik zu sichern, wie ihr Zusammenhang zu erhalten und wie sind ihre Mitglieder vor Sklaverei, daß heißt vor ihrer Vernichtung, zu bewahren?" Diese Frage hatte er aufgeworfen, und hier wollte er den Hebel angesetzt wissen. „Wenn ihnen nur", antwortete er sich selbst, „eine Freistätte geboten wird, durch welche sie, sei es auch nur vor der äußersten Lebensnot, gesichert werden, so ist mir nicht bange; dann wird, weil sie Deutsche sind, die Stimme der Wahrheit erschallen von Basel bis Königsberg, von Schleswig bis Preßburg, und damit ist viel, sehr viel gewonnen und erhalten. Solche Freistätte aber hat der Buchhandel ihnen schon lange gewährt und muß sie künftig noch mehr gewähren. Der deutsche Buchhandel ist das einzige noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßt; ein Nationalinstitut ist er, frei aus sich selbst entsprossen und jetzt beinahe allein unsere nationalen Eigentümlichkeiten echt charakterisierend. Daß er nicht alles leistete, was er leisten konnte, ist wahr; aber für die Zukunft kann er noch vieles leisten, und er allein kann die deutsche Gelehrtenrepublik retten, und das ist meine Aufgabe für dieses Leben. Das Wie ist mir klar vor Augen und ist ausführbar. Komme eine Einrichtung, wie sie wolle, sie kann dieser Sache kein Hindernis in den Weg legen. Ich habe durch ganz Deutschland Freunde, von denen nicht wenige befähigt sind, aus eigener Überzeugung mit Kraft etwas Gutes und Wahres zu ergreifen und zu verfolgen; andere werden mir zu Liebe gern etwas thun und wieder andere sind mir gern gefällig um der Gegengefälligkeit wegen. Den Kreis der

Freunde suche ich mir auszudehnen, Feinde habe ich nicht. Bewahrt mir Gott das Leben, so hoffe ich selbst noch tüchtige Hand anlegen zu können, und was ich nicht kann, das werden andere nach mir thun. Vor der Hand aber muß, ehe sich etwas Größeres unternehmen läßt, abgewartet werden, welche Ordnung unseres Vaterlandes nach dem nun geschlossenen (Wiener) Frieden (von 1809) von Napoleon beliebt wird."

Ein Unternehmen nur schien Perthes jetzt schon möglich und, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet, notwendig: eine deutsche Zeitschrift.

„Die deutschen Journale", schrieb er an Jacobi, „sind mit wenigen Ausnahmen in ganz schlechten Händen; sie sind teils schlecht aus Absicht und Wahl, teils sind sie nur des Gewinnes wegen unternommen und trachten deshalb nur darnach, die verwöhnten Gaumen stets mit dem Neuesten zu kitzeln. Das ist zu allen Zeiten traurig, zu unserer Zeit aber ist es schrecklich. Es kommt jetzt, da es nötig ist, zur rechten Zeit augenblicklich zu sprechen, viel darauf an, daß deutsche Männer wissen, wo sie für den Augenblick etwas zu Tage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer erhält, ist dringendstes Bedürfnis. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kenne ich, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation teils persönlich, teils durch diese oder jene Berührungspunkte und kann mir deren Beihilfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hilfsmittel für die Redaktion dar, wie kein anderer es vermag. ‚Aber', werden Sie vielleicht sagen, ‚was hilft Euch Euer guter Wille. Dürft Ihr auch?' Darauf antworte ich mit Jean Paul: ‚Mit keinem Zwange entschuldigt die Furcht ihr Schweigen.' Wir können auch unter Napoleons Herrschaft vieles sagen, wenn wir nur die rechte Weise lernen, es zu sagen, und überdies wollen wir das Gute nicht verschmähen, was zugleich mit dem fremden Übel uns zuteil wird. Wahrlich es sind gar viele heilsame Dinge, die wir von den Franzosen erlernen und erwerben können, und es ist echt deutsche Sinnesart, das Gute allenthalben zu erkennen. ‚Vaterländisches Museum' soll sich die neue Zeitschrift nennen. Sie soll nicht verboten werden, darum muß sie sehr vorsichtig auftreten. Sie soll gelesen werden, darum muß ihre Absicht und Richtung erkennbar für die Deutschen sein. Ich werde meinen Gang ruhig vorwärts gehen, in der festen Überzeugung, daß ich mein Ziel erreiche, und wahrscheinlich ungestört."

‚Seit Ende November 1809 versendete Perthes den Plan des „Vaterländischen Museums" nach allen Gegenden Deutschlands an alle

Männer, von deren deutschem und wissenschaftlichem Sinn er Kunde hatte. In besonderen Zuschriften, von denen manche zurückbehaltene Auszüge aufbewahrt geblieben sind, suchte er den Einzelnen die Seite des Unternehmens hervorzuheben, welche er ihnen am meisten zugänglich hielt. Bald sprach er von der Förderung der deutschen Wissenschaft, bald von der Einwirkung auf die Gesinnung des Volks, bald von der Möglichkeit, welche die Zeitschrift den wegen ihrer deutschen Gesinnung von ihren Regierungen verlassenen oder gedrückten Männern gewähre, sich ihr Leben bis auf bessere Zeiten zu fristen. Andern that er dar, wie der wissenschaftliche Zusammenhang jetzt der einzig mögliche Zusammenhang der Deutschen sei, und wie in dem Museum aus allen Wissenschaften das Nationale hervorgehoben werden sollte. Einigen wenigen, und unter diesen namentlich Jean Paul, eröffnete er sein ganzes Herz. Ein unverdächtiger Bund der deutschen Männer, welche von Gott zu geistigen Leitern ihres Volkes berufen seien, werde, so hoffe er, den Augen der Dränger verborgen ins Leben zu treten; jedes einzelne Mitglied könne nach Maß seiner Stellung und Bedeutung, ohne Aufsehen zu erregen, gleichgesinnte Männer an sich ziehen; ein Mittelpunkt, der einzige, welcher jetzt möglich sei, sei gegeben und schnell könne sich, wenn die rechte Stunde käme, der wissenschaftliche Verein in einen Bund umsetzen, welcher zu kräftigen Thaten Kraft und Zusammenhang besitze. Damit der Verein eine so breite Unterlage im Volksleben wie möglich erhalte, sollte keine Seite des deutschen wissenschaftlichen Lebens unvertreten bleiben. Von Karl F. von Rumohr (1785—1843, dem berühmten Kunsthistoriker) erbat er sich Nachrichten über die Werke altdeutscher Kunst, von (Friedrich) Wilken (1797—1840, dem deutschen Historiker) über alle Gebräuche und Gewohnheiten und über die Wahrheit und Unwahrheit des Gegensatzes von Nord- und Süddeutschland. (P. J. Anselm von) Feuerbach (1775—1833, der berühmte Rechtsgelehrte) sollte über deutsches Recht und Gesetzgebung, August Wilhelm Schlegel über deutsche, Friedrich Schlegel über österreichische Litteratur insbesondere, (Joh. Michael) Sailer in Landshut (1751—1832, der angesehene Theologe) über das religiöse Leben der deutschen Katholiken, (Philipp Konrad) Marheineke in Heidelberg (1780—1846, der protestantische Theologe und Hegelianer) über die Bedeutung des deutschen Predigtamtes, Schleiermacher über die philosophische, (Gottlieb Jakob) Planck (1751—1833) über die historische Theologie der Deutschen berichten. Schelling machte er darauf aufmerksam, daß er wohl, wenn es darauf ankäme, sich dem großen Publikum bequemen könne, wie die Rede über bildende Künste zeige; (Friedrich v.) Gentz (1764—1832,

den berühmten und einflußreichen Publizisten) erinnerte er daran, nicht deshalb ganz zu schweigen, weil er nicht alles sagen könne, was er zu sagen wünsche.'

‚Zahllose Antwortschreiben aus den großen Städten wie aus den entlegensten Winkeln Deutschlands liefen ein, und unter ihnen waren nur sehr wenige, welche sich nicht mit Wärme über das Unternehmen und mit Dank gegen den Mann, welcher es versuchte, ausgesprochen hätten. Adam Müller, Gentz und Karl Ludwig von Haller, Karl Friedrich Eichhorn, Thibaut, Savigny und Heise, Marheineke, Stäudlin, Schleiermacher und Planck, Sailer, Stolberg und Friedrich Schlegel, Steffens, Arnim und Fouqué, Görres, Franz Baader und Brentano, Rumohr, Tischbein und Fiorillo, Scheffner aus Königsberg und Schlippenbach aus Kurland, Lichtenstein und Grimm, Rühs und Heeren, Raumer und Rehberg, der alte Feder in Hannover und der ebenso alte Hegewisch in Kiel und viele andere hegten nach dieser oder jener Seite hin und in mehr oder minder hohem Grade Hoffnungen von dem angekündigten wissenschaftlichen Vereinigungspunkt. Hüllmann glaubte die „Deutsche Gesellschaft" in Königsberg dem „[Deutschen] Vaterländischen Museum" anschließen zu können, und hoffte, daß auch an andern Orten ähnliche Gesellschaften eine Verbindung eingehen würden. Mit wärmster Begeisterung führte Villers Deutsche in Moskau, Paris und Warschau dem Unternehmen zu und erweckte auch Guizots Aufmerksamkeit für dasselbe. Goethe freilich versagte seine Teilnahme. „Ich muß, obgleich ungern, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute teilzunehmen", antwortete er; „ich habe persönlich alle Ursache, mich zu konzentrieren, um demjenigen, was mir obliegt, nur einigermaßen gewachsen zu sein, und dann ist die Zeit von der Art, daß ich sie immer erst gern eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen. Verzeihen Sie daher, wenn ich dem Antrage ausweiche, und lassen Sie mich manchmal erfahren, wie Ihr Unternehmen gedeiht." — „Ich freue mich", schrieb dagegen Graf Friedrich Leopold Stolberg, „mich an Sie und die Ihrigen anzuschließen, lieber Perthes. Wie sehr ich die Kühnheit Ihrer als Manuskript gedruckten Ankündigung ehre und liebe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Die für das Publikum bestimmte Anzeige mußte etwas gezwungen ausfallen. Das wird wenig schaden: der ungeübte Leser merkt es nicht, und der geübte sieht sogleich das Warum, der patriotische wird Ihnen manche Äußerung mit vielem Danke hoch anrechnen." — „Gebe Gott Ihnen, edler Mann, Mut, Kraft und Ausdauer", schrieb Marheineke, „um ein Unternehmen behaupten zu können, das sich durch seine Idee schon allen Deutschen

empfiehlt. Mit großer Einsicht haben Sie eine eigene Rubrik ‚Kanzelredner‘ aufgestellt, denn gerade von diesen wird das Deutsche in der protestantischen Gesinnung dem Volke nahe gebracht. Gern bin ich bereit, Ihnen einige Aufsätze über den wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen zu liefern, welche ich mit deutschem Sinn und deutschem Gemüt zu entwerfen gedenke. Suchen Sie aber für andere Seiten der Theologie noch einen Mann von gediegener Philosophie und von tüchtiger Historie; in jener Rücksicht weiß ich nur den einzigen Schleiermacher, in dieser nur den einzigen Planck vorzuschlagen.“ — „Ihr Unternehmen, hochverehrter Herr“, schrieb Haller aus Bern, „sehe ich wie eine Fügung Gottes an. Nie darf man verzweifeln. Das einzige Mittel gegen das Unglück der Zeiten ist, bessere Grundsätze und bessere Gesinnungen in Kopf und Herz der Menschen zu bringen. Diese dringen zuletzt auch in das Gemüt der Gewaltigen ein und bringen Resultate herbei, die man nie erwartet hätte. Haben staats- und religionsverderbliche Irrtümer selbst auf manche Throne sich geschwungen, warum sollte der himmlischen Wahrheit nicht auch ein Platz gegönnt sein, sie, deren am Ende jeder bedarf, die Fürsten und Völkern gleich nützlich ist, für welche die Gemüter wieder empfänglich werden und die noch dazu den Reiz der Neuheit gewinnt? Lassen Sie, vortrefflicher Mann, nur den Mut nicht sinken.“ — „Die Mannigfaltigkeit Ihres Museums hat mich keineswegs befremdet, liebster Freund“, schrieb Steffens aus Halle; „es mußte das Eigentümliche der ganzen Litteratur ergriffen werden, und diese bewegt sich in den mannigfachsten Richtungen. An äußere Verknüpfung des Vielfachen muß man gar nicht denken und den vielseitigsten Ansichten muß man freien Spielraum geben. Wenn nur ein jeder Aufsatz etwas Tüchtiges in seiner Art leistet, so spricht sich die Einheit des deutschen Geistes von selbst im Ganzen aus. Wie die Natur das Lebendige nicht äußerlich vereinigt, sondern innerlich frei walten läßt, so, denke ich, liegt es auch uns ob, überall die Übereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen zu suchen. Mag doch der Zwiespalt in unserer Nation sich regen und scheinbar Geister von Geistern trennen; auch die Natur erschien im wildesten Kampfe mit sich selbst, bevor das herrlichste Leben, der Mittelpunkt der Schöpfung, hervortreten sollte. So stark ist der Kern der deutschen Nation, daß eine ewige Vergangenheit in ihr lebt und eine ewige Zukunft mit Sicherheit weissagt.“ — „Nie hören Sie auf, wie ich sehe, sich mit den großen Interessen des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu beschäftigen“, antwortete Gentz aus Prag, „und über kleinliche Rücksichten erhaben, tragen Sie kein Bedenken, auch mich zur

Mitwirkung bei dem höchst löblichen Unternehmen aufzufordern. Sie haben vollkommen recht; die Presse ist keineswegs in dem Grade gefesselt, wie so manche zitternde Buchhändler und Schriftsteller wähnen. Man darf selbst in Frankreich und um wie viel mehr in Deutschland jetzt beinahe alles schreiben, was dem Publikum zu lesen frommt, wenn man sich nur in der Form von gewissen Klugheitsmaßregeln nicht entfernt, die, im rechten Lichte betrachtet, der wahren Vervollkommnung schriftstellerischer Arbeiten am Ende wohl eher vorteilhaft als schädlich sind. Ihr Plan ist vortrefflich und der, welcher die Ankündigung abgefaßt hat, gewiß kein mittelmäßiger Kopf. Auch kenne ich Sie selbst genug, um mich überzeugt zu halten, daß Sie zu einer solchen Sache nicht schreiten würden, wenn Sie sich nicht ausgezeichneter Werkzeuge versichert hätten. Wenn ich selbst mich nicht gleich bestimmt und unbedingt unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einschreibe, so hat das seinen Grund in meinen persönlichen Verhältnissen. An authentischen Aufschlüssen über die neueste Zeitgeschichte kann kein Schriftsteller, können überhaupt wenige meiner Zeitgenossen so reich sein als ich; ich darf es sagen, weil Umstände, nicht mein Verdienst mich dazu führten. Aber gerade das Anziehendste, das Wichtigste von dem, was ich weiß, kann ich nur selten dem Publikum mitteilen, weil es mir unmöglich ist, Personen zu kompromittieren, die große Rollen auf dem Schauplatz der Welt spielen oder spielten, deren Vertrauen ich um keinen Preis mißbrauchen wollte und an deren Freundschaft mir oft mehr gelegen ist, als an dem flüchtigen Beifall oder kalten Dank des Publikums. Auch ergreife ich diese Veranlassung, um Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen in mancher Beziehung nicht uninteressant ist. Es hat sich nämlich seit den letzten österreichischen Friedensverhandlungen, ohne daß in meinen Grundsätzen oder in meinen Gesinnungen oder in meiner übrigen Lage das Geringste alteriert oder verändert worden wäre, in meinem Verhältnis zur französischen Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andere Gestalt gewonnen hat; und wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Wandel und Charakter verleugne, so habe ich doch Gründe zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen; daß mir aber in der Lage, worin die Welt nun einmal sich befindet, diese Art von Pacifikation nicht unwillkommen sein kann, werden Sie leicht begreifen."

„Seit dem (Frühjahr) Juli 1810 trat das „Vaterländische Museum"

ins Leben und brachte Beiträge von Jean Paul, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Claudius, Fouqué und aus dem Nachlaß Klopstocks, Aufsätze von Heeren, Sartorius, Hüllmann und Friedrich Schlegel, von Görres und Arndt, von Scheffner und Tischbein und manchen andern bedeutenden Männern.'

Der Inhalt des 769 Seiten starken (in gr. 8° auf ansehnlichem Papier gut gedruckten) ersten Bandes dieser Zeitschrift, welche, nach Art der heutigen Revuen angelegt, wohl mit der jetzigen Brockhausschen „Unsere Zeit" die meiste Ähnlichkeit hatte, bot Aufsätze aus dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Litteraturgeschichte, Geographie, Kunst, Pädagogik, Politik, auch einzelne Gedichte, darunter eins: „Der Deutsche", eine politische Dithyrambe von dem sonst so unproduktiven Grafen Adam von Moltke (Uns kann die Freiheit nur von Deutschen kommen, Sie mag von Deutschen nur allein uns frommen, Die edlem Rechte angehören Und kein Gesetz mit Frevel stören u. s. w.).

Die angezogenen Verse allein lassen schon erkennen, wie sehr in der Zeitschrift das „Vaterländische" betont wurde; und ,obwohl Perthes sich zu dem Geständnisse genötigt sah, daß nur wenig von dem, was er gesagt haben möchte, in dem Museum gesagt werden dürfe, so übertraf die Aufnahme desselben dennoch alle Erwartungen; aber auch die durch die Herausgabe geforderte Arbeit überstieg neben den großen politischen Aufregungen und neben den fortlaufenden Anstrengungen für das ausgedehnte Geschäft fast das Maß der menschlichen Kraft.'

Im Familienleben der Jahre 1809 und 1810 ward ihm Freude und Leid abwechselnd zu teil. Am 2. März 1809 ward ihm ein Knabe, Clemens, geboren. „Wir haben gerne einen Knaben", schrieb Perthes; „durch diese aufwachsende Jugend kann man für die Zukunft werden, was für die Gegenwart zu sein unmöglich ist." Am 18. Dezember 1809 starb Perthes' zweiter Sohn, Johannes; am 4. April 1810 wurde ihm wiederum eine Tochter geboren.

Während des Sommers 1810 unterbrach Perthes seine Geschäftsthätigkeit für eine kurze Zeit und besuchte in Gesellschaft seiner Frau und der vier ältesten Kinder (die beiden jüngsten wurden den Wandsbecker Großeltern in Obhut gegeben) seine liebe Schwarzburger Heimat. Über Braunschweig und Naumburg reiste man Anfang Juli nach Thüringen ab; die Aufnahme bei dem Onkel Oberstlieutenant war eine sehr herzliche. Karoline versuchte ihrer Mutter in Briefen den Eindruck der thüringer Berge zu schildern, sie schrieb von dem alten Onkel, den sie schon herzlich lieb habe, und wie der sich nicht satt zu erzählen wisse von der Freude, die er an Perthes gehabt, wenn sie zusammen

Fußtouren gemacht und an den Vogelherd gegangen wären. — „Bis tief in meine Seele bin ich gerührt über die große und allgemeine Freude, die hier ist, weil sie den Perthes wieder haben, und mein lieber Perthes ist wie ein Kind, und ich danke Gott, daß er ihn und mich dies hat erleben lassen. Sie sind alle miteinander wieder zwanzig Jahre jünger geworden."

Auch in Gotha wurde Justus Perthes, dem Bruder von Perthes' Vater, ein Besuch abgestattet, sodann über Kassel und Göttingen wieder die Heimreise nach Hamburg angetreten. „So eine Reise, wie wir sie genossen haben", schrieb Perthes nach Schwarzburg, „ist ein wahres Bild des Lebens; nur was nach der Reise noch übrig bleibt von der Reise, ist die eigentliche Reise. Uns ist vieles geblieben."

Als bald nach Perthes' Rückkehr in Hamburg Gerüchte umgingen von neuen gewaltsamen Veränderungen, welche Napoleon in Deutschland beabsichtige, und als nun kurz vor Weihnachten 1810 der Beschluß des französischen Senats in Hamburg bekannt gemacht wurde, daß die drei Hansestädte zugleich mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland zu einem Bestandteil des französischen Reiches erklärt wären, sah Perthes die Unmöglichkeit ein, als französischer Unterthan seine Bestrebungen in der bisherigen Form verfolgen zu können. Er mußte sich entschließen, das „Vaterländische Museum" aufzugeben. Was er als Bürger einer freien Stadt, wenn auch rings unter den Waffen Napoleons, mit gutem Gewissen wagen durfte, das ging nun nicht mehr an, da er als freilich keineswegs freiwilliger Unterthan des Kaisers Pflichten gegen die verhaßte Obrigkeit zu erfüllen hatte.

Noch vor Ablauf des Jahres 1810 war der zweite Jahrgang von Perthes' Zeitschrift in Ausführung genommen worden. Schöne und bedeutungsvolle Worte, die hier folgen mögen, waren als „Vorwort" vorausgeschickt:

Bei Eröffnung des neuen Jahrganges des „Vaterländischen Museums" haben die Herausgeber desselben ihren Lesern und Freunden über Ansicht und Zweck dieses Journals nur wenig zu sagen, da die frühere Anzeige hinlänglich verstanden zu sein scheint, und die ersten sechs Hefte über die Ausführung auch einige Erläuterung gegeben haben.

Die Herausgeber, obwohl ihrer Absicht sich klar bewußt, und demnach voll innerer Sicherheit, wünschen dennoch durchaus jedem Mißverständnisse bei rechtlichen und wohlgesinnten Männern zuvorzukommen und erwähnen daher, daß sie das „Vaterl. Museum" betrachtet zu sehen wünschen wie eine gute Gesellschaft, in die man geht, um sich durch Mitteilung zu verständigen, zu kräftigen, zu stärken!

Jeder tüchtige Mann bringt sich selbst mit in die Gesellschaft und verliert sich da nicht; es wird aber da nicht geduldet der Böse, der Schlechte, der Gemeine; diese werden mit Gewandtheit, und erforderlichenfalls mit Gewalt daraus entfernt; man erträgt, was wohlgesinnt ist und gute Sitte hat.

Immer aber werden nur diejenigen zur Sprache kommen und Wort behalten in solcher Gesellschaft, die Geist besitzen und Tiefe des Sinnes, Lebendigkeit der Ansicht und Reichtum der Erfahrung. Gerne sieht und hört man diese, und zwar mit Nutzen und Erweckung des Eignen, wenn sie auch andere Wege, als die unseren, gehen! — Jeder kennt ja seine eigene Schwachheit.

Uns besonders, da wir doch einmal Deutsche sind, deren Physiognomie weniger auf dem Angesicht als dahinter liegt, deren Einigung weder im Politischen noch Industriösen, sondern einzig im Religiös-Ethischen besteht, denen also kein äußeres Greifliches aufgestellt ist, — uns besonders steht es wohl an, alles, was aus gutem Kopf und Herzen kommt, frei, liebend und ohne Deutung aufzunehmen.

Allerdings bemühen sich die Herausgeber des „Vaterl. Museums", diese gute Gesellschaft auf höheren, festeren Grund zu stellen, wo allein der Wahrheit gehuldigt wird und der Liebe zum Guten und Schönen; ferne aber sei es von uns, falsche Götzen zu bilden, denn es ist fürwahr besser, in der Irre zu laufen und suchen, als falsche Wege blind betreten.

Hamburg, im November 1810.

Das 131 Seiten starke Januar-Heft beschloß indes die junge und wertvolle Zeitschrift, welcher der Herausgeber die nachstehende würdige „Schluß-Anmerkung" beigefügt hatte:

Bei Anlegung dieser Zeitschrift war mein einziges Ziel, die Wohlgesinnten und Verständigsten unseres Vaterlandes zu vereinigen, und durch Lehre und Rat, in verschiedenen Formen, zur Erhaltung des Eigentümlich-Guten der Deutschen an Kraft, Wahrheit, Wissenschaft und Religion beizutragen.

Diese Bestrebung blieb nicht ohne Gelingen; ich hatte mich des Beistandes sehr würdiger Männer zu erfreuen, welchen ich hiermit innigst gerührt danke.

Da ich aber als Einwohner Hamburgs durch die neuesten Einverleibungen Unterthan des französischen Kaisertums werde, so machen die dadurch eintretenden Verpflichtungen jene frühere Richtung jetzt unzulässlich.

Obwohl das „Museum" so eingerichtet war, wie es die Verhältnisse des Vaterlandes, in so genauer Verbindung mit Frankreich stehend, geboten, und es demnach für die Folge in bisheriger Art, an jedem andern deutschen Orte, in Kassel, wie zu Berlin, in Wien oder München sehr gut würde erscheinen können; so war dessen Richtung doch rein vaterländisch, und kann von mir also nicht weiter besorgt werden.

Den Beschluß einiger abgebrochenen Aufsätze, und einiges andere, werde ich mir erlauben in einem Ergänzungsbande nachzuliefern.

Hamburg, am 1. Januar 1811.

Friedrich Perthes.

„Ihr ‚Museum' verstummt nun auch", schrieb ihm Nicolaus, „aber der Geist wird leben und Sie und Ihr Bestreben preisen." — „Sehr wünsche ich, lieber Perthes", äußerte Stolberg, „daß Sie mit den wackeren Männern, die Sie vereinigt hatten, auch künftig in Verbindung bleiben könnten, um sich den Gedanken einer neuen Vereinigung zu edlem Zwecke nicht fremd werden zu lassen, je nachdem Zeit und Umstände auf vielleicht nicht erwartete Weise sie erfordern und begünstigen möchten."

‚Wer jetzt, so viele Jahre später, den Inhalt des „Vaterländischen Museums" überblickt, wird wohl den Eindruck deutscher Tüchtigkeit und Redlichkeit empfangen; aber nur die wenigen, die sich den Druck jener Zeit in seiner ganzen Furchtbarkeit lebendig vor die Augen zu bringen vermögen, werden es erklärlich finden, daß das Aufhören jener Zeitschrift inmitten der ungeheuren Ereignisse als ein nationales Unglück von allen Seiten betrachtet werden konnte.'

(Fortsetzung folgt.)



Das Buch- und Zeitungsgewerbe im Altertum.

Von

Hermann Pilz.

(Schluß.)

Die Buchhändler, librarii oder bibliopolae genannt, hatten an den genannten Plätzen ihre elegant eingerichteten, geräumigen Läden oder tabernae, bei welchen außen am Gebäude Säulen mit großen Plakaten die verkäuflichen Werke annoncierten, und zugleich den Preis derselben angaben. Ein solcher Buchladen bot ein lebhaftes Bild des damaligen Verkehrs. Daselbst traf man immer gute Gesellschaft; Gelehrte, Dichter, die eigne oder fremde Werke zur Kritik, und um sie in Verlag geben zu können, vorlasen, waren jederzeit vorhanden, und wenn man jemand suchte und nicht zu Hause traf, so ging man zunächst in die renommiertesten Buchhandlungen, weil man dort am sichersten dachte, ihn zu treffen. Die Bücher waren übrigens verhältnismäßig nicht kostspielig. Der Verleger Tryphonius verkaufte das 13. Buch des Dichters Martial für 4 Sesterzen, etwa 57 Pfennige, und dasselbe umfaßte ungefähr 1 1/2 Bogen nach heutigem gewöhnlichem Druck. Das erste Buch desselben Dichters kostete in Purpureinband 5 Denare oder etwa 3 Mark, ordinär gebunden aber nur 80 Pfennige, oder 1 Mark 30 Pf., das heißt 6 bis 10 Sesterzen. Und dabei klagt Martial noch, daß sein Verleger zu gute Geschäfte mache, denn er sagt in einem seiner Epigramme:

„Kaufe Dir, Freund, das Buch mit den rüstigen Xenienscharen,
Vier Sesterzen der Preis, zahl' ihn und trag' es Dir heim,
Zwar der Preis ist zu hoch, er sollt' auf die Hälfte beschränkt sein!
Dann noch machte Gewinn reichlich der Händler Tryphon."

Unter den hauptsächlichen buchhändlerischen Firmen ist außer dem genannten Tryphonius, der der Verleger Martials und Quinctilians war, noch die der Gebrüder Sosii zu erwähnen, die ihre Läden bei dem Vertumnustempel und der Janussäule hatten, und als die Verleger des Horaz berühmt geworden sind. Horaz singt in seinen Episteln:

„Hin zu Vertumnus und Janus, mein Buch, so scheint es mir, schielst Du,
Möchtest wohl zierlich poliert feilstehn in der Sosier Laden,
Schloß und Riegel, Bescheidenem lieb, dir sind sie zuwider,
Klagst, daß wenige nur dich kennen, und willst doch gekannt sein,
Nicht so zog ich dich auf, o meide den Ort, wohinab dich
Ziehet die Lust, nicht kannst du, entlassen, je finden den Rückweg.
Teuer nur bist du mein Büchlein in Rom, so lange du neu bist,
Haben dich abgegriffen die schmutzigen Hände des Pöbels,
Wirst du schweigend ein Fraß der unästhetischen Motten,
Oder du wanderst gebunden nach Utika oder Jlerda."

Auch Atrectus war ein gesuchter Buchhändler, und desgleichen Dorus, der zur Zeit des Nero die Schriften des Cicero und Livius verkaufte. Wie in der Zeit, ehe sich der Buchhandel in solchem Maße entwickelte, die Autoren ihre Werke in Selbstverlag zu nehmen gezwungen waren, so war es auch bei Cicero der Fall, der außer seinen eignen Schriften auch die Annalen seines Bruders selbst zum Vertrieb brachte, und erst später, als sein Freund Pomponius Attikus, den man als den eigentlichen Begründer eines systematischen Buchhandels ansehen kann, sich zum Verleger aufschwang, diesem seine litterarischen Erzeugnisse in Verlag gab. Pomponius Attikus hatte ein Bücherlager, wie es in unsrer Zeit wohl kaum ein Buchhändler aufweisen kann, und in seinen Lokalen wimmelte es von Arbeitern zur Herstellung der Bücher, von Schreibern, Vorlesern, Korrektoren, Buchbindern, Kritikern u. s. w., die hier in rastloser Thätigkeit begriffen waren. Attikus verlegte von Cicero die quaestiones Academicae, das Buch über den Redner, die Episteln, die Reden gegen den Antonius und für den Ligarius. Interessant ist der Briefwechsel dieses Autors mit seinem Verleger, aus dem wir auch wissen, daß die Rede für den Ligarius sich sehr flott verkaufte. Cicero schreibt an den Attikus, daß er ihm infolge dessen alle ferneren Werke in Verlag geben wolle. Indessen auch bei diesen renommierten Buchhändlern wurden manche Exemplare ein Fraß der Motten oder, wie Martial sagt, eine Düte für Pfeffer und Zimmet, denn das römische Publikum hatte genau seine Mucken wie das heutige. Martial schildert es nicht gerade in schmeichelhaften Worten, wenn er zu seinem Buche sagt:

„Und nirgends gibt es, wie in unsrer Stadt
So viele Schnarcher, Greis wie Jüngling hat,
Ja selbst der Knabe schon Rhinocerosnasen.
Damit beschnüffeln sie jedwedes Blatt.
Und hast du hier kaum ein „recht nett" gehört,
Und ward dir gar ein Beifallskuß beschert,
So prellt man dort dich spöttisch in die Luft,
Ja hält dich oft kaum des Berührens wert."

Und mit dem Publikum ging der Kritiker Hand in Hand. Die Kritik wurde entweder so gehandhabt, daß der Buchhändler, wenn ihm der Dichter sein Werk vorlas, den Rezensenten zu sich bestellte, oder auch von diesem vermittelst Briefes Gutachten einholte. Einer der bedeutendsten Kritiker, Plinius, mag als Beispiel dienen, daß die Kritik damals keineswegs sanftmütigen Charakters war, und die „goldnen Rücksichtslosigkeiten" auf der Tagesordnung standen. Er schreibt inbezug auf die Denkschrift, welche Regulus auf den Tod seines Sohnes herausgegeben hatte, und die in tausenden von Exemplaren verbreitet wurde, mit Abkürzungen folgendes: „Ich muß es Ihnen (er schreibt an einen gewissen Lepidus) nur öfter als einmal sagen, was für ein gewaltiger Mann Regulus ist. So nahm er sich vor, seinen Sohn zu betrauern und er betrauerte ihn, wie gewiß kein Mensch in der Welt; er selbst hat neulich vor einem ungeheuren Haufen von Zuhörern eine Biographie von ihm — von einem Knaben, vorgelesen. Hätte der Mann diese glückliche Strebsamkeit, oder wie man das rastlose Bemühen, alle seine Einfälle durchzusetzen, sonst nennen mag, auf edlere Zwecke gerichtet, wie viel Gutes hätte er stiften können! Wiewohl gute Menschen sind nie so unternehmend, als schlechte es sind. Unwissenheit, sagt der Grieche, macht keck, Klugheit bedenklich. Ebenso ist es mit den Charakteren. Der Mann von schlichtem Charakter wird durch seine Bescheidenheit blöde, und der Tollkopf noch rascher durch seine Keckheit. Regulus ist ein redendes Beispiel dafür. Er hat eine schwache Brust, eine undeutliche Sprache, eine stotternde Zunge, eine sehr träge Erfindungsgabe und gar kein Gedächtnis, mit einem Worte nichts als einen tollen Kopf, und doch hat er es durch Unverschämtheit und durch sein tolles Wesen so weit gebracht, daß ihn viele für einen Schriftsteller halten. Das Ding, (die Denkschrift nämlich,) ist so abgeschmackt, daß es mehr zum lachen als zum weinen bewegen kann. Ein Knabe, sollte man glauben, habe es geschrieben, nicht daß es auf einen Knaben geschrieben." — Man sieht, an Deutlichkeit fehlte es den Kritikern des Altertums nicht! Wenn nun die armen Autoren über die oft so schmählich hergefallen wurde, wenigstens durch pekuniären Gewinn entschädigt worden wären, aber auch damit sah es nicht zum besten aus. Honorare wurden überhaupt nur ausnahmsweise gezahlt, und in den meisten Fällen mußte sich der Autor mit ein paar Freiexemplaren für seine Gönner und Freunde begnügen. Kein Wunder, daß sie in ihren Liedern ihre Mäcene daher oft im Stile der Bettelbriefe besingen! Martial, ein so berühmter Poet, dessen Werke in der ganzen Welt gelesen wurden, blieb arm, und sagt ausdrücklich, er müsse seine

Distichen schließen, da der Wucherer Lupus Zinsen, und seine Kinder Brot forderten. Er erhielt also wahrscheinlich doch für jede neue Auflage ein wenn auch sehr geringfügiges Honorar. Es war damals wie heute, auch die römischen Satiriker sprechen von fetten Verlagsbuchhändlern, mageren Autoren, kritisierenden Splitterrichtern und einem blasierten Publikum. Wir können jedoch den Buchhandel nicht verlassen, ohne mit einem Worte der öffentlichen Bibliotheken jener Zeit zu gedenken, die ebenfalls eine Frucht des aufblühenden Buchhandels gewesen sind. In Rom wurde die erste Volksbibliothek von Asinius Pollio im Atrium des Tempels der Freiheit auf dem aventinischen Hügel errichtet. Eine umfangreiche Bibliothek dieser Art hatte Julius Cäsar geplant. Sein Biograph Suetonius Tranquillus sagt von ihm: Cäsar nahm sich vor, öffentliche Bibliotheken von lateinischen und griechischen Schriftstellern, soviel er deren nur habhaft werden könnte, anzulegen, und die Anschaffung und Anordnung derselben dem Marcus Varro zu übertragen; allein sein Tod vereitelte alle diese Entwürfe, jedoch derselbe Schriftsteller berichtet auch, daß Augustus das ausführte, was Cäsar plante, und zwei öffentliche Bibliotheken errichtete, die octavianische und die palatinische. Unter den späteren Kaisern ist bei weitem die umfangreichste Volksbibliothek die „Ulpia“ des Kaisers Trajan. Die größte öffentliche Bibliothek des Altertums überhaupt war die in Alexandrien, welche von Ptolemaios Lagi gegründet worden war. Sie zerfiel in zwei Abteilungen, die ältere im Brucheion, einem Teile der Königsburg, welche nach Gallus 700000 Bände enthielt und in Flammen aufging, als Cäsar die im Hafen liegende, egyptische Flotte bei seinem Feldzug in Afrika in Brand steckte, und die kleinere oder spätere im Serapeion. Eine ebenfalls umfangreiche Volksbibliothek war die zu Pergamon, für deren reichhaltige Ausstattung, die attalischen Könige, namentlich Eumenes II., trotz vielfacher Schwierigkeiten, die ihm von den egyptischen Königen, den Ptolemaiern, gemacht wurden, sorgten. Dieser König erfand auch das Pergament, weil ihm die Egypter die Einfuhr des Papyrus verweigerten. Die pergamenische Bibliothek wurde später von Antonius der Kleopatra an Stelle der verbrannten im Brucheion geschenkt und nach Alexandrien übergeführt.

Wenden wir uns nun von dem Buch- zum Zeitungsgewerbe, so sind zunächst einige Bemerkungen über das sogenannte album, eine weiße Wand, welche sich in den Städten befand, und an welche Annoncen, Gesuche, Kritiken, Einladungen u. s. w. geschrieben werden konnten, vorauszuschicken. Diese alba vertraten unsre gewöhnlichen Zeitungen in der Hauptsache allein. Die Ausgrabungen in Pompeji

haben eine solche Wand zu Tage gefördert, so daß wir uns ein klares Bild davon machen können. In Pompeji befanden sich diese übergypsten Wände z. B. am „Herkulaner Thor". Wir finden auf ihnen Annoncen, welche sich auf Wahlumtriebe beziehen, wie heutzutage, wenn ein neuer Kandidat für den Reichstag in Aussicht genommen ist, Anrufungen der Patrone seitens ihrer Klienten, Mietgesuche und die Theateranzeigen, Beglückwünschungen der im Amphitheater auftretenden Gladiatoren, Einladungen zu Rendezvous, ja sogar ein Pamphlet auf die grobe Wirtin einer taberna, die gefälschten Wein verschenkt. Für solche Ereignisse war das album, vor dem die Leute wie vor unsren Plakatsäulen standen, ganz geeignet; die eigentlichen Zeitungen trugen ein vornehmeres Gepräge. Die älteste Zeitung, wenn wir den Namen hier schon gebrauchen dürfen, war die vom Oberpriester der Stadt, dem pontifex Maximus, herausgegebene Chronik oder Annales maximi, ein Jahrbuch, in welchem alle denkwürdigen städtischen und staatlichen Ereignisse in chronologischer Reihenfolge aufgeführt wurden, von dem uns aber leider nichts mehr erhalten ist. Wahrscheinlich fällt seine Entstehung in die Zeit des zweiten römischen Königs Numa Pompilius. Der gallische Brand, 389 v. Chr., hat diese wichtigen Denkmäler der römischen Geschichte völlig vernichtet. Dieses Jahrbuch, das aus Tafeln bestand, war im Vorsaal, im Atrium der regia, des alten Königspalais, das auch die Amtswohnung des Oberpriesters war, zur allgemeinen Einsicht und Abschrift aufgestellt, so daß es in Kopieen nun weiter verbreitet werden konnte. Die Geschichtsschreiber haben sämtlich aus diesen Annalen geschöpft, und nehmen immer Bezug auf sie. So schreibt z. B. Plinius: „Als Hannibal Casilinum belagerte, ist eine Maus für 200 Denare verkauft worden; der sie verkauft hatte, ist vor Hunger gestorben, der Käufer aber am Leben geblieben, berichten die Annalen." Man kann hieraus gleich sehn, wie ausführlich der Annalist in seiner Tagesgeschichte war. Gellius sagt deshalb auch: „Es beliebt mir nicht zu schreiben, was auf der Tafel beim pontifex Maximus steht, wie oft Teuerung, wie oft eine Mond- oder Sonnenfinsternis, oder was für ein Hindernis gewesen". Der letzte Redakteur dieses Jahrbuchs war der Oberpriester Publius Mucius, (103 v. Christo); warum dasselbe hier aufhörte zu erscheinen, berichten die alten Autoren nicht.

An die Stelle der Annalen traten nun die acta populi Romani diurna, was wir am besten mit „Tagesanzeiger des römischen Volkes" übersetzen können, ein Unternehmen, das, wenn nicht schon vor, so doch mit Cäsars erstem Konsulat von Staatswegen ins Leben gerufen

wurde. Durch staatliche Organe wurden nämlich darin die Tagesereignisse in Rom Tag für Tag aufgezeichnet, und nach deren Publikation in Rom auf mannigfachem Wege von da weiter in die Provinzen verbreitet. Dieses Tageblatt erschien täglich und war auf die sogenannte charta, Stoff aus der Haut des egyptischen Papyrus, geschrieben. Das erste Exemplar wurde unter Aufsicht des Quästors ausgestellt, und nun kamen die Schreiber und kopierten, so schnell sie konnten, um dann ihre Kopieen an die Buchhändler zu veräußern oder auch selbst zu vertreiben. Wir haben hier die ersten Spuren der modernen Zeitungskolportage. Aus den Kopieen lernten die Bewohner der Residenz und der Provinzen kennen, was sich in der ewigen Roma zugetragen. Eigentümlich ist es, daß damals schon der Journalistenstil in diesen acta diurna, der sogenannte „Lapidarstil", beklagt wurde, und man die Fremdwörtersucht der Journalisten, die mit griechischen Floskeln, Gräcismen, prunkten, bespöttelt. Da aber dieses Journal unter staatlicher Autorität stand und nur enthielt, was dem Staat genehm war, so bildeten sich daneben noch die sog. „Korrespondenzblätter", epistolae, aus. Aus dem Briefwechsel Ciceros mit Cölius finden wir zu seiner Zeit schon einen völlig ausgebildeten Stand der Reporter, die in der Stadt umherjagten, die Neuigkeiten aufschrieben, vervielfältigten und dann an ihre Abonnenten, wozu namentlich die vornehmen Römer in den Läden gehörten, verschickten, oder diesen von ihren Freunden in der Stadt zugesandt wurden. Diese Korrespondenzen wurden übrigens sehr gut bezahlt. Cölius gesteht, daß er im Briefschreiben sehr faul sei, er habe sich daher an einen jener Berichterstatter gewendet, und von diesem eine Menge jener Neuigkeiten zusammengeschrieben erhalten, wobei er sein Erstaunen darüber ausdrückt, woher diese Leute alle diese Geschichten und die Zeit zum Aufschreiben derselben nehmen. Die „Enten" mögen wohl auch den Reportern der alten Roma nichts Fremdes gewesen sein.

Neben dem römischen „Tagesanzeiger", der alle Stadtneuigkeiten, Bau des Amphitheaters, Feuersbrünste, Aufzüge, Todesfälle u. s. w. verlautbarte, bildete sich nun schon zu Cäsars Lebzeiten ein zweites Journal, die acta senatus, oder „Senatszeitung", welche vom Senat herausgegeben wurde, und gegenüber dem Tagesanzeiger, der das Volkswohl vertrat, dem Senatsinteresse huldigte. Die Senatszeitung enthielt die protokollarischen Aufzeichnungen der Senatssitzungen und andere wichtige Punkte aus dem Senatsleben. Vieles davon ging selbstverständlich auch in die acta diurna über. Die Senatszeitung hat jedoch ein langes Leben nicht gefristet, denn schon ein Dekret des

Kaisers Augustus hob sie im Jahre 8 v. Chr. wieder auf. Die Protokolle wurden von da an zwar aufgezeichnet, aber nicht mehr der Öffentlichkeit übergeben. Mit der Senatszeitung aber machte Augustus auch den acta diurna ein Ende und gründete nun, indem er beide verschmolz, die sogenannte „allgemeine Reichszeitung", welche ganz unter dem strengen Einflusse der Hofcensur stand und die sogenannte „offiziöse Presse" vertrat. In dieser allgemeinen Reichszeitung fand aber alles, was mit dem römischen Staatsleben irgendwelche Berührung hatte, Aufnahme, und neben Nachrichten über Geburts- und Sterbefälle, ähnlich unsren „Familiennachrichten", Heiratsanzeigen und Ehescheidungen, Adoptionen und Bauunternehmungen, standen hier auch die Senatsprotokolle, nachdem sie selbstverständlich die Censur, der alles unterworfen war, passiert hatten. Und doch mag dieser Censur öfters irgend ein Artikel, eine Notiz durchgeschlüpft sein, deren Aufnahme dann bitter bereut wurde. Wenigstens befahl Augustus den Seinigen, nie etwas zu thun oder zu reden, was nicht in den Tageblättern berichtet werden könne. Je mehr sich der Staat aber zu einem Beamtenstaat umwandelte, je mehr Augustus sich zur Alleinherrschaft emporschwang, desto karger wurden die Berichte aus dem Leben und Treiben in den Senatssitzungen, während die Berichte über Hofbankette, Gladiatorenkämpfe, Hinrichtungen und Anekdoten immer mehr Platz in Anspruch nahmen. Die Staatszeitung wurde mit einem Worte zur chronique scandaleuse. So veröffentlichte schon Cäsar, daß er die ihm vom Volke angetragene Königswürde nicht angenommen habe, und Augustus publicierte, daß er das von seiner Tochter Livia geborne Knäblein dem Vater desselben, dem Nero, zugesandt habe. Die „Hofnachrichten" füllten bald ganze Spalten der Zeitung, und Dio Cassius erwähnt z. B., daß Livia und Agrippina Berichte über Hofaudienzen in die Zeitungen gegeben hätten. Auch jede kleine Reise des Herrschers wurde ausführlich berichtet. Die Senatsnachrichten kamen nur noch ins Blatt, wenn aus ihnen irgend eine Beweihräucherung hervorging, und als unter Augustus Thrasea Poetus, ein oppositioneller Stadtverordneter, im Senat gegen die Regierung sprach, und am andren Tage das ganze römische Volk begierig nach seiner Reichszeitung trachtete, da fanden sie wohl darin, daß Thrasea aus dem Senat entlassen, was er aber darin gesprochen, war nicht mit erwähnt. Dagegen strotzten die Blätter von Verhimmelungen und Lobpreisungen der Regierung. Nur ein Artikel aus der Reichszeitung unter Alexander Severus möge als Zeichen der damaligen servilen Presse hier Platz finden. Er lautet: „Am Tage vor den Nonen des März, als sich der

Senat in der Kurie versammelt und den Aurelius Alexander Cäsar Augustus teilzunehmen gebeten hatte, weigerte sich dieser anfangs, weil er wußte, daß der Senat über ihm zu erweisende Ehrenbezeugungen Beschlüsse fassen werde. Als er endlich erschien, wurde ihm zugerufen: „Tugendhafter Augustus, mögen die Götter Dich erhalten, Kaiser Alexander, mögen die Götter Dich erhalten, die Götter haben Dich uns gegeben, mögen die Götter Dich uns erhalten.“ Dem Danke Alexanders aber folgte nun der Zuruf des gesamten Senats: „Antonius Alexander! Mögen die Götter Dich erhalten! Nimm den Namen Antoninus an, wir bitten Dich! In Dir ruht das Heil, in Dir unser Leben, damit wir des Lebens froh werden. Es lebe Alexander den Antoninen gleich, damit wir des Lebens froh werden. In Dir und durch Dich besitzen wir alles.“ Darauf antwortete Aurelius Alexander Cäsar Augustus: „Nicht zum ersten Male danke ich euch, versammelte Väter, sondern schon vorher, als ihr mir die Cäsarwürde erteiltet, als ihr mein Leben errettet, als ihr mir den Titel Augustus gabt, die Oberpriesterwürde und zwar alles dies auf eine bisher unerhörte Weise an ein und demselben Tage.“ Noch während er aber sprach, wurde ihm zugerufen: „Alle diese Ehren hast Du angenommen, nimm auch den Namen Antoninus an, möge der Senat, mögen die Antoninen dies verdienen!“ Das ist das Machwerk eines Reporters der römischen Reichszeitung, von den übrigen im Senat ventilierten städtischen Fragen erfährt das Publikum durch ihn nichts. Berichte über Volksfeste, welche die geraubten Volksrechte vergessen machen sollten, Wunder und Naturereignisse wurden in eingehender Weise besprochen, ja sogar Klinkerfues hatte seine Vorgänger in den Wetterpropheten der Staatszeitung. So berichtet die Staatszeitung vom Jahre 47 n. Chr., daß man den Vogel Phönix gesehen habe. Dieser mythische Vogel scheint also im Altertum die große Seeschlange vertreten zu haben. Eine Nummer der Staatszeitung vom Jahre 4 v. Chr. berichtet, daß Cajus Crispinus Hilarus aus Faesulae mit einer langen Prozession, bestehend aus 9 Kindern, darunter nur 2 Töchtern, ferner 27 Enkeln, 8 Enkelinnen und 29 Urenkeln auf das Kapitol gezogen sei, um dem Jupiter zu opfern. Die Staatszeitung vom Jahre 28 n. Chr. erzählt: „Als des edlen Germanicus Freund Titus Sabinus und dessen Sklaven von dem despotischen Tiberius zum Tode verurteilt und in das Gefängnis geworfen wurden, konnte man den Hund eines dieser Sklaven nicht von dem Kerker entfernen, ebensowenig ist er vom Leichnam des Getöteten gewichen. Ein Stück Brot, das ihm einer aus der umstehenden Menge zugeworfen, hat er an den Mund des toten Herrn getragen, nachdem

aber der Leichnam in die Tiber geworfen, sich ihm nachgestürzt, und ihn über dem Wasser zu erhalten gesucht; eine große Menge aber stand umher, die Treue dieses Tieres bewundernd." Klingt das nicht wie ein Stückchen aus der Rubrik „Vermischtes" unsrer Tageblätter? Mit solchen Geschichten füllte man den Inhalt der Reichszeitung, während die wichtigen Staatsaktionen im geheimen vor sich gingen. Freilich hat auch diese letzte große Zeitung des Altertums ein allzu langes Dasein nicht gehabt, schon im 3. Jahrhundert nach Christo hörte sie auf zu erscheinen, und an ihrer Stelle erschienen dann eine Menge sogenannter Breviaria principum, registra scribarum u. s. w., offizielle Bekanntmachungen der Regenten, die auch in die Provinzen versandt wurden. Wir sind darum am Ende unsrer Betrachtung angelangt, die gezeigt hat, daß das römische Volk, das in der Kulturentwicklung der Menschheit eine Rolle spielt, wie kein zweites, auch im Buch- und Zeitungsgewerbe einen verhältnismäßig hohen Aufschwung genommen hatte. Heutzutage freilich können wir auf den Buchhandel der damaligen Zeit von oben herabblicken, und vollends das Zeitungswesen ist zu einer ganz anderen Macht geworden als zur Zeit des Augustus, und doch wird es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen sein, daß zu Parallelen ganz interessante Handhaben vorhanden sind. Mit dem Wunsche, daß das Buch- und Zeitungsgewerbe auch in Zukunft wachsen, blühen und gedeihen möge, wollen wir unsre Betrachtung endigen!



Die Entscheidungen des Reichsgerichtes für den Buchhandel.

Von einem Leipziger Juristen.

Wenn wir zunächst einleitungsweise einen kurzen Blick auf die Vorgänger werfen, welche unser neues deutsches Reichsgericht, eine der glorreichsten Errungenschaften der Neuvereinigung der deutschen Staaten, gehabt hat, so müssen wir uns mit dem sogenannten „Reichshofrat" und dem vielgeschmähten „Reichskammergericht" zu Wetzlar bekannt machen. Beide zusammen waren die obersten Gerichtshöfe des ehemaligen deutschen Reiches. Der Reichshofrat, das concilium imperiale aulicum, wie sein gelehrter Name lautete, war zugleich Staatsrat, und seine Mitglieder waren das eigentliche Regierungskollegium, das dem Kaiser ratend und beschließend zur Seite stand. Das Institut des Reichshofrates war 1501 vom Kaiser Maximilian I. zunächst für die österreichischen Länder eingesetzt worden und hatte mit den Angelegenheiten des Reichskammergerichtes ursprünglich nicht das Geringste zu schaffen. Letzteres verdankte seine Entstehung ebenfalls dem Kaiser Maximilian I., der es 1495 zur Rechtsprechung in Landfriedensbruchsachen ins Leben rief. Das Reichskammergericht zählte zu seinen ordentlichen Mitgliedern einen direkt vom Kaiser ernannten Kammerrichter, der fürstlicher oder mindestens gräflicher Herkunft sein mußte und den Vorsitz führte, zwei Kammergerichtspräsidenten, die gleichfalls vom Kaiser designiert wurden, und die Reichskammergerichtsassessoren, die teils vom Kaiser selbst, teils von den Kurfürsten und Kreisen nach bestimmtem Verhältnis gewählt wurden. Im westfälischen Frieden wurde ihre Zahl auf 50 normiert, eine Zahl, die jedoch wegen perennierenden Geldmangels in der Sportelkasse des deutschen Reichskammergerichts niemals vollzählig gewesen ist. Ein Reichsbeschluß von 1719 setzte ihre Zahl schon auf die Hälfte herab, und auch diese 25 Assessoren finden wir erst seit 1782 ständig im Amte. Nun kommen

noch 30 Reichskammergerichtsprokuratoren und 12 Reichskammergerichtsadvokaten und das gesamte, umfängliche Kanzleipersonal mit dem Kanzleirat als Chef dazu. Der Sitz des Gerichtes war anfänglich Frankfurt am Main, und dann, nach diversem Wechsel, definitiv Wetzlar. Unterhalten wurde das Gericht von den Kammerzielern, bestimmten Abgaben der Reichsstände, die jedoch sehr spärlich eingingen. Competent war das Reichskammergericht für alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren, und als oberste Instanz auch für Civilsachen der Reichsmittelbaren, wenn nicht etwa die Beschreitung dieses Instanzenweges durch ein privilegium de non appellando, das sich namentlich die Kurfürsten vorbehielten, verboten war. Auch Beschwerden über Verweigerung der Prozeßführung oder Prozeßverschleppungen, sowie Nichtigkeitsbeschwerden in Kriminalsachen fanden vor dem obersten Gerichtshof Austrag, und die Unterthanen konnten ihn bei Maßregeln der Regierung, die ihnen unrechte, bedrückende erschienen, sowie bei Prozessen gegen ihre Landesherrn anrufen. Das Verfahren war geordnet in den Reichskammergerichtsordnungen von 1495 und 1555, während eine spätere 1613 vorgelegte nur als Entwurf bestehen blieb. Über zweifelhafte prozessuale Fälle gab das Reichskammergericht sogenannte „Gemeinbescheide", und hatte dadurch auch eine gewisse gesetzgeberische Gewalt im Reiche erlangt. Freilich die mangelhafte Besetzung der Ämter, die geringe Kontrolle der Arbeiten brachte es mit sich, daß die Verschleppung der Prozesse zur Regel wurde und der Schneckengang im Reichskammergericht sprichwörtlich geworden ist und viel zu seiner Verspottung beigetragen hat, obwohl es trotzdem viel Gutes und Segensreiches gestiftet hat.

An Ansehen verlor es freilich etwas, als der vorgenannte Reichshofrat, der beständig in Wien tagte, an Ansehen derartig stieg, daß er mit dem Reichskammergericht konkurrierte, und hinsichtlich einzelner Gegenstände sogar, wie der sogenannten kaiserlichen Reservatrechte, Gnaden-Privilegien- und Lehnssachen, ausschließliche Kompetenz erhielt. In der Reichshofratsordnung von 1654 wurde ihm später sogar eine vollständige Gerichtsverfassung verliehen. Nach dieser Gerichtsordnung setzte er sich aus dem Reichshofratspräsidenten, 18 Reichshofräten, die, wenn sie Grafen oder Reichsfreiherren waren, auf der Herrenbank, sonst auf der Gelehrtenbank saßen, und von denen 6 protestantischer Konfession sein sollten, zusammen. Die Kanzlei des Reichshofrates wurde von Kurmainz aus besetzt, und die Rechtsanwälte am Reichshofrat, die Reichsagenten genannt wurden, ernannte der Reichshofratspräsident selbständig. Der Reichsfiskal oder Reichsankläger, der über die Gerecht-

same des ehemaligen deutschen Reichs und seines Oberhauptes wachte und beim Reichshofrat wie beim Reichskammergericht vertreten war, wurde durch den Kaiser selbst gewählt. Starb der Kaiser, so löste sich der Reichshofrat auf und der Thronfolger berief einen neuen, während mit den alten Mitgliedern desselben inzwischen Vikariatshofgerichte gebildet wurden. Mit dem Jahre 1806 wurde freilich durch die Auflösung des deutschen Reiches sowohl dem Reichshofrat wie dem Reichskammergericht, die beide altersschwach geworden waren, das Grab gegraben, und die deutschen Staaten blieben seitdem ohne gemeinsamen obersten Gerichtshof. Mit der Neuaufrichtung des deutschen Reiches war jedoch auch die Wiedergeburt eines obersten deutschen Gerichtshofes ins Auge gefaßt worden, und die Justizgesetze von 1877, besonders das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877 schreiben die Errichtung eines gemeinsamen obersten Gerichtshofes vor, so daß eine einheitliche Rechtsprechung auf dem Gebiete des einheitlichen Reichsrechtes gesichert ist. Das Reichsgericht hatte seinen Vorläufer in dem durch Bundesgesetz vom 12. Juni 1869 ins Leben gerufenen Reichsoberhandelsgericht, welches für den gesamten norddeutschen Bund, und später auch Elsaß-Lothringen, galt und in Handels- und Wechselsachen hauptsächlich kompetent war. Durch das Reichsgericht wurde das Reichsoberhandelsgericht 1877 aufgelöst. Das Reichsgericht zerfällt in Civil- und Strafsenate, und bei den Entscheidungen derselben wirken je sieben Richter mit. Es erkennt über das Rechtsmittel der Revision gegen Strafurteile der Landgerichte und der Schwurgerichte. Auch über das Rechtsmittel der Revision gegen zweitinstanzliche Endurteile der Oberlandesgerichte in Civilsachen hat es zu entscheiden, wenn nicht, wie in Bayern, ein oberstes Landgericht dafür besteht, soweit es sich nämlich um landesrechtliche Fragen handelt. An die Oberlandesgerichte geht die Revision in Strafsachen ebenfalls nur, wenn nur landesrechtliche Verhältnisse dabei in Betracht kommen. Außerdem entscheidet das Reichsgericht, bei welchem die staatsanwaltlichen Funktionen durch einen Oberreichsanwalt, gegenwärtig von Seckendorff, und durch einen oder mehrere Reichsanwälte wahrgenommen werden, in erster und letzter Instanz in den gegen Kaiser und Reich gerichteten Verbrechen des Hoch- und Landesverrats, wobei der Verweisungsbeschluß durch den ersten Strafsenat erfolgt, das Hauptverfahren aber vor dem vereinigten zweiten und dritten Strafsenat des Reichsgerichts stattfindet. Als Sitz des Reichsgerichtes, dessen Präsident gegenwärtig der ehemalige Reichstagspräsident Simson ist, wurde durch Gesetz vom 11. April 1877 Leipzig bestimmt, indem zugleich in dasselbe Gesetz der Antrag des

Abgeordneten Lasker Aufnahme fand, daß der Staat, in dessen Gebiet das Reichsgericht seinen Sitz hat, kein oberstes Landgericht errichten darf. Präsident, Senatspräsidenten und Räte des Reichsgerichts, desgleichen Oberreichsanwalt und Reichsanwälte werden auf Vorschlag des Bundesrates vom Kaiser ernannt, und wer in einem Bundesstaat die Fähigkeit zum Richteramt und außerdem das 35. Lebensjahr erreicht hat, ist zur Bekleidung eines dieser Ämter befähigt.

Wenn wir die Entscheidungen des obersten Gerichtshofes, welche derselbe seit seinem Entstehen gefällt hat, überblicken, so tritt es uns auf den ersten Blick klar vor Augen, daß diese Entscheidungen einen tiefen Eindruck auf unsern Handel, auf unser Gewerbe ausgeübt haben, indem sie einzelne Rechtsfragen, die bisher die variierendsten Antworten gefunden, endgiltig beantworteten. Leider aber erfreuen sich diese hochwichtigen Entscheidungen unsres obersten Gerichtshofes noch immer nicht der Popularität, welche sie verdienen, und dies hat uns veranlaßt, einen Teil der Entscheidungen des Reichsgerichtes, soweit er mit den buchhändlerischen Interessen zusammenhängt, an dieser Stelle zu besprechen. Es werden in der Hauptsache die Entscheidungen civilrechtlicher wie krimineller Natur sein, die sich auf das Handelsrecht, Verlagsrecht, Urheberrecht und Preßrecht beziehen.

1.

Darf aus der Annahme einer verspäteten Lieferung ohne Vorbehalt ohne Weiteres der Verzicht auf Schadensersatz wegen der Verspätung gefolgert werden?

Nehmen wir an, ein Sortimenter bestellte sich bis zu einem bestimmten Termin eine Partie Exemplare irgend eines zeitgemäßen Werkes, das er, es sei zum Beispiel eine Festbroschüre, wenn es ihm zur rechten Zeit geliefert wird, gut abzusetzen im stande ist. Die Sendung erfolgt drei Tage später als verabredet, der Sortimenter nimmt ohne Weiteres die Exemplare an, vermag aber nur noch einen weit geringeren Absatz zu erzielen, und macht infolge dessen ein weniger gutes Geschäft. Dann begegnen wir gewöhnlich der Ansicht, ja der Sortimenter hat ohne Vorbehalt angenommen, er hat damit als Käufer den Kaufgegenstand gebilligt, so wie er erfolgt ist, mithin hat er Verzicht auf Entschädigungsanspruch geleistet und kann nun wegen der verspäteten oder nicht gehörigen Erfüllung gegen seinen Lieferanten nicht mehr vorgehen. Diese Ansicht war auch bei vielen Gerichtshöfen vordem verbreitet. Das Reichsgericht hat jedoch durch Urteil vom 28. November 1879 gerade entgegengesetzt entschieden. Es wird darin gesagt:

Ist die Lieferung zwar zu spät, im übrigen aber vertragsmäßig erfolgt, so muß der Käufer die Ware annehmen, wenn er nicht in Annahmeverzug geraten will. Deshalb kann aber auch in der Annahme derselben ein Verzicht auf irgend ein Recht, insbesondere auf Entschädigung wegen Verspätung der Erfüllung nicht gefunden werden.

Natürlich darf aber der Kaufpreis für die Lieferung nicht ohne Abzug einer Entschädigung wegen verspäteter Lieferung oder ohne Vorbehalt eines solchen Abzuges bezahlt worden sein.

Um derartigen Mißhelligkeiten zu entgehen, ist bei derartigen Gelegenheiten stets der ausdrückliche Abschluß eines Fixgeschäftes zu empfehlen. Es muß als eine Bedingung des Geschäftes ein Termin der Lieferung, oder eine Zeit, in welcher geliefert werden soll, festgesetzt sein. Es genügen jedoch zum Abschluß eines Fixgeschäftes nicht Worte wie „binnen kürzester Frist", „sofort", „in fünf bis sechs Wochen" u. s. w., sondern es muß genau der Zeitpunkt festgestellt sein, an dem oder bis zu dem geliefert werden soll. Ist dies geschehen, so kann der Käufer, wenn nicht rechtzeitig geliefert, statt der Erfüllung Schadensersatz verlangen, und die Waren zurückweisen, oder auch die Waren acceptieren, und Entschädigung für den entstandenen Verlust fordern. Eine sogenannte „Nachfrist" braucht er in diesem Fall auch nicht zu gewähren.

2.

Anzeigepflicht des Käufers, welcher die von einem andren Orte übersendete Ware beanstandet.

Der Buchhändler A bestellte vom Papierhändler B einige Ballen Papier, die er zu einem Werke verwenden wollte. Das Papier kam an, entsprach aber nicht völlig den Wünschen des A, welcher deshalb in Briefen an B Beschwerden über die schlechte Beschaffenheit des Papiers erhob. Als später A klagen wollte, auf Grund seiner Bemängelungen, obwohl er das Papier bereits verwendet hatte, wurde er mit seiner Klage abgewiesen. Das Reichsgericht hält eine solche Abweisung für begründet, da, wie es in seinem Urteil vom 2. März 1880 ausführt, in den bloßen Bemängelungen und Beschwerden über die Beschaffenheit des Papieres nicht der Sinn erblickt werden kann, als habe A die Ware beanstanden und dem B davon Anzeige machen wollen. Das deutsche Handelsgesetzbuch verlangt, daß die Ware ausdrücklich unter Angabe des Grundes beanstandet werde, eine allgemeine Erklärung der Unzufriedenheit genügt hier nicht. Nicht hält es jedoch das Reichsgericht für unumgänglich notwendig, daß der Empfänger des Papieres die Sendung dem Verkäufer „zur Verfügung" gestellt

hätte, da durch die Unterlassung dieser Handlung die Geltendmachung der Mängel nicht ohne Weiteres ausgeschlossen sein würde.

3.

Ist der Kommissionär verbunden, gegen Hinterlegung der Pfandsumme das Kommissionsgut dem Kommittenten herauszugeben?

Der Kommissionär B hatte längere Zeit hindurch mit dem Verlagsbuchhändler A in Verbindung gestanden, als ein Zerwürfnis eintrat. A verlangte jetzt als Kommittent, daß ihm sein Kommissionär B das noch vorhandene Kommissionsgut zurückgebe. Der Kommissionär weigerte sich, da er Forderungen gegen A habe, das Kommissionsgut herauszugeben, indem er Retentionsrecht geltend machte. A bestritt die Forderungen des B, deponierte indessen den Betrag der angeblichen Forderungssumme und verlangte nunmehr abermals das Kommissionsgut heraus. B leistete auch dieser Forderung nicht Folge. Nehmen wir an, der Fall gelangte nun vor das Reichsgericht, so würde den bisherigen Entscheidungen nach das Erkenntnis auf folgende Ausführungen hinauslaufen:

Wenn Beklagter, also der Kommissionär B, Erstattung von Auslagen zu fordern hat, welche ihm durch die ihm erteilte Verkaufskommission erwachsen sind, so ist er dieserhalb nicht bloß durch ein Retentions- oder Zurückbehaltungsrecht, sondern nach art. 374 des Handelsgesetzbuches durch ein gesetzliches Pfandrecht gesichert, auf welches Beklagter in dem vorliegenden Rechtsstreite sich offenbar mit berufen hat. In dem durch art. 374 des Handelsgesetzbuches gewährten Pfandrechte ist auch das Recht enthalten, das Kommissionsgut bis zur Befriedigung des Gläubigers, also des Kommissionärs, wegen derjenigen Forderungen, für welche dasselbe als Pfand haftet, im Besitze zu behalten, und es ist dieses Recht auch nicht dahin eingeschränkt, daß es etwa nur zum Zwecke *sofortiger* Ausübung des Verkaufsrechtes geltend gemacht werden könnte. Zumal, wenn die Forderung, für welche der Kommissionär das Pfandrecht in Anspruch nimmt, bestritten ist, kann man von ihm nicht verlangen, daß er nun sofort das Pfandobjekt zur Befriedigung veräußere und den Überschuß herausgebe; da der Pfandverkauf auf seine, des Kommissionärs, Gefahr stattfindet, muß ihm vielmehr zustehen, das Kommissionsgut in seinem Gewahrsam zu behalten, bis der Streit erledigt ist. Aber auch abgesehen von dem Falle, daß ein Streit existiert, ist nach gemeinem Rechte beim Pfandrechte überhaupt, also auch beim Pfandrechte des Kommissionärs,

die Wahl des Zeitpunktes, wann er das Pfand zu seiner Befriedigung verkaufen will, dem Ermessen des Pfandgläubigers überlassen. Ebensowenig ist der Annahme beizustimmen, der Beklagte könne das Kommissionsgut nicht mehr zurückbehalten, nachdem der Betrag der Forderungen, wegen welcher er zurückbehält, zum gerichtlichen Depositum hinterlegt worden ist. Diese Entscheidung möchte richtig sein, wenn dem Beklagten bloß ein Retentionsrecht zustände, es steht ihm aber ein Pfandrecht zu, und es kann dem Pfandgläubiger nach den in Ermangelung handelsrechtlicher Vorschriften in Anwendung kommenden Grundsätzen des bürgerlichen Rechts, nicht zugemutet werden, sich gegen Bestellung einer andren Sicherheit seines Pfandrechtes zu begeben. Im Gebiete des gemeinen Rechtes ist der Pfandgläubiger zur Herausgabe des Pfandes verpflichtet, wenn er befriedigt wird, oder freiwillig statt des Pfandes andre Sicherheit annimmt. Dagegen kann er nicht wider seinen Willen von dem Verpfänder durch Stellung anderweiter Sicherheit zur Herausgabe des Pfandes genötigt werden. Dies gilt im vorliegenden Falle umsomehr, da die Hinterlegung des Geldes dem Beklagten B weniger Vorteil bot, als das gesetzliche Pfandrecht am Kommissionsgute des A, weil die Möglichkeit, ohne Klaganstellung sich bezahlt zu machen, im ersteren Falle nicht gegeben war, wohl aber gemäß art. 310 des Handelsgesetzbuchs im letzteren Falle.



Bücher-Verzierungen und Daniel Chodowiecky.

Von

D. A. Frantz.

(Fortsetzung anstatt Schluß.)

Schon unter Ludwig XIV. war Paris die eigentliche Heimat der Bücherverzierungen geworden. Man denke an den damaligen so fruchtbar blühenden aber freilich nicht immer wohl duftenden Zustand der französischen Litteratur; man denke an die Menge historischer, galanter, pastoraler, satirischer Romane, an die Menge von Poesieen aller Art, an die pikante, lüstern gefällige Diktion darin, an die vornehmen Namen ihrer Verfasser, an den Beifall, den sie am Hofe, bei dem reichen Adel, im Volke und selbst im Auslande fanden; so haben wir das Bild einer lebenden Litteratur vor Augen, wie wir es vergebens in andern Ländern suchen. Alle diese Bücher wurden mit zierlichen, gefälligen Kupferstichen versehen; ihre Titel wurden in geschmackvolle Cartouchen eingedruckt, ihre Beigaben waren nicht wie in Holland mythologische Allegorieen, sondern kleine dramatische oder populäre Volksscenen, immer nationale Figuren, an denen das Volk lebhaft Teil nahm. Dazu waren diese Figuren meist von den besten und beliebtesten Kupferstechern verfertigt, die sich damit dem Volke empfahlen und seine Lieblinge wurden. Oft kam es vor, daß diese allerliebsten Bilderchen das Werk eines miserabeln Verfassers in Aufnahme bringen sollten, was um der Bilder willen jedoch nicht immer geschah. So hatte ein gewisser Isaak Benserade die Metamorphosen des Ovid in lauter kleine Rondeaux umgedichtet und dies wunderliche Werk in der Königl. Hofdruckerei drucken lassen. Er machte sich aber doch lächerlich damit, obwohl er nicht verfehlt hatte, das Buch von dem berühmten Sebastian le Clerc, dem beliebten Nachahmer der kleinen Callotschen Figuren, und von andern renommierten Kupferstechern mit Bildern ausstatten zu lassen. Um dieser Kupfer willen ist aber das alberne Werk noch heute gesucht und wird teuer genug bezahlt.

Nun lebte auch zu der Zeit in Paris ein berühmter Kupferstecher, ein intimer Freund des berühmteren Hofmalers Charles le Brun, nämlich Gerhard Audran, der durch eine ihm eigene Verbindung des Grabstichels mit der Radiernadel große Wunderwerke der Kunst schuf, aber auch eine leichte und glückliche Methode gezeigt hatte, selbst kleine Bücherkupfer zu machen. Aus seiner Schule war Bernhard Piccard, der es verstand mit seltener Treue alte Sticharten nachzuahmen, aber um sein fruchtbares Talent für Bücherverzierungen wuchern zu lassen, nach Amsterdam ging, wo er nur für Buchhändler thätig war. Die Pariser Kupferstecher freilich ärgerten sich über diese Herabwürdigung ihrer Kunst, die holländischen Buchhändler machten mit diesen Piccardschen Bücherverzierungen die glänzendsten Geschäfte und erregten den Neid ihrer Pariser Kollegen, die nun um jeden Preis einen gleichen Beifall für ihre Bücherkupfer suchten und wirklich ausgezeichnete Talente dafür fanden, wie einen Gravelotte, Eisen, Marillier und Moreau le Jeune, die durch ihre Zeichnungen und Stiche zu Bücherverzierungen einen Enthusiasmus erregten, der in wahre Manie überging. Verfasser und Verleger wandten die ungeheuersten Summen an, um für ihre Werke Zeichnungen und Kupferstiche von diesen hochgepriesenen Künstlern zu erlangen. Es wird erzählt, daß z. B. de Laborde seine Chansons von Moreau illustrieren ließ und dafür 100000 Livres opferte. Die Compagnie der Generalpächter Ludwigs XV. wollte ihre Ausgabe der Contes de la Fontaine durch Zeichnungen von Eisen und Choffart unsterblich machen und zahlte dafür 250000 Livres. Der Dichter Dorat hatte keine Ruhe, bis seine Poesieen mit den Zeichnungen von Eisen belebt waren und opferte dafür die Hälfte seines nicht unbedeutenden Besitzes. Arnaud ließ es sich seinen letzten Thaler kosten, um seine 12 Bändchen Romane mit Zeichnungen von Eisen und Marillier geschmückt zu sehen. In den Jahren 1784—1789 wurde in der Druckerei der litterarischen Gesellschaft in Kehl eine Ausgabe von Voltaires Werken in 70 Oktav-Bänden veranstaltet mit einem Aufwande von mehr als 3 Millionen Francs, d. i. mit dem größten Aufwande, der je für solche litterarische Werke verwendet ist. Diese Ausgabe wurde dann mit mehr als 100 Kupferstichen nach Original-Zeichnungen von Moreau geschmückt. Ein in seltenem Prachtband eingebundenes Exemplar dieser kostbaren Ausgabe wurde von Beaumarchais für die Kaiserin von Rußland Katharine II. bestimmt, wurde ihr aber nicht übergeben. Es wurde zuletzt für 13500 Frcs. an einen Buchhändler verkauft, von dem es in die Bibliothek Napoleons III. kam, der es für nur 9000 Frcs. erstand.

Die Buchhändler gingen an dieser Vignettenwirtschaft zu grunde, die Schriftsteller aber spekulierten auf reichen Gewinn, den sie durch die Bilderchen in ihren Büchern haben würden und zahlten große Summen an eine Menge unnützer Kupferstecher, die weiter nichts zu thun hatten als allerlei Zeugs von Vignetten und Illustrationen in Kupfer zu stechen.

So wurde in Paris ein Bücherluxus erzeugt, der in Deutschland um so weniger unbemerkt blieb, da in diesem Lande Paris schon längst die Metropole des guten Geschmacks für Kunst und Wissenschaft, für Bildung und Sitte geworden war, und die Leipziger Buchhändler, obwohl sie sich in verständiger Weise hüteten, diesen Luxus nachzumachen, sahen sich der Aufgabe gegenübergestellt, den alten Zopf in der Bücherverzierung abzuthun und dem Publikum etwas besseres und neues zu bieten. Öser sollte ihnen dazu helfen, und er half ihnen, wenigstens den ersten Schritt zu thun. Er hatte zahlreiche Schüler für diesen kleinen Kunstzweig vorgebildet, die den barocken manirierten Geschmack der Zeit verließen, und dafür einfache naive Darstellungen des wirklichen Lebens zu wählen angeleitet waren, obgleich dabei allegorische Figuren nicht ausgeschlossen wurden. — Zwei von diesen Schülern mögen hier genannt werden. Der eine war der Naumburger Kupferstecher Stock, dessen Tochter Dorothea später als Malerin bekannt wurde. Goethe lernte ihn in der Familie des Buchhändler Brockhaus kennen und erlernte von dem freundlichen, liebenswürdigen Manne das Radieren. — Der andere war Christian Gottlob Geyser, Ösers Schwiegersohn und der bedeutendste von seinen Schülern. Er verstand es am besten, sich in den schematischen Zeichnungen seines Lehrers zurecht zu finden. Er hat über 2000 kleine Bücherkupfer geliefert, die man sehr häufig in der Unterhaltungslitteratur seiner Zeit findet, und hat ein entschiedenes Verdienst um den besseren Geschmack in solchen artistischen Kleinigkeiten, zumal er auch ein guter Zeichner und geistvoller Radierer war.

Allein die Schule Ösers würde doch nicht hingereicht haben, um einen völligen Umschwung in dieser Kunst zu bewirken ohne ein ansprechendes und lehrreiches Vorbild, und dies Vorbild ward

Chodowiecky.

Dieser Künstler ist in dem Entwickelungsgange der neueren deutschen Kunst, durch seine kleinen, in unübertrefflicher Naivetät höchst anziehend wirkenden Radierungen der erste, in welchem sich das Prinzip einer einfachen und völlig unbefangenen Natürlichkeit und hierin eine sehr glückliche Gegenwirkung gegen das manirierte konventionelle Wesen,

welches bis dahin vorherrschend war, ausspricht. (Kugler, Gesch. der Kunst, 1. Ausg. pg. 855.) Und das ist seine wahrlich nicht geringe Bedeutung in der deutschen Kunstgeschichte. Nebenbei bemerkt hat in der neuesten Zeit ein ähnliches Verdienst der durch ihn angeregte Ludwig Richter in seinen zahllosen gemütlichen Zeichnungen für den Holzschnitt.

Persönlich war Chodowiecky ein heiterer, freundlicher, wohlwollender, zu Humor geneigter Mann, wie ihn das von Arnold nach A. Graff gestochene Portrait mit der Brille in der Hand vorstellt, wo er, am Tische sitzend, aus dem Rahmen des Bildes herausschaut mit einem Ausdruck, als wollte er eben eine scherzhafte Bemerkung machen. Vor allem aber war er ein frommer, gottesfürchtiger Christ. Jeden Morgen hielt er mit seiner Familie eine geistliche Andacht, nie versäumte er den öffentlichen Gottesdienst. In der reformierten französischen Gemeinde, zu der er gehörte, war er einer der ersten Kirchenbeamten, später ward er auch Direktor der Akademie in Berlin; in allen diesen Ämtern zeichnete ihn die höchste Treue in Erfüllung seiner oft nicht leichten Pflichten aus. Gegen Bittende und Bedürftige hatte er ein offenes Herz und eine offene Hand. Wie er einem armen Schulmeister, der seine Bilder liebte und doch aus Armut nicht anschaffen konnte, auf seine Bitte sofort eine ansehnliche Menge seiner Bilder und Zeichnungen schenkte, so unterstützte er seine hilfsbedürftigen Verwandten freundlich und liebevoll mit Rat und That. Die Nachricht von seinem am 9. Februar 1801 erfolgten Tode schloß mit dem wohlverdienten Zeugnis: „Er ward im Auslande geschätzt, und wenn Deutschland gegen seine vorzüglichsten Männer nicht ungerecht ist, so wird sein Name stets ehrenvoll in den Annalen der Kunst genannt werden. Er zeichnete sich durch Rechtschaffenheit des Charakters, durch tadellose Sitten, durch unermüdeten Fleiß, durch heitere Gefälligkeit und ganz besonders durch Eifer und Edelmut im Wohlthun auf eine Art aus, wie nur selten ein Privatmann diese liebenswürdigste aller Tugenden übt. Der Eifer, womit er seinen Ämtern vorstand, verbunden mit einer unermüdeten Thätigkeit in Privatgeschäften und in Ausübung seiner Kunst, verkürzte sein Leben, da ihm seine physische Konstitution, durch den heitersten Sinn unterstützt, ein weit höheres Alter zu versprechen schien." (Meusel: Neue Miszellaneen, pg. 618 u. folg.) Man könnte hinzusetzen: Er war Gott und Menschen angenehm.

(Schluß folgt.)



Lesezirkel.

Im „Buch für Alle" offeriert eine Leipziger Buchhandlung eine Anleitung zur Errichtung von Lesezirkeln und deren Betrieb mit doppelter Buchführung &c. dem großen Lesepublikum und schafft damit dem Sortimenter eine weitere Konkurrenz, wenn dies Inserat Erfolg hat.

Im Interesse des Buchhandels, sowohl des Verlegers als des Sortimenters, müssen wir wünschen, daß der Erfolg dieser Offerte ausbleibt, denn beide können nur gewinnen, wenn das Publikum sein Lesebedürfnis durch Kauf und nicht durch Leihen befriedigt und dadurch höheren Umsatz herbeiführt. Leihbibliotheken, wie sie jetzt großenteils sind, Bücher- und Journal-Lesezirkel befriedigen in Deutschland den weitaus größten Teil des Lesebedürfnisses, ohne dem Verleger und Sortimenter, ganz abgesehen vom Autor, den ihnen gebührenden Geschäftsgewinn zu bieten, und sollten die Sortimenter dies vorzugsweise beachten und mit allem Eifer darnach streben, in dieser Richtung für sich bessere Existenzbedingungen zu schaffen, statt jetzt sich selber durch Einrichtung solcher Leihinstitute und fast unsinnige Preisstellung Konkurrenz zu machen. Unsinnig sind die Preise insofern, als dieselben durchweg viel zu niedrig bemessen sind und daher kaum die Anschaffungskosten decken, viel weniger noch die mit solchen Instituten verbundene Mühe, Arbeit, Verluste u. s. w. honorieren.

Man kann nur die Kurzsichtigkeit derjenigen Sortimenter bedauern, welche ein vorhandenes Lesebedürfnis in einer für sie und für den ganzen Buchhandel so wenig lohnenden Weise befriedigen und dadurch den Verkauf von Büchern auf ein Minimum reduzieren, obgleich sie es in der Hand haben, und es doch zumeist in ihrem eigenen Interesse liegt, gerade dem Kaufe von Litteraturwerken Vorschub zu leisten und die leselustige Kundschaft daran zu gewöhnen, sich eigene Hausbibliotheken anzuschaffen.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß Leihanstalten nicht unter gewissen Voraussetzungen voll berechtigt sind und sehr segens-

reich wirken können, sowohl für die Inhaber als auch für die Benutzer; aber das Übermaß ist für beide entschieden schädlich.

Eine Leihanstalt soll nach unserer Meinung, sei es nun eine öffentliche, von Staat, Gemeinde oder Vereinen errichtete Bibliothek oder ein Privatinstitut, vor allen Dingen nur solche Werke aufstellen, deren Anschaffung den Mitteln ihres Publikums nicht möglich ist, sei es des hohen Preises wegen oder sei es, daß der einzelne Leser das betreffende Werk nur für einen bestimmten Zweck eine sehr kurze Zeit gebraucht. Das Publikum der einzelnen Anstalt ist natürlich verschieden und dem entsprechend wird auch jede derselben andere Bücher anschaffen; das Privatinstitut, welches aus dem Verleihen ein Geschäft macht, auch wieder andere als die für das gleiche Publikum berechnete Vereinsbibliothek; ein Arbeiterbildungsverein andere Werke als die Volksbibliothek, obgleich beide für das gleiche Publikum berechnet sind; aber als leitender Gesichtspunkt muß stets vorangestellt werden, daß die öffentliche Bibliothek nicht die Hausbibliothek entbehrlich machen, sondern nur deren unausfüllbare Lücken ergänzen soll, und wird es in vielen Fällen dem Sortimenter leicht sein, diesen Standpunkt bei den ihnen meist befreundeten Vorständen derartiger Bibliotheken zur Anerkennung zu bringen und ebenso das Lesepublikum daran zu gewöhnen, daß es die Hausbibliothek als Hauptsache, die öffentliche aber nur als Lückenbüßer betrachte.

Es würde uns nun hier zu weit führen, den Lesern dieser Blätter unsere Wünsche in Bezug auf die Bibliotheken und deren Anschaffungen ausführlicher zu entwickeln, es wird jedem leicht sein, wenn er obigen Grundsatz festhält, bei der Empfehlung für die Anschaffungen der Bibliotheken sein Interesse dem entsprechend wahrzunehmen, so lange er nicht eben selber Inhaber des Leihinstituts ist; in diesem Falle kollidieren allerdings seine Interessen als Inhaber des Leihinstituts mit seinen Interessen als Sortimenter, der durch den Verkauf von Büchern einen möglichst hohen Umsatz und hohen Gewinn erzielen will; nach unserer Meinung ist das letztere das wichtigste und sollte dies Interesse stets ausschlaggebend sein.

Während wir hiernach den Bibliotheken eine Berechtigung zuerkennen müssen, liegt die Sache bei den Lesezirkeln ganz anders; dieselben sind dem Buchhandel direkt schädlich, weil sie die Leser vom Kaufen des Lesestoffes abhalten und nicht allein das Lesebedürfnis befriedigen, sondern in den meisten Fällen nur der Lesewut Vorschub leisten. Diejenigen Bücherleihanstalten, welche sich wohl Lesezirkel nennen, aber de facto Leihbibliotheken sind, kommen hierbei natürlich

nicht in Betracht, wir haben es hier mit den wirklichen Zirkeln zu thun, seien es nun Bücher oder Zeitschriften, welche, einmal angeschafft, von A—Z die Runde machen, entweder von einer Gesellschaft oder von einem Unternehmer eingerichtet und geleitet werden.

Wo solche Bücherzirkel von Gesellschaften eingerichtet werden, da liegt ganz entschieden ein Lesebedürfnis vor, und wäre es Aufgabe des Sortimenters, dies Bedürfnis auf die richtige Weise zu befriedigen, d. h. die Teilnehmer zum Ankauf von Büchern zu veranlassen; der Ankauf würde in vielen Fällen den Teilnehmern nur wenig größere pekuniäre Opfer auferlegen als die Lesegebühr beträgt und jeder könnte sich die Werke, welche ihm zusagen, als dauernden Besitz erwerben und öfter wieder genießen, was für ihn jedenfalls von weit größerem Genuß wäre als das einmalige Durchfliegen einer weit größeren Zahl von Büchern. Bei der großen Zahl von billigen Ausgaben wirklich guter Werke, sowohl belletristischer als populär wissenschaftlicher Litteratur, welche hierbei ausschließlich in Betracht kommt, deren Verleger aber Käufer, nicht allein Leser, gebrauchen, ist der Leselustige in der Lage, sich mit geringen Kosten eine eigne Bibliothek anzuschaffen, und ist es eben Aufgabe des Sortimenters, stets auf den Kauf hinzuwirken, wo er nur ein Lesebedürfnis findet; ist erst der Anfang gemacht, so ist dies Bedürfnis leicht zu pflegen.

Weit schädlicher für den Sortimenter sind die Journallesezirkel, obgleich in Deutschland fast die Hälfte der Sortimenter in kleinen Städten dergleichen selber eingerichtet haben, und um sich gegenseitig recht gründlich das Geschäft zu verderben, die Lesegebühr so niedrig bemessen, daß sie nicht allein nichts verdienen, sondern ihre Arbeit ꝛc. dabei rein zusetzen. Jeder Inhaber eines solchen Zirkels wird bestätigen, daß derselbe eine enorme Arbeit verursacht, welche natürlich dem eigentlichen Berufe, dem Vertrieb von Büchern entzogen wird; die Preise sind durchweg so niedrig, daß dieselben kaum den Ladenpreis der Journale, Umschlag und Heften derselben decken und der oft angeführte Grund zur Errichtung, man wolle dadurch Kundschaft heranziehen, so wenig stichhaltig, denn die Leser des Zirkels werden dadurch vom Kaufen eher abgehalten als dazu genötigt, daß man sich wirklich fragen muß, warum der Sortimenter sich mit einem derartigen unrentablen Geschäfte noch abquält. Es scheint dies eben zu den berechtigten Eigentümlichkeiten des deutschen Sortiments zu gehören, während es in Österreich beispielsweise fast gar nicht vorkommt, und doch wird jeder Verleger bestätigen, daß die österreichischen Sortimente durchweg weit besseren Absatz sowohl von Büchern als von Zeit-

schriften erzielen. Dafür scheint uns eben ein Hauptgrund zu sein, daß dort der Sortimenter das vorhandene Lesebedürfnis auf dem naturgemäßen Wege des Verkaufs zu befriedigen sich bemüht, während sein deutscher Kollege das ihm weit stärker entgegentretende Bedürfnis durch Ausleihen von Büchern resp. Journalen zu befriedigen trachtet. Wenn nun noch wenigstens bei dem Ausleihen etwas erübrigt würde, so wäre dies immerhin wenigstens ein Grund, dies Geschäft fortzusetzen, aber thatsächlich ist dies nicht der Fall, höchstens in Ausnahmefällen. Der Sortimenter sollte daher stets darauf bedacht sein, seine Lesekunden zu Kaufkunden zu gewinnen; er würde dabei doppelten Vorteil haben, weniger Arbeit und mehr Verdienst, seine Kunden würden schließlich auch mehr Freude am Besitz von Büchern finden und gerne die auch für sie unangenehmen Zugaben beim Leihen vermeiden, sobald sie nur erst finden, daß die Opfer für eine eigne Bibliothek wenig größer sind als ihre jetzigen Ausgaben für das Lesen allein.

Wir würden uns freuen, wenn recht viele Sortimenter durch unsere Ausführungen veranlaßt würden, mehr den Verkauf zu betreiben und das Ausleihen einzuschränken; die Vorteile würden sich bald einstellen; nur auf einmal geht eine derartige Änderung nicht.

St. D. Sch.



Besprechungen.

Engel, Karl, Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. Der Bibliotheca Faustiana (vom Jahre 1874) zweite Auflage. Oldenburg, 1885. Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei A. Schwartz. 8° (XII, 764.) 18 Mark. — Daß es ein Bedürfnis war, eine Bibliographie der Faustlitteratur zusammen zu stellen, geht schon daraus hervor, daß Franz Peter im Jahre 1849, bei Gelegenheit des Goethefestes, eine Arbeit dieser Art unternahm, die bereits im Jahre 1852 eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erlebte und zu welcher 1857 neue Zusätze erschienen.

Peter sagt unter anderem in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Der gründliche Kenner der Faustlitteratur wird vielleicht immer noch auf kleine Lücken und Unvollständigkeiten stoßen, namentlich wird von den in Journalen und Taschenbüchern zerstreut stehenden Artikeln, sowie von Übersetzungen des Goetheschen Faust in fremde Sprachen manches meiner Aufmerksamkeit entgangen sein; wer aber weiß, wie schwierig es ist, sich die bezüglichen Notizen zu verschaffen, und wer selbst im bibliographischen Fache thätig war, wird mit einem harten Urteil über meine Arbeit gewiß zurückhaltend sein." Er erkannte also die Lückenhaftigkeit seiner Arbeit selbst an, denn er konnte, trotz der Mühe, die er sich gab, nur 622 Nummern, mit seinen Zusätzen, zusammenbringen, während vorliegende Arbeit von Engel die stattliche Zahl von 2749 Nummern aufzuweisen hat.

Aber auch die erste Auflage von Engels Arbeit (Bibliotheca Faustiana), welche in demselben Verlage 1874 erschien, konnte nur die Zahl 745 verzeichnen. Wenn nun auch angenommen werden muß, daß Engel viele Artikel und Bücher aufgenommen, die Peter seiner Zeit teils entgangen, teils nicht für ihn erreichbar waren, so darf aber doch auch nicht vergessen werden, wie sich die Litteratur auf dem Gebiete der Faustsage seit jener Zeit gemehrt hat. Allerdings trägt an der numerischen Vermehrung der Engelschen gegen die Petersche Arbeit die Schuld, daß eben Engel die einzelnen Arbeiten in den Journalen, Taschenbüchern, Zeitschriften, sowie die Übersetzungen in fremde Sprachen sehr berücksichtigt hat, während Peter selbst diese Auslassungen beklagt hat, daß sie ihm bei seiner Arbeit fehlten.

Wir können die vorliegende Arbeit als durchaus gut und brauchbar empfehlen, wie sie denn auch dem Forscher auf dem Gebiete der Faustsage jeder Zeit gute Dienste leisten wird und sowohl jenem, als auch jedem Bibliographen und keiner Bibliothek entbehrlich ist. Was das Hirzelsche Goethe-Bibliothek-Verzeichnis für die gesamte Goethe-Litteratur ist, das ist die Engelsche Zusammenstellung speciell für die Faustlitteratur, denn beiden kann der Litterarhistoriker sich nicht mehr entschlagen. Es kann wohl jetzt gesagt werden, daß nur weniges fehlen wird, während in den früheren Arbeiten umgekehrt mit Recht gesagt werden mußte, daß

eben gar vieles fehlte. Wir haben daher diese Arbeit mit vieler Freude begrüßt, denn durch sie ist einem Mangel auf lange Zeit vorgebeugt. Daß sie durchaus keine Lücken habe, können und wollen wir nicht aussprechen, denn welches bibliographische Werk wäre vollständig? aber daß nur sehr weniges fehlt, kann dagegen doch wohl behauptet werden. Es ist eine schöne Arbeit, die sich bald neue Freunde erwerben wird, umsomehr, als sie überhaupt kein Forscher in Zukunft entbehren kann.

Auch wir können dem Verfasser nur vollkommen zustimmen, wenn er in seiner Vorrede schreibt: „Ein Vergleich dieses Buches mit früheren Zusammenstellungen von Faustschriften wird unschwer erkennen lassen, daß eine bedeutend größere Reichhaltigkeit erzielt ist; daß überall gewissenhaft gestrebt wurde, nur Richtiges, Begründetes darzubieten; daß rastlos keine Mühe gescheut wurde, Vollständigkeit zu erreichen; daß auch die äußere Einrichtung, der Gebrauch und das Aufsuchen erleichtert ist. Somit kann angenommen werden, daß dieses Buch dem Forscher und Kenner auf dem Gebiete der Faustsage ein zuverlässiger Berater, ein vorsichtiger Führer, ein sicherer Wegweiser sein wird. Aber auch für viele Bücherfreunde ist es nicht ohne Wert. Diese, sowie diejenigen, welche dieser Richtung des Wissens bisher fern standen, wird es auf eine Beschäftigung hinleiten, durch welche hohe Genüsse erwachsen werden." Und somit sei das Buch nochmals empfohlen, denn auch die Ausstattung selbst ist dem Inhalt des Buches durchaus angemessen und wird den Wert nur noch erhöhen.

Warum der Verfasser nicht seinem Buche den Titel der ersten Auflage: „Bibliotheca Faustiana" gegeben und dafür den etwas schwerfälligen, ist uns nicht recht klar, denn es ist doch jedenfalls eine B i b l i o g r a p h i e der Faustsage und wird wohl als eine solche von der Wissenschaft betrachtet sein wollen?

Dr. **Ernst Kelchner.**



Der Buchhandel und die Zeitgeschichte.

Von

Moriz Band.

Zu den getreuesten Trabanten des Zeitgeistes, zu den regsamsten und aufmerksamsten Beobachtern aller seiner Regungen gehört nächst dem Schoßkinde des neunzehnten Jahrhunderts — der Tagespresse — der moderne Buchhandel. Aus dem Jahrhunderte alten Entwicklungsgange unseres Standes hat sich in Verfolg der stets wechselnden Zeitströmungen eine ganz eigene Spezies seines Wirkungskreises herangebildet, die von dem alten ehrsamen Buchhandel nur die Grundprinzipien, von der Journalistik die mechanische und technische Fertigkeit und von dem Zeitgeist ihre Inspirationen und geistigen Grundlagen hat. Diese drei Vorzüge vereinigen sich in dem Buchhandel, der die Anforderungen der Zeit vertritt und befriedigt und der heute in moralischer und materieller Hinsicht eine superiore Stellung innerhalb der Genossenschaft und der Allgemeinheit gegenüber einnimmt. Während früher der Buchhandel einzig die passive Rolle des Vermittlers zwischen Autor und Publikum spielte, der mit mehr oder minder großen Erfolgen seiner Aufgabe, der Nation ihre Litteratur zu schaffen, durchführte, hat der Geschäftsgeist unserer Tage dem Buchhändler, der mit modernem Geiste seine Thätigkeit leitet, eine andere und bedeutungsvollere Stellung angewiesen.

Die Bücherproduktion von heute ist mit der von früher nicht leicht mehr in Vergleich zu bringen; was früher Arbeit eines Jahres, eines Dezenniums, ja eines ganzen Menschenalters war, wird jetzt in einem Jahre, in Monaten, Wochen, ja selbst in Tagen und Stunden zu Wege gebracht. Einst war der Autor der tiefsinnige Gelehrte, der Jahre lang mit Studien über seine Wissenschaft zubrachte, der oft den Weisheitsstoff seines ganzen Lebens in einem einzigen Werke niederlegte, das er mühsam seinem Geiste, seiner Feder entrungen. Das Manuskript, dessen Fertigstellung Jahre gedauert, wurde säuberlich gebunden und auf die Suche nach einem Verleger geschickt, eine Irrfahrt,

die auch nicht immer in kurzer Zeit in die Hände des Allerbarmers führte. Monate vergingen, bis der „Trukker" dem „hochgelahrten Herrn Autori" die ersten Korrekturen vorlegen konnte und abermals kam die Sonnenwende, oder Ostern oder Weihnachten herbei, bis sich das erste gedruckte Exemplar der ächzenden Holzpresse entwand..... Anders heute! Der Autor schreibt flott und froh sein Werk — die Natur desselben lassen wir hier aus dem Spiele —, ein schneidiger Brief macht dem passenden Verleger den Mund nach dem Werke wässerig, Rede und Widerrede, Brief und Kontrakt; der Verleger übernimmt das Manuskript, der Autor das Honorar und in wenigen Wochen liegt das schmucke Buch im Schaufenster auch der entferntesten deutschen Buchhandlung.....

Das ist der äußere Unterschied in der Entwicklung des Buchhandels, mit welchem ein geistiger Faktor, der den Gegenstand meiner heutigen Besprechung bildet, Hand in Hand geht. Der Zeitgeist hat mit altem Vorurteile gebrochen, die Schranken verworfen, die der freien geistigen Entwicklung hinderlich im Wege standen und damit auch dem modernen Geiste Wege gebahnt; der Buchhändler von heute ist nicht mehr der Handlanger der Litteratur, er ist ihr Pfleger und Lenker, der in der Auswahl und Vereinigung der vorhandenen geistigen und technischen Kräfte seinen Geist und seine Unternehmungslust zum Ausdruck bringt. Er ist nicht der große Troß, welcher der geistigen Führung nachfolgt, sondern der kühne Bahnbrecher, welcher an der Spitze der Aufklärung einherschreitet.

Wir kommen nun auf unser eigentliches Thema zu sprechen, welches wir an der Hand wirklich vorhandener Beispiele in allen seinen Beziehungen zu erläutern suchen werden, einerseits, um einem vielfach angefeindeten Teile unserer Berufsgenossen, die der Zeit folgend die breitgetretenen Wege verlassen und sich zeitgemäßeren Anschauungen zugewendet haben, das Wort zu reden, andererseits die unzweifelhafte Begründung zu beweisen, daß der Buchhandel nur den modernen Prinzipien folgen müsse, um seiner Zeit wirklich mit Erfolg dienen zu können und daß er seine ideale Stellung dem Dienste einer höheren Idee, der Kultur und allgemeinen Bildung, unterordnen müsse. Die Litteratur werde für die Ewigkeit geschaffen, ist ein Begriff, der heute neun Zehntel seines Wertes aufgegeben hat; die Litteratur dient heute der Zeit, dem Jahre, ja wir haben sie schon in machtvoller Größe dem Bedürfnisse eines Tages, einer Stunde dienen gesehen.... Doch nun zu realen Thatsachen!

Das Publikum folgt heutzutage allen geistigen Strömungen, die aus seiner Mitte heraus sich entwickeln, mit einem gewissen Interesse, dessen Befriedigung in dem öffentlichen Leben durch Versammlungen, Vereine, die Tagespresse und den Buchhandel zum Ausdruck kommt. So war es in der Zeit vor dem glorreichen Kriege von 1870/71, daß die technischen Wissenschaften in allen Kreisen Interesse, Aufmerksamkeit und Pflege fanden; ein Umschwung entstand durch die Propagirung der Naturwissenschaften, welchen zu Beginn des laufenden Dezenniums das große elektrische Fieber folgte, das in den Ausstellungen zu Paris, München und Wien ganz Europa für sich gewann. Diesem folgte in Deutschland der mächtige Zauberklang der Kolonialpolitik und mit einem Schlage wurde Afrika der Favorit des deutschen Volkes, das mit der ganzen Innigkeit seiner Seele sich auf diese neue Errungenschaft deutschen Geistes und deutscher Kraft verlegte. Heute sind Angra Pequena und Kamerun jedem Deutschen so geläufig wie Berlin und Leipzig und alles wird unter dem Zeichen Afrikas genommen und gegeben. Solche Strömungen, so plötzlich sie auch entstehen und vergehen, sind immer tiefgehend und erzeugen eine gewisse empfängliche Stimmung, die jeder belehrenden und erläuternden Regung dankbar entgegen kommt. Und in der That bietet jede solche Etape im Geistesleben einer Nation dem Buchhandel, als präsumtiven geistigen Führer derselben Gelegenheit seines Amtes zu walten und Licht und Lehre in die Massen zu verbreiten. In welchem Maße der Buchhandel dieser Anforderung gerecht wird, weisen die Leistungen der letzten Zeit auf, die z. B. auf dem Gebiete der Afrika-Litteratur das denkbar möglichste in bezug auf Masse, Form und Bedeutung produzierte. Der wertvollen Forschung war ebenso wie unsinniger Konkurrenz und lächerlichem Unverstand Thür und Thor geöffnet, doch blieb dem ruhig Urteilenden immerhin Gelegenheit, die Spreu vom Weizen zu sondern und das Bleibende aus der übergroßen Menge sich herauszusondern.

Derlei Zeitströmungen kommen und schwinden in wechselvoller Aufeinanderfolge, eine jede bringt Leben und Bewegung in die große Masse, bringt Ehren und klingende Erfolge. Das Werden derselben ist von dem eigenartigen Reize des Übermächtigen, von der gewissen unsichtbaren Allgewalt erhaben gemacht und verschönt und findet in empfänglichen Seelen ein tiefes, inniges Echo. Der geringste äußere Anlaß genügt oft, eine Epoche zu begründen — wir erinnern nur an Bismarcks machtvolles Schlagwort „Das Recht auf Arbeit", das eine wahre geistige Sturmflut heraufbeschwor. Wie ein klatschender Schlag ins Wasser fuhr dies Wort in die Welt, griff immer weitere Kreise

in den hoch wogenden Wellen der Tageslitteratur, die lange Zeit unter dem zwingenden Banne dieses machtvollen Wortes blieb; eine Unmasse von Flugschriften aus berufener und unberufener Feder spannen die gewonnenen Anregungen aus, bis als letzte und in ihrer Art bedeutungsvollste Wirkung ein Organ auftauchte, das Bismarcks Ausspruch „Das Recht auf Arbeit" zu seinem Titel und Programm machte. So beherrscht der Geist eines Mannes, den man allerdings ohne Überhebung den Brennpunkt Europas nennen kann, eine Zeit und ihr ganzes Wesen, so lenkt ein mächtiger Fährmann das schwanke Schifflein in das Meer der Ewigkeit. Doch nicht nur in so erhabenen Vorwürfen findet der Buchhandel seine Beziehungen zur Zeitgeschichte; von dem völkerbewegenden Ideale gibt es noch viele, unendlich viele Abstufungen, bis zu der — ich möchte sagen „Augenblicks-Litteratur", die jeder höheren Bedeutung bar, nichtsdestoweniger dem Fachmanne doch so manchen intimen Reiz bietet.

Da sind in erster Linie die Gelegenheitsschriften, deren Natur und Art so vielseitig sind, wie das menschliche Leben selbst, dessen Bedürfnissen sie dienen. Jeder Krieg findet seinen Historiker, der am weichen Divan behaglich sein Pfeifchen schmauchend, die blutigsten Schlachten schlägt und den Feind schonungslos niedermetzelt; jedes Jubiläum — und deren sind in unserer ewig jubilierenden Zeit nicht wenige — findet seinen Poeten, der in Poesie oder Prosa den Tag feiert, der den großen N. N. unserer Welt gegeben u. s. w. Noch weiter geht die Prosa des Lebens! Findet in irgend einer entlegenen Hauptstadt, die notwendig einer Hebung des Verkehrs bedarf, eine Ausstellung statt, so ist der Buchhändler der erste, der sich ihr ganz in die Arme wirft und rechtzeitig zum Tage der Eröffnung einen schmucken „Führer" in die Welt sendet, der „nach authentischen Quellen verfaßt" dem Fremden jede Sorge um sein Wohlbefinden abnimmt. Ebenso findet ein neuer Kurort, eine Sommerfrische stets ihren litterarischen Herold, der ihr Loblied munter in die Welt singt und den Ort manchmal in wenig Monden „in die Mode bringt". Das Jahres- und Saisonbedürfnis ist übrigens nicht die letzte Stufe, diese bleibt den Werken aufbewahrt, deren Existenz und Schaffung von der Minute abhängt, deren Wert und Bedeutung nur wenige Tage überdauert, deren Erfolge jedoch in beispiellosem Maße und unglaublich kurzer Zeit sich ergeben. Werke dieser Art, deren technische Herstellung zu originell ist, als daß ich mir dieselbe zu erwähnen hier versagen sollte, sind z. B. die Broschüren, die hervorragende Gerichtsverhandlungen bringen und deren Erscheinen dem Ausspruche des Urteiles so auf dem Fuße folgt, wie der Donner dem Blitze.

Die interessante Genesis eines solchen Werkchens erfolgte unter Mitwirkung des Verfassers vor zwei Jahren in dem durch seine bewundernswerte Rührigkeit in weitesten Kreisen bekannten Hause A. Hartleben in Wien, als im August 1883 der berühmte Prozeß über die Tisza-Eszlarer Mordaffaire verhandelt wurde. Gegen drei Wochen hatten die Verhandlungen schon gedauert, der Tag des Urteiles, der 3. August war da. Die Broschüre, ein Heft von Hartlebens „Chronik der Zeit" lag bis auf den Schlußbogen fertig gedruckt und gefalzt bereit, während 15 Kolumnen druckfertig in der Maschine standen und nur noch der Schlußseite harrten, um das Werk zu vollenden.

Um 9 Uhr früh sollte zu Nyiregyhaza in Ungarn, wo der Prozeß verhandelt wurde, die Verkündigung des Urteils beginnen, weshalb ich mich schon um diese Zeit in das Redaktions-Bureau der „Wiener Allgemeinen Zeitung" begab, welches Blatt sich zum Behufe der schleunigsten Berichterstattung einen Spezialdraht Wien-Nyiregyhaza gemietet hatte. Erwartungsvoll umstanden die Redaktions-Mitglieder den Apparat im Telegraphen-Bureau des Blattes und harrten der Nachrichten, die da kommen sollten. Lautlose Stille herrschte, da keiner den Augenblick stören wollte, der den ersten Laut der Maschine bringen sollte. Da endlich — es war um ½10 Uhr herum — ertönt ein Rasseln in dem Räderwerk des Apparates und der helle Ton einer elektrischen Klingel zeigte an, daß der Telegraphist an der Endstation seine Thätigkeit beginne. Langsam entwindet sich das weiße Papierband der Maschine, die telegraphischen Morse-Zeichen schreiben sich in langen Intervallen auf den Streifen, da liest der Telegraphist die sehnsüchtig erwarteten Worte „Alle Angeklagten sind freigesprochen". Ich notierte den Wortlaut des Urteilsspruches, stürmte in den vor der Thüre auf mich wartenden Wagen und fuhr in rasender Eile in das Druckerei-Lokal, wo zwei Setzer mit dem Winkelhaken in der Hand schon bereit standen. In wenigen Minuten war das Manuskript — zirka 20 Zeilen — gesetzt, abgezogen und korrigiert und nun gings im Sturme an die Maschine. Die Kolumne wurde eingehoben, eine Weile klopfte der Maschinenmeister mit der Zurichtung herum und bald darauf — eine Stunde nach Einlangen des Telegrammes in Wien — konnte ich meinem Chef triumphierend das erste reingedruckte Exemplar der Broschüre in die Hände legen. Daß von dieser Stunde an einige Schnellpressen Wochen lang Tag und Nacht arbeiteten, um den riesigen Bedarf an Exemplaren dieses Werkchens zu befriedigen, will ich nur nebenbei erwähnen, um zu zeigen, daß eine gute Idee auch manchmal rasch und sicher goldene Früchte trägt.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die ein ganz interessantes Streif-

licht auf die buchhändlerische Mache derartiger Gelegenheitsbroschüren wirft, kehre ich zu meinem Thema zurück, das außer dem bisher angedeuteten noch eine unendlich große Reihe von Faktoren besitzt, welche sich nach den gegebenen Anregungen wohl von selbst aufdrängen. Selbstverständlich wird in der Spreu der alltäglich geschaffenen Werke auch manches Weizen- ja selbst fruchtbares Goldkörnlein gefunden, das dann aus der flachen Menge meteorenhaft emporragt und als ein Denkzeichen seiner Zeit der Ewigkeit erhalten bleibt. Wir erinnern nur an das Bismarck-Jubiläum 1885 mit seinem Schwalle von biographischen und Festschriften, deren einige als historisch und politisch bedeutsame Arbeiten würdiger Gelehrter dem 1. April 1815 und 1885 ein Denkmal setzten, das erhabener und dauernder als Erz. Die afrikanische Hochflut hat uns tausende von Karten und Broschüren gebracht und auch hier zeigen sich als Bleibendes aus dem Strome der Zeit klassische Werke wie des genialen Stanley „Der Kongo“, das einen förmlichen Sturm der Begeisterung in Deutschland zu erregen berufen ist und des federgewandten und liebenswürdigen A. von Schweiger-Lerchenfeld prächtig illustriertes „Afrika“, das in seiner ganzen Anlage dem Bedürfnisse in vollkommenster und glänzendster Weise entsprach und deshalb sich auch eines ganz enormen Erfolges zu erfreuen hatte. Die Bedeutung und der Wert von solchen wenigen Publikationen entschädigen für hundert andere, die Unverstand und bloßer Brodneid in die Welt gesetzt, und darum mag dem Ganzen als Idee in jeder Hinsicht seine Berechtigung zugesprochen werden.

Mit alle dem ist die Aufgabe des Buchhandels aber noch nicht erschöpft, er hat noch eine Kehrseite seiner Wirksamkeit in agitatorischer Hinsicht und hier hat er ein ungemein weites Feld für seine Ideen und Thaten. Jede öffentliche Thätigkeit bedarf einer geistigen Anregung und Unterstützung und diese bietet in allen Fällen der Buchhandel mit seinen getreuen Vasallen. Heute, wo das Weltgetriebe seine Nerven über alle Fernen gespannt hat, wo der Kampf ums Dasein das Individuum von dem anderen trennt, bedarf eine Macht, die über eine Masse gebieten will, eines geistigen Bandes, das ihm den Sinn der Einzelnen in gleiche Bahnen lenkt. Damit wird die Litteratur Mittel zur Erreichung anderer Zwecke, die teils bedeutungsvoll, teils ethisch wertlos sind, jedoch immer auf dieselbe Einfluß üben und derselben einen agitatorischen Charakter verleihen. Diese Art von Litteratur dient den allerverschiedensten Zwecken und sehen wir Buch an Buch gereiht, deren eines dem nationalen deutschen Gedanken, deren anderes den — Schafwollenstoffen Professor Jägers das Wort redet. Politische

Parteien, die sich im Parlament und in Versammlungen mit Worten befehden, geben sich mehr noch mit Streit- und Hetzschriften zu schaffen; den einflußreichen litterarischen Freund eines großen Malers oder Musikers sehen wir mit Pauken und Trompeten dessen Schule als Ausbund der Meisterschaft in die Welt trommeln, und — das ist das Wunderbare an der Sache — alles dies heißt litterarische Produktion, Gelehrtenarbeit, Ergebnis langer Forschungen, die man sehr stark ihrer echten oder erheuchelten Gelehrsamkeit entkleiden müßte, um ihre eigentliche Bestimmung als Agitationsobjekt zu erkennen.

Ist der Endzweck derselben geschäftliche Rücksicht, so kann man es Reklame nennen, steht es im Dienste einer Idee oder Partei, so ist es nur Agitation, bewegt es sich jedoch in einem begrenzten wissenschaftlichen, sozialen oder religiösen Rahmen, so wird es zur Tendenz, der geistigen Potenzierung von Reklame und Agitation. Diese drei Hebel bewegen das Um und Auf des Menschenlebens und alle drei haben in dem Buchhandel und der Litteratur die engsten und getreuesten Alliierten. Wie diese in Böses und Gemeines ausarten können, so sehen wir auch nur zu oft litterarische Verirrungen, wie denn im allgemeinen unter dem Schutzmantel der Tendenz und Agitationen allen häßlichen Eigenschaften des Menschenherzens Thür und Thor geöffnet sind. Doch neben diesen Schattenbildern schimmern uns auch anmutsvoll die Lichtblitze eines erhabenen und reinen Ideals entgegen, das der Buchhandel in der Förderung edler Zwecke und würdiger Tendenzen unentwegt anstrebt. — —

Aus meinen Ausführungen, die zum größten Teile nur Anregungen zum Ausdruck bringen, die wohl jedem meiner Kollegen in Stunden gedankenvoller Muße sich aufdrängten, geht wohl zur Genüge die hohe Bedeutung hervor, welche die Zeitgeschichte im Buchhandel und der Buchhandel in der Zeitgeschichte einnimmt. Ich, und mit mir wohl jeder moderne Geist, maße ihm den gleichen Wert an wie den Ergebnissen der exakten Wissenschaft und der didaktischen Litteratur. Was diese der Menschheit als die Grundlage alles Wissens ist, bildet jene als Fortsetzung in der Erweiterung und Vertiefung wissenschaftlicher Kenntnisse und beide sind die Grundpfeiler der höheren allgemeinen Bildung, welche in der Litteratur des Tages ihren sichtbaren Ausdruck findet. Unsere Gesellschaft fordert heutzutage Bücher und diese müssen für sie geschaffen werden, wenn auch daneben noch der produktive Autor Werke schafft und für das Vollendete erst den passenden Leserkreis sucht. Der Buchhändler steht in diesem Streben als der entscheidende Faktor zwischen dem Schöpfer und den Käufern des Werkes und wenn er der vielen

Tausende Sinn glücklich in der Arbeit des einen schöpferischen Geistes gefunden hat, blickt er wohl stolz auf den schönen Sieg, den sein schaffender Geist errungen. Und nicht nur die Befriedigung des Ehrgeizes und Ehren bilden die Erfolge des zeitgemäßen Buchhandels, deren Schwergewicht liegt in dem materiellen Ergebnisse, das in glücklichen Fällen ihren Urheber hundertfach entlohnt. Der Verleger sieht stolz auf die Meß-Eingänge nach einem glücklichen Jahre, der Sortimenter freut sich über den mühelosen, reichen und so nutzbringenden Absatz — kurz, wenn die Sache geht, lohnt sie es Jedermann.

In richtiger Erkenntnis dieser Thatsachen sehen wir denn auch von Tag zu Tag, daß der Geist des neunzehnten Jahrhunderts tief in den Organismus des Buchhandels eingreift, unternehmende Geister zu kühnen Thaten anspornt und die lässigen Elemente zum Mitthun zwingt oder sie zurückstößt. Allmählich dämmert uns das Morgenrot jenes Tages, da uns das hehre Licht einer freien unbeengten Weltanschauung hernieder leuchten wird und wir in geistiger Verbrüderung einher schreiten werden an der Spitze der Kultur unserer Nation — die Meister und Lenker deutscher Kraft und deutschen Geistes!



Bücher-Verzierungen und Daniel Chodowiecky.

Von

D. A. Frantz.

(Schluß.)

Chodowiecky lebte in der Zeit, wo mit dem Wiederaufblühen der deutschen Litteratur auch die Liebhaberei für Verzierung ihrer Werke mit Bildern neu erwachte, wie in Frankreich, und Chodowiecky wurde für Deutschland, was die Gravelotte, Marillier, Moreau für Frankreich waren. Sein Talent war die Darstellung der Handlungen und Leidenschaften der Menschen seiner Zeit in kleinen, oft sehr kleinen Figuren. In diesen kleinen Figuren wußte er den mannigfaltigsten Szenerieen des modernen Lebens bis herab zum Kopfputz der Berliner Moden eine Kunstweihe zu geben, die jedem verständlich war. Ja, das machte ihn so populär, daß er das für Tausende an sich unverständliche und ungenießbare in ihren eigenen Physiognomieen, in ihrem Frack und Geschmack darzustellen wußte und aus dem Idealen schöpfte, ohne den Leuten seiner Zeit zu zeigen, woher er es habe, ja sie in die Täuschung versetzte, daß sie meinten, er habe es aus ihren Kramläden und von ihren Märkten. Die Kunstweihe, die ein Künstler seinen Darstellungen giebt, ist so sehr sein eigenes Geheimnis, daß kein anderer daraus schöpfen kann, auch keiner definieren kann, was es sei. Es ist das innere Lebendige, es ist die Seele in den Darstellungen eines Künstlers, und Chodowiecky war ein solcher Seelenmaler, und war es in seinen Zeichnungen und in seinen Ausführungen mit der Radiernadel, die er so leicht und geistvoll zu führen verstand, daß man bald merkte, was von ihm selbst oder von andern ausgeführt war. Die Leipziger Buchhändler ließen anfangs nur Zeichnungen von ihm anfertigen und von anderen Künstlern stechen, erkannten aber bald den Unterschied und überzeugten sich, daß man den geistvollen Radierer für seine geistvollen Zeichnungen doch nicht entbehren könne. Chodowiecky erzählt eine Anekdote aus seinem Leben. Er hatte für Lavater das Bildnis der

Karschin gezeichnet, das Lavater von Lips in Kupfer stechen ließ. Die Dichterin aber war mit diesem Kupferstich so unzufrieden, daß sie einmal zu Chodowiecky kam und aus freien Stücken zu singen anfing:

> Ja, lieber Chodowiecky, höre,
> Du mußt ein Retter deiner Ehre
> Und meines Geist's Charakter sein.
> Du sollst mein Bildnis wahr und fein,
> Durch jede Nachwelt fortzuleben,
> In selbst gestochenem Kupfer geben.
> Denn jener Kopf, den uns ein Schweizer Jüngling gab,
> Radierte mir die Herzensgüte,
> Das stille duldende Gemüte
> Mit rauhem, hartem Griffel ab.
> Lips heißt der gute Mensch mit Namen,
> Von dem die Grazien ihre Opfer nicht bekamen;
> Drum stehn ihm diese Kammerdamen
> Der Liebesgöttin, hübsch und fein,
> Nicht so, wie dir, in seinem Werke bei.

Die Karschin war von diesen „Kammerdamen" selbst sehr wenig bedacht, und ihr von dem Berliner Schleuen gestochenes Bild ist noch um ein gut Teil geringer als das von dem Schweizer Lips gestochene Bild. Das letztere aber war von Chodowiecky gezeichnet, und sie vermißte mit Unwillen den physiognomisch-geistigen Ausdruck, den Chodowiecky seinen Radierungen zu geben wußte.

Es ist erstaunlich, wie er in der ihm eigenen Manier moderne Figuren mit einer Wahrheit der Physiognomie, mit einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und in richtigen Umrissen darstellte, die mit der Kleinheit derselben kaum vereinbar schienen. Die Köpfe dieser Figuren, oft kleiner als eine Linse, ihre Gruppierung, ihre Haltung, ihre Stellungen, ihre Unterschiede nach Geschlecht, Stand und Alter, die Bewegung der Arme, der Hände, die Bekleidung — alles in richtigem Verhältnis und in völliger Harmonie mit dem Ganzen, alles so wahr, so natürlich, so naiv, in scharfer Beobachtung den Dingen und Menschen abgelauscht; so werden diese kleinen Radierungen Erzeugnisse eines Kunsttalentes, für welches das Kleine in der That das natürliche Format ist. Chodowiecky durfte nicht aus diesem Format herausgehen, wenn nicht die seiner künstlerischen Begabung verliehenen Vorteile verloren gehen sollten. Unverkennbar sind ihm mehr als die großen Bilder seiner eigenen Erfindung die kleineren Bilder mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit gelungen. Und da seine für künstlerisches Schaffen feine und scharfe Beobachtung sich vornehmlich auf die konventionellen

Formen des modernen Lebens gewendet hat, wo alles bequem und leicht gedacht, gefühlt und genommen sein will, wenn es in Harmonie mit der Wirklichkeit erscheinen soll; so scheint das kleine Format sich trefflich zu eignen für die ephemeren Erscheinungen des bloß Konventionellen, das in tausend kleinen Scenen und vorübergehenden Physiognomieen vor den Augen der Beschauer vorüberschlüpft ohne einen ins Große wirkenden Eindruck. Die Wahrheit dieser Bemerkung werden wir zugestehen müssen, wenn wir einige seiner Bücherkupfer betrachten und sie zugleich mit einigen Darstellungen in größerem Formate vergleichen.

Einige biographische Notizen aus Chodowieckys eigenen Aufzeichnungen mögen den Beschluß machen.

Chodowiecky war am 16. Oktober 1726 in Danzig geboren. Sein Vater war Kaufmann, malte zu seinem Vergnügen in Miniatur und gab dem Sohne Unterricht darin. Als er 14 Jahre alt war, starb sein Vater, und seiner Mutter Schwester, eine bessere Miniaturmalerin als der Vater, setzte noch einige Zeit den Unterricht fort; er kam aber bald darauf in ein Spezereigeschäft, um die Handlung zu erlernen. Aber die Handlung verfiel, und schon 1743 kam er zu seinem Onkel nach Berlin, ebenfalls einem Kaufmann, dann zu einem Vetter, der ihn mit auf die Messen nahm, und bei dem er Buchhalter war, auch kleine Miniaturbilder zu Dosen malte zum Verkaufe, die ihm aber nicht genügten. Bei seiner unbezwinglichen Neigung zur Kunst verlor er alle Lust zur Handlung, die er 1754 völlig aufgab. 1755 verheiratete er sich, und um die Kosten für seine neue Haushaltung bestreiten zu können, setzte er die Miniaturmalerei fort und malte Bildnisse, die viel Beifall fanden. Im Jahre 1756 hatte ihn ein mutwilliger Einfall dahin gebracht, einen Versuch im Radieren zu machen. Ein verarmter Stempelschneider Fonielle kam öfter in die Tabagie der französischen Kolonie, um sein Lieblingsspiel le passe dix zu spielen. Die Gäste ließen ihn gern gewinnen und Chodowiecky zeichnete diesen zwar häßlichen und verwachsenen, aber launigen Mann. Dies ward die erste höchst seltene Radierung des Künstlers. Nun setzte er seine Übungen nach Zeichnungen nach der Natur mehr zum Zeitvertreib fort, zeichnete und radierte unter anderm (1758) den König zu Pferde und die russischen Gefangenen, die durch Berlin transportiert wurden, wo wir rechts den Künstler mit seiner Gemahlin und in der Mitte ein Fräulein Lecoq, nachmalige Gemahlin des Predigers Erman, sehen. Auf einem folgenden Blatt (die Gesellschaft) hat sich der Künstler auch einmal, aber in einem sehr nachlässigen Anzuge, in Gegenwart einiger

bekannten Damen gezeichnet, wobei er wohl irgend eine schalkhafte Absicht gehabt haben mag.

So hatte er zehn Jahre lang das Radieren nur als Nebenbeschäftigung und Liebhaberei betrieben und etwa 44 Blätter gestochen; da kam 1767 ein Kupferstich von Paris nach Berlin, der die unglückliche Familie des reformierten Kaufmanns Calas in Marseille, der ein Opfer der religiösen Verfolgungen geworden war, vorstellte. Der Stich (von de la Fosse nach Carmontell) mißfiel; Chodowiecky war anderer Meinung, malte ihn in Öl und beschloß ein Gegenbild zu liefern, worin er den Augenblick wählte, wo der unglückliche Mann, im Begriff zum Richtplatze geführt zu werden, Abschied von seiner Familie nimmt. Bei der Teilnahme, welche das Schicksal des Calas fand, blieb niemand ungerührt bei diesem Bilde, und Chodowiecky ward aufgefordert, es in Kupfer zu stechen, was nun geschah, nachdem er noch vorher die Allegorie auf die Vermählung der Prinzessin von Preußen mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien vollendet hatte.

Der Stich des Calas begründete des Künstlers Ruf, der sich rasch verbreitete, und von nun an begannen die Aufträge für Bücherverzierungen, die sich rasch und immer mehr vermehrten. Den ersten Auftrag erhielt er von der Berliner Akademie, für ihren Kalender für das Jahr 1770 die Kupfer zu stechen; Chodowiecky wählte 12 Vorstellungen zu Lessings „Minna von Barnhelm". Für das folgende Jahr hatte er 12 Vorstellungen zum „Don Quixote" geliefert. Als Titelkupfer war das Portrait des Kaisers Joseph vorangestellt. Daß aber der Kaiser diesen „Don Qixote"-Bildern in Berlin vorangestellt war, erregte in Wien eine solche Verstimmung, daß Friedrich der Große sich veranlaßt sah, seiner Akademie zu befehlen, daß zu dem Kalender für 1772 noch viel lächerlichere Vorstellungen gewählt und sein eigenes Bildnis vorangestellt werden sollte. Chodowiecky wählte also die 12 Vorstellungen aus „Orlando furioso", die er natürlich nun so lächerlich wie möglich komponierte, und sein Freund Daniel Berger stach das Bildnis des Königs dazu. Damit ward denn der Zorn der Wiener beruhigt.

Chodowiecky hat seit 1770 bis zu seinem Tode 1801 die kleinen Kupfer zu diesem Kalender geliefert, erhielt nun aber bald auch von auswärts ähnliche Aufträge, wie von Gotha, Lauenburg und besonders von Göttingen, wo der bekannte Humorist Lichtenberg seit 1778 das „Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen" herausgab, zu welchem Chodowiecky 16 Jahre lang auch seine Beiträge lieferte, in denen er auch seinerseits seinen besten Humor spielen ließ. Vom Jahre 1778

hat er dann auch bis 1794 für den Gothaer Kalender meist Darstellungen aus der Geschichte, für den Lauenburger Kalender bis 1796 meist Illustrationen zu Erzählungen ꝛc., darunter auch die Vorstellungen zu Schillers „Kabale und Liebe" und den Totentanz geliefert. Seitdem mit dem Jahre 1770 seine Beschäftigung mit den Bücher- und Kalenderkupfern begann und ihn nun auch Basedow für sein Elementarwerk und Lavater für sein physiognomisches Werk sehr in Anspruch nahmen, sah er sich genötigt, allmählich die Miniaturmalerei aufzugeben, was ihm nicht schwer ward, da neben ihm Miniaturmaler aufgetreten waren, die ihm mit schlechten und wohlfeilen Bildern Konkurrenz machten.

Aus dem Jahre 1773 gedenkt der Künstler zweier Reisen, einer nach Danzig, wo er nach 30jähriger Abwesenheit mit Liebe und Freundschaft aufgenommen und 9 Wochen mit Miniaturmalerei beschäftigt war; und einer andern Reise über Schlesien, Dresden und Leipzig, wo er die Kunstschätze zu besuchen Gelegenheit fand, in Dresden den Kupferstecher Zingg, die Maler Graff, Dietrich u. a. und in Leipzig Öser und Geyser persönlich kennen und schätzen lernte. Dies wären etwa seine Kunstreisen, auf denen er bei seiner scharfen Beobachtung mehr „Motive in sein Tagebuch" zeichnete, als manche Maler, die auf ihren langen Reisen doch arm und mager bleiben.

Nach seiner Rückkunft fand er viel und immer mehr zu thun, so lebte er immer viel beschäftigt in stiller Häuslichkeit seines Berufes, bis er 1793 Direktor der Akademie ward, nachdem er schon seit 1764 Rektor und seit 1788 Vice-Direktor gewesen war. Was er als Akademie-Direktor geleistet hat, entzieht sich unserer Betrachtung; doch wären unter den vielen seiner Nachahmer wohl einige zu nennen, wie Kolbe, Henne, Pentzel, Jury u. a., die sich seines Einflusses zu erfreuen hatten. Sein Sohn Wilhelm († 1805) und seine später an den Prediger Papin in Potsdam verheiratete Tochter Johanne hatten das Zeichnen und Radieren, seine Tochter Sophie, nachher verehelichte Henry, hatte das Miniaturmalen bei ihm gelernt. Seine eigenen Emaille- und Miniaturarbeiten galten als kleine Meisterstücke voll Anmut und Leben. Nur in der Ölmalerei ist er nicht über die ersten Versuche hinausgekommen. Als Kupferstecher in kleinen Formaten ist er unübertroffen, und ward darin der Stifter einer eigenen Manier, die sich auch längere Zeit in den Büchern erhalten hat.

Er starb, wie schon erwähnt, am 9. Februar 1801 an den Folgen eines hitzigen Fiebers, das er sich durch einen erschöpfenden Fleiß zugezogen hatte.

Über Klopstock.

Von

V. A. Frantz.

Anfangs, so sagt man, war unser ganzes deutsches Volk poetisch. Seine poetische Sprache war dem poetischen Nationalgeiste sehr förderlich. Das Volk nahm nicht bloß innigsten Anteil an den Gesängen seiner Dichter; es war gleichsam selbst der Dichter wie der Sänger; es dichtete und sang seine Lieder. Es wollte seine Freuden und Leiden, seine Thaten und Geschichte gedichtet und gesungen haben; — und dichtete und sang sie. —

Allmählich verrann der kastalische Quell der Poesie im Geiste und Gemüte des Volkes. Der Gedanke, die Reflexion drängten sich vor, suchten ihr Recht in entwickelnder Prosa, und die Prosa schied sich von der Poesie. Es gab nun Poeten und Prosaisten.

Die Poeten rangen in steten Versuchen, die giltige Regel hervorzubringen für die Werke der Dichtkunst. Man sang und dichtete freilich auch nach Regeln und Tabulaturen, wie die Meistersänger; man suchte die Vorbilder schöner Poesie im Auslande, bald in Frankreich, bald in England; man ahmte jedoch nicht bloß nach, man rang auch nach Gedichten und Poesien, die die Regel, den Kanon der Poesie in sich selbst haben, als mustergiltige Poesieen gelten sollten — bis endlich die Dichter erschienen, von welchen man behauptete, daß sie in ihren Poesieen die vollgiltigen Regeln für Dichter und Dichtkunst ausgesprochen hätten. Das dankbare Volk nannte diese Heroen der Poesie, diese Blütenblätter der poetischen Nationalkultur, — es nannte sie seine Klassiker; und die deutsche Poesie ist allerdings bis heute über diese Klassiker noch nicht hinausgekommen, wenn gleich der eine oder andere dieser Klassiker in einzelnen Dichtungsarten von einzelnen Dichtern erreicht, ja übertroffen sein mag.

Die Klassiker waren Blütenblätter der poetischen Nationalkultur. Kultur, Pflege, Schule, Studium verriet sich in allen. Und wie es bei der Kultur zu geschehen pflegt, waren die einen mehr erwachsen und genährt aus dem Geiste und Studium der Alten; die andern tauchten

tiefer ein in die Geschichte, in den Gedanken- und Empfindungskreis der neueren Welt. So schieden sie sich in eine antike und in eine moderne Richtung.

An dem klassischen Himmel deutscher Poesie leuchtet ein Viergestirn. Auf der antiken Seite stehen Klopstock und Goethe, auf der modernen Seite stehen Wieland und Schiller. Herder und Lessing haben große Verdienste um die schöne Litteratur der Deutschen, aber sie waren mehr durch Kritik, Reflexion und Urteil anregend und bildend, als daß sie produktive Dichter gewesen wären.

Wir lassen sie alle und wenden uns heute zu dem ältesten unserer poetischen Klassiker, — zu Klopstock.

Nicht mit seinem Leben, sondern mit dem Dichter haben wir es hier zu thun.

Klopstock war klein, aber gut gebaut; sein Betragen war ernst und abgemessen, aber nicht steif; seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten, der sich der schweren Aufgabe unterwinden muß, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vorteil neben dem viel wichtigeren eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage den Menschen gefällig zu machen. So schien sich auch Klopstock zu betragen als ein Mann von Wert und Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit. Auch das hatte er von dem Diplomaten, daß er nicht leicht von Gegenständen redete, über die man gerade von ihm ein Gespräch erwartete und wünschte. Bei seiner ersten persönlichen Begegnung mit Goethe, der eine große Hochachtung vor dem älteren und gefeierten Mann hatte, that er, als ob ihn die Poesie nichts anginge, als ob er kein Dichter wäre; er unterhielt sich mit Goethe vom Schrittschuhlaufen und von Schrittschuhen. Er hatte freilich diesen Gegenstand in einer bekannten Ode gefeiert (Der Eislauf I, p. 186), die auch Goethe für diese heilsame Bewegung gewonnen hatte; allein er schien vorsätzlich ein Gespräch über Dichtkunst zu vermeiden, um desto unbefangener über seine Liebhabereien zu reden. Selbst vom Kunstreiten und Bereiten der Pferde unterhielt er sich mit Goethe — aber wo blieb der Dichter?

Es ist gefragt worden, ob Klopstock wirklich Dichter sei. Fordert man von einem Dichter, daß er das, was er uns zu sagen hat, rhythmisch und sprachlich poetisch gestalte, so kann man Klopstock aus dem deutschen Dichterhain nicht ausweisen. Sieht man aber seine poetischen Gestalten selbst an, so verschwimmen und verhallen sie meist

auf dem Gebiete, wo er sie hinstellte. Aus dem wallenden, wogenden Meere seiner Empfindungen und Gedanken tauchen selten die Gestalten mit bestimmter Zeichnung, mit bestimmten Umrissen empor. Sein Messias ist kein eigentliches Epos, seine Schauspiele und Bardite für die Bühne sind keine Dramen, selbst seine Oden sind zum großen Teil nur oratorische Reflexionen in rhythmischer Form. Er ist weder Epiker noch Dramatiker, und nur die Lyrik, das weite Gebiet der Empfindungen, ist ihm verliehen gewesen, seine Poesieen daraus zu schöpfen. Sein lebendiges warmes Gefühl für Religion, Vaterland, Freiheit und Freundschaft, ist der Quell, aus dem die Gedanken sich ergossen, die er rhythmisch und sprachlich poetisch gestaltete, aber in meist so ätherisch verschwimmenden Umrissen gestaltete, daß man den warmen, empfindenden Dichter immer mehr sieht, als den plastischen Künstler. Seine Poesie klingt mehr wie eine volltönende Harfe, als daß sie mit Griffel und Pinsel zeichnet und malt.

Klopstocks gemütliche, immer lyrisch anklingende Individualität schloß sich, wie schon gesagt, an die großen, erhabenen Ideen, Religion und Vaterland, an. Diese Ideen waren seiner Zeit gänzlich abhanden gekommen, und er entfernte damit wenigstens aus seiner Poesie die elenden, erbärmlichen Tändeleien, Witzeleien, Schmeicheleien, darin die Dichter seiner Zeit Geist und feinen Witz suchten, und ihre Verse und Reime daran verschwendeten (z. B. Gottsched: Kritische Dichterschule, p. 493. 494).

Jene Ideen stehen nun aber bei Klopstock etwas nackt und unvermittelt da, er lebt nicht eigentlich in ihnen, ist nicht von ihnen durchdrungen, sondern erhebt nur an ihnen sein poetisches Gemüt, er rankt an ihnen empor wie Epheu am Eichbaum. Aber wie der Eichbaum dem Epheu, das an ihm emporrankt und sonst am Boden kriecht, eine majestätische Gestalt giebt, so gewannen auch Klopstocks Poesieen durch jene Ideen ein ehrwürdiges Ansehen, machten einen erhabenen Eindruck und waren die Veranlassung zu der Bewunderung, die er seiner Zeit erntete, und auch noch jetzt findet, wenn gleich man kaum imstande ist, ihn auszulesen, worüber schon Lessing spottete. Ferner waren jene erhabenen Ideen zu seiner Zeit gar nicht wie die frisch mit jugendlicher Kraft emporstrebenden Eichen, sie ragten wie veraltete und abgestandene Bäume in seine Zeit hinein, und nur das mit frischem Grün an ihnen emporrankende Epheu des Klopstockschen poetischen Gemütes verlieh ihnen das frische lebensgrüne Ansehen. Nur darf man es freilich nicht in der Nähe betrachten, wenn man durch das emporrankende Leben die alternden Stämme nicht hindurchblicken sehen will. So ver-

liert auch Klopstock alles, wenn man ihn in der Nähe und im einzelnen betrachtet. Man muß ihn in der Ferne und im ganzen auffassen. Wenn man ihn liest, scheint er pedantisch und langweilig, wenn man ihn aber gelesen hat, wenn man sich an ihn erinnert, wird er groß und majestätisch. Jene beiden Ideen geben seiner Poesie den Eindruck des Erhabenen, als ob ein Riesengeist hoch in den Wolken eine große Harfe rühre. Kommt man ihm näher, so löst er sich auf in ein dünnes, breites Nebelgewölke. Aber der erste Eindruck hat doch erhebend auf unsere Seele gewirkt, und das bewegt uns denn auch, immer wieder einmal zu Klopstock zurückzukehren. Jedenfalls hat er den deutschen Dichtern zwei große Lehren gegeben: daß die entdeutschte Dichtkunst wieder in den heimischen Boden ihre Wurzel schlagen müsse; — und dann, daß die Poesie ihren Quell und ihr Ziel in der Religion finden müsse.

Wenn Klopstock zu den Klassikern gezählt wird, so ist dies ein Tribut, den man seinem Verdienste um die deutsche Poesie zollt. Man darf nämlich nicht vergessen, welche Bedeutung Klopstock für seine Zeit überhaupt hatte, und dann, welche Verdienste er insonderheit für die deutsche Poesie dadurch hat, daß er den Deutschen eine poetische Sprache schuf, daß er für diese Sprache eine neue Form und Rhythmik bedurfte und einführte, und daß er der Poesie für die neue Sprache und Rhythmik einen neuen Inhalt gab.

Die deutsche Litteratur ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus der Kritik geboren und unter Kampf und Fehde groß gezogen. In einer harten Fehde standen gegen einander auf der einen Seite die Schweizer: Bodmer und Breitinger, auf der andern Seite der Leipziger Professor Gottsched. Beide waren darin einig, die armselige Poeterei der Lohrnstein-Schlesischen Schule zu bekämpfen und für die Hauptaufgabe der Poesie die Nachahmung der Natur zu erkennen. Wie aber die Nachahmung der Natur geschehen mußte, worin sie bestehe, darüber war Streit, an dem das gesamte dichtende Publikum sich beteiligte, und eine Menge beliebter Dichter, welche auf Gottscheds Seite standen, scheinen für ihn den Sieg zu entscheiden.

Gottsched behauptete, die Nachahmung der Natur müsse in rein verständiger Weise geschehen; ein angeborenes Dichtertalent wollte er nicht gelten lassen und lehnte sich an die französischen Dichter, in welchen er eine feine Verständigkeit und einen feinen Witz bewunderte. Er stellte in seiner „Kritischen Dichtkunst“ eine Reihe von Regeln für die Poesie auf, die alle ganz äußerlich waren, sich auf die Wahl und Stellung der Worte, auf Reim und Rhythmus bezogen und so beschaffen waren, daß sie jeder verständige Mensch lernen konnte; der Verstand

sollte zum Dichter werden. Gottsched selbst reimte eine Menge Zeugs nach diesen Regeln und bildete sich ein, ein großer Poet, ein kritischer Dichterfürst zu sein.

Die Schweizer dagegen behaupteten, der Dichter müsse ein Maler der Natur sein, müsse dazu Phantasie und angeborenes Talent haben, und verehrten als ihr höchstes Muster den englischen Dichter Milton.

Leider fand sich nun in Deutschland kein Talent, dessen Poesieen die Behauptungen der Schweizer bestätigten, und sonderlich ein Epos, wie das verlorne Paradies, schien nach Gottscheds Behauptung für Deutschland gar nicht möglich zu sein. Da trat im Jahre 1748 Klopstock mit den ersten drei Gesängen seines Messias hervor und bestätigte in glänzender Weise die Grundsätze der Schweizer. Die ganze Gottschedsche Dichterherde ward Schritt vor Schritt aus dem Felde geschlagen und verließ endlich ihren Meister, um sich an dem neu eröffneten deutschen Dichterquell Klopstocks zu refreieren, wie viele Anstrengungen Gottsched auch machen mochte, um die Klopstocksche Muse zu beseitigen. Je weniger ihm dies gelang, desto berühmter ward der Name Klopstocks, und blieb es bis zu seinem Tode 1803.

Klopstock fand eine poetische Sprache vor, die sich von der Prosa nur durch Reim und Rhythmus unterschied, und mehr oder weniger eine gebildete Umgangssprache war. Er war der Meinung, die Sprache der Poesie müsse sich durch einen geweihten, innigern und höheren Ausdruck von der Prosa unterscheiden. Er gab ihr eine ungewöhnliche Kraft, Fülle und Weihe, bediente sich dazu alter Wörter, schuf neue Wörter, war glücklich im Gebrauche der Partikeln, in Bildung neuer Wortformen und neuer Wortstellungen, war sorgfältig in der Wahl der Worte und schuf wirklich eine poetische Sprache, die durch Adel, Würde, Kraft, Sinnlichkeit, durch Feuer und Schwung wie durch gedankenvolle Kürze ebenso neu wie anziehend und bezaubernd wirkte. Und diese neue Sprache floß ihm aus seinem religiösen Gemüte. Hören wir ihn selbst darüber in der Ode an Freund und Feind, II, p. 42 flg.

Für die neue Sprache bedurfte Klopstock eine neue poetische Form, einen neuen Rhythmus. Diese kräftige, gedrungene, schwungvolle Sprache konnte weder auf dem hölzernen Hackbrett der gereimten Alexandriner hinschleichen, noch konnte sie leichtfertig in gereimten Jamben oder Trochäen dahinhüpfen. Wie er gleich anfangs für seinen Messias das antike Versmaß des Hexameters wählte, so dichtete er seine Oden reimlos in griechischen Versmaßen, oder bildete nach diesen neue Rhythmen. Den Reim verachtete er und nennt ihn geradezu ein plumpes Wörtergepolter (Ode an Voß, II, p. 67 flg.). — Der Poesie den Reim zu

nehmen, ohne zu bedenken, daß über den Silbenwert im Rhythmus noch gar nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war, das war ein gewagter Schritt. Jeder fühlte die Unsicherheit der Sache, und manche Dichter, wie Geßner, gingen geradezu zu der poetischen Prosa über; und andere wollten von Klopstock darum, daß er den Reim verachtete, lieber gar nichts wissen. Dies gab einmal im Goetheschen Hause zu einer heiteren Szene Veranlassung, die Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung" (XXIV, p. 122 flg.) erzählt (II. Buch am Ende).

Klopstock bediente sich nur in seinen geistlichen Liedern des Reimes, den er übrigens nicht leicht zu behandeln verstand und in seiner Schönheit ganz verkannte. Gleichwohl hat er in seinen Poesieen andere Schönheiten aufzuweisen; und dazu gehört die Unmittelbarkeit der Begeisterung, die nicht gemacht war, sondern ihm aus vollem Herzen hervorquoll. Darin war er auch neu, daß ihm die Poesie nicht ein leichtes Spiel des Verstandes und Witzes war, sondern daß er die ergreifende Sprache des Herzens redete. Damit that er bei seinen Zeitgenossen, die so lange von ihren Poeten auf die Stoppelfelder des Verstandes geführt waren, eine große Wirkung, beides im Guten wie im Bösen. Denn auch des Dichters Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding und Klopstocks Dichterherz konnte ebensowohl in edler Begeisterung hoch aufglühen, wie in einer weinerlichen Sentimentalität wimmern. Dies hing mit seiner und seiner Zeit religiösen Stimmung zusammen, die im Pietismus ihren männlichen Charakter verloren zu haben schien, und auf lange hin das falsche Vorurteil veranlaßt hat, als sei Religion nur gleichsam die weibliche Seite des menschlichen Gemütes, was denn bei den sogenannten starken Geistern die Entdeckung veranlaßte, daß Religion haben weibisch sei. Bei der herrschenden religiösen breiweichen Stimmung der Zeit hatte Klopstock mit dieser weinerlichen Sentimentalität einen erstaunlichen Einfluß. Eine Probe von dieser seraphischen Poesie Klopstocks, wie sie Lessing nannte, worin immer viel geweint wird, findet sich fast in allen seinen Dichtungen, denen er seine religiöse Stimmung am meisten eingehaucht hat, wie im Messias und in seinen Oden (s. Oden I, p. 21 und 47).

Klopstock ist seiner ganzen poetischen Anlage nach Lyriker. Er läßt seine Empfindung, sein Gefühl zu Worte kommen, und nimmt die Gegenstände, an welchen seine poetisch erregte Empfindung sich emporarbeitet aus den Ideen Religion und Vaterland oder wählt die ihnen verwandten Gegenstände, und damit giebt er denn seiner neuen poetischen Sprache, wie seinen neuen poetischen Formen einen neuen würdigen Inhalt. Am besten gelingt ihm dies in seinen Oden, die wohl die vollendetsten

poetischen Gaben sind, die wir ihm verdanken. Viele dieser Oden sind rhythmische Oratorik, sind selbst schwülstig, schwerfällig und können es zu keiner klaren Gestalt bringen. Vor lauter Klopstockscher Empfindung kann man oft nicht zu eigener Empfindung kommen und bleibt unangeregt. — Der erhabene Odenschwung ist ihm so zu eigen geworden, daß er ihn auch da anwendet, wo er gar nicht hingehört, und steif und pedantisch klingt wie in seinen geistlichen Liedern, und sonderlich in den umgearbeiteten Kirchenliedern, die schon durch diesen Odenton kalt und unleidlich werden. Er steckt so ganz und gar in dem Odentone, daß er daraus gar nicht loskommen kann, und sich weder erheben kann zu einer epischen Sprache noch sich herablassen kann zu dem leichten, anmutigen Inhalte eines Liedes noch zu dem weichen Tone der Elegie (Petrark und Laura I, p. 36). Vortrefflich dagegen sind seine Hymnen, wie die Frühlingsfeier (I, p. 136). Von den Oden wählen wir noch: Hermann und Thusnelda (I, p. 95), Die frühen Gräber (I, p. 191), Die Sommernacht (I, p. 206).

Klopstocks religiöses Gemüt klingt als Stimmung wieder in seinen Oden. In seinen geistlichen Liedern schmiegt er sich an die Dogmen des Glaubens, weil sie ohne diese gar keinen Inhalt hatten; aber die Dogmen sind ihm zu groß und zu hoch, er zieht sie herab in seine Stimmung, verdirbt die Lehre und verdirbt die alten Lieder, die er meinte verbessert zu haben.

Den deutlichsten Ton gibt sein religiöses Gemüt im Messias; es wallet in ihm hoch auf, hoch hinweg über den erhabenen Schwung der Ode; es will zu einem Epos werden, aber der Messias ist kein Epos, und Klopstock war kein Epiker.

Als schon der Jüngling in seinem Dichterdrange sich umsah nach einem Gegenstande für ein Epos, und dazu den deutschen Kaiser Heinrich wählen wollte, entschied sein frommer Sinn für den Messias. Was er in jugendlich frommer Begeisterung begonnen hatte, brachte er nach 25 Jahren erst zu Ende. Er konnte wohl singen, daß er dem Erlöser sein Leben geweiht habe, und die Würde des Gegenstandes, womit er sich länger als ein Viertel Jahrhundert beschäftigte, erhöhte ihm gar sehr das Gefühl der eignen Persönlichkeit. Daß er selbst zu den seligen Chören eintreten, daß der Erlöser ihn dereinst auszeichnen und von Angesicht zu Angesicht ihm den Dank abtragen würde, den ihm hier schon jedes gefühlvolle, fromme Herz durch manche reine Zähre entrichtet habe, das und dergleichen hob und trug ihn, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und in allem seinen Thun sich der aufmerksamsten Reinigkeit zu befleißigen. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn

ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewandt hatte, die ihn, da sie einen andern heiratete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner wert gewesen sei. Die Gesinnungen, die ihn mit seiner Meta verbanden, der kurze, heilige Ehestand, seine Abneigung vor einer zweiten Verbindung, alles ist von der Art, sich desselben einst im Kreise der Seligen wieder erinnern zu dürfen.

Wie der Messias und die seligen Friedensstunden, die er bei der Arbeit genoß, heiligend auf seine Persönlichkeit wirkten, so erschöpfte er doch seine produktive Kraft, die poetischen Schwingen erlahmten darüber. Dasselbe Werk, dessen erste Gesänge mit Begeisterung aufgenommen wurden und Klopstocks Namen in der ganzen Welt berühmt machten, verlor mit jedem neuen Teile, der erschien, an Teilnahme, und als 1773 die letzten Gesänge erscheinen, war die Teilnahme des Publikums in völlige Gleichgiltigkeit verwandelt. Es geht noch so beim Lesen des Messias. Selten ist einer über die drei ersten Gesänge hinaus gekommen. Die meisten haben schon am ersten Gesange völlig genug.

Klopstock hatte in seiner frommen Begeisterung nicht bedacht, daß der Messias kein Epos werden konnte, am wenigsten, wie er den Gegenstand auffaßte. Er wollte die Erlösung besingen als eine That, die im Himmel und auf Erden geschieht. Dazu genügte ihm nicht die biblische Erzählung, nicht der Schauplatz auf Erden. Er mußte noch einen Schauplatz im Himmel fingieren, er mußte nicht bloß Propheten, Engel, Geister mit hineinziehen, sondern Gott selbst mit in die Handlung verweben. Das war nicht bloß unpassend; es ging auch nicht. Aber alle epische Illusion verschwindet, wenn man statt der Handlung selbst immer nur die Gedanken und Gefühle der eingeführten Personen aussprechen hört, und darin immer nur einen, den Dichter hört, der sich bis zum Ermüden ausspricht. Gleichwohl kommen schöne Episoden mit einem epischen Anfluge vor. (III. Gesang 533—683: Judas; — IV. Gesang 1—186: Kaiphas.)

So wenig Klopstock ein epischer Dichter war, ebensowenig war er Dramatiker, und doch hat er sich auch in das Drama verirrt. Seine Vorliebe für das Alte Testament verleitete ihn, Adams Tod, David und Salomo dramatisch zu behandeln; und er brachte es kaum zu etwas Mittelmäßigem. Bedeutender sind seine vaterländischen Dramen, die Herrmannsschlacht, Herrmann und die Fürsten und Herrmanns Tod. Er nannte die Dichtungen: Bardite für die Schaubühne. Die Idee des Vaterlandes, die ihn bewegte, trieb ihn sich umzuschauen in der Gegenwart, da fand er sie nicht verwirklicht, ja oft spricht er sich über das entdeutschte Vaterland und über die undeutschen Fürsten aus. So schaute

er zurück, weit zurück und meinte, die Idee des Vaterlandes bei den alten deutschen Barden zu finden. Er suchte sich ein Bild von dieser alten Bardenzeit zu machen, wollte statt der römischen Mythologie die alten religiösen Vorstellungen der Bardenzeit wieder in dem deutschen Dichterhain beleben. Er begeisterte wirklich eine Zeit lang für diese Idee die deutsche Jugend, aber eine wirklich belebende Glut dafür konnte er nicht entzünden. Um seine Bardite zu verstehen, muß man erst die nordische Mythologie studieren und auch dann werden sie kaum genießbarer. Es gelingt dem Dichter wohl in einzelnen Szenen, den kräftigen Stammegoismus der Deutschen zu schildern, im übrigen sind die Stücke arm an Stoff und Handlung, und enthalten höchstens ein paar Szenen für Maler, aber keine Welt für den Dichter. (Herrmanns Tod, die letzten Szenen.)

Eins der letzten Werke Klopstocks ist seine „Deutsche Gelehrtenrepublik". Er vereinigt alle deutsche Gelehrte in eine Republik, teilt sie in Aldermannen, Zünfte, Volk und Pöbel, giebt ihr Gesetze und beschreibt die Geschichte ihres letzten Landtages. Die Ankündigung dieses Werkes hatte viele gespannt gemacht auf seinen Inhalt. Aber es enttäuschte viele und ließ völlig unbefriedigt. Für die Geschichte der deutschen Litteratur mag es immerhin einigen Wert haben; auch für die deutsche Grammatik finden sich wertvolle Bemerkungen darin. Allein daß dies Wertvolle in einer so sonderbaren Form erschien und in einer unausstehlichen Breite, konnte leider nur den Beweis geben, das Klopstocks dichterische Produktivität erschöpft war, und mancher wünschte, Klopstock möchte dies Werk nicht geschrieben haben. (Rohrdommels Verhöhr p. 376.)



Ein neues Stadium im Kampfe zwischen „deutschen" und lateinischen Schriftzeichen.

Der Kampf zwischen den Anhängern der ausschließlichen Anwendung lateinischer Lettern und jenen, welche die Beibehaltung der sogenannten deutschen Buchstaben verfechten, ist durch die Inangriffnahme eines „Vereins für Lateinschrift" in ein neues Stadium getreten. Während er ehedem einen mehr akademischen Charakter trug, dürfte er jetzt bald, in weiteren Bevölkerungsschichten fühlbar werdend, zur Anbahnung oder Vornahme praktischer Schritte führen, die auch außerhalb der bisher engen Kreise der Interessierten Bedeutung erlangen.

Es sind Namen von gutem Klang, die unter dem Zirkulare des „Vereins für Lateinschrift" sich als Förderer und Vertreter einer ausschließlichen Einführung der Antiqua-Schrift bekennen. Und die Art und Weise, in welcher sie ihrem Endziele durch den genannten Verein nachzustreben trachten, ist eine solche, daß man sie vom neutralen Standpunkte aus nur eine geschickte und aussichtsreiche nennen muß. Denn in richtiger Erkenntnis der heutigen Sachlage und des allein offenstehenden Weges halten die Unterzeichner des Zirkulars sich in ihren Wünschen und Vorschlägen für die Thätigkeit des Vereins durchaus von jenem hastigen und gewaltsamen Vorgehen frei, das den Vorkämpfern für eine hart bestrittene Änderung sonst oftmals eigen zu sein pflegt — ja, das ihnen leicht durch die Hitze des Kampfes wohl selbst wider Wollen oder Absicht aufgelegt wird. Schon in dieser vorsichtigen Mäßigung liegt eine gewisse Garantie für den Beitritt mancher, die sich sonst vielleicht zurückhalten würden. Um so mehr ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß nun auch die Verteidiger der Frakturschrift zur Bekämpfung der Thätigkeit dieses möglicherweise bald zahlreiche Mitglieder umfassenden „Vereins für Lateinschrift" eine Gesellschaft mit entgegengesetzten Zielen stiften; sollte sich der erstgenannte Verein etwa sehr rasch und kräftig entwickeln, so erscheint die Gründung eines Oppositions-Vereins,

vom Standpunkte der Fraktur-Freunde betrachtet, nahezu als unvermeidlich. Es kann nicht ausbleiben, daß hierdurch das Interesse weiterer Schichten der Gebildeten für die Frage wachgerufen werden wird, zumal naturgemäß diese Gesellschaften streben würden, auch die Presse ihren Vereinszielen nutzbar zu machen. Endlich wird ein jeder derartige Verein, mag er gleich in noch so maßvoller Ruhe und Besonnenheit sein Ziel verfolgen, doch nach einiger Zeit von der vorläufig im Vordergrunde seiner Thätigkeit stehenden Einwirkung auf seine Mitglieder übergehen müssen zum Versuch einer Geltendmachung seiner Anschauungen und Ziele bei den Regierungen — und insonderheit bei den obersten Schulbehörden. Damit wird dann der Streit mitten in das öffentliche Leben hineingerückt.

Wir halten es, wie gesagt, für nicht unwahrscheinlich, daß die Weiterentwickelung der Frage diesen Weg nehmen wird. Es erscheint unter dieser Voraussetzung nicht uninteressant, einen kurzen Blick auf einige der neuesten Publikationen für oder wider die Lateinschrift zu werfen.

Was zunächst die oben genannte Aufforderung des „Vereins für Lateinschrift" anbetrifft, so haben wir schon betont, daß dieselbe in ihrem Tenor ruhiger, in ihren Ausführungen sachlicher gehalten ist, als bei derartigen Agitationsschriften gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Die für eine Einführung ausschließlichen Gebrauchs der Lateinschrift angebrachten Gründe sind die allgemein bekannten; etwas Neues enthält das Zirkular in dieser Beziehung nicht. Von außerhalb des eigentlichen Gebiets der Frage liegenden Objekten berührt das Rundschreiben noch die Anwendung der großen Anfangsbuchstaben und die Orthographie im allgemeinen; es hält eine Beschränkung im Gebrauch der Versalien für empfehlenswert und erklärt im übrigen, daß orthographische Reformfragen vorläufig noch nicht in das Arbeitsgebiet des Vereins einbezogen seien.

Im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" und in den Münchener „Neuesten Nachrichten" wurden dann ebenfalls vor kurzem Aufsätze publiziert, die sich für eine allgemeine Anwendung der lateinischen Buchstaben aussprachen. Ihnen gegenüber brachte die letzterwähnte Zeitung darauf einen Aufsatz von W. Kirchbach, der die ersteren zu bekämpfen versuchte und der auch im „Börsenblatt" reproduziert wurde. Auch in dieser Gegenschrift ist an Gründen etwas nennenswertes neues nicht vorgebracht; neu erschienen uns nur einige gänzlich unwesentliche Ausführungen, die bei einer Entscheidung für oder wider Lateinschrift in keiner Weise ins Gewicht fallen — wenigstens

nicht für einen objektiv beurteilenden Leser. Objektive Ruhe, rein sachliche und nüchterne Beurteilung dürften allerdings in W. Kirchbachs Aufsatze mehrfach vermißt werden.

Überblicken wir die Argumente, die auf beiden Seiten ins Gefecht geführt werden, so springt vor allem in die Augen, daß hier seitens der Fraktur-Freunde noch immer die Benennung „deutsche" und „lateinische" Schriftzeichen geflissentlich betont wird, anscheinend um schon hierdurch die Fraktur-Lettern von vornherein unter den Schutz des deutschen Patriotismus zu stellen. Der Streit würde weit sachlicher erscheinen, wenn wir uns in seinen polemischen Schriften des richtigeren und objektiveren Ausdrucks „Frakturschrift" bedienen würden; ihr gegenüber wäre dann natürlich der Konsequenz halber auch der an sich ja berechtigte Namen „lateinische Letter" durch „Antiqua-Letter" zu ersetzen. Die Benennung „deutsche Schriftzeichen" erweckt naturgemäß leicht die Annahme, es handele sich dabei um Lettern, welche ein ausschließliches und charakteristisches Eigentum des deutschen Volkes seien. Und das ist bekanntlich grundfalsch. Neben den Deutschen bedienen ja auch andere Nationen sich der Frakturlettern, und zwar nicht etwa nur Völker germanischen, sondern auch solche slawischen wie litauischen Sprachstammes. Wer in Tilsit war, wird z. B. die litauische Zeitung, „Tilzes Kelaiwis" (früher „Naujasis Kelaiwis") gesehen haben, in der ihm die fremdklingendsten Worte in guten „deutschen" Lettern entgegenblicken. Die Wenden in der brandenburgischen und sächsischen Lausitz bedienen sich ebenfalls „deutscher" Typen. In Dänemark und Norwegen sind bekanntlich die Fraktur-Lettern gleichfalls neben der Antiqua in Gebrauch. Überhaupt klingt die Behauptung freilich recht schön, daß die „deutschen" Lettern eine Stütze des deutschen Patriotismus seien, indes ist leider noch nirgends der Beweis dafür erbracht. Die Schriftzeichen haben mit der Sprache nichts gemein; wir können unsere nationale Sprache auch ohne die „deutschen" Lettern (selbst wenn diese unsere „nationalen" Schriftzeichen wären — was sie indessen, wie gezeigt, nicht einmal sind) genau so streng festhalten, verteidigen und fördern, als mit ihnen. Ein Blick in die „National-Tidende", die „Aftenposten" oder in ein anderes der großen mit „deutschen" Lettern gedruckten dänischen Blätter, die z. B. der Lübecker oder Flensburger im Kaffeehaus seiner Vaterstadt findet, zeigt ihm wohl deutlich genug, daß der dänische Patriotismus dieser Zeitungen durch die „deutschen" Lettern um nichts undänischer geworden ist. Hat die schwedische Sprache in ihrem germanischen Typus gelitten, weil sie lateinische Lettern benutzt? Ist das mit Antiqua-Buchstaben schreibende kroatische Volk deshalb weniger rein slawisch ge-

blieben, als das noch an seinen alten Lettern festhaltende Nachbarvolk, die Serbier? Der Grad eigener und streng nationaler Entwickelung, den Sprache und Volkscharakter nehmen, wird doch in erster Linie durch ganz andere Momente beeinflußt, als durch die Schriftart. Als wesentlicher Faktor dürfte sie in dieser Hinsicht nur dann auftreten, wenn sie als vollständig nationales, also ausschließliches Eigentum eines absichtlich vor fremden Nationen sich abschließenden Volkes auftritt; unter solchen asiatischen Voraussetzungen kann ihr allerdings die „nationale Aufgabe" zufallen, die chinesische Mauer der Heimat gegen die Fremden noch erheblich zu verstärken.

Über das Schönheitsverhältnis zwischen Antiqua und Fraktur zu streiten, halten wir für unnütz; es handelt sich dabei wesentlich um Geschmacksrichtungen, also um Punkte, die keine der beiden Parteien in den Kampf führen sollte, da ihnen der Wert eigentlicher Beweismittel abgeht. Wir teilen die Ansicht der Frakturfreunde, daß die Fraktur einen größeren Reichtum der Gestaltungsformen aufweist, daß sie der Kunst des Buchstabenzeichners freiere und fruchtbarere Bethätigung erlaubte, als die Antiqua dies that. Mit aufrichtiger Freude weiden wir unser Auge an der charaktervollen Individualisierung, die manche Schriftgießereien ihren Typen ohne Schädigung des Geschmackes zu geben wissen, und die wir in gleicher Ausdruckskraft nie an Antiqua-Lettern gesehen haben. Wie aber nach dieser Richtung die sogenannte „deutsche" Schriftart der lateinischen entschieden überlegen ist, so muß andererseits gleichzeitig betont werden, daß die Antiqua Schriftschnitte aufweist, die an ruhiger fester Klarheit und einfacher Vornehmheit von keinem Frakturschnitt erreicht werden. Es will uns daher scheinen, als ob jede der beiden streitenden Parteien mit Unrecht ihre Kandidatin als die schönere anpreist; beide Schriftarten vielmehr können feinfühligen Augen einen wahren Genuß bereiten, können zu hoher Formvollendung gestaltet werden, — aber eben jede in ihrer Art. Als Streitmittel im Kampfe der Antiqua gegen die Fraktur will uns deshalb die „Schönheit" der einen oder anderen gänzlich ungeeignet erscheinen.

Ein sehr „seltsames Argument" in diesem unnützen Schönheitskampfe führt übrigens Herr W. Kirchbach zu gunsten der Antiqua ins Gefecht: nämlich die interessante Entdeckung, daß die mit lateinischen Lettern schreibenden Engländer „im Briefe und Manuskript die Buchstaben spitz und eckig schreiben und die lateinische Form ganz von selbst auf den Charakter der Deutschen zurückführen". Obwohl dies, nach Herrn W. Kirchbachs Mitteilung, „jedermann weiß", so muß Schreiber dieser Zeilen, dem eine große Anzahl englischer Briefe zugeht, doch ge-

stehen, daß er unter allen von ihm gelesenen derartigen Schreiben eben so viele mit abgerundeten Buchstaben geschrieben fand, wie mit spitzen und eckigen; es ist eben bei den Engländern gerade wie bei anderen Menschenkindern auch: der eine schreibt rund, der andere eckig — je nach Gewohnheit und Federart. — Herr Kirchbach sagt dann ferner: „Hätte sich diese (die lateinische) Schrift als ausreichend erwiesen, so wäre gerade das Mittelalter .... nicht zu jener Umbildung (in die deutsche Schrift) geführt worden". Nun, den Engländern, Franzosen und Italienern scheinen sich die Antiqua-Lettern immerhin „als ausreichend erwiesen" zu haben; wir hörten wenigstens noch nicht davon, daß sie auf eine Abänderung ihrer Schriftzeichen (vielleicht auf eine „Umbildung zur gotischen Form") bedacht seien. Vielleicht ist daher die Ansicht gerechtfertigt, daß jenes Handwerkszeug geistiger Arbeit, das den genannten Völkern zur Verrichtung ihrer Kulturleistung sich „ausreichend erwies", auch uns Deutschen ein brauchbares Gerät sein könne.

Eine ernsthaftere Waffe der Freunde wie der Gegner der Antiqua bildet die aus beiden Lagern gehörte Behauptung, die Schriftart des Gegners fördere die Kurzsichtigkeit. Das ist ein schwer wiegender Vorwurf, ein so bedeutungsvoller, daß seine Berechtigung nach unserem unmaßgeblichen Ermessen in unserer lese- und schreibeifrigen Zeit geradezu genügen müßte, die dem Auge günstigere Schriftart regierungsseitig mit allen Mitteln auf Kosten der anderen zu fördern — sei die günstigere nun, welche sie wolle. Ehe aber hierüber ein Urteil gefällt werden kann, das wirklichen Wert hat, wäre eine sorgsame auf statistischen Ermittelungen in thunlichst vielen europäischen Staaten beruhende Untersuchung erforderlich, deren ganz außerordentliche Schwierigkeiten sich kein Statistiker verhehlen wird. Bis dahin aber sind alle in den Streitschriften beider Parteien auftauchenden Bemerkungen über die dem Auge schädliche Eigenschaft der gegnerischen Schriftart lediglich individuelle Ansichtsäußerungen ohne irgend welche Beweiskraft. Daß die geringere Verbreitung der Kurzsichtigkeit in England keineswegs von vornherein als Beweismittel zu gunsten der Lateinschrift verwendet werden darf, steht fest. Wir stimmen Herrn Kirchbach bei, wenn er sagt: „Sport, Leibesübungen, die gesunde Meerluft Englands, welche die Wangen rötet und die Augen blitzen macht: das erhält den Engländern ihre guten Augen" — ob aber die Antiqua dies Resultat förderte oder hemmte, ist eine andere Frage, die eben vorläufig unentscheidbar ist. — Karl Vogt hat diesen Punkt in einem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" (8. Mai 1885) ebenfalls berührt. Über die Behauptung, daß die Lateinschrift deutlicher sei und demzufolge in der Druckschrift in

viel kleinerer Gestalt lesbar hergestellt werden könne, äußert er sich an dieser Stelle folgendermaßen:

„Ich bestreite das ganz entschieden; es ist nicht wahr, physiologisch nicht wahr. Man mache den Versuch und zeichne neben einander auf ein weißes Blatt Papier einen Kreis, ein Viereck und ein Dreieck von gleicher Höhe. — Der Kreis wird bei zunehmender Entfernung des Blattes vom Auge zuerst undeutlich werden, dann das Viereck und zuletzt das Dreieck; ein jeder Zeichner und Maler weiß, daß die runden Umrisse einer Figur eher verschwinden, als die eckigen und geradlinigen. Vorsprünge und Ecken fesseln den Blick, der über Rundungen weggleitet. Hätten wir in der Lateinschrift nicht einige ganz geradlinige Buchstaben, wie die großen A, H, M, N, V, W und eine Unsumme von geraden Strichen in den kleinen Buchstaben, so wäre sie nahezu unlesbar."

Irgendwelche Beweiskraft dürfte Vogt dieser naheliegenden Bemerkung wohl selbst nicht beilegen wollen; es ist ja eben der auch von Vogt zugegebene Umstand, daß das Antiqua-Alphabet in Wirklichkeit keineswegs der geraden Linien und der Ecken ermangelt, welcher auch den lateinischen Lettern ihre leichte Lesbarkeit sichert. — Für den Zweck einer Entscheidung über die größere oder geringere Augenzuträglichkeit einer der beiden Schriftarten ist also mit dieser Bemerkung Vogts so wenig gewonnen, wie mit allen anderen bisher publizierten Ansichtsäußerungen über diesen wichtigen Punkt; es handelt sich eben bei ihnen allen lediglich um Behauptungen oder um unwesentliche Momente, der zwingende Beweis dagegen steht noch aus, die Frage ist also noch eine absolut unentschiedene.

Eine uns neue Entdeckung, deren Priorität unseres Wissens Herr W. Kirchbach für sich in Anspruch nehmen darf, ist die, daß die Antiquaschrift „leider das Einschmuggeln von Fremdworten außerordentlich begünstigt". Den Beweis für die Richtigkeit ist uns freilich der Entdecker leider schuldig geblieben. — Das in der That bedauerliche und stetig anwachsende Eindringen unnützer Fremdwörter (oder „Fremdworte", wie Herr Kirchbach sagen würde) dürfte vielmehr auf zwei andere Gründe zurückzuführen sein. Einmal auf die so außerordentliche Steigerung, welche der Verkehr der Angehörigen verschiedener Nationen unter einander in den letzten Jahrzehnten erfahren hat und die ja noch immer fortschreitend sich entwickelt; sodann auf den wachsenden Einfluß der Zeitungslitteratur. Unsere Zeitungsredakteure werden durch die rücksichtslose Macht der Konkurrenz gezwungen, stets schnell, ja oft fast mit Dampfkraft zu schaffen, zu schreiben. Darunter leidet natürlich

vielfach sowohl Stil wie Sprachreinheit; der Redakteur hat eben nur zu häufig nicht die Zeit, nach diesen beiden Richtungen hin zu feilen oder auch nur länger zu überlegen; mit noch nasser Tinte wandert der oft in fliegender Eile hingeworfene Artikel in die Druckerei. Da bleibt gar manches Fremdwort, das aus ausländischen Blättern entnommen wurde oder sonst bequem sich darbot, unverdeutscht — und je stärker täglich der Einfluß der Tagespresse wird, desto mehr gänzlich überflüssige Fremdwörter dringen in weitere Kreise unseres Volkes ein. Nun werden aber gerade diese Zeitungen, die oft unsere wahren Sprachverderber sind, im Deutschen Reich vielleicht ausnahmslos mit den sogenannten deutschen Lettern gedruckt, wie auch Karl Vogt selbst betont. Ob auch hierin W. Kirchbach eine Stütze seiner Behauptung, daß „die Fremdworte die getreuesten Schildknappen der Antiquaschrift" seien, entdecken wird, ist uns zur Zeit noch unbekannt.

Wollen wir kurz die heutige Sachlage des Kampfes für und wider die Lateinschrift in den wesentlichsten Zügen zusammenfassen, so wären etwa folgende Punkte zu betonen.

Einen eigentlich beweiskräftigen, weil einfach unbestreitbaren Grund haben bis jetzt nur die Freunde der Lateinschrift ins Gefecht geführt: den nämlich der offenbaren Zeitersparnis, welcher sich nicht etwa nur die Ausländer beim Erlernen unserer Sprache, sondern in erster Linie unsere eigene schulpflichtige Jugend zu erfreuen haben wird, wenn einst die Nötigung zur Erlernung der Frakturschrift fortfallen sollte. Natürlich handelt es sich hierbei in erster Linie nur um die Schreib-, nicht um die Drucklettern; die Kenntnis der „deutschen" Drucklettern bleibt uns nach wie vor eine Notwendigkeit. — Die Frage der größeren Schönheit ist für beide Teile unseres Erachtens naturgemäß überhaupt unentscheidbar. — Über den wichtigsten Punkt, die größere oder geringere Förderung der Kurzsichtigkeit, ist beweiskräftiges Material von keiner der beiden Seiten vorgebracht. — Der Versuch, den Gebrauch der „deutschen" Lettern mit dem deutschen Patriotismus zu verketten, wird, so nutzlos er ist, auch heute leider noch erneut. Als seine letzte Konsequenz dürfte Kirchbachs Aufforderung erscheinen, statt der Annahme der ja unleugbar bei den meisten Kulturvölkern herrschenden Lateinschrift vielmehr unsere Schrift den „anderen Völkern aufzunötigen"; wollte man derlei Auslassungen ernsthaft nehmen, so müßte man sich in der That erstaunt fragen, wie wir dann ohne Schädigung unseres Patriotismus unsere altgewohnte Elle, Fuß und Zoll gegen das französische Maß- und Gewichtssystem eintauschen konnten! Die Hoffnung auf einen internationalen Null-Meridian könnten wir dann nur gleich begraben.

Neue und zugleich verwertbare Gründe sind auch in dem neuesten Stadium des Kampfes von keiner Seite den alten bekannten Behauptungen hinzugefügt. Es ist, wie gesagt, nicht unwahrscheinlich, daß der Streit jetzt durch den „Verein für Lateinschrift" ein energischeres und rascheres Tempo annehmen wird. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß man auf beiden Seiten bestrebt sein möge, streng sachlich zu bleiben. Dazu ist vor allem erforderlich, daß beide Teile vermeiden, durch Hereinziehen fremder Momente die klare Beurteilung zu trüben. Die Frage der großen Anfangsbuchstaben und die einer „Weltsprache", welche beide Herr Kirchbach herbeizog, haben mit Latein- oder Frakturschrift an sich nichts zu thun, ebensowenig wie die des Miniaturdrucks!

W. Grimm.



Die Entscheidungen des Reichsgerichtes für den Buchhandel.

Von einem Leipziger Juristen.

4.

Über die dem säumigen Kontrahenten zu gewährende Nachfrist.

Wenn nach unsrem deutschen Handelsrecht der Verkäufer mit der Übergabe im Verzuge ist, so stehen dem Käufer, der die Ware nicht zur rechten Zeit erhält, mehrfache Wege zu Gebote, sich schadlos zu halten. Er kann nämlich entweder die Erfüllung und außerdem noch Ersatz des Schadens, welcher ihm etwa aus einer verspäteten Lieferung erwachsen sein könnte, oder auch statt der Erfüllung überhaupt Schadensersatz wegen Nichterfüllung fordern, oder von dem Vertrage so abgehen, als ob derselbe zwischen ihm und dem säumigen Kontrahenten überhaupt nicht bestanden hätte. (Art. 355 des H. G.-B.) Will jedoch der Käufer statt der bisher unterbliebenen Erfüllung, indem er auf diese nunmehr verzichtet, Schadensersatz wegen Nichterfüllung fordern, oder überhaupt von dem Vertrage abgehn, als ob derselbe nicht bestanden hätte, so muß er dies dem andren Kontrahenten, also dem säumigen Lieferanten, anzeigen, und, wenn die Natur des Geschäftes dies zuläßt, noch eine den Umständen angemessene Frist zur Nachholung des Versäumten gewähren. (Art. 356 des H. G.-B.) Die letztere Bestimmung ist es, auf welche säumige Verkäufer sich gern zu stützen pflegen, und welche deshalb auch dem Reichsgericht bereits Stoff zu seinen Entscheidungen geliefert hat.

Ein Verlagsbuchhändler bestellte bei einem Papierhändler 100 Zentner Druckpapier und zwar lieferbar in zwei Posten à 50 Zentner; die erste Post lieferbar Oktober, die zweite November. Der Papierhändler lieferte indessen nicht, und am 9. November zeigte der Buchhändler ihm durch Telegramm und Brief an, daß er überhaupt vom Vertrage zurücktrete, da er gezwungen gewesen sei, wegen des Er-

füllungsverzugs des Papierhändlers anderweitig abzuschließen. Der Papierhändler berief sich jedoch auf die gemäß Art. 356 des H. G.-B. zu gewährende Nachfrist und klagte auf Abnahme der Waren und Preiszahlung. Das Reichsgericht, das sich mit einem analogen Falle zu beschäftigen gehabt hat, entscheidet nun in dieser Hinsicht, daß das Verlangen des Klägers, daß ihm der Buchhändler habe noch eine Nachfrist gewähren müssen, unberechtigt sei. Die 50 Zentner Papier waren im Oktober zu liefern, Kläger war also mit dem Ablauf des Monats Oktober im Verzug, und die Nachfrist mußte ihm nur gewährt werden, wenn es „die Natur des Geschäftes" zuließ. Was ist aber unter „Natur des Geschäftes" hier zu verstehen? Nach den Entscheidungen des Reichsgerichts kommt es darauf an, ob die konkreten Umstände in ihrer Gesamtheit die Bewilligung einer Nachfrist verbieten, oder gestatten, was der richterlichen Beurteilung unterliegt. Wo natürlich der Käufer unter allen Umständen bis zu der abgelaufenen Frist geliefert erhalten mußte, weil er sonst selbst in Schaden geriet und wegen Nichtlieferung also nun mit einer andren Firma abschließen mußte, wie z. B. im vorerwähnten Falle, kann von einer Nachfrist selbstverständlich nicht mehr die Rede sein. Auch da nicht, wo der Käufer, wenn er die Waren nach Verlauf einer etwa noch gewährten Nachfrist zwar noch verwenden, aber doch nicht zu dem Zwecke verwenden könnte, zu dem sie ursprünglich bestimmt waren. Es dürfen, um es kurz zu sagen, eben keine berechtigten Interessen des nichtsäumigen Kontrahenten verletzt werden.

5.
Über den Selbsthilfeverkauf.

Wenn der Käufer einer Ware mit der Zahlung des Kaufpreises im Verzuge und die Ware selbst noch nicht übergeben worden ist, so hat der Verkäufer die Wahl, ob er die Erfüllung des Vertrages und Schadenersatz wegen verspäteter Erfüllung verlangen oder aber statt der Erfüllung die Ware für Rechnung des Käufers verkaufen (Selbsthilfeverkauf) und Schadenersatz fordern, oder ob er von dem Vertrage abgehen will, gleich als ob derselbe nicht geschlossen wäre. So bestimmt Artikel 554 des H. G.-B. Wir wollen unsere weitere Betrachtung zunächst nur dem in dieser Bestimmung enthaltenen sogenannten Selbsthilfeverkauf widmen, der dem Reichsgericht wiederholt Grund zu eingehender Untersuchung gegeben hat. Der angezogene Gesetzesparagraph bestimmt nun aber weiter, daß ein Selbsthilfeverkauf im vorliegenden Falle nur unter Berücksichtigung der Vorschriften in

§ 343 des H. G.-B. vorgenommen werden kann, die auch dann innegehalten werden müssen, wenn etwa das sonstige bürgerliche Recht einen formlosen Verkauf bei solchen Gelegenheiten gestatten sollte. Die Vorschriften des § 343 gehen aber dahin: „Ist der Käufer mit der Empfangnahme der Ware im Verzuge, so kann der Verkäufer die Ware auf Gefahr und Kosten des Käufers in einem öffentlichen Lagerhause oder bei einem Dritten niederlegen. Er ist auch befugt, nach vorgängiger Androhung die Ware öffentlich verkaufen zu lassen; er darf, wenn die Ware einen Börsenpreis oder einen Marktpreis hat, nach vorgängiger Androhung den Verkauf auch nicht öffentlich durch einen Handelsmakler oder in Ermangelung eines solchen durch einen zu Versteigerungen befugten Beamten zum laufenden Preise bewirken. Ist die Ware dem Verderben ausgesetzt, und Gefahr im Verzuge, so bedarf es der vorgängigen Androhung nicht." Mit diesen Bestimmungen hatte sich das Reichsgericht zu beschäftigen, als folgender Fall vor sein Forum kam: Der Beklagte hatte von der Klägerin ein Quantum Ware, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt abzunehmen, gekauft. Die Abnahme erfolgte jedoch nicht, und der Verkäufer drohte mit Versteigerung der Ware. Da noch immer keine Abnahme der Waren erfolgte, so wurden die Waren durch einen Notar öffentlich versteigert, bei welcher Auktion der Verkäufer durch Höchstgebot seine eigne Ware wiedererwarb, jedoch zu einem weit geringeren Preis, als sie der Beklagte gekauft hatte. Nun klagte der Verkäufer auf die Differenz zwischen dem vereinbarten Preise und dem dafür in der Versteigerung erlösten, sowie auf Ersatz der Versteigerungskosten. Der Beklagte wandte jedoch dagegen ein, daß die vorgenommene Versteigerung nicht als für seine Rechnung geschehen anzusehen sei. Das Reichsgericht hatte nun, nachdem der Prozeß den Instanzenzug durchgemacht, folgende Rechtsfragen zu prüfen:

1) Braucht der mit der Annahme säumige Käufer einen vom Verkäufer vorgenommenen Selbsthilfeverkauf als sich gegenüber rechtswirksam anzuerkennen, wenn der Verkäufer selbst als Käufer aufgetreten ist? Es ist nicht nur nach positiven Rechtsvorschriften, führt das Reichsgericht aus, unzulässig, sondern an sich undenkbar, daß eine Person in eignem Namen handelnd mit sich selbst als einem ebenfalls in eignem Namen Handelnden einen Vertrag abschließen, also daß jemand seine eigne Sache kaufen kann, auch wenn die fragliche Person, sei es als Verkäufer, sei es als Käufer, durch einen Stellvertreter handelt. Bietet der Verkäufer in einer Auktion, so erklärt er damit, dem Vorbieter die Sache nicht

um das von demselben gestellte Gebot ablassen zu wollen und wird dem Verkäufer die Sache auf sein Gebot zugeschlagen, so hat er dieselbe damit aus der Auktion zurückgezogen, nicht aber gekauft. Schließt der Handelsmakler, welchem der Verkauf der Ware übertragen ist, mit dem Verkäufer einen Kauf ab, so ist damit der Verkaufsauftrag nicht erfüllt, sondern zurückgegeben und zurückgenommen. Es scheint also auf den ersten Blick, daß der Selbsthilfeverkauf in dem erwähnten Falle nicht zur Ausführung gekommen ist, da der Verkäufer durch die Erstehung in der Auktion eben nur seinen Verkaufsauftrag zurückgenommen, nicht aber gekauft hat. Man kann auch in solchem Falle nicht sagen, daß der Versteigerer als ein Vertreter des Käufers, der in Annahmeverzug stehe, anzusehen sei, und letzterer die Waren veräußere, da das Gesetz dem Verkäufer das Recht des Verkaufs für Rechnung des Käufers als eignes Recht gibt und ihm nicht etwa nur die Wahrung der Interessen des Käufers im Falle des Verzuges desselben zuweist. Der Verkäufer kann daher den Auktionator und den Handelsmakler nur beauftragen, in seinem, des Verkäufers, Namen zu verkaufen, wenn der Auktionator auch gebunden ist, die Interessen des Käufers vermöge seiner öffentlichen Stellung zu wahren. Allein der vorliegende Fall kann auch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Man muß zunächst davon ausgehen, daß die Bestimmungen, daß die Waren, wenn sie nicht einen Börsen- oder Marktpreis haben, in öffentlicher Weise versteigert werden müssen, im Interesse des Käufers gemacht worden sind, aber nicht zu dem Zwecke, daß durch die Versteigerung nun auf jeden Fall die Waren *verkauft* werden müßten, sondern nur um zunächst *festzustellen*, daß kein höherer Preis hat erzielt werden können. Bei der Auktion wird der erreichbar höchste Preis durch das Höchstgebot constatiert und desgleichen constatiert der gemäß seiner Amtspflicht und auf Grund seiner Erfahrung handelnde Handelsmakler den angemessenen Verkaufswert marktgängiger Ware. Gleichgiltig ist es für diese Ermittelung, von wem das Höchstgebot ausgegangen, oder von wem der dem Handelsmakler als angemessen erscheinende Preis geboten ist, ob von einem Dritten oder vom Verkäufer selbst. Nicht die *Veräußerung* der Ware durch eine Auktion oder durch einen Handelsmakler, sondern die *Vornahme* einer Auktion oder das Ausbieten durch einen Handelsmakler zum Zweck der *Konstatierung des erreichbaren höchsten Gebotes* ist der Zweck der gesetzlichen Vorschrift. Daß man diese Auffassung aber als die richtige betrachten *muß*, geht schon aus dem Umstand hervor, daß wenn z. B. wirklich ein *Verkauf* stattfinden

müßte, und die Ware sich nun einmal thatsächlich nicht verkaufen ließe, weil sich eben ein Käufer nicht finde, der Verkäufer seines Rechtes der Schadensersatzklage gegen den säumigen Käufer verlustig gehen würde, da sich der gehabte Schaden nicht berechnen ließe. Und wie, wenn sich der Verkauf an einen Dritten nicht bewerkstelligen ließe, und auch die Möglichkeit, die Ware bei einem Dritten auf Kosten des Käufers zu hinterlegen nicht vorhanden wäre? Der Verkäufer würde völlig ratlos dem Gesetz gegenüberstehen. „Unbedingt durchführbar," sagt die betreffende Entscheidung des Reichsgerichts, „ist die Vorschrift, die Ware öffentlich oder durch einen Handelsmakler zu verkaufen nur dann, wenn sie in dem Sinn aufgefaßt wird, daß der Verkäufer den durch die Vornahme einer Auktion oder Ausbietung der Ware durch einen Handelsmakler ermittelten, höchstmöglichen, beziehungsweise angemessenen Preis, auch ohne die Ware wirklich zu verkaufen, an deren Stelle zu setzen befugt ist."

2) Braucht der mit der Annahme säumige Käufer einen vom Verkäufer vorgenommenen Selbsthilfeverkauf als sich gegenüber rechtswirksam anzuerkennen, wenn der Verkäufer kein besonderes Interesse hatte, sich der Ware zu entäußern? Die Entscheidung des Reichsgerichtes führt in dieser Hinsicht aus, daß das Gesetz dem Verkäufer das Recht des Selbsthilfeverkaufs schlechthin gibt, sobald Empfangsverzug des Käufers eingetreten ist. Ein besonderes Interesse des Verkäufers daran, sich der Ware zu entäußern, braucht nicht vorhanden zu sein. Mag die fernere Aufbewahrung der Ware den Verkäufer thatsächlich nicht belästigen, oder mag er im Stande sein, sich der Bewachung der Waren durch Deposition auf Kosten des Käufers zu entschlagen, mag die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden sein, der Käufer werde später noch abnehmen, und mögen Verluste aus dem Abnahmeverzug nicht zu befürchten sein, wenn z. B. der Kaufpreis bereits gezahlt oder sicher gestellt ist, immer bleibt dem Verkäufer bei Abnahmeverzug das Recht des Selbsthilfeverkaufes zuerkannt. Ferner ist daran festzuhalten, daß der Verkäufer den Selbsthilfeverkauf zunächst doch in eignem Interesse vornimmt, wenn es auch gesetzlich so geregelt worden ist, daß dabei die Interessen des säumigen Käufers in jeder Hinsicht gewahrt bleiben. Daß diese Regelung nicht doloser Weise umgangen werde, dafür haftet der Verkäufer, eine weitere Sorgfalt im Interesse des Käufers liegt ihm jedoch keineswegs ob.

3) Braucht der mit der Annahme säumige Käufer einen vom Verkäufer vorgenommenen Selbsthilfeverkauf als sich

gegenüber rechtswirksam anzuerkennen, wenn der Verkauf nicht an dem Orte, an welchem die Ware sich befindet, vorgenommen ist? Der Selbsthilfeverkauf, antwortet die Entscheidung des Reichsgerichts, wird allerdings in der Regel an demjenigen Orte vorzunehmen sein, an welchem sich die Ware befindet. Allein daraus folgt nicht, daß der Verkauf in unmittelbarer körperlicher Nähe der Ware stattfinden muß; es entspricht vielmehr dem Sinne des Gesetzes, wenn der Verkauf an demjenigen Platze vorgenommen wird, welcher sich als Markt für die an dem betreffenden Orte lagernden Waren darstellt. Im vorgenannten Beispiel war nach diesen Grundsätzen also der klagende Verkäufer in seinem Rechte.

6.

Begriff des Verlegers? Ist Derjenige, welcher eigene Werke verlegt, Kaufmann im Sinne des Handelsgesetzbuches?

Über diese oft ventilierten Fragen gibt das Reichsgericht folgende Entscheidung: Ein gedrucktes Buch stellt sich weder als bearbeitetes oder verarbeitetes Papier, noch als verarbeitetes Manuskript dar. Weder der Erwerb des Druckpapiers, noch der Erwerb des Manuskriptes erscheint darum als Anschaffung einer Sache, um dieselbe bearbeitet oder verarbeitet weiter zu veräußern, in welchem Falle der Verleger nach Artikel 271, Nr. 1 ohne Weiteres Kaufmann sein würde, gleichviel ob er dies als Gewerbe betriebe oder nicht. Das Buch als solches, d. h. mit Rücksicht auf seinen Inhalt aufgefaßtes, ist eine Verkörperung des Inhaltes, also kein aus Rohstoffen hergestelltes Fabrikat, sondern eine Neuschöpfung. Der Verleger ist nicht Fabrikant, sondern Urproducent. Er würde mithin nicht ohne weiteres Kaufmann sein, wenn nicht Artikel 272, Nr. 5 weiter bestimmte: „Handelsgeschäfte sind, wenn sie gewerbemäßig betrieben werden, die Verlagsgeschäfte, sowie die sonstigen Geschäfte des Buch- und Kunsthandels, ferner die Geschäfte der Druckereien, sofern nicht ihr Betrieb nur ein handwerksmäßiger ist." Nur durch diese aus Zweckmäßigkeitsgründen gegebene Bestimmung wird der Verleger zum Kaufmann. Die wesentliche Thätigkeit des Verlegers besteht darin, daß er die zur Herstellung des Buches erforderlichen Arbeiten vornimmt oder vornehmen läßt und das hergestellte Buch zum Verkauf ausbietet, daß er das Buch „veröffentlicht". Sowie es einerseits gleichgiltig ist, ob er das zu bedruckende Papier anschafft oder selbst herstellt, und ob er den Druck selbst vornimmt oder durch andere vornehmen läßt, so ist es auch gleichgiltig, woher er den Inhalt des veröffentlichten Buches entnimmt. Allerdings pflegt ein Verleger auch vielfach

Verträge über die Gewährung des Manuskriptes abzuschließen und diese Verträge (Verlagsverträge) gehören als solche zu den Verlagsgeschäften. Allein einen notwendigen Bestandteil der Thätigkeit eines Verlegers bildet der Abschluß solcher Verträge nicht. Auch derjenige, welcher den Inhalt des von ihm veröffentlichten Buches einem Schriftwerke entnimmt, welches er nicht durch einen Verlagsvertrag erworben hat, nimmt nichtsdestoweniger durch die Veröffentlichung des Buches ein Verlagsgeschäft vor. Ob diese Entnahme des Inhalts aus dem Schriftwerk eine berechtigte ist, oder einen Eingriff in bestehende Urheberrechte enthält, ist für die vorliegende Frage gleichgiltig. Auch der Nachdrucker ist Verleger des nachgedruckten Buches. Hiernach kann es auch den Begriff des Verlagsgeschäftes nicht berühren, wenn der ein Buch veröffentlichende selbst dessen Urheber ist. Auch der Selbstverlag ist Verlag. Nur dann, wenn die Eigenschaft des Verlagsgeschäftes als Handelsgeschäft auf Artikel 271, Nr. 1 des H.-G.-B. zurückzuführen wäre, wenn also der Inhalt des veröffentlichten Buches (das Manuskript) als Rohmaterial, das Buch als Fabrikat erschiene, könnte überhaupt die Frage, ob der Inhalt (das Manuskript) „angeschafft" worden sei, oder nicht, aufgeworfen werden.

Nach Artikel 272, Nr. 5 des H.-G.-B. wird aber der Verleger immer nur Kaufmann, wenn er die Verlagsgeschäfte gewerbsmäßig betreibt. Dafür freilich, ob ein gewerbsmäßiger Betrieb vorliegt, oder nicht, können keine festen Merkmale aufgestellt werden, es sind die Umstände des einzelnen Falles zu untersuchen. In der Veröffentlichung eines einzigen (periodisch oder in einer großen Anzahl von Lieferungen erscheinenden) Werkes kann ein gewerbsmäßiger Betrieb liegen, während trotz der Veröffentlichung mehrerer Werke dieses Moment unter Umständen vermißt werden kann. In betracht kommt namentlich der Umfang und die Art und Weise des Betriebes, sowie der Umstand, ob der Verleger dauernde Anstalten zur Betreibung der Geschäfte errichtet hat. Von Bedeutung ist auch der Umstand, ob der Verleger selbst seinen Betrieb durch Annahme einer Firma u. s. w. als gewerbsmäßigen bezeichnet hat, z. B. durch Benutzung von Formularen mit der Aufschrift „Deutsche Verlagsanstalt". Dies gilt sowohl für den Verleger von anderen verfaßter Werke, als für denjenigen, welcher die veröffentlichten Bücher selbst verfaßt hat, und wenn aus naheliegenden Gründen der Verlag fremder Werke meist als gewerbsmäßiger vorkommt, während bei Selbstverlag das Requisit der Gewerbsmäßigkeit häufig fehlt, so ist doch dieses rein statistische Verhältnis für die Beurteilung des einzelnen Falles ohne Bedeutung.

Deutsche Buchhändler.

5.

Johann Friedrich Hartknoch.

Von

Julius Eckardt.

Dem Werke „Jungrussisch und Altlivländisch“ (Leipzig, Duncker und Humblot) mit Bewilligung des Verfassers und Verlegers entnommen.

Wilhelm Henckel in München.

Johann Friedrich Hartknoch wurde am 28. September 1740 (vier Jahre früher als Herder, ein Jahr früher als Hippel, zehn Jahre später als Hamann und sechszehn Jahre später als Kant) zu Goldap in preußisch Litthauen, wo sein Vater die bescheidenen Ämter eines Thorschreibers, Organisten und Stadtmusikus in sich vereinigte, geboren. Dieselbe Landschaft, welcher seine oben genannten vier berühmten Zeitgenossen entstammen und die als Wiege der preußischen Monarchie eine beträchtliche Rolle in der Geschichte der letzten Jahrhunderte gespielt hat, Ostpreußen war seine Heimat. Aber das Glück, dieser Provinz der Monarchie Friedrichs des Großen anzugehören und die Landsmannschaft des großen Philosophen zu teilen, der sich mit seinem Könige in die Herrschaft über die Gemüter der damaligen Deutschen teilte, war gerade in den Tagen, da unser Hartknoch geboren wurde, ein höchst zweifelhaftes. Von Alters her ist Ostpreußen nicht nur ein Stiefkind der Natur und des Glücks, sondern auch ein Stiefkind der preußischen Monarchie gewesen. Weit ab von den Mittelpunkten deutscher Kultur belegen, von litthauischen und polnischen Einflüssen umgeben und schon durch die nationalen und religiösen Verschiedenheiten unter seinen Bewohnern an freier Entwickelung behindert, dazu von der Kargheit der nordischen Natur nur ärmlich genährt, lange Zeit ohne Handelsaufschwung und Großindustrie, hat Ostpreußen immer Mühe gehabt mit den übrigen Teilen des preußischen Staates Schritt zu halten; es war ein Vorposten, in gewissem Sinne eine Kolonie

Deutschlands geblieben, zu dem es auch politisch bis in die jüngste Vergangenheit nicht gezählt hat. Energie und sittlicher Ernst waren zwar immer die Zierden der Bürger dieses Landes gewesen, das eine lange Reihe stolzer Namen aufzuweisen hat, aber das Landvolk galt namentlich in den von Litthauern bewohnten Distrikten für apathisch und wenig bildungsfähig; es war durch materielle Not von höheren Bestrebungen zurückgehalten und der städtischen Bevölkerung und deren Interessen fremd geblieben. Selbst die Regierungszeit Friedrichs des Großen, die mit dem Geburtsjahr unseres Hartknoch begann, und von welcher für fast alle Provinzen Preußens eine neue Zeitrechnung datiert, ist für Ostpreußen ziemlich unergiebig, ja von mancherlei peinlichen und trüben Erinnerungen begleitet gewesen. Während des siebenjährigen Krieges fiel diese Provinz für mehrere Jahre in die Hände der russischen Sieger und es blieb lange zweifelhaft, ob der schwarze Adler im weißen Felde jemals wieder von ihren Türmen wehen werde. Neben den Lasten des Krieges und der Unbill des Feindes, die trotz der humanen Bestrebungen des russischen Obergenerals nicht ausblieb, hatte die unglückliche Landschaft noch die volle und dazu völlig unbegründete Ungunst des großen Königs zu tragen, an welchem ihre Bewohner nichtsdestoweniger mit Begeisterung und opferfreudiger Treue hingen. Der König konnte es Zeit seines Lebens nicht verwinden, daß die Bewohner des preisgegebenen Landes der Notwendigkeit gehorcht und, wenn auch mit blutendem Herzen, der fremden Krone gehuldigt hatten. „Als die Provinz Preußen", heißt es in Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit (B. 4, S. 268) „im siebenjährigen Kriege gezwungen wurde, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen und mehrere Jahre dem russischen Reiche einverleibt blieb, vermochten die Beamten der Landschaft dennoch unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunst wurde angewendet, die Transporte durchzubringen. Viele waren im Geheimnis, nicht ein Verräter darunter; verkleidet stahlen sie sich mit Lebensgefahr durch die russischen Heere. Und sie merkten, daß sie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte seine Ostpreußen überhaupt nicht leiden, er sprach geringschätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, sein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer seiner jungen Offiziere zwischen Memel und Weichsel geboren sei, und nie betrat er seit dem Kriege ostpreußisches Gebiet."

Unter dem Druck dieser ungünstigen freudlosen Verhältnisse war ein hartes, pflichtstrenges und ernsthaftes Geschlecht aufgewachsen, in

dem sich die volle Energie und der sittliche Ernst, aber auch die Unliebenswürdigkeit und Barschheit des altpreußischen Staatswesens wiederspiegelte. „Nicht raisonnieren", „aushalten", „seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit thun", das waren die Hauptmaximen der einfachen Philosophie dieses Menschenschlages, sie wurde der Jugend schon auf der Schulbank eingeprägt, wenn nötig eingeprügelt, den Erwachsenen bis an das Lebensende unerbittlich wiederholt. Hier war der kategorische Imperativ bekannt und in die Praxis eingeführt, längst bevor Kant ihn aus der Vernunft abgeleitet und in sein System gebracht hatte, und in der Franzosenzeit haben die Ostpreußen zu beweisen gewußt, daß die Lehre des Philosophen aus dem tiefsten Innern ihres Volkstums geschöpft war.

Von der Jugend des Goldaper Thorschreiber-, Organisten- und Stadtpfeifersohnes Johann Friedrich Hartknoch wissen wir wenig mehr, als was der alte Hupel in dem Gedenkblatt berichtet hat, welches in seinen Nordischen Miszellaneen abgedruckt ist: daß es dem guten Manne, der dieses Sohnes Vater war, schwer geworden, sich durch die Welt zu helfen, daß er aber nichtsdestoweniger, was er irgend vermocht, auf die Erziehung des Knaben gewandt und daß er denselben der Aufsicht eines treuen Lehrers, Namens Seckersdorf, übergeben. Die Verhältnisse, unter denen Hartknochs berühmte Landsleute und Zeitgenossen, der Weber- und Glöcknerssohn Herder und der Pastorssohn Hippel erwuchsen, ermöglichen uns aber eine annähernde Vorstellung von der Existenz eines ostpreußischen und dazu halb-litthauischen Städtchens und derer, denen das Los zufiel, in ihm während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geboren und erzogen zu werden.

Eine flache, von Sümpfen, kleinen Seeen und Sandhügeln zerrissene Landschaft, ein rauhes, im Winter hartes Klima, Menschen, die zur Hälfte breites, unschön klingendes Deutsch, zur Hälfte den südlitthauischen Dialekt sprachen, sich von Landwirtschaft, Moorkultur, Flachs- und Weizenbau nährten, meist zu arm waren, um einen Betrieb im großen zu führen und auf irgend etwas Anspruch zu erheben, was zum Schmuck des Lebens gehört, denen das Leben im eigentlichsten Sinne des Wortes zwischen Arbeit und Gebet verging — das waren die Verhältnisse, unter denen der Goldaper Bürgerssohn seine Jugend verbrachte. „Die Armut sieht aus vielen Gebäuden mit hohlen Augen hervor", heißt es in einem Bericht über die Wohnungen in der Heimat Herders, und wir haben allen Grund, die Geltung desselben auch auf Goldap ausgedehnt zu denken. Von den Geldverhältnissen gewinnt man eine Vorstellung nicht eben erbaulicher Art, wenn man

erfährt, daß der Rektor von Mohrungen, nach dem Pastor die erste Person am Ort, nur 233 Thaler 8 Groschen Gehalt bezog und dennoch nicht wagen konnte, ein Schulgeld zu erheben, „da die meisten Einwohner zu arm waren, um ihre Kinder zur Schule anzuhalten“, und leicht bewirkt werden konnte, „daß sich die Feindschaft zwischen Schule und Schülern vermehrte“. Die Zucht war, wie es in dem Lande und der Zeit des ehernen Militärregiments nicht anders sein konnte, eine barbarisch strenge; selbst Kant, der Sohn des wohlhabenden Königsberger Sattlers, dem das Glück zu teil geworden war, jenes Collegium Fridericianum zu besuchen, in dem das mildere Regiment der Halleschen Pietisten waltete, pflegte in alten Tagen zu erzählen, „daß ihn jedes Mal Schrecken und Bangigkeit überfiele, wenn er an die Jugendsklaverei seines Schullebens zurückdächte“, Hippel vergleicht diese Lebensperiode „den ägyptischen Dienstjahren der Kinder Israel“, und Herder wurde die Blödigkeit und Unsicherheit, die ihm das Schuljoch zur zweiten Natur gemacht hatte, nur sehr langsam und mühsam in Riga los. Das Leben wurde hier wie ein erbarmungsloses Fatum angesehen, dessen Ernst man nicht früh genug kennen lernen konnte — daß der Mensch auch auf Freuden Anspruch haben könne, kam dem Geschlecht kaum in den Sinn, dem das Lehramt mit Bakel und Karbatsche, der Kriegsdienst mit Gassenlaufen und Krummschließen, die Rechtspflege mit der Folter identisch war.

Aber es war ein mannhaftes, pflichttreues und unbeugsames Geschlecht, das aus dieser harten Schule hervorging, wenn es Widerstandsfähigkeit genug besaß, um durch dieselbe nicht gebrochen zu werden.

Von Kindheit auf an Not, Entbehrung und Thätigkeit gewöhnt, zeigten die in jener Zeit aufgewachsenen Jünglinge nicht selten schon als halbe Knaben die Umsicht und Festigkeit von Männern. Auch Johann Friedrich Hartknoch sollte reichliche Gelegenheit haben, diese Eigenschaften zu bethätigen. Sechszehn Jahre alt, kam er nach Königsberg, um daselbst Theologie zu studieren. „Der Vater konnte für ihn nichts weiter thun: er überließ ihn nun seinem Schicksal und Talent. In einem Alter, wo die meisten Studierenden noch weder den Wert der Zeit, des Geldes noch der Kenntnisse zu schätzen wissen, wandte der Jüngling nicht nur großen Fleiß auf die Wissenschaften, sondern erwarb sich auch durch Unterricht im Lesen und in der Musik, mit welcher er von Kindheit an vertraut war, auf die mühsamste Art die Mittel zum Studieren. Diese Notwendigkeit, mit Geld und Zeit genau Haus zu halten, hat ihm sein ganzes übriges Leben hindurch sehr gute

Dienste geleistet; indessen legte er damals auch in seinen Körper den Keim zu der Krankheit, die ihn der Welt zu früh entriß. Denn die Besorgnis, bei seinen in der weitläufigen Stadt sehr zerstreut wohnenden Schülern nicht etwa zu spät zu erscheinen und dadurch einige Minuten zu versäumen, jagte ihn oft bis zur Atemlosigkeit von einem Ende der Stadt bis zum andern."

Das ist im wesentlichen alles, was wir aus den Miszellaneen von Hartknochs Studienjahren erfahren. Von dem Studentenleben, das gerade damals in der alt-preußischen Hauptstadt besonders wilde und lustige Wellen schlug und in welchem die Kurländer, wie wir durch Hippel wissen, die Hauptrolle spielten, hat der bescheidene, auf mühsamen Privatunterricht angewiesene Theologe schwerlich etwas zu sehen bekommen. Desto größer war der Einfluß, den die Lehrer auf ihn übten, zu deren Füßen er damals saß. Wenige Monate, bevor Hartknoch das akademische Bürgerrecht erworben, hatte sich Herr Magister Immanuel Kant, bis dazu Hauslehrer in verschiedenen ehrbaren Häusern seiner Vaterstadt, als Privatdozent für Logik, Metaphysik, Physik und Mathematik habilitiert und mit ihm trat Hartknoch, obgleich Amanuensis des Ordinarius für Philosophie Herrn Dr. Buck, bald in Beziehungen, die sich bis zum Tode des großen Denkers erhielten. Theologie hat er wahrscheinlich bei dem Wolfianer Schultz gehört, einem der namhaftesten Lehrer der Königsberger Hochschule und nach Hippels Zeugnis dem talentvollsten aller Schüler Wolfs. Mit Hippel scheint Hartknoch damals nicht bekannt geworden zu sein, Herder kam erst nach Königsberg, als Hartknoch bereits Buchhändler geworden war. Zu freiem Freundesverkehr mag der arme Goldaper Theologe übrigens wenig Zeit gehabt haben: er mußte seine Zeit zwischen Kollegienbesuch und Unterrichtgeben teilen und „konditionierte" außerdem als Hauslehrer im Hause des Härings-Wrakers Weißen, später bei seinem Patron, dem Professor Buck. Seine übrigen Verbindungen wurden wesentlich dadurch beeinflußt, daß er, noch nicht 19 Jahre, in den Freimaurer-Orden trat, dessen eifriges Mitglied er bis an sein Lebensende geblieben.

Die wichtigste und folgenreichste Bekanntschaft, welche Hartknoch während seiner Studien- und Hauslehrerjahre machte, war aber die des Buchhändlers Kanter, eines angesehenen, gebildeten und humanen Mannes, der mit allen Gelehrten der ostpreußischen Universitätsstadt in Beziehung stand und dessen Name uns fast auf jeder Seite der Jugendgeschichte Hippels, Herders und Hamanns begegnet. Kanters Buchladen scheint der Hauptsammelplatz der schönen Geister und auf-

steigenden Größen Königsbergs gewesen zu sein, denn der liberale und bildungsfreundliche Mann gestattete seinen näheren Bekannten in großmütiger Weise die unentgeltliche Ansicht und erste Bekanntschaft seiner Bücherschätze. Er war (wie Professor v. Baczko in seinen Beiträgen zur Geschichte Königsbergs erzählt) „ein feuriger, gebildeter Mann, mit regem Sinn für alles Gute", dabei höchst thätig und betriebsam, zugleich Lotterie-Direktor, Buchhändler, Kunstfreund, Kunsthändler und Herausgeber der Königsberger gelehrten Zeitung. „Jeden Posttag wurden die neu angekommenen litterarischen Produkte auf einen großen Tisch gelegt und viele Gelehrte kamen, teils um sich hiervon zu unterrichten, teils um einige Augenblicke in angenehmer Unterhaltung zu verbringen, gegen 11 Uhr in diese Buchhandlung, wo sich auch mancher junge Studierende einfand und, sobald er nur Fähigkeit und Kenntnisse verriet, von Kanter mit Wohlgefallen behandelt wurde." — „Bei Kantern", erzählt Hippel, „lernte ich Scheffner kennen, als ich Scarrons komischen Roman zurückbrachte"; Kanter war ein Freund Hamanns, an Kanter wurde Herder empfohlen, als er die Universität bezog — Kanter war es, der auch auf Hartknochs Lebensgang entscheidenden Einfluß gewann. Er hatte dem fleißigen und leselustigen Jüngling gestattet, zu ihm zu kommen, so oft dieser wollte, und zu lesen, was er wollte. Als er im Jahre 1761 nach Leipzig zur Ostermesse reiste, übertrug Kanter Hartknoch die interimistische Leitung seines Geschäfts und dieser wußte das ihm geschenkte Vertrauen so glänzend zu rechtfertigen, daß Kanter ihm nach seiner Rückkunft vorschlug, förmlich in seinen Dienst zu treten und Buchhändler zu werden. Hartknoch, dessen Eifer für die Theologie jener Zeit nicht allzu lebhaft gewesen sein mag, und dem sich Aussichten auf eine dankbarere und interessantere Laufbahn eröffneten, willigte ein und arbeitete zwei Jahre als Gehilfe im Kanterschen Geschäft.

Wir brauchen uns nur oberflächlich mit der damaligen Lage und Beschaffenheit des deutschen Buchhandels bekannt zu machen, um Einblick in die Schwierigkeiten, aber zugleich in die Bedeutung des Berufs zu gewinnen, dem Hartknoch sich von nun ab widmete. In den sechsziger Jahren des 18. Jahrhunderts waren Verlags- und Sortiments-Geschäft noch ungetrennte Branchen, gab es keine Lieferungen à condition und der schamlos betriebene Nachdruck, eine traurige Folge der deutschen Zersplitterung, hemmte jeden Aufschwung der litterarischen Produktion und des mit dieser eng verschwisterten Betriebes. Während heutzutage die wenigsten Verleger direkt mit dem bücherkaufenden Publikum verkehren, der Regel nach der Verleger seine Artikel durch Ver-

mittelung des Kommissionärs an den Sortimenter je nach dessen Bestellung liefert und außerdem die Einrichtung besteht, daß der Sortimenter die nicht fest bestellten Sachen zurückgeben kann, wenn sie nicht binnen Jahresfrist („bis zur nächsten Ostermesse") verkauft sind, existierten bis zum Beginn der Neuzeit höchst primäre und unpraktische Verhältnisse. Bis zu den neunziger Jahren waren die Verleger zugleich Sortimenter und umgekehrt. Zweimal jährlich kamen die deutschen Buchhändler in Leipzig zusammen, um sich über den Austausch der von ihnen verlegten Schriften zu verständigen. Bar bezahlt, überhaupt in Geld bezahlt wurde nur sehr ausnahmsweise. Ließ sich die zwischen den einzelnen bestehende Rechnung nicht sofort durch Tausch ausgleichen, so wurde der nächsten Messe die vollständige Liquidation auf demselben Wege vorbehalten.

Die Mißstände dieses Verfahrens liegen auf der Hand und trafen das lesende Publikum ebenso empfindlich, wie die Geschäftsleute. Nur größere Buchhändler, die einen ansehnlichen Verlag besaßen, waren imstande, sich mit den wichtigeren Neuigkeiten auskömmlich zu versehen und ein anständiges Lager zu halten. Hatten sie untaugliche Artikel in Verlag genommen, so fehlte ihnen das Tauschmittel zur Erwerbung solcher fremder Verlagsartikel, die auf Absatz beim Publikum rechnen konnten. Der Verleger eines guten Werks war, wenn er dasselbe vertreiben wollte, wiederum in die Alternative versetzt, entweder auf seine nächsten Kunden beschränkt zu bleiben oder seine gute Ware gegen Schund einzutauschen, den er entweder gar nicht oder doch nicht mit Ehren los werden konnte: für die jämmerlichsten und gefährlichsten Erzeugnisse des Büchermarkts war damit eine Art Zwangscours geschaffen und die ehrenwertesten und gebildetsten Buchhändler konnten der Notwendigkeit nie ganz aus dem Wege gehen, Kollegen mit großer Kundschaft ihren Schund wenigstens in einer gewissen Anzahl von Exemplaren abzunehmen. Daß die Bücherpreise dadurch von einer Anzahl der unberechenbarsten Konjunkturen abhängig und höchst ungleichartig waren, versteht sich ebenso von selbst, wie daß an eine Vertreibung über alle Teile Deutschlands nur in glücklichen Ausnahmefällen zu denken war. Das Publikum war von dem guten Willen, der Intelligenz und dem Geschick der an den einzelnen Orten lebenden Buchhändler in geradezu sklavischer Abhängigkeit. Bei dem kindlichen Zustande der damaligen Verkehrsmittel und dem Mangel an publizistischen Organen konnte es geschehen, daß man in Hamburg und Königsberg von den wichtigsten Erscheinungen der süddeutschen Litteratur gar keine oder doch nur verspätete Kunde erhielt; hatte der lokale Buchhändler auf der

letzten Messe unglücklich oder gar nicht ausgetauscht, so kostete es mehr Zeit und Geld, als die meisten Leute aufzuwenden hatten, um des gewünschten neuen Werkes habhaft zu werden. Dazu kam das Elend des Nachdrucks, der bei der Ohnmacht des Reichsverbandes und der egoistischen Isolierung der kleinen Souveraine mit der Frechheit des Straßenraubes betrieben wurde und dem Buchhändler jede weiter aussehende Spekulation, dem Schriftsteller jede Aussicht auf ein reichliches Honorar unmöglich machte. In Süddeutschland war besonders Reutlingen als Heimat litterarischer Wegelagerer berüchtigt, in Österreich lebten noch zur Zeit des Wiener Kongresses die meisten Buchhändler vom Nachdruck „im Reich" erschienener Werke, und als der treffliche Perthes im Jahre 1815 in die österreichische Hauptstadt kam, um das Rechtsgefühl der k. k. Regierung auf diesen Unfug aufmerksam zu machen und von derselben Abhilfe zu verlangen, sagte ihm der Chef des Handels-Departements, Herr von Stahel, ganz offen, die Wiener Buchhändler befänden sich bei der gegenwärtigen Lage so „behaglich", daß eine Änderung auf ihren entschiedenen, vielleicht sehr erfolgreichen Widerstand stoßen würde. So groß war die Zerfahrenheit, welche, wie in jeder andern, so in buchhändlerischer Beziehung unter den Zuständen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation groß gewachsen war, daß derselbe Perthes noch im Jahre 1815 in Augsburg Buchhandlungen von großem Umfang fand, „die mit Leipzig in gar keiner Beziehung standen" und ihre Bücher durch umherziehende Hausierer vertreiben ließen, an welche das Publikum sich so gewöhnt hatte, „daß alle Bestellungen nicht nur auf Bücher, sondern auch auf Kunstsachen, Papier, Leinen, Schmuck bis zur Ankunft dieser Augsburger Reisenden verschoben wurden".

Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse, deren Wandlung zum Bessern unser Hartknoch nicht mehr erlebt hat, war das Feld der Thätigkeit, das sich ihm eröffnete, als er von der Theologie zum Buchhandel überging, ein überaus reiches, ja glänzendes. Die deutsche Litteratur begann seit der Mitte des sechsten Jahrzehnts einen ungeahnten Aufschwung zu nehmen und wurde mehr und mehr das einzige große und allgemeine Interesse der politisch zersplitterten und nichtigen Nation, die sich bis dahin scheu vor dem Auslande gebückt und den übermütigen Franzosen demütig die Schleppe nachgetragen hatte. Der Enthusiasmus für die poetische Produktion und für die eben erwachten philosophischen Zeitbestrebungen stand noch in voller, jungfräulicher Blüte. Jeden, der Briefe und Memoiren aus jener Zeit in Händen gehabt, wird die Freude der damaligen Deutschen über jede neue litterarische Errungen-

schaft, jeden neuen Schritt auf der Bahn der Forschung, mit ihrem warmen Hauch angeweht haben. Die Bildung war noch frisch und neu, sie konnte von dem einzelnen nur mühsam erworben werden, man kannte die Gefahren und Abwege der eben in Mode gekommenen philosophischen Spekulation noch nicht, ihre einzelnen Erzeugnisse wurden im eigentlichsten Sinne des Worts verschlungen und alle, die sich durch gleichen Sinn für die bis dahin unbekannten Humanitäts- und Aufklärungsinteressen verbunden wußten, bildeten eine Art geheimer Brüderschaft. Diese Brüderschaft über den gesamten Weltteil auszudehnen, die Errungenschaften der Aufklärung und den Humanitätskultus zum Eigentum aller Gebildeten und Bildungsfähigen zu machen, die Fackel des Lichts von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zu tragen und allenthalben Jünger für die modernen Ideen zu werben, hatte niemand einen so direkten Beruf wie der Buchhändler. — Noch heute hat das größere Publikum keine Vorstellung davon, daß der Bücher*handel* auf die Zeitbildung einen ebenso großen und nachhaltigen Einfluß übt, als die Bücher*produktion*, und daß die Thätigkeit gewissenhafter und gelehrter Verleger in das Leben einer Nation ebenso tief eingreifen kann, als das Schriftstellertum. Eingeweihte wissen längst, daß die Kunst, das *Lesebedürfnis* anzuregen und in der rechten Weise zu nähren, ebenso schwierig und kaum weniger wichtig ist, als die Kunst, die litterarische *Produktion* zu wecken und in die richtigen Bahnen zu lenken. Die Lektüre weitaus der meisten Menschen ist vom Zufall, der Bequemlichkeit und von Empfehlungen abhängig; diese Faktoren richtig und erfolgreich zu benutzen, vermag niemand in höherem Grade als der Buchhändler, mag er Verleger oder Sortimenter sein. Wesentlich von dem ersteren hängt es ab, ob und wie junge Talente sich Bahn brechen, daß sie an die richtige Stelle gebracht und bekannt gemacht werden. Die Mehrzahl aller größeren litterarischen Unternehmungen der Neuzeit, die Konversationslexika, die gelehrten Zeitschriften, die Sammelwerke für Theologie, Jurisprudenz, Geschichte und Staatswissenschaften, die Klassikerausgaben, die illustrierten, populären Zeitschriften, die billigen Kollektionen von Werken der Unterhaltungslitteratur (Tauchnitz, Reclam, Spemann ꝛc.) sind von Verlegern, nicht von Schriftstellern begründet worden, und in einer großen Anzahl von Fällen läßt sich das Glück, das einzelne litterarische Erscheinungen gemacht haben, auf den Kredit, das Geschick und die Gunst ihrer Verleger zurückführen. In der Hand des Sortimenters aber liegt es, ob wesentlich an die guten oder an die schlechten Instinkte des Publikums appelliert wird, und das geistige Bedürfnis und die Geschmacksrichtung manchen Orts

ist durch seine Buchhandlungen bestimmt worden. Kaum schlagender aber kann, daß das geistige Leben und das Bildungsniveau einer Landschaft wesentlich davon abhängen, ob und welche Buchhändler in ihr leben, belegt werden, als durch die Geschichte Johann Friedrich Hartknochs in Riga und Livland.

Dafür, daß der Gehilfe des ehrsamen Herrn Kanter von Hause aus die ideale Seite seines Berufs ins Auge gefaßt und denselben als Waffe für den Sieg der Bildung und Philosophie, nicht als Mittel zur eigenen Bereicherung ergriffen, — dafür liefern sein ganzer Lebensgang, sein Verkehr mit den bedeutendsten Geistern der Zeit, die Rolle, welche er in Liv- und Kurland gespielt, den vollgiltigsten Beweis. Schon zwei Jahre nachdem er in das Kantersche Geschäft getreten, im Jahre 1768, ließ sich Hartknoch in Mitau (das er auf einer im Interesse seines Prinzipals unternommenen Reise kennen gelernt) als Begründer eines neuen Geschäfts nieder und wenig später wurde das Rigaer Geschäft begründet, dessen persönliche Leitung er dann selbst übernahm und wo er sich dauernd niederließ.

So verschieden Kur- und Livland, Riga und Mitau von Alters her waren und geblieben sind, so hatten sie doch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer Beziehung entschiedene Ähnlichkeit: in der Bescheidenheit, um nicht zu sagen Armut ihrer geistigen Bedürfnisse und Ansprüche. Mitau, wo unser Hartknoch sich zunächst niederließ, war damals noch Hauptstadt des Herzogtums Kurland, oder wie Hippel (der jenes Land damals durchreiste) richtiger sagt, des kurländischen Freistaats. Das frische, genußsüchtige Treiben der alt-kurischen Art war ein für feineres geistiges Leben vielleicht noch ungünstigerer Boden, als der livländische. Der Mangel eines selbständigen, auf Bildung gestützten Bürgertums beraubte die Sache der Intelligenz ihrer natürlichsten Anwälte und Träger, und die Aristokratie jener Tage kannte (wie uns derselbe Hippel sagt) nur zwei Interessen: die Jagd und kurländische Staatsangelegenheiten. — Wir können uns nicht versagen, zur Charakteristik des Orts, an welchem Hartknoch sich im Jahre 1763 niederließ, die kurze, aber höchst charakteristische Schilderung mitzuteilen, die der Verfasser der „Lebensläufe" von seinem zweistündigen Aufenthalt in der kurländischen Metropole entwirft. „In Mitau kehrten wir im ersten Gasthofe ein, wo wir bis auf einen Mitgast ganz gute Aufnahme fanden. Dieser Mitgast war ein echter kurscher Junker v. D—f, der uns so viel von Hauen und Stechen erzählte, daß, wenn ich nicht schon auf der Universität mit dieser Sprache bekannt geworden wäre, sie mir befremdlicher gewesen wäre. Jetzt blieb alles in der

Ordnung und unser kurscher Vorfechter drang mir kein Rappier auf, um an uns ein Experiment zu machen. Ich besuchte meinen Landsmann, den Professor Wachsen, der als Rektor bei der Schule in Mitau stand, konnte mich an dem Bironschen Schlosse, das inwendig eine wahre Wüstenei, von außen indessen ein herrliches Gebäude ist, nicht satt sehen, und betrat in wenigen Stunden den eigentlich russischen Boden. Schwerlich wird man innerhalb 7 Meilen, denn soweit liegt Riga von Mitau, einen so gewaltigen Unterschied von Menschen finden, als mir hier so auffallend war. Im Freistaat herrscht eine ganz andere Denk- und Sprechart, als in der Monarchie . . . . wenn nur die aristokratische Weise, welche in Kurland gang und gebe ist, mir nicht die Freiheit (wenn Aristokratieen anders diesen Namen verdienen) gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt hätte. Unser Mitgast war kein hinreißender, sich und die Sache der Freiheit empfehlender Cicerone — da der Mensch nichts, der Edelmann hingegen alles bei ihm galt. Ist da Freiheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit gelten? Die kurländischen Edelleute nennen sich ohne Zweifel, in Rücksicht der ihnen gebührenden großen Freiheit, Barone oder Freiherren."

Kehren wir von dieser Abschweifung zu unserem in Riga und Mitau etablierten jungen Buchhändler zurück. Der Boden, den er vorfand, war in litterarischer Beziehung ein vollständig jungfräulicher und die meisten Bewohner beider Städte mögen kaum eine Ahnung davon gehabt haben, daß es ein Ding wie Litteratur gebe und was es mit demselben auf sich habe. Die einzigen Bücher, welche „gingen" und als Handelsartikel regelmäßig vorkamen, waren Katechismen und Andachtsbücher, welche meist im Inlande gedruckt und durch Buchbinder und Küster vertrieben wurden. Alle paar Jahre geschah es, daß von Leipzig oder Königsberg ein unternehmender „Buchführer" (wie man damals sagte) um die Johanniszeit den Weg in die beiden baltischen Metropolen fand und die Artikel, welche er zufällig mitgenommen hatte oder die anderswo nicht zu plazieren gewesen waren, an den Mann brachte; wer außerhalb dieser Schalttage ein nicht in Riga oder Mitau erschienenes Buch wünschte, mußte warten oder aber ins Ausland schreiben und sich das gewünschte Werk per Post kommen lassen. Erwägt man, daß ein simpler Brief von Leipzig nach Dorpat noch vor 40 Jahren einen ganzen Thaler, resp. Rubel kostete, und daß das an den Folgen des nordischen Krieges darniederliegende Land sich nur sehr langsam erholte, so wird man erraten, wie oft und von welchen Gesellschaftsklassen von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wurde und unter den

einmal gegebenen Verhältnissen Gebrauch gemacht werden konnte. Es war ganz dem bescheidenen Zuschnitt jener Zeit gemäß, daß man, weil es keine Buchhändler gab, keine Bücher hatte und daß man aus diesem letzteren Grunde nicht oder doch nur sehr wenig las. Die wenigen studierten und an höhere Bedürfnisse gewöhnten Leute, die es gab, waren der Mehrzahl nach aus Deutschland eingewanderte Prediger, die einen gewissen Büchervorrat mitbrachten und gelegentlich unter der Hand vermehrten. Im Adel wurde wenig gelesen, man begnügte sich in der Regel mit den Werken, in deren Besitz man zu minder knappen Zeiten gelangt war und die sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt hatten. Noch in den neunziger Jahren fand Merkel einen Edelmann, der für wohlhabend und besonders gebildet galt, seiner Gattin aus dem im Jahre sechzehnhundert und sechzig erschienenen „Simplicissimus" vorlesen. Derselbe Schriftsteller versichert uns, zu damaliger Zeit seien die jungen, aus dem Auslande eingewanderten Hauslehrer eigentlich die einzigen Leute in Livland gewesen, bei denen von Wissenschaft, Litteratur und Kunst die Rede gewesen. „Aber auch bei diesen," setzt Merkel hinzu, „nur bis sie sich eingelebt hatten, das heißt in nichtlitterarischen Interessen untergegangen waren. Das mußte um so schneller gehen, als es fast gar keinen litterarischen Verkehr zwischen Livland und Deutschland, also noch weniger mit andern Ländern gab." Merkels eigener Vater, von dem wir wissen, daß er Gelehrter und Litteraturfreund war und eine Bibliothek französischer, deutscher und italienischer älterer Klassiker aus Hamburg mitgebracht hatte, besaß — wie wir nach den Andeutungen seines Sohnes wissen — noch am Ausgang der siebenziger Jahre nicht eine einzige Schrift Lessings. Ein unternehmender Kopf, der um dieselbe Zeit eine Leihbibliothek der Schriften berühmter Franzosen, Engländer und Italiener in Riga angelegt hatte, machte so schlechte Geschäfte, daß er schließlich in die Düna sprang. — Neben diesen indirekten liegen uns auch direkte Zeugnisse über die Beschaffenheit des damaligen Bildungszustandes vor. Hupel, der sich über die Schattenseiten des livländischen Lebenszuschnitts immer nur sehr schonend und behutsam ausspricht, giebt an zwei verschiedenen Stellen seiner Miszellaneen deutlich zu verstehen, wie traurig es um das geistige Leben der vorhartknochischen Zeit in Liv-, Est- und Kurland bestellt gewesen. „Seit langer Zeit war in Livland gar kein, in Estland nur ein sehr unbedeutender Buchladen gewesen. Buchdrucker und Buchbinder hielten die Bücher zum Verkauf, nach welchen am meisten gefragt wurde. Hin und wieder verschrieb ein Gelehrter für sich oder seine Freunde etwas aus Deutschland. Lektüre war keine Lieblingsbeschäftigung der Liv- und

Estländer, und wer einen Hang dazu fühlte, mußte ihn wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten sehr einschränken; und wer ein unterhaltendes Buch besaß, der zeigte es nur den vertrautesten Freunden, weil er sonst in Gefahr stand, von vielen darum angesprochen zu werden und es endlich niemals wieder zu bekommen. Noch schlimmer sah es mit der Schriftstellerei aus. Ein Mann von Geist, welcher etwas wollte drucken lassen, fand weder Verleger noch die zur Ausarbeitung erforderlichen Hilfsmittel, weil es an Bibliotheken fehlte und die erwähnten Bücherhöcker keine großen Werke führten."

Ein günstiges Geschick wollte, daß sich in dem Zeitpunkt, in welchem Hartknoch Bürger unseres Landes wurde, bereits ein frischeres Leben zu regen begonnen hatte und daß er in Mitau, wie in Riga Männer vorfand, welche seine Interessen teilten und seine Bestrebungen, soweit an ihnen war, unterstützten. In der kurländischen Hauptstadt bildete das Lehrer-Kollegium des Gymnasium academicum den Mittelpunkt des geistigen Lebens, in Riga fand er den Berensschen Kreis, welcher später Herder eine zweite Heimat wurde. Hamanns längerer Aufenthalt in Liv- und Kurland hatte diese Männer, sowie die in den beiden Nachbarstädten lebenden Gebrüder Lindner (den Rektor an der Rigaer Domschule, Johann Gotthelf, und den Mitauer Arzt Ehregott Friedrich) mit den strebsamen Königsberger Gelehrtenkreisen zuerst in Berührung gebracht, und gerade weil sich die den modernen Humanitätsbestrebungen zugewandten Männer hier wie dort noch als Prediger in der Wüste fühlten, war ihr Zusammenhang ein innigerer geworden, als man bei der Entfernung der ostpreußischen Hauptstadt vom Rigaer Meerbusen, und bei dem mangelhaften Zustande der Kommunikationsmittel hätte denken sollen. Man wußte nicht nur von einander, sondern man teilte sich mit heiligem Eifer alle neueren litterarischen Erscheinungen von Bedeutung mit, unterstützte die gegenseitigen Bestrebungen und ihre hervorragendsten Repräsentanten nach Kräften. Von den Brüdern Berens sagt Gervinus in seiner Litteraturgeschichte ausdrücklich, ihr wohlthätiger und anregender Einfluß habe sich im gesamten baltischen Norden fühlbar gemacht, und man braucht nur die Briefschaften Herders und Hamanns aus jener Zeit aufzuschlagen, um den Eindruck zu gewinnen, daß räumliche Entfernungen vielleicht niemals mit so frischem Geistesfluge übersprungen worden seien, als in diesen Hartknoch-Hamann-Herderschen Tagen.

Riga war aber nicht der einzige livländische Ort, an welchem geistiges Leben sich beim Beginn der sechziger Jahre zu regen begonnen hatte. In Dorpat lebte seit dem Jahre 1750 der ehemalige Haus-

lehrer eines Herrn von Dietinghof, jetzige Ordnungsgerichtsnotar und Ratsadvokat Herr Konrad Friedrich Gadebusch aus Rügen, ein Mann von beispiellosem Fleiß und unermüdlichem litterarischen Eifer. Gadebusch, der seine Studien in Greifswald gemacht hatte und im Jahre 1719 geboren war, gehörte einer älteren Schule an, als die Männer unseres Königsberg-Riga-Mitauer Kreises. Waren jene mit besonderem Eifer der neuen philosophisch-humanitären Richtung ergeben, so stak er noch in der juristisch-historischen Schule alten Zuschnitts; Studium und Sammlung von Urkunden, Stammbäumen, Rechtsbüchern und Quellen war seine Lieblingsbeschäftigung, seine Richtung eine streng konservative und historische. Unter den zahlreichen gedruckten und ungedruckten Schriften, welche das baltische Schriftstellerlexikon von ihm aufführt, ist keine einzige, welche das Gebiet philosophischer und ästhetischer Spekulation auch nur streifte, er bleibt immer auf dem festen Boden der gegebenen Verhältnisse und der urkundlich verbürgten Thatsachen, gleichviel ob sie sich auf wichtige oder unwichtige, große oder kleine, juristische oder historische Materien, Landeshistorie oder bloße Familiengeschichte beziehen — schon die trockene, nüchterne Art seiner Darstellung schließt jedes spekulative Bedürfnis aus. Aber gerade der Respekt und die Treue, welche der ehrsame Ordnungsgerichtsnotar und spätere Syndikus und Bürgermeister Dorpats in seiner Erforschung der gegebenen Verhältnisse bewies, befähigten ihn in ungewöhnlichem Maße zur Erfüllung der Aufgabe, die er sich gesteckt hatte: das verworrene und zersplitterte Material der livländischen Landes- und Rechtsgeschichte zu sammeln und zu sichten und mit der Geschichte seiner eigenen Zeit in Verbindung zu bringen. Um nur von einem zu reden: seine „livländischen Jahrbücher" sind nicht nur als erster Versuch einer zusammenfassenden, alle damals vorhandenen Quellen benutzenden Darstellung der livländischem älteren Geschichte von hohem Wert, sie bilden zugleich die wichtigste und zuverlässigste Quelle für die Provinzialgeschichte des 18. Jahrhunderts. Gleiches gilt für seine „livländische Bibliothek nach alphabetischer Ordnung", deren Verdienstlichkeit schon aus der Rolle hervorgeht, welche dieses Buch als Vorarbeit für das Napiersky-Recke'sche Lexikon gespielt hat. Von dem stupenden Fleiß dieses Mannes, der als Bürgermeister die Seele des Dorpater Gemeinwesens, zugleich Verwaltungsbeamter, Richter und vielbeliebter Advokat war, kann man sich heutzutage kaum eine Vorstellung machen; bei der großen Feuersbrunst, welche Dorpat im Jahre 1755 zerstörte, verlor er nicht nur einen großen Teil seines mühsam erworbenen Vermögens, sondern die Vorarbeiten und Materialien zu einer deutschen Reichsgeschichte und

seine 20 Foliobände (acht Bände Text und zwölf Bände Belege) umfassende Geschichte des livländischen Adels. Diese Riesenarbeit hat er nachher noch einmal gemacht. Ohne die Möglichkeit, sich das nötige Material regelmäßig aus Deutschland zu beschaffen, ohne Aussicht darauf, die Resultate seiner Arbeit in dem buchhändlerlosen Alt-Livland jemals publiziert zu sehen, hatte dieser Mann Jahrzehnte lang geforscht und gesammelt, bloß um seinem innern Bedürfnis zu genügen.

Unweit Dorpat lebte seit 1760 ein anderer Gelehrter, dessen Studien und Sammlungen gleichfalls der Auferstehung durch einen Buchhändler und Verleger harrten, August Wilhelm Hupel, geboren 1739 zu Buttelstädt bei Weimar, Pastor zu Ecks und seit 1763 zu Oberpahlen, Sammler, Herausgeber und Bearbeiter von 28 Bänden nordischer Miszellaneen und 18 Bänden neuer nordischer Miszellaneen, Verfasser zweier topographischer Werke über Liv- und Estland, die an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit noch heute nicht übertroffen sind, einer estnischen Grammatik, und zahlreicher, um nicht zu sagen zahlloser anderer Schriften von zum Teil unvergänglichem Wert, ein Typus des werkthätigen, flachen, aber wohlmeinenden Vulgärrationalismus seiner Zeit, ein Dilettant in den historischen Wissenschaften, dem wir mehr verdanken, als der Mehrzahl unserer zünftigen Geschichtsforscher. — Neben Hupel ist endlich noch Heinrich Johann von Jannau, der fleißige Pastor zu Lais, zu nennen, gleichfalls Forscher auf historischem Gebiet, zugleich mutiger Vorkämpfer der Bauernfreiheit und thätiger Journalist.

Durch diese Männer und die jüngeren Kräfte, welche sie um sich geschart hatten, war der Boden, den Hartknoch im Jahre 1763 betrat, bereits gelockert und für die Bildungssaat, in deren Ausstreuung er seinen Lebensberuf sah, empfänglich gemacht. Mit glücklichem Geschick verstand der junge Buchhändler sich zunächst mit den Bildungsrepräsentanten seines neuen Vaterlandes in Verbindung zu setzen, ihre Achtung und Freundschaft zu erwerben. Kaum ein Jahr nach seiner Niederlassung in Mitau und Riga hatte er bereits so viel Einfluß gewonnen, daß man ihn mit zu Rate zog, als im Sommer 1764 das Amt eines Kollaborators an der Domschule vakant wurde. Neben Hamann war er es vorzüglich, der die Berufung Herders zu diesem Amte bei dem Rektor Lindner durchsetzte, und keiner der Rigaer Freunde des großen Dichters und Denkers hat sich um dessen Wohlbefinden und Zufriedenheit in Riga so viele Verdienste erworben, als eben unser Hartknoch. — Als er in der Kanterschen Buchhandlung als Gehilfe arbeitete, war Herder nach Königsberg gekommen, um daselbst Theologie zu studieren,

und die beiden strebsamen jungen Männer hatten sich rasch und innig befreundet. Herder hatte damals daran gedacht, selbst Buchhändler zu werden, war aber durch den älteren Freund, der des jungen Theologen reizbare, zugleich blöde und stolze Natur richtig erkannte und beurteilte, davon überzeugt worden, daß er nicht zum Geschäftsmann tauge. Jede freie Stunde hatten sie geteilt, da ihr Bekanntenkreis derselbe war, und noch in späteren Jahren erinnerte Herder sich mit Wehmut der Zeiten, „da der thätige Freund, mit dem großen Bücherpacket unter dem Arm, den Schloßberg hinauflief und abends zu ihm in sein bescheidenes Stübchen kam, um zu berichten, wie es mit dem Handel gegangen sei". — Wie wohlthätig Hartknoch auf Herder während dessen Aufenthalt in Riga wirkte, wissen wir aus mehr wie einer Quelle. Durch ihn wurde der junge Kollaborator mit den Honoratioren und, was wichtiger war, mit den gebildeten Kreisen der Stadt bekannt. Nicht nur, daß Hartknoch nach seiner im Jahre 1767 erfolgten Verheiratung mit Anna Benigna Mehmel (aus Mitau) selbst ein angenehmes, von allen Freunden feinerer Geselligkeit aufgesuchtes Haus machte, er führte den schüchternen und linkischen jungen Schulmann bei Gottfried Berens, dem Obervoigt und Oberwaisenherrn, bei dem Ratssekretären Johann Christoph Berens und dessen trefflichen Brüdern Georg und Gustav ein. — Durch ihn wurde Herder mit dem liebenswürdigen Hause des Kaufmanns Busch, mit den Heydevogel, Schwartz, Wilpert, Zuckerbecker, Arend u. s. w. bekannt — angesehenen, tüchtigen und strebsamen Männern, zu denen Herder schwerlich selbst den Weg gefunden hätte und bei denen der in Armut und Druck aufgewachsene Parvenu zum ersten Mal des Lebens holden Überfluß und Schmuck kennen lernte. „Täglich sahen sich die herzlich verbundenen Freunde, wo denn Hartknoch über seine Angelegenheiten berichtete, während Herder ihn von seinen wissenschaftlichen Versuchen, Plänen und Bestrebungen unterhielt. „Hartknoch (so fährt Herders Sohn in der Einleitung des Buchs „Von und an Herder" fort) war eine durchaus biedere, aber leidenschaftliche Natur, doch ertrug er Herders, durch trübe Verhältnisse genährte scharfe Bitterkeit und seinen leicht gereizten Unmut mit Schonung. Seine Buchhändlergeschäfte hatten guten Erfolg."

Als Hartknoch sich in Riga etablierte, war (wie sein Gehilfe Karl Reymann Hupel berichtete) sein Laden anfangs nur klein und bescheiden, „gewann aber bald eine bessere Gestalt". Als Sortimenter wie als Verleger entwickelte er schon in den ersten Jahren eine wahrhaft staunenswerte Thätigkeit, und wir haben allen Grund, dem alten Hupel aufs Wort zu glauben, daß die traurigen litterarischen und Bildungsverhält-

nisse des alten Livland sich von dem Augenblick an, da Hartknoch seinen Laden eröffnete, schnell und vollständig änderten. „Nicht genug, daß er Bücher zeigte, anbot, empfahl, zu lesen auslehnte, auf Kredit gab, — er sandte sie auf eigene Kosten mitten im Lande umher, an Männer, die er kannte oder von deren litterarischem Hang er hörte, und ließ sich nicht verdrießen, daß er sie nach einiger Zeit unverkauft zurückbekam; hin und wieder wurde doch etwas behalten. Allmählich fanden die Leute am Lesen Geschmack und kauften desto reichlicher. Aber er schränkte sich nicht allein auf Livland ein; mit unnachahmlicher Thätigkeit suchte er Abnehmer und Kommissionäre (denen er zu ihrer Ermutigung gewisse Vorteile bewilligte) in Estland, sonderlich in Reval, in Petersburg, Moskau und in anderen ansehnlichen russischen und kurländischen Städten. Er verschaffte alles, was man verlangte, und bediente seine Kunden mit Eifer .... In kurzer Zeit war der Geist der Gelehrsamkeit weit sichtbarer; in jedem Hause fand man Bücher, der Geschmack besserte sich, die Kenntnisse wuchsen, man errichtete Lesegesellschaften und wir wurden so bekannt mit der neuen Litteratur, als wenn wir mitten in Deutschland gewohnt hätten, weil Hartknoch seine gelehrten Waren (welche nicht bloß in Büchern, sondern auch in Werken der Kunst, Musikalien, Kupferstichen u. drgl. bestanden), teils mit Schiffen, teils monatlich mit der Post kommen ließ."

Wir kommen auf diese Seite der Thätigkeit unseres Hartknoch noch im weiteren Verlauf zurück: mit dem Sortimentsgeschäft hatte er einen Verlag verbunden, und gerade in die Jahre von Herders Aufenthalt in Riga fällt ein Teil der wichtigsten seiner Verlagsunternehmungen. Dieselben sind in doppelter Rücksicht von Interesse, denn sie beziehen sich ebenso auf die große deutsche, wie speziell auf die livländische Litteratur, welche namentlich in den siebziger Jahren mehr in den Vordergrund trat. 1763 erschien Kants „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen," 1766 die „Träume eines Geistersehers". Es zeugt von der hohen Achtung, welche das junge Geschäft und dessen Leiter sich zu erwerben gewußt hatten, daß Kant, der wenigstens in Königsberg schon damals eine bekannte litterarische Größe war, seine Schriften in dem entlegenen Riga erscheinen ließ und der Hartknochschen Firma bis an das Lebensende ihres Begründers, und nachdem er selbst europäischen Ruf erworben, treu blieb. Seine bedeutendsten Sachen, „Die Kritik der reinen Vernunft", „Die Kritik der praktischen Vernunft", „Die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", „Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", „Die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft" erschienen bei Hart-

knoch, und daß des großen Denkers letzte Schriften, namentlich „Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" und „Die Rechtslehre" in Königsberg verlegt wurden, hatte seinen Grund darin, daß Hartknoch zu der Zeit, in welcher diese Werke entstanden, bereits tot war. Hamann ließ in den sechziger Jahren bei Hartknoch seine „Essais à la Mosaïque", sowie eine Sammlung kleiner Schriften erscheinen. Aus derselben Zeit datieren: „Borzins Philosophie der Geschichte" (deutsch von Harder), die deutsche Übersetzung von Rousseaus Schutzschrift an den Erzbischof von Paris: „Wegmanns Bedenklichkeiten über Kants einzigmöglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" u. a. m. — Daß nebenbei auch die Lokalverhältnisse nicht vergessen wurden, beweist die Übernahme der 1767 begründeten „Abhandlungen der freien ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg zur Aufmunterung des Ackerbaues und der Hauswirtschaft in Rußland", sowie der Schlegelschen „Lob und Denkschrift an den Grafen Münnich", die Publikation von Gadebuschs Abhandlung „Von livländischen Geschichtsschreibern" und Büschings „Abhandlungen und Nachrichten von Rußland". Das Hauptverdienst Hartknochs bestand aber darin, daß er seinen jungen Freund Herder unablässig zur Produktion ermunterte und dessen erste Schriften so geschickt zu vertreiben wußte, daß sie bald die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten. Schon 1765 waren die beiden Gelegenheitsschriften „Der Opferpriester" und „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" gedruckt worden; im Jahre 1767 erschienen die drei ersten Sammlungen der „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur", 1769 „Die kritischen Wälder", durch welche der junge Verfasser sich zuerst in den weitesten Kreisen bekannt machte. Von Hartknoch war der Verlag der Fragmente mit einem Opfer erkauft worden, wie es nur ein Mann von so feinem Zartgefühl und solcher Aufopferungsfähigkeit, wie er sie besaß, bringen konnte. Er unterdrückte die 4. Sammlung der Fragmente und die zweite Auflage der ersten Hefte, obgleich sie reichen Gewinn versprachen, als Herder, durch eine Rezension des bekannten Klotz (der sich ein Exemplar vor dem Erscheinen heimlich zu verschaffen gewußt hatte) gereizt, ihre Unterdrückung verlangt hatte. Wie schwer es war, mit dem reizbaren, launischen und heftigen Verfasser der „Kritischen Wälder" auf die Dauer in gutem Vernehmen zu bleiben, hat vielleicht niemand so deutlich erfahren, als sein großmütiger Verleger. Hartknoch mußte geschehen lassen, daß Herder seine Autorschaft der Wälder Jahre lang privatim und öffentlich verleugnete; bei den Geldverlegenheiten, aus denen Herder nie herauskam, weil er, ohne Verschwender zu sein, viel auf Repräsentation

und vornehmes Auftreten gab, verstand es sich von selbst, daß der Verleger aushalf, und die persönlichen Händel, die der Herr Kollaborator mit dem ihm feindlich gesinnten Rektor Schlegel und verschiedenen Rigaer Predigern auszufechten hatte, bedurften gleichfalls des besonnenen, frühgereiften Vermittlers. Als Herder 1769 den Entschluß faßte, Riga zu verlassen, that Hartknoch was in seinen Kräften stand, um den Freund zurückzuhalten; da dieser sich aber nicht halten ließ, und nur zu dem Versprechen zu bewegen war, dereinst an den Dünastrand zurückzukehren, war es Hartknoch, der ihm, ohne jede Rücksicht auf die Jugend seines aufstrebenden Geschäftes, die Mittel zur Reise vorstreckte und mit wahrhaft fürstlicher Großmut fernere Unterstützungen versprach. Am 3. Juni reiste Herder ab; Hartknoch, dessen junge Frau und einige andere Freunde hatten dem Scheidenden das Geleit auf das Schiff gegeben. Schon am 12. Juli desselben Jahres bat der Reisende, ihm 200 Thaler nach Nantes zu senden. Hartknoch half nicht nur, er that es in der zartesten und großmütigsten Weise: „Meine Umstände", schrieb er, „sind jetzt ziemlich gut, ich bin meine Mitausche Handlung für 6000 Thaler los und habe mein Geld schon dafür eingenommen. Ich kann Ihnen die verlangten 200 Thaler somit ohne Inkommodität senden. Befehlen Sie, mein bester Freund, wenn Sie mich in solchem Falle wieder nötig haben, mein Vermögen soll Ihnen gern zu Diensten stehen. Alles, was ich hier noch in Worten hinzusetzen könnte, wissen Sie ohnedem schon zu gut, denn Sie kennen mich. Kurz, was Ihnen fehlt, fordern Sie von mir. Ich verlange dafür nichts als den ersten Platz in Ihrem Herzen und daß Sie die künftige Erziehung meines Sohnes übernehmen." Schon im September machte Herder von diesem Anerbieten Gebrauch. „Was Du thust, lieber Hartknoch, thue bald, schicke mir 200 Dukaten und behalte meinen Zettel für Obligation." So schwer es ihm wurde, Hartknoch half auch dieses Mal, und da er nicht mehr entmissen konnte, sandte er einen Wechsel auf 200 Thaler. „Reisen Sie nur", hieß es in dem diese Sendung begleitenden Brief, „nach Frankreich, England, Italien und wo Sie sonst etwas für Sie Nützliches zu finden glauben, reisen Sie aber immer so, als wenn Sie dieses halbe Jahr Ihre Reise endigen müßten. Ach, liebster Freund, könnten Sie doch lange, recht lange reisen und die Welt recht nutzen! mein Sohn würde wenigstens den Nutzen davon haben. Ich kann das Glück nicht genug beschreiben, das er haben wird, wenn Sie sein Mentor sind. Ich selbst würde wenig Nutzen davon haben, denn die Jahre meiner Bildung sind vorbei, meine Seele ist so unbeugsam, daß wenn ich anders werden wollte, ich es nicht könnte. Ich klebe an den Ge-

schäften, daß ich kaum den Sonntag deren ohne bin. Überdem machen mich Geldsorgen mürbe." Der gleichzeitig ausgesprochene Wunsch nach einer Fortsetzung der „Wälder" und einem Teil „Fragmente" blieb unerfüllt, — Herder antwortete mit der erneuten Bitte um „die magischen Papiere, wodurch man alles in der Welt ausrichtet." Hartknoch verspricht wirklich, einen auf Zuckerbecker gezogenen Wechsel mit 50 Dukaten zu honorieren und außerdem bis Ende März 1770 noch 50 Dukaten zu schicken. Nichtsdestoweniger klagte Herder über des Freundes Gleichgiltigkeit und dieser mußte ihm schreiben: „Sie wissen, daß ich zur Schwärmerei durch mein Temperament unfähig bin, Alles aber was Freundschaft nach kalter Entschließung mit dem zärtlichsten Anteil an des andern Schicksal genannt zu werden verdient, ist bei mir in Absicht auf Sie im höchsten Grade zu finden . . . . . Ich habe nichts weiter, als das Verdienst der Dankbarkeit gegen einen Freund, der mich gebildet und selbst meine Geschäfte durch stille Empfehlungen an Freunde, die mich unterstützten, vergrößern half."

(Schluß folgt.)

Rechtsfragen aus unserem Abonnentenkreis.

1.

Ist ein Sortimenter rechtlich zu zwingen, ein Buch, was er à Cond. erhalten, und welches vom Verleger im „Börsenblatt" zurückverlangt, aber nicht rechtzeitig remittiert wurde, weil das betreffende Inserat von ersterem nicht gelesen worden ist, zu behalten und zu bezahlen?

Die vorliegende Rechtsfrage ist unbedingt zu verneinen, und zwar aus folgenden Gründen: Das „Börsenblatt" ist wohl das Organ der Buchhändler, keineswegs ist aber ein Buchhändler gezwungen, dieses Organ zu lesen, wie es z. B. Beamte in Bezug auf ihre Amtsblätter sind. Ob also der Verleger im „Börsenblatte" bekannt macht, daß er bis zu einem bestimmten Termin von seinen Sortimentern Remission verlange, widrigenfalls er annehme, daß sie die nicht remittierte Ware behielten und bezahlten, hat rechtliche Relevanz gar nicht, und einem Buchhändler, der dieser Aufforderung nicht nachkommt, weil er das betreffende Inserat nicht gelesen, kann daraus nicht der geringste Schaden erwachsen, da er eben das „Börsenblatt" nicht zu lesen braucht. Auch der Umstand, daß es Usance ist, derartige Bekanntmachungen im „Börsenblatt" zu geben, ändert an der Sachlage nichts, denn wenn der Verleger auch annehmen darf, daß das „Börsenblatt" von allen Buchhändlern gehalten wird, so liegt doch die Möglichkeit zu nahe, daß einzelne derselben zur Lesung der oder jener Nummer im Geschäftsdrang einmal gar keine Zeit finden. Sollten sie dann bei einem Blatte, dessen Mithaltung ihnen nicht gesetzlich verordnet ist, durch diese Versäumnis Nachteile haben? Gewiß nicht. Alle Vorentscheidungen sprechen sich demgemäß aus. So hat der Koblenzer Handelsgerichtshof in einem Prozeß ähnlicher Art zu gunsten der Firma B. Fr. Voigt in Weimar (vergl. Schürmann, Die Usancen des deutschen Buchhandels, pag. 81) präjudiziert: „Wenn auch das Börsenblatt als das amtliche Organ des Börsenvereins betrachtet werden könne, so sei dennoch kein Buch-

händler gesetzlich verpflichtet, dasselbe zu halten, mithin könne eine in dasselbe eingerückte Aufforderung niemand rechtsgiltig in Verzug setzen".

Aber auch wenn der Sortimenter das Inserat gelesen hätte, wäre er nicht ohne weiteres zur Remission verpflichtet gewesen. Der deutsche Buchhandel hat ja bekanntlich Jahresrechnung, welche vom 1. Januar bis zum letzten Dezember läuft, und das in diesem Zeitraum Versandte ist zur Leipziger Ostermesse des darauf folgenden Jahres zur Verrechnung fällig. Dem entsprechend gesteht der Verleger durch die à Cond.-Sendungen dem Sortimenter das Recht zu, den Inhalt derselben bis zur Ostermesse nach dem giltigen Rechnungsjahr zu seinen Zwecken zu verwenden, während der Sortimenter die Verpflichtung übernimmt, die betreffenden Artikel bis zum nämlichen Termin entweder zu bezahlen oder zurückzusenden. Niemals aber, dahin sprechen sich alle Entscheidungen aus, kann es dem Sortimenter angesonnen werden, vor diesem Termin zu remittieren, wenn er nicht will. Wenn also auch in unserm Falle der Sortimenter das Inserat gelesen hätte, so wäre er keinesfalls gezwungen gewesen, zu einem andern Termine zu remittieren, auch wenn der Verleger in diesem Inserat einen solchen gesetzt hätte.



Miszellen.

Ueber den Mißbrauch des Barbezuges! — Obwohl der Verleger in der Jetztzeit auf die größtmöglichste Sparsamkeit in der Herstellung seines Verlages angewiesen ist, um bei den enorm billigen, stets fallenden Preisen seinen Nutzen zu finden, ist es doch zu verwundern, wie wenig seinerseits auf den Nutzen des Barbezuges des Sortimenters im allgemeinen Wert gelegt wird. Der Unterschied in den verschiedenen Preisen zwischen à cond. und fest resp. bar ist wohl lediglich dem größeren Risiko bei den verschiedenen Bezugsarten zuzuschreiben. Denn fragen wir uns, weshalb der Verleger überhaupt Frei-Exemplare gewährt, so ist die einzige Antwort darauf, um den Sortimenter zu zwingen, größere Partieen von seinen Artikeln abzusetzen. Denn was liegt diesem in den meisten Fällen daran, von einem Buche mehr oder weniger Exemplare abzusetzen, wenn ihm nicht die Aussicht auf größeren Gewinn geboten wird. Bietet nun aber der Verleger gleichzeitig das Buch à cond. an, wird der Sortimenter sich wohl hüten, gleich eine Partie von 7/6, 11/10 oder 13/12 fest resp. bar zu bestellen. Vorsichtig bestellt er 3 Exemplare à cond., und wenn es gerade sehr absatzfähige Werke zu sein scheinen, vielleicht auch noch 3 Exemplare fest resp. bar.

Warum, sagt er sich, soll ich ein Risiko eingehen, wenn ich à cond. bezogene Exemplare nach Verkauf bar nachbeziehen und mir auf diese Weise die Vorteile des Bar- resp. Partiebezugs verschaffen kann, ohne ein Risiko zu haben?!

In welcher Weise sich der Sortimenter zum Nachteil des Verlegers einen größeren Nutzen verschaffen kann, mag ein Beispiel zeigen: Wir behalten während des Weihnachtstrubels eine Jugendschrift im Auge. Gerade in dieser Zeit denkt der Sortimenter am wenigsten daran, sich nach den Bezugsbedingungen zu richten. Es wird blindlings bestellt, ohne zu kontrollieren, wie viele Exemplare schon von der betreffenden Jugendschrift abgesetzt wurden, denn wozu sich in dieser Zeit eine Arbeit machen, die später auch noch erledigt werden kann. Schließlich kommt die Ostermesse heran. Höchst erstaunt bemerkt der Sortimenter auf dem betreffenden Verleger-Konto, daß von den ca. 20 nach und nach à cond. bezogenen Exemplaren keins mehr auf dem Lager befindlich ist. Schleunigst werden die Bedingungen studiert: à cond. 25%, fest 30% und bar 33⅓% und 11/10. Um nun nicht gleich das Geld ausgeben zu müssen, merkt er sich die Bestellung für nächste Weihnachten vor, disponiert darauf hin 18 Exemplare, während er, um etwas abgesetzt zu haben, 2 Exemplare zur Ostermesse bezahlt. So hat der Sortimenter den Nutzen des Partiebezuges ohne jedes Risiko und braucht die 20 Exemplare erst ein volles Jahr später zu bezahlen, als er sie wirklich abgesetzt hat; und niemand wird ihm diese Handlungsweise verdenken können. Anders würde die Sache, wenn der Verleger

ein bar bezogenes Buch nicht zurücknehmen würde oder nur zu dem billigeren Barpreise. Bezieht zum Beispiel der Sortimenter ein Werk à cond. berechnet mit M. 6. — ord., M. 4. 50 netto, und verkauft dieses, so wird er ein zweites Exemplar fest resp. bar mit M. 4. — nachbeziehen; setzt er nun aber letzteres, vielleicht vom Verleger durch einen Barstempel kenntlich gemachtes, nicht ab, so darf er dieses Exemplar nicht wie es in den meisten Fällen geschieht, mit M. 4. 50, sondern mit nur M. 4. — remittieren. Wozu soll er den größeren Nutzen haben, wenn er doch nur das eine à cond., also ohne jedes Risiko bezogene, Exemplar abgesetzt hat!

Da der Verleger aus seinen Konten ersehen kann, wie viele Exemplare eines Werkes ein Sortimenter zu remittieren berechtigt ist, so würde es sich nur noch empfehlen, alle bar ausgelieferten Exemplare mit (einem nicht zu auffälligen!) Stempel zu versehen und solche Exemplare nur zu dem berechneten (Bar-)Preise zurück zu nehmen. — Nur so ist es möglich, dem eingerissenen Mißbrauche den Garaus zu machen und die günstigeren Partiebezugsbedingungen nur denjenigen Handlungen zu teil werden zu lassen, welche durch Übernahme eines Risikos, ein derartiges Entgegenkommen verdienen.

Ein Unbeteiligter.

Wie man Bücher wäscht. — In Publishers Circular Nr. 1143 wird folgendes Verfahren geschildert.

Ich nehme, sagt der unbekannte Fachmann, wenn ich ein Buch waschen soll, dasselbe ganz auseinander und zerlege es in seine Bogen. Dann sehe ich es durch, suche die Bogen heraus, welche nur beschmutzt sind, und sondere sie von denen, welche Tinten-, Öl- oder andere, Bücher häufig verunzierende Flecke zeigen. Beschmutzte Bogen lege ich in ein Bad von einem Viertelpfund Chlorkalk, ebensoviel Soda und einem Quart Wasser, sie müssen darin wässern, bis alle Schatten verschwunden sind, und das Papier seine eigentliche Farbe wiedergewonnen hat. Wenn dieser Zeitpunkt eingetreten, nehme ich, aber ganz behutsam, die Bogen in ein anderes Bad von kaltem, am liebsten fließendem, Wasser, und lasse sie darin 6 Stunden, besser aber noch länger. Dies Bad laugt das ganze Chlorcalcium aus, welches das Buch zerstören würde, wenn es darin bliebe. Dieser Teil des Reinigungsverfahrens ist sehr einfach und leicht, und nach einigen Versuchen wird er jedem gelingen. — Das Papier wird dann an der Luft gut getrocknet und in ein drittes Bad von Leim und Wasser getaucht und nochmals getrocknet. Dies stellt die Festigkeit des Papieres wieder her. Ist es dann gut getrocknet, so legt man es einige Stunden zwischen Preßspan unter eine Presse. Für eine geringe Entschädigung besorgt dies jeder Drucker. — Etwas mehr Mühe bereitet das Entfernen anderer Flecke, und ehe man sie beseitigen lernt, wird man etwas Mühe aufwenden müssen. Man fange ja nicht seine Versuche mit einem wertvollen Buche an, oder einem, das man nicht gern verdorben sähe, im ersten besten Buchladen findet man Übungsstoff genug. — Wenn nur ein Teil eines Buches gewaschen worden, muß der gewaschene gewöhnlich etwas gefärbt werden, damit er dem ungewaschenen gleich wird. Dies ist eine kitzliche Sache und verlangt große Vorsicht, und es wird voraussichtlich einige Zeit vergehen, ehe man es weg hat. Ein gutes Verfahren ist, etwas Taback, z. B. Shag, in heißem Wasser einzuweichen und die Bogen einzutauchen. Bier und Leim werden auch manchmal dazu verwendet. Die erste Frage bei der Behandlung eines Buches ist, um welche Flecke handelt es sich, Wasser, Fett, Öl, Kaffee (kommt oft vor),

Lichttropfen oder Tinte? Bei Wasserflecken genügt das oben geschilderte Verfahren, bei den anderen aber schlage man folgenden Weg ein. Man verdünne Salmiakgeist mit der fünffachen Menge Wasser und lasse ölfleckige Bogen vier Minuten in dem Bade, — nicht länger, nehme sie heraus und wasche sie in kaltem Wasser wie oben. Tintenflecke entfernt man in einer Lösung von Oxalsäure, Citronensäure oder Weinsteinsäure, aber man sei behutsam bei dem dann folgenden Waschen und Leimen. Wenn ein Fettfleck mitten in einer Seite ist, so legt man dieselbe zwischen Löschpapier, oder bedeckt den Fleck mit Talk (Löschpapier ist aber vorzuziehen), und fährt mit einem heißen Eisen darüber hinweg. Das Fett wird dadurch schmelzen und sofort in den Talk oder das Löschpapier hineinziehen.

Sobald das Fett auf diese Weise entfernt ist, pinselt man die Stelle, an der der Fleck war, mit erwärmtem Terpentin. Sollte das Papier, wie sehr wahrscheinlich, bei diesem Verfahren entfärbt werden, so drückt man ein sehr feines, in heißen Alkohol getauchtes Tuch auf die betreffende Stelle, wodurch die Farbe zurückkehrt. Auch Fingerflecke zu entfernen, bereitet dem Anfänger Schwierigkeiten, sie gehen jedoch auf folgende Weise gut weg. Man bedeckt den Fleck mit einem Stück gelber Seife etwa 2—3 Stunden lang, wäscht ihn dann mit einem Schwamm und heißem Wasser, und taucht das Papier in Wasser, dem etwas verdünnte Säure zugesetzt ist. Aus diesem Bade kommt es in eins von heißem Wasser, und aus diesem endlich in kaltes. — Tintenfleckiges Papier taucht man in eine starke Lösung von Oxalsäure, darauf in eine Mischung von 1 Teil Salzsäure und 6 Teilen Wasser, endlich in kaltes Wasser und läßt es langsam trocknen. Chlorwasser entfernt auch Tintenflecke, bleicht aber das Papier, daher ist das erstere Verfahren vorzuziehen. — Pergament-Einbände werden wieder wie neu durch Waschen mit verdünnter Citronensäure, sind sie nur wenig beschmutzt, so genügt Waschen mit warmem Seifenwasser. Wenn Bücher-Einbände Fettflecke haben, so schabt man etwas Pfeifenthon, Talk oder Magnesia auf den Fleck und plattet mit einem heißen Eisen darüber, aber nicht zu heiß, weil sonst das Leder die Farbe verliert.

Bemerkt muß ganz besonders werden, daß alle Spuren von Säuren und Alkalien gewissenhaft zu entfernen sind, weil sonst die Bücher bestimmt zerfressen werden. Wer sich nicht Zeit und Mühe nimmt, dies zu thun, schadet seinen Büchern mehr als die Flecke thaten, welche er entfernen wollte.



Besprechungen.

Das buchhändlerische Konditionsgeschäft. Ein Beitrag zum Rechte des deutschen Buchhandels von **Konrad Weidling.** Berlin 1885. Haude- und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling). Preis 3 Mark.

„Nicht leicht dürfte sich ein anderes Gebiet unseres gewerblichen Verkehrs finden, welches, von so eingreifender Bedeutung für unser Kulturleben, in seiner eigentümlichen Organisation juristisch so wenig bearbeitet ist, wie der deutsche Buchhandel," hat Oskar von Wächter im Jahre 1869 gelegentlich ausgesprochen, und leider müssen wir gestehen, daß dieses Wort noch heute in seinem vollen Umfange gelten kann, da eine systematische Darstellung vom gesamten Rechte des Buchhandels wohl wiederholt, unter anderen von Schürmann, geplant gewesen, aber niemals zur Ausführung gekommen ist. Bisher sind immer nur Bausteine zu dieser Arbeit zusammengetragen worden, und mit einem solchen Baustein höchst wertvoller Art haben wir es auch in der vorliegenden Monographie zu thun, die eine Disziplin aus dem Rechte des Buchhandels herausgreift und in klarer, übersichtlicher und beinahe völlig erschöpfender Weise behandelt, nämlich die Lehre vom buchhändlerischen Konditionsgeschäft. Dem Autor kommen bei seinen juristischen Kenntnissen noch offenbar reiche Kenntnisse aus der buchhändlerischen Praxis zu statten, so daß das Werk, wie wir gern konstatieren, neben seinem rechtswissenschaftlichen auch einen praktischen Wert beanspruchen kann. Er bespricht zunächst in interessanter, geistvoller Weise die verschiedenen Theorieen, welche bisher in bezug auf das Konditionsgeschäft aufgestellt worden sind, das man bald für ein Kommissionsgeschäft (Häpe), bald für einen auflösend-bedingten Kauf (Liesching), bald für einen Innominatkontrakt (Wächter) und bald für einen Trödelvertrag (Buhl) erklärte, obwohl es sich mit keinem der angezogenen Rechtsinstitute vollständig deckt. Im weitern wendet sich der Verfasser zu einer Darlegung der historischen Entwickelung des Konditionsgeschäftes, und bespricht eingehend die verschiedenen Vorläufer desselben. Als solcher Vorläufer ist vor allem das sogenannte „Tauschgeschäft", auch „Stechen", „Verstechen", „Umsetzen" oder „Changieren" genannt, zu betrachten, nach welchem die Verlagsbuchhändler ihre neuen litterarischen Erscheinungen gleichmäßig unter sich austauschten, so daß sie das Risiko an jedem neuen Werke gemeinschaftlich trugen. Aus diesem „Tauschhandel", der seine praktische Bedeutung sehr bald verlor, entwickelte sich nun das Konditionsgeschäft, das vermutlich seine Entstehung in Süddeutschland zu suchen hat, und dort auch zuerst in größerem Maßstabe betrieben wurde. Seine erste dokumentale Erwähnung findet es im Jahre 1669.

Nachdem der Verfasser die beiden Arten „à condition“ und „pro novitate“ noch besprochen, wendet er sich im dritten Teile des Werkes zu einer Darlegung der geschichtlichen Gestaltung des Rabatt- und Abrechnungswesens, und schließt daran eine ausführliche Betrachtung „über die buchhändlerische Usance, ihre Rechtsverbindlichkeit und ihre Bedeutung für das Konditionsgeschäft,“ sowie über „das Konditionsgut als Ware und als vertretbare Sache“. Nachdem er so dem Leser die historische und usancielle Basis, auf der der Konditionshandel entstand, sowie die Natur des Konditionsgutes vorgeführt, geht er zur Hauptfrage des Ganzen über: „Was ist Inhalt und juristische Natur des Konditionsgeschäftes?“ eine Frage, die in keinerlei Weise gesetzlich geregelt, oder wenigstens nicht ausdrücklich entschieden ist. Der gesamte Konditionshandel beruht nach den Untersuchungen des Verfassers auf dem Prinzipe des zwischen Verleger und Sortimenter geteilten Risikos beim Vertriebe litterarischer Erscheinungen und dementsprechend des beiderseitigen Vorteils, den das Konditionsgeschäft in Erfüllung seines Zweckes mit sich bringt. Was die juristische Natur des Konditionshandels anlangt, so kommt der Verfasser, nachdem er alle Ansichten und bisherigen Definitionen in scharfer, eingehender Weise beleuchtet, zu dem Resultat, „daß das Konditionsgeschäft ein Kaufvertrag ist, gestellt unter die negative Bedingung, daß der Kauf unbedingt werde, wenn nicht bis zu einem gewissen Termin Rückgabe der Konditionsware erfolgt ist“. Wir können gestehen, daß wir das Werk mit hohem Interesse durchgelesen haben, und wir wollen zum Schlusse nur noch den Wunsch hinzufügen, daß der Autor in Zukunft noch weitere Disziplinen des Buchhandels in dieser fruchtbringenden Weise bearbeiten möge.

Hermann Pilz.



Die Weidmannsche Buchhandlung und Georg Andreas Reimer.

(Vortrag, gehalten im „Krebs", Verein jüngerer Buchhändler zu Berlin.)

Von

G. Kreyenberg.

Unter den Folgen des dreißigjährigen Weltkrieges, dessen Friede der Welt zwar die kirchliche Toleranz gesichert, der aber mit dem Untergange der alten Kultur erkauft war, lag der Buchhandel und die Buchdruckerkunst darnieder; die Versuche in Sachsen, durch beschränkte Konzessionserteilung und durch regulierte Büchertaxen das Gewerbe zu heben und dem drohenden Verfall zu entziehen, hatten wenig unmittelbaren Erfolg, bis sich der Buchhandel in Leipzig aus eigner Initiative zu frischer pulsierendem Leben aus dem starren Schlaf aufraffte; war ja noch nicht der zwischen Leipzig und Frankfurt als rivalisierenden Büchermeßplätzen mit wechselseitigem Glück seit dem Jahre 1594, wo der erste Meßkatalog an der Pleiße erschien, geführte Kampf entschieden, galt es doch der durch die Reformation übernommenen Tradition, den Schwerpunkt der Kultur nach Norden zu verlegen, in dem protestantischen Leipzig, wo eine liberale Regierung in human geübter Zensur in scharfem Kontrast zur kurzsichtigen städtischen Behörde Frankfurts Buchhandel und Presse zu heben und zu fördern bemüht war, dem Einfluß des süddeutschen Klerus und der Willkür der kaiserlichen Bücherkommissarien und Zensoren ein Gegen- und Übergewicht zu schaffen.

In diese Zeit um das Jahr 1688 fällt die Gründung einer Firma, welche dem deutschen Buchhandel eine Achtung gebietende Weltstellung erringen half durch Firmenträger, die im Kreise der edelsten Geister ihrer Zeit in ihrem bedeutungsvollen buchhändlerischen Wirken voll und gleichberechtigt dastanden, ich meine die Weidmannsche Buchhandlung und deren zeitweilige Besitzer Philipp Erasmus Reich und Georg Andreas Reimer.

Der Begründer der Firma war Georg Weidmann; derselbe

wurde im Jahre 1658 zu Speyer geboren und entstammte einer alten durch vier Generationen bereits hier ansässigen Predigerfamilie; durch eine gute Schulbildung und sorgsame Erziehung vorbereitet, trat er mit 16 Jahren in den Buchladen Joh. Dav. Zunners zu Frankfurt a/M. als Lehrling ein und that sich nach bestandener Lehrzeit als Bedienter, wie man damals die Gehilfen nannte, während seiner Lehr- und Wanderjahre durch die Schweiz und Frankreich wacker im Handel um. Die Ostermesse 1682 führte den 24jährigen Mann nach Leipzig, wo er die Wittwe des Buchhändlers Ritter heiratete und den Grundstein zu der nunmehr bald zwei Jahrhunderte hindurch rastlos thätigen Handlung legte; im rüstigsten Mannesalter 1693 entriß ihn der Tod seinem Geschäfte und sein Sohn Georg Moritz Weidmann erhielt in Joh. Ludw. Gleditsch, der die Fortführung des Geschäftes übernahm und sich mit der zum zweiten Male verwittweten Mutter verheiratete, einen, sein Erbe, die Handlung, einsichtsvoll und tüchtig weiter ausbauenden Stiefvater.

Schon zu dieser Zeit weist das Gewölbe der Firma einen stattlichen Vorrat von Folianten, Quadranten und Werken in Oktavo eigenen Verlages auf und der Changeverkehr mit den Geschäftsfreunden schuf ein in allen Zweigen der Wissenschaften gutassortiertes Lager fremden Verlages. Als isolierter Buchhändlerstaat stehen die Leipziger groß und angesehen bei den Kollegen im Reich da; die Frankfurter Messe war mehr und mehr zurückgegangen und gar hochmütig schaut der Buchhandel Leipzigs aus, als hieß es bei ihnen, wie Joh. Georg Cotta aus Tübingen an die Firma schreibt: „Wir habens Recht und Macht allein, wer ist, der uns sollt meistern!" Nach diesem in augenblicklicher Wallung geschriebenen Briefe Cottas sind drei Jahre in das Land gezogen; der Vater hat seinem Stiefsohne 1714 das Geschäft übergeben, das inzwischen immer weitere Ausdehnung gewonnen und durch die Anlage von Filialen in Warschau und Stockholm den litterarischen Bedarf des Auslandes durch Einführung deutscher Bücher deckte; im Reich gehören die Bezüge der Klöster, Universitäten und Bibliotheken zu lohnenden Verbindungen.

Ein anderes Gepräge hat der Büchermarkt angenommen, das Werden einer aufkeimenden Nationallitteratur suchte die bis dahin fast ausschließlich privilegierte lateinische Sprache in den an den konfessionellen Formeln festhaltenden Süden zurückzudrängen, der aus asketischer Knechtschaft erwachende Volksgeist nahm Anteil an den Produkten der Litteratur, die enge gesteckten Fesseln des sich nur in dem Vertrieb gelehrter Schriften bewegenden Buchhandels wurden abgestreift und

der Handel kam in ein offenes, freieres Fahrwasser und da Produktion und Konsum in dem Changeverkehr keinen Ausgleich mehr fanden, bürgerte sich allmählig das Konditionsgeschäft ein, obwohl noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts das Changegeschäft vorkommt.

Vielleicht hat der königlich polnische und kurfürstlich sächsische Hof- und Accisrat und Geh. Kämmerer Mor. Georg Weidmann dem sich in neuen Bahnen bewegenden Verkehr als hochkonservativer Herr aus der guten, alten Zeit nicht geneigt werden können, vielleicht war ihm das ererbte Vermögen für sich und seine Familie, da ihm überdies die Hofrätin keinen männlichen Nachkommen geschenkt, genug erschienen, wie dem auch sei, als M. G. Weidmann im Jahre 1743 das Geschäft seiner Frau und der Mamsell Weidmann hinterließ, da hatte die Handlung von dem alten geschäftlichen Ruhm und Ansehen ein gut Teil eingebüßt.

So schien es denn geboten und angezeigt, sich nach einer passenden Kraft umzusehen, die dem weiteren Rückgange energisch Einhalt gebot und eine glücklichere Wahl und vorteilhaftere Acquisition konnte das Geschäft nicht machen, als es in der Person des Bedienten Philipp Erasmus Reich einen neuen Geschäftsführer erhielt.

In der Wetterau wurde am 1. Dezember 1717 Philipp Erasmus Reich als siebentes Kind dem Physikus und Leibmedikus Reich zu Laubach geboren. Jene Eigenschaften, die Ph. Er. Reich als Mann auszeichnen und ihn im Verkehr mit den bedeutendsten Männern ebenbürtig erscheinen lassen, die gute Erziehung und Bildung, das gerade, freie Wesen und die vor Nichts zurückschreckende Offenheit, die zu Zeiten augenblicklichen Aufbrausens ins Extrem läuft, nimmt er aus dem elterlichen Hause — besser als klingende Mittel — mit in das Leben hinüber.

Aus seiner Lehrzeit bei Franz Varrentrapp in Frankfurt a M. und den folgenden Wanderjahren, wo er sich in London und Stockholm, in letzterem Orte als Leiter eines Geschäftes, aufhielt, ist uns nichts bekannt. Wahrscheinlich hat ihn der im Jahre 1747 erfolgte Tod seines Vaters der Heimat wieder zugeführt und auf grund der verwandtschaftlichen Beziehungen, welche seinen Lehrherrn Varrentrapp mit der Familie Weidmann verbanden, und auf besondere Empfehlung des ersteren ist ihm die Geschäftsführerstelle in dem Leipziger Hause übertragen, die er, 30 Jahre alt, antritt.

In der schweren Zeit der schlesischen Kriege übernahm er die Führung des zurückgekommenen Geschäfts und durch eisernen Fleiß und energische Initiative gelang es ihm nicht nur das Geschäft auf das Niveau des alten bewährten Rufes wieder zu heben, sondern darüber

hinaus in allen Zweigen des Buchhandels als Sortimenter, Kommissionär und Verleger entfaltete er eine Thätigkeit, welche die Handlung zur ersten machte und deren Vorgehen unter dem Einflusse von Reichs repräsentierender Persönlichkeit sich Leipziger und Reichsbuchhändler willig anschlossen.

Ein heller, klarer, weitblickender Geist mit besonderer Vorliebe für das Praktische in Lokal- und Privatinteressen, eine große Herzensgüte, dabei zuweilen leicht erregbares Temperament, das waren die Eigenschaften, welche Kollegen und Autoren an ihm schätzten und seine Bedienten, Lehrlinge und Markthelfer in ehrfurchtsvoller Zuneigung erhielten.

Jene prophetischen Worte, die der Buchhändler Gsellius aus Celle an Reich richtete: „Die Buchhandlung wird bei Euer Edlen eine Epoche anfangen können, sie wird stolz darauf sein, daß ein Reich diesen Zweig der Handlung in Aufnahme gebracht, ihn dadurch veredelt, daß er andern Buchhändlern mit Beispielen der Rechtschaffenheit vorgegangen und die Belohnung der Vorsehung reichlich genossen," sind voll und ganz eingetroffen und wer die Aktenstücke betreffend die Herausgabe einer Geschichte des deutschen Buchhandels gelesen, der wird sich erinnern, daß Reichs reformatorische Thätigkeit einen Markstein in der Geschichte unseres Berufes bilden wird.

Der sich vorbereitende Übergang aus dem alten Tausch zum Kommissionshandel, die Mißbräuche und das Unwesen bei Pränumerationen, Bücherauktionen und Lotterien, die Erhöhung der Bücherpreise im Norden und der daraus resultierende Nachdruck als Monopol Süddeutschlands, welches ohnehin durch den Niedergang der Frankfurter Messe empfindlich geschädigt war, das sind die Wandlungen, die sich vor unserm Auge, Reichs Persönlichkeit stets an der Spitze des sich vollziehenden Umschwunges, abspielen.

Es ist vom Standpunkte unseres modernen Verkehrs sehr schwer, sich von dem Wesen des damaligen Geschäftsbetriebs ein klares Bild zu entwerfen; die geringe Zahl reiner Sortimenter mit ihren durch Tausch aufgestapelten Büchermagazinen, aus denen ganze Provinzen und Bezirke durch den Zwischenhandel der Buchführer und trödelnder Bücherkrämer auf Messen und Jahrmärkten ihren Bedarf bezogen, die von den Inhabern dieser Magazine herausgegebenen Lagerkataloge, die die Grundlage unserer mustergiltigen bibliographischen Systeme bilden — so z. B. ist der Katalog für die Filiale der Weidmannschen Buchhandlung in Schweden 10—20 Bogen stark und für die Niederlage in Polen wird sogar ein deutscher, lateinischer und französischer Katalog in bedeutender Auflage hergestellt, — dann ferner die Stellung

der Leipziger Kommissionäre als Großsortimenter und der internationale Verkehr sind bei dem heutigen tausendfach zersplitterten Kleinhandel unserer Vorstellung fast entrückt.

Einen außerordentlich glücklichen Griff für die Hebung des Geschäfts hatte Reich in dem Ankauf des Meßkatalogs bewiesen, 10 Jahre früher hatte der Frankfurter bereits aufgehört zu erscheinen, und als im Jahre 1759 die Großesche Handlung erlosch, erwarb die Weidmannsche Buchhandlung den Katalog, dessen Auflage sich bald auf 2000 hob.

Im Jahre 1762 wurde Reich von der Mamsell Weidmann, der alleinigen Besitzerin als Teilhaber in die Handlung aufgenommen, die von nun an „Weidmanns Erben und Reich" firmiert; in dieser freien und unabhängigen Stellung bietet sich ihm im Verkehr der Firma mit ihren Autoren Gelegenheit, gegen die Auswüchse des Selbstverlages einzuschreiten, während er in dem Versuch einer Organisation des Buchhandels diesen selbst zu reformieren strebt und dann gegen den Nachdruck vorgeht.

Eine schwere Zeit war für den Verleger die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hier galt es, gegen den Nachdruck Front zu machen, dort spukte in den unpraktischen Köpfen der Autoren die goldene Berge verheißende Idee vom Selbstverlage; die Beziehungen zwischen Autor und Verleger waren gelockert, die gegenseitige Achtung fehlte, der niedersten Motive, der nacktesten Selbstsucht fähig so wurde der Verleger an den Pranger gestellt; da durfte Herder schreiben: „Euch Buchdrucker, Verleger und Buchhändler sollte überhaupt alle der leidige Teufel holen, die Autoren leben von den Brosamen, die von des reichen Herrn Tische fallen, wie die Hündlein und dann wollen die Verleger noch knausern," oder wie Wieland sich hören läßt: „Die Gelehrten sollten sich angelegen sein lassen, die Buchhandlung, den Idioten und Ostrogotischen Kerlen aus den Klauen zu reißen. Der Gelehrte soll nicht länger der Seidenwurm sein, der für fremde Behaglichkeit und Pracht spinnt."

Wohin wir unsere Blicke schweifen lassen, von unseren klassischen Dichterheroen bis zum elenden Skribenten, alle wollen sich von den Buchhändlern, „diesen Blutsaugern" frei machen.

Charakteristisch für diese Auflehnung ist es, daß Goethe — wenn auch frei von den Vorurteilen gegen den gehetzten Verleger — seinen Götz im Selbstverlage erscheinen läßt, wenn die Räuber auf Schillers Rechnung gedruckt in die Welt wandern, wenn Lessing in der Verbindung mit Bode in Hamburg eine Buchhandlung errichtet und Selbst-

verleger der hamburgischen Dramaturgie wird; wenn Wieland, Klopstock, Gleim, Herder, von Anderen nicht zu reden, mit Umgehung des Verlegers vor das Publikum treten.

Ziemlich passiv hatte bis jetzt der Buchhandel dieser Emanzipation einzelner zugesehen, als aber — nicht genug damit — das Vorgehen Klopstocks in der Herausgabe der Gelehrtenrepublik eine greifbarere Gestalt annahm und die Gründung der Buchhandlung der Gelehrten und der Verlagskasse für Gelehrte und Künstler zu Dessau in Form gesellschaftlicher Vereinigung oder Aktiengesellschaften die Basis des Verlagsbuchhandels zu erschüttern drohte, da griff Reich zur Feder und schrieb seine „zufälligen Gedanken eines Buchhändlers über Herrn Klopstocks Anzeige einer Gelehrten-Republik" und später: „Der Buchhandel in allen Absichten genauer bestimmt" und die Autoren Reichs, welche das schöne Verhältnis zu ihrem Verleger außer Wieland von den Sondergelüsten und den „Windprojekten der Dessauer" ferngehalten hat, danken ihm für sein Vorgehen und seine sachliche, maßvolle Abfertigung. „Wenn Sie," so tritt Reich Klopstock entgegen, „es mit uns bei dem Reichstage und bei den sämtlichen Fürsten Deutschlands durch ihre Freunde dahin bringen könnten, daß man wider den Nachdruck ein allgemeines Gesetz annehmen und darüber halten wollte, dann würden wir die Früchte ihres Fleißes nach Würden bezahlen können und dadurch allen Vorwürfen entgehen, die uns jetzt so empfindlich sind, weil wir sie den Umständen nach nicht verdienen."

Es ist grundfalsch und stets müssen wir dieser Ansicht entgegentreten, wenn man auf grund der durchschnittlich geringen Honorare im Vergleich zur Jetztzeit auf Ausnutzung der Autoren durch die Verleger schließen will, man vergißt bei dieser Behauptung, daß der Schutz des geistigen Eigentums der Schriftsteller noch ein Zukunftstraum war, und selbst die Privilegien nur dazu waren, um nicht respektiert zu werden. Die Worte Lessings: „Freilich, wenn Deutschland unter einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu hilfe kommen könnte und wollte" haben sich erst mit der Gründung des neuen deutschen Reiches erfüllt.

Und inmitten dieser Bewegung der Schriftsteller, die Schranken des traditionellen, geschäftlichen Bücherverlages zu umgehen, heimeln uns die Beziehungen, welche Reich mit seinen Autoren als Geschäftsmann, Ratgeber und Freund verbinden, in der wechselseitigen Hochschätzung und Achtung wohlthuend an. Der sich häufig bewahrheitende Satz, daß geschäftliche Verbindungen persönliche freundschaftliche Verhältnisse zerstören, hier trifft er nicht zu; „Dukaten und Louisdors

findet man zur not auch bei andern, aber ein Herz, wie Reichs, eine Zuverlässigkeit und Bravheit und Wärme und Energie der Seele, wie Reichs findet sich selten in dieser Welt."

Der wandelbare Wieland hat in Reich endlich den „rara avis in terris" unter den Buchhändlern gefunden, den Mann, der anders denkt als alle andern Buchhändler der Welt. Schöner und patriarchalischer, durch keinen Mißton getrübt ist die Verbindung mit dem Göttinger Professor Heyne. Der briefliche, familiäre Verkehr von Haus zu Haus legt ein beredtes Zeugnis für die Art und Weise ab, wie Reich seine Autoren zu fesseln wußte und je mehr der herzliche Ton als der ungeheuchelte, gerade Ausdruck seiner Gesinnung zu betrachten ist, desto höher können wir die sich aus diesem Verkehr entwickelnden, geschäftlichen Vorteile anschlagen. Wie Johannes Müller von Schaffhausen, dessen Schweizergeschichte als Muster der Quellenforschung bahnbrechend war, mit der Firma in langjährige Beziehungen trat, wie der schwärmerische Lavater, der hypochondrische Zimmermann, Zollikofer, Sulzer, Ramler, Goethe als Mitarbeiter an Lavaters „Physiognomik" und viele andere namhafte Gelehrte und Dichter in den für beide Teile vorteilhaftesten Geschäftsverbindungen und persönlichen freundschaftlichen Beziehungen zu Reich standen, das hat Buchner in seinen Beiträgen, welche er aus den vergilbten Geschäftsnotizen in ergänzenden Zuthaten von eigentümlichem novellistischen Reiz durchzogen veröffentlicht hat, in höchst fesselnder, belebender Weise behandelt.

Von einer andern Seite und in anderm Lichte erscheint Reich an der Spitze der Bewegungen im Buchhandel, angefeindet, verleumdet und verkannt, aber stets unentwegt festhaltend an dem einmal für richtig erkannten, mit eiserner Konsequenz die Sache durchführend.

Zunächst versuchte Reich in Leipzig durch Aufbesserung des Zahlungsmodus, da die Kurseinbuße am Reichsgelde fast 25% betrug, helfend einzugreifen; die begreiflicherweise hierdurch hervorgerufene Opposition, welche sogar Leipziger Firmen mit Hintansetzung der ihnen persönlich daraus erwachsenden Vorteile unterstützten, veranlaßte ihn jedoch, nachdem auch der Versuch, den Kurs der Reichsmünze als Norm für in Leipzig zu leistende Zahlungen anzunehmen, mißglückt war, zu einem andern Vorschlag in dem von der Firma verlegten Ostermeßkatalog 1761, die Preise der Bücher, auch der alten, zu erhöhen.

Diesem Vorgehen schlossen sich dann Leipziger, Berliner und norddeutsche Verleger an; die Folgen dieser Maßregel, welche aus einer augenblicklich durch die Kriegsnot hervorgerufenen Verteuerung aller Arbeitskräfte und Produkte hervorging, die aber für die Zukunft, als

diese Kalamitäten und Übelstände nicht mehr vorhanden, doch bestehen blieb, haben gezeigt, wie schwer sich die Beibehaltung dieser unnatürlich hochgeschrobenen Preise rächte.

Dem Nachdruck war Thor und Thür geöffnet und wenn wir vom Standpunkte moderner Rechtsanschauung absehen, läßt er sich sogar als ein Akt der Notwehr verteidigen.

Noch enger mit Reichs Namen verknüpft ist das Ereignis des Jahres 1764.

Zum letztenmale versammelten sich die Buchhändler in Frankfurt zur Fastenmesse; auf 250 Jahre Bestehens konnte die Frankfurter Messe zurückblicken und nun sagte ihr der Buchhandel Norddeutschlands, an der Spitze Philipp Erasmus Reich und Friedrich Nicolai, „Valet, begruben sie"; seine Bedeutung als Meßplatz hatte Frankfurt schon längst verloren und der formelle Bruch war nur noch eine Frage der Zeit gewesen.

Das Jahr 1764 schließt die Periode in der Geschichte des deutschen Buchhandels ab, welcher der Changeverkehr, die fast nur auf die Frankfurter und Leipziger Messen beschränkten Bezüge das eigentümliche schwerfällige, nachmittelalterliche Gepräge aufgedrückt haben. Aus dem verknöcherten Getriebe bricht sich das Ringen zu einer frischeren, geistig regeren Periode durch, charakterisiert durch gemeinsames Vorgehen, durch geschlossenes korporatives Zusammenhalten, durch den individualisierenden, rückwirkenden Einfluß Reichs.

Er hatte erkannt, daß die Entwickelung des deutschen Geistes dem vermittelnden Faktor desselben, dem Buchhandel durch das Erscheinen von Lessings Laokoon, durch Goethes und Schillers wachsende Anerkennung vorangeeilt war; Frankreichs verderbliches Übergewicht auf litterarischem Gebiete war gebrochen und der Buchhandel hatte in seiner Lethargie, in der Zerrissenheit seiner Institutionen, in seiner Zersetzung mit heterogenen Elementen aus anderen Berufszweigen diesem Aufblühen deutscher Litteratur nicht folgen können.

Die im Jahre 1733 hingeworfenen „unparteiischen Gedanken eines aufrichtigen Patrioten" sollten sich 1765 in der Gründung einer Buchhandlungsgesellschaft realisieren, zu deren Sekretär oder Vorsitzenden der Gründer Reich in der konstituierenden Versammlung am 10. Mai gewählt wurde.

An der Spitze der Grundgesetze des Vereins stand die Selbsthilfe gegen den Nachdruck und die teilweisen Erfolge gegen den gefürchteten Wiener Nachdrucker Edlen von Trattner illustrieren die Energie Reichs, dessen gangbarer Verlag ja speziell bei den Nachdruckern stets liebevolle Beachtung fand. Weitere Reformbestrebungen Reichs zugunsten der chur-

sächsischen Buchhändler, die Übersetzungen den Originalwerken gleichzustellen und nicht privilegierte Werke von der Messe auszuschließen, führten in seinem Appell an den Prinzen Xaver das Mandat von 1773 herbei.

Der letzte Passus wirkte vernichtend auf die Nachdrucker; Erfurt sollte jetzt der Stapelplatz für den Nachdruck werden, und als dieser Plan ins Wasser fiel, winkten die verheißungsvollen Worte und Versprechungen des Erbprinzen von Hessen-Kassel, der in Hanau völlige Zensurfreiheit und den Verkauf jeden Buches, sei es Original oder Nachdruck verhieß.

Ein Zirkular von Reich stellte die Erfolglosigkeit dieses Versuches ins rechte Licht und das Vorgehen des kaiserlichen Bücherkommissars, des Weihbischofs von Scheben, unterstützte ihn, sodaß sich der Hanauer Bücherumschlag wieder im Sande verlief und das nach Frankfurt gelegte Kommissionslager der Leipziger weiter nicht nötig machte.

Das von Schwann in Mannheim gemachte Projekt einer freien Niederlage der norddeutschen Verleger in Mannheim unter dem Schutze der churpfälzischen Regierung, um die Gegensätze zwischen Reichsbuchhändlern und den norddeutschen auszugleichen, fand in Reich und Nicolai warme Fürsprecher, scheiterte aber an der ungünstigen Lage des gewählten Ortes und der lauen Teilnahme der anderen Verleger.

Überhaupt stand dem energischen Vorgehen Reichs und seiner Anhänger der Indifferentismus der Kollegen, die Schwerfälligkeit kaiserlicher Rechtspflege und die geistlichen und weltlichen Fürsten mit ihren divergierenden Sondergesetzen entgegen; die bei Reich einlaufenden Briefe aus allen Gegenden erzählen von den schamlosen Reichsbücherräubern, von dem Bieler Heilmann, von der ruchlosen Nachdruckerthätigkeit Schmieders, Fleischhauers, Göbhardts und dem Pseudobuchhändler Mizler; und zwischen diesen trostlosen Kundgebungen der Herren Sortimenter ist dann ein boshafter Seitenhieb eingeflochten, der an dem ehrlosen, verrufenen Nachdruckgetriebe die Schuld den sächsischen und brandenburgischen Verlegern zumißt, warum haben sie so immense Preise angesetzt, die ein rechtschaffener, ehrenhafter Buchhändler seinen Kunden abzuverlangen sich schämt. Wie soll sich der Sortimenter stellen, wenn Herrn Vossens Ausgabe von Lessings Trauerspielen 1 Thaler kostet und Schmieders Nachdruck für 24 Kreuzer feil ist?

Und zu diesen aus allen Weltgegenden einlaufenden Jeremiaden kommt die damals schon alte und heute auch noch aus alten und neuen Gesichtspunkten traktierte Frage über die Schleuderei; überall sollte Reich helfend und bessernd eingreifen, er, dem sein Kompagnon schon ohnehin das Leben sauer genug machte, sodaß Zimmermann Reich aufforderte,

der Mamsell den ganzen Buchhandel in die Schürze zu werfen, sich alle Buchhändler vom Leibe zu schaffen, alle Nachdrucker zum Teufel zu schicken und das mühselige Leben in Ruhe zu schließen.

„Wer so ruhmvoll aus dem thätigen Leben heraustritt, wie Sie heraustreten können, darf nicht bereuen, daß er nicht Scipio heißt, Sie haben nützlichere Dinge für die Welt gethan, als Scipio und Karl der Fünfte".

Ruhiger und behaglicher gestaltete sich für Reich auch das Leben, als er im Alter von 58 Jahren sich mit einer anmuthigen feingebildeten Berlinerin vermählte; in seiner Jugend hatte er den Norden durchwandert, jetzt lenkte das Ehepar seine manigfachen Reisen nach dem Süden und vergaß dabei nicht, bei Gelehrten und Dichtern, die in Beziehungen zur Firma standen, anzuklopfen.

War Reich daheim, so bildete sein Haus den Sammelpunkt der geistigen Elite Leipzigs und der stattliche patricische Haushalt mit der fürstlichen Bildergalerie, lebte in der Erinnerung seiner Gäste fort.

Im Sommer versammelte Reich einen engeren Kreis seiner Freunde auf seinem Gute bei Leipzig, und der Anregung des geistvollen Verlegers im traulichen Gespräch mit Gellert, Oeser, Zollikofer und Weiße ist wohl manches Verlagswerk zuzuschreiben.

Gleiche Hochachtung wird ihm von den Kollegen zuteil, der junge Anfänger versichert sich seines Rats und seiner schwerwiegenden Empfehlung; Friedrich Frommann erinnert sich mit Stolz, wie ihm der angesehenste der Leipziger Buchhändler, der alte Reich, eine belobende und ermutigende, feierliche Standrede gehalten; Johann Friedr. Cotta, dem Goethe und Schiller ihre ungemessene Popularität verdanken, wie Gutzkow in den Bayreuther Blättern sarkastisch bemerkt hat, wendet sich in sichtbarer Verlegenheit an Reich, als er das väterliche Geschäft in Tübingen erwerben will. Schaffensfreudig, mit fester Hand und gewohnter Energie disponiert er, wenn sich auch die Beschwerden des Alters je länger je mehr fühlbar machen, bis zu seinem Tode, der ihn am 3. Dezember 1787 ereilt.

„Der unvermuthete Todesfall des rechtschaffenen und verdienstvollen Mannes kann keinem von seinen zurückgelassenen Freunden schmerzlicher sein als mir. Ich wünsche von Herzen, daß der ruhmvolle Platz, den er unter den ersten Buchhändlern der Nation eingenommen, auf eine würdige Art wieder ausgefüllt werden möge", so schrieb Wieland, der nicht ahnte, daß jene Morgenröte den Horizont schon küßte, daß schon Fr. Andr. Perthes und Georg Andreas Reimer für eine neue Ära im deutschen Buchhandel berufen ihrem bedeutungsreichen Wirken entgegengingen. (Schluß folgt.)

Allerlei aus der Buchführung.

II.

In Band 1, Seite 115 u. ff. dieser Zeitschrift haben wir unter gleicher Überschrift die für die Buchführung des Buchhändlers bestehenden gesetzlichen Vorschriften angeführt und besonders die vorgeschriebene jährliche Inventur betrachtet; heute wollen wir versuchen zu zeigen, wie der Sortimenter seine Bücher, den gesetzlichen Anforderungen entsprechend, mit möglichst wenig Arbeit doch genau und übersichtlich führen kann. Um diese Arbeit nicht zu sehr auszudehnen nehmen wir als Beispiel ein reines Sortiment ohne Nebenzweige. Wer die Prinzipien, welche wir hier entwickeln, richtig auffaßt und auf ein Sortiment anwendet, wird auch für die Nebenzweige leicht die zweckmäßigste Form der Ausführung finden.

Die Grundlage jeder Buchhandlung ist die Inventur; dieselbe muß das gesamte Vermögen des Besitzers nachweisen; sowohl den Wert seiner Waren als seiner Forderungen an andere und ebenso der Forderungen anderer an ihn. Über die Form der Inventur existieren keine bestimmten Vorschriften, sie kann in die gewöhnlichen Bücher eingetragen oder in besondern Heften ausgeführt werden, nur sind die Inventuren wie andre Geschäftsbücher zehn Jahre lang aufzubewahren; empfehlen möchten wir aber, dieselben überhaupt nicht zu vernichten, denn die Geschichte eines Geschäfts spiegelt sich zumeist in der Inventur und der dazu gehörigen Bilanz.

Jede vollständige und sonst richtige Zusammenstellung des Aktiv- und Passivvermögens entspricht wohl den Anforderungen des Gesetzes, aber nur wenn die verzeichneten Waren, Forderungen ꝛc. systematisch, jede Art für sich zusammengestellt sind kann man dieselbe als Grundlage für die Buchhaltung benutzen. Würde also die Inventur eines Sortiments folgende Hauptposten zeigen:

Aktiva:

a)	Bares Geld	1 000 Mk.
b)	Eignes Warenlager . . .	6 000 „
c)	Geschäftsinventar	1 000 „
d)	Forderungen	3 000 „
		11 000 Mk.

Passiva:

e)	Schulden	2 000 Mk.

so ergäbe sich ein reines Vermögen von 9 000 Mk. und wir hätten damit die Grundlagen, um in unserem Buche folgende Konti anzufangen:

1. für das reine Vermögen, genannt „Kapital-Konto",
2. für das bare Geld, „Kassa-Konto",
3. für das Lager „Waren-Konto",
4. für das Geschäftsinventar „Inventar-Konto",
5. für die Forderungen „Debitoren-Konto",
6. für die Schulden „Kreditoren-Konto".

Konto Nr. 1, das „Kapital-Konto", zeigt die Schuld des Geschäfts an den Besitzer; es kann also als ein Teil des Konto Nr. 6, „Kreditoren-Konto", betrachtet werden und daher fehlen, doch erleichtert es die Übersicht, wenn man die Forderungen Fremder an das Geschäft von der eignen getrennt verbucht.

Die Konti Nr. 2—5 enthalten die Aktiva Nr. 1 und 6 dagegen die Passiva. Die Summen der Debetseiten aller Konti müssen mit den Summen der Kreditseiten übereinstimmen und bei richtiger Führung immer gleich bleiben, da die durch die Geschäftsführung vorkommenden Änderungen welche dem einen Konto gutgeschrieben, sofort einem oder mehreren andern Konti belastet werden und umgekehrt; dies ist eben das Prinzip der sogenannten doppelten Buchführung, durch die stets eine genaue Kontrolle möglich ist. Außer diesen in jedem Sortiment notwendigen Konti hat derjenige Sortimenter, der von den Verlegern à Cond. bezieht, auch noch über diese Sendungen ein Konto zu führen; er kann es wohl mit dem „Waren-Konto" vereinigen, doch ist dies nicht empfehlenswert, weil es die Übersicht erschwert.

Mit diesen 7 Konti kommt ein Sortiment vollständig aus, nur findet mancher Besitzer es oft erwünscht, über einzelne Ausgaben, besonders die Geschäfts- und Haushaltsspesen, auch besondre Konti zu führen, um stets sehen zu können, was hierfür ausgegeben ist, und da wir eine solche Kontrolle nur empfehlen können, so werden wir bei Beschreibung der einzelnen Konti darauf Rücksicht nehmen. Gleichfalls

dürfte es oft angebracht sein, dem Kommissionär ein Konto im Hauptbuche zu geben, weil man dadurch manches Übertragen vermeidet. Nach den Prinzipien der doppelten Buchhaltung soll jeder Posten, der dem einen Konto belastet wird, einem andern gutgebracht, er muß also doppelt verbucht werden. Z. B. verkauft der Sortimenter ein Buch gegen Barzahlung, so müßte das Kassa-Konto mit der Einnahme belastet (debitiert) und das Waren-Konto dafür entlastet (kreditiert) werden. Die große Menge derartiger Posten würde aber, wollte man jeden einzeln buchen, eine solche Arbeit verursachen, daß diese nicht bewältigt werden könnte, resp. würde, wenn man die nötige Zahl von Arbeitern dazu anstellt das Geschäft vollständig unrentabel machen. Um diese Arbeit zu erleichtern, werden daher sogenannte Hilfsbücher geführt, welche die einzelnen Geschäfte verzeichnen und aus denen man summarisch die Ergebnisse auf die Konti des Hauptbuches überträgt.

Diese Hilfsbücher sind vollständig dieselben, welche man in der sogenannten einfachen Buchführung auch benutzt; bei Beschreibung der einzelnen Konti werden wir dieselben mit anführen und angeben, wie sie für die Zwecke der doppelten Buchhaltung benutzt resp. eingerichtet sein müssen.

Wir kommen nun, nach diesen Vorbemerkungen zur Beschreibung der einzelnen Konti, deren Hilfsbücher und Benutzung.

Das „Kapital-Konto" erleidet im Laufe des Jahres keine Veränderung, erst am Schlusse bei Ziehung der Bilanz wird ihm der erzielte Gewinn gutgeschrieben, resp. etwaiger Verlust belastet, entweder direkt oder vom Gewinn- und Verlust-Konto, welches wir bei der Schlußbilanz näher erörtern.

Das „Kassa-Konto", welches über das bare Geld Rechnung führt, hat tagtäglich eine Anzahl Posten sowohl der Einnahme als auch der Ausgabe zu verzeichnen; diese Einzelheiten werden daher mit Vorteil einem oder mehreren Hilfsbüchern zugeteilt. Im Sortiment kommt man mit zwei Hilfsbüchern leicht aus, eins für die Einnahmen, eins für die sogenannten kleinen Ausgaben.

Einnahmen hat der Sortimenter in der Regel zweierlei Art, für Bar-Verkauf und Zahlungen auf Rechnung; das Hilfsbuch für die Einnahmen muß nun so eingerichtet werden, daß man diese verschiedene Einnahme jede für sich in einer Summe auf das Kassa-Konto des Hauptbuches übertragen kann; am bequemsten erreicht man dies durch zwei Geldkolumnen, eine für den Barverkauf, die andre für die Zahlungen. Die letzte Rubrik noch in Zahlungen auf alte und neue Rechnung zu trennen ist für die Buchführung an sich nicht notwendig, aber

oft erwünscht, um einen Überschlag über die älteren Forderungen leichter machen zu können.

Die Einnahmen für Barverkauf oder Handverkauf, also für Bücher, welche noch nicht den Kunden notiert sind, wird dem Kassa-Konto belastet, und dem Waren-Konto gutgeschrieben; es wird hier dem Waren-Konto der wirkliche Ertrag (Ordinärpreis) gutgeschrieben, während diesem Konto, wie wir später sehen werden, nur der Einkaufspreis (Nettopreis) belastet wurde, die Differenz, der Gewinn, kommt bei der Schlußbilanz zur Verbuchung auf Kapital-Konto und wird einstweilen nicht berücksichtigt.

Die eingehenden Zahlungen werden ebenfalls dem Kassa-Konto belastet aber dem Debitoren-Konto gutgeschrieben; diesem Konto sind alle Forderungen belastet, dieselben sind durch Zahlung seitens der Kunden auszugleichen, jede derartige Zahlung vermindert also unsre Forderungen; ein Gewinn oder Verlust kann sich auf diesem Konto nicht ergeben; der Saldo, also die Differenz zwischen der Summe der belasteten Forderungen und den gutgeschriebenen Zahlungen muß also stets ganz genau der Summe unserer Forderungen entsprechen. Weiteres darüber bei der Beschreibung desselben. Für die Buchführung ist es nebensächlich, ob die Kasse täglich abgeschlossen wird, oder ob dies erst in längeren Zwischenräumen geschieht, für den praktischen Geschäftsverkehr ist es aber nicht dringend genug zu empfehlen das Kassaeinnahmebuch jeden Tag abzuschließen und den Bestand der Kasse damit zu vergleichen; zeigt sich hierbei eine Differenz, so muß der Grund derselben ermittelt werden, und dies ist eben viel leichter möglich, wenn man täglich abschließt.

Für die Ausgaben der Kasse benutzt man mit Vorteil ein Hilfsbuch entweder für die täglich in kleineren Posten wiederkehrenden Ausgaben, welche man allgemein „Spesen" nennt, allein, während man die andern Ausgaben direkt auf dem Kassa-Konto verbucht, oder für alle Ausgaben. Die sämtlichen Ausgaben werden dem „Kassa-Konto" gutgeschrieben und je nachdem folgenden Konten belastet: Waren-Konto für alle Bareinkäufe, wenn man nicht vorzieht, alle Einkäufe ohne Ausnahme dem Kreditoren-Konto gutzuschreiben; dann würden solche Zahlungen auch diesem Konto zu belasten sein.

Spesen-Konto für alle Handlungsspesen. Führt man dies Konto nicht, so gehören derartige Ausgaben auf Waren-Konto.

Haushalts-Konto oder Privat-Konto des Besitzers für alle Ausgaben des Besitzers zu seinem Lebensunterhalt 2c. Führt man darüber kein besondres Konto, so gehören solche Ausgaben ebenfalls auf Waren-Konto.

Konto des Kommissionärs für alle Barsendungen an ihn. Führt man dies Konto nicht im Hauptbuche, so gehören diese Zahlungen mit auf Kreditoren-Konto.

Kreditoren-Konto für alle Zahlungen an dieselben.

Das „Kassa-Konto" kann weder Gewinn noch Verlust ergeben, der Saldo muß in barem Gelde stets vorhanden sein, richtige Führung natürlich vorausgesetzt.

Das „Kassa-Konto" des Hauptbuches muß alle Einnahmen und Ausgaben des ganzen Geschäfts nachweisen, es ist um so übersichtlicher, je weniger Posten es enthält, und darum schiebt man oft noch zwischen den erwähnten Hilfsbüchern ein Sammelbuch ein (meistens „Journal" genannt) oder man benutzt ein sogenanntes reines Kassabuch, um die in den Hilfsbüchern schon im kleinen gesammelten Posten noch mehr zusammenziehen zu können.

Der Zweck beider Bücher ist, die in den Hilfsbüchern chronologisch verzeichneten Kassaposten nach den einzelnen Konten, welchen sie gutgeschrieben oder belastet werden müssen, zusammen zu stellen, so daß man statt vieler kleineren Posten nur deren Gesamtbetrag auf das „Kassa-Konto" des Hauptbuches zu übertragen braucht. Wir empfehlen im allgemeinen ein solches Sammelbuch einzuschieben, weil man damit viele Arbeit spart und doch die Konti des Hauptbuches viel übersichtlicher erhält. Unser „Kassa-Konto" des Hauptbuches empfängt also bei Benutzung eines Sammelbuches alle Posten durch dieses, sonst direkt aus den beiden Hilfsbüchern für die Einnahme und Ausgabe Diese beiden Hilfsbücher bilden zusammen die „Kassa-Kladde", oder das „Kassa-Brouillon"; doch kann man auch die täglichen Einnahmen der Tageskasse, welche in dem Einnahmehilfsbuch einzeln verzeichnet sind (der Losung), in ein Kassabuch übertragen und in diesem die größeren Ausgaben buchen, während man dann nur für die ganz kleinen oft wiederkehrenden Ausgaben des Spesen-Konto ein Hilfsbuch benützt, dann nennt man dies Kassabuch „Brouillon oder Kladde" und überträgt aus diesem entweder ins Sammelbuch oder ins Hauptbuch.

Das „Waren-Konto" ist der Verwalter unseres ganzen Warenvorrats, oder wenn wir ein apartes „Kommissionswaren-Konto" führen, was durchaus zu empfehlen, nur unserer eigenen Waren, im Sortiment also des festen Lagers. Wir belasten das „Waren-Konto" für alle festen Sendungen der Verleger entweder ganz zu Gunsten des „Kreditoren-Konto", wenn wir diesem die Ausgaben für Barpakete belasten wollen, oder für Barpakete zu Gunsten des „Kassa-Konto" resp. des „Konto des Kommissionärs" und für Rechnungspakete zu

Gunsten des „Kreditoren-Konto"; daß dem Waren-Konto der Vorrat bei Beginn des Geschäfts, resp. der Rechnungsperiode belastet wurde, ist ja selbstverständlich. Wenn wir besondre Konti für Spesen und Haushalt des Besitzers nicht führen, so sind die betreffenden Ausgaben ebenfalls dem Waren-Konto zu belasten, wie oben beim Kassa-Konto schon erwähnt. In der Regel wird man wegen allzuviel Arbeit davon absehen müssen, jedes einzelne Buch, welches eingeht, speziell auf dem Waren-Konto zu notieren, resp. in dieser spezifizierten Weise ein Hilfsbuch (Lager-Skontro) zu führen, obgleich es oft wünschenswert wäre; man wird sich auf summarische Einträge beschränken, entweder daß man die Summa jeder Faktur einträgt oder auch daß man die Summe eines Avises, also einer Sendung einträgt (direkte Sendungen dürfen dann aber nicht übersehen werden).

Gutgeschrieben wird dem „Waren-Konto" jede Abgabe, also jeder Verkauf, der Verkauf gegen Kassa durch das „Kassa-Konto", der Verkauf auf Rechnung durch das „Debitoren-Konto". Die Belastung erfolgt zum Nettopreise, die Gutschrift zum Ordinärpreise, die Differenz ist der Gewinn, welcher bei der Schlußbilanz übertragen wird.

Außer dem Verkauf muß das „Waren-Konto" noch die Remittenden abgeben. Es handelt sich hier nur um die Ausnahmen, die Remission fest oder bar eingegangener Sendungen, die aus irgend einem Grunde zurückgehen, diese werden dem „Kreditoren-Konto" eventuell dem „Konto des Kommissionärs" resp. „Kassa-Konto" belastet.

Ein besondres Konto des Sortiments resp. des Buchhandels ist das „Kommissionswaren-Konto", es ist in gewisser Hinsicht ein Teil des „Waren-Konto" aber doch ist es sehr empfehlenswert, es ganz getrennt davon zu führen, denn die hier verzeichneten Waren sind so lange Eigentum des Verlegers, als dieselben nicht für „fest" übernommen sind. Belastet werden diesem Konto am Anfang der Rechnungsperiode die ganzen Vorräte an à Cond.-Sendungen, einschließlich der Disponenden; und später alle ferner eintreffenden derartigen Sendungen, ganz wie wir es beim Waren-Konto gesehen haben. Gutgeschrieben werden diesem Konto vor allem die Remittenden, für welche wir ein Hilfsbuch führen. In dies Hilfsbuch müssen alle Remittenden eingetragen werden, kleinere Posten spezifiziert, größere, welche man auf dem Duplikat der Faktur des Verlegers spezifiziert, summarisch, so daß man leicht die ganzen Remittenden einer bestimmten Zeit zusammen addieren kann.

Nimmt man das Remittendenbuch mit zwei Geldkolumnen, so kann man darin gleichzeitig die „Disponenden" ebenso eintragen und summieren.

Die in diesem Hilfsbuche dergestalt einzeln verzeichneten Remittenden werden in einer Summe dem „Kommissionswaren-Konto" gutgeschrieben, die Disponenden ebenfalls, aber sofort nach dem Abschluß wieder vorgetragen. Der Saldo wird dem „Waren-Konto" belastet und dem „Kreditoren-Konto" gutgeschrieben und damit dies Konto rein abgeschlossen. Der dem „Waren-Konto" hiernach in einer Summe übergebene Saldo dieses Kontos repräsentiert den ganzen Netto-Absatz von allem Kommissionsgut in der ganzen Rechnungsperiode, und ist dem „Waren-Konto" schon nach und nach der Ordinärpreis dafür bei dem erfolgten Verkauf des einzelnen Buches gutgeschrieben; es wäre wohl richtiger, diese einzelnen Beträge, welche für verkaufte Kommissionssendungen eingehen, resp. notiert werden, jedesmal sofort dem Kommissionswaren-Konto gutzuschreiben, doch ist dies in der Regel nicht durchführbar und bleibt nur das summarische Verfahren übrig; Folge dieser summarischen Übertragung ist, daß der Saldo des „Kreditoren-Konto" vor derselben stets zu klein erscheint, und ist dies nötigenfalls zu berücksichtigen.

Das „Inventar-Konto" ist das Verzeichnis der zum Geschäftsbetriebe vorhandenen Einrichtung, einschließlich Geschäftsbibliothek, Formulare, Material ꝛc.; Neuanschaffungen werden demselben belastet zu Gunsten des „Kassa-Konto" oder des „Kreditoren-Konto", je nachdem ob die Anschaffung gegen Bar oder auf Kredit erfolgte; etwaige Verkäufe demselben gutgeschrieben.

Das „Debitoren-Konto" führt Rechnung über unsere Forderungen an die Kundschaft; belastet werden demselben alle Verkäufe auf Kredit zu Gunsten des „Waren-Konto", gutgeschrieben alle darauf eingehenden Zahlungen zu Lasten des „Kassa-Konto". Der Saldo muß also genau die Summe unserer gesamten Forderungen angeben und muß daher auch Ausgleich einer Forderung, welche nicht durch Zahlung erfolgt, stets genau verbucht werden; Ausgleich durch Gegenrechnung wird man am bequemsten stets durch zwei Kassaposten notieren, Ausgleich durch Bewilligung von Rabatt, Diskont, Aufhebung einer Forderung infolge Abstreitens, Tod oder dergleichen muß dem Debitoren-Konto gutgeschrieben und dem Verlust-Konto belastet werden. Für das „Debitoren-Konto" benutzt man mit größtem Vorteile wie für die Kasse verschiedene Hilfsbücher; dieselben, in der Regel „Kundenstrazze", „Kladde", „Brouillon" ꝛc. genannt, müssen so eingerichtet werden, daß man leicht die darin verzeichneten Posten addieren kann, damit man dieselben für einen bestimmten Zeitraum in einer Summe dem Debitoren-Konto belasten und dem „Waren-Konto" kreditieren kann. Dies erreicht man

am leichtesten, wenn man alle auf feste Bestellung den Kunden in Rechnung gelieferten Bücher chronologisch nach einander in ein dazu bestimmtes Buch einträgt, dagegen alle Ansichtsendungen für sich in ein andres Buch, resp. in besondre Listen verbucht und nur das davon fest verkaufte in das erstere Buch überträgt, dann hat man in diesem einen Buche die vollständige Spezifikation aller einzelnen Posten des Debitoren-Kontos; im übrigen hat es auf die Buchführung keinen Einfluß, ob die andern Hilfsbücher dieses Kontos gebunden oder in losen Blättern geführt werden.

Das „Kreditoren-Konto" führt Rechnung über unsre Schulden besonders an die Verleger, es wird kreditiert für deren Sendungen zu Lasten des „Waren-Konto" resp. „Kommissions-Waren-Konto" und belastet mit den etwaigen Remittenden und unsern Zahlungen; die Einzelheiten werden in einem Hilfsbuche, der Verlegerstrazze (meistens in losen Blättern geführt), verbucht.

Wir empfahlen oben, dem Kommissionär ein Konto im Hauptbuche zu geben, doch ist es nicht notwendig, wenn man sein Konto auch unter den Kreditoren-Konti führt; die Verbuchung vieler Posten ist aber einfacher, wenn für ihn ein eignes Konto geführt wird; die Einzelheiten verbucht man nicht besonders, sondern hebt seine Kassaauszüge als Belege auf. Belastet werden diesem Konto unsere Zahlungen zu Gunsten des Kassa-Kontos, die Barremittenden zu Gunsten des Waren-Kontos und etwaige sonstige Einnahmen am Kommissionsplatze je nach deren Art.

Gutgeschrieben werden die für uns geleisteten Zahlungen zu Lasten des „Kreditoren-Konto", eventuell die Auslagen für Barpakete zu Lasten des „Waren-Konto", seine Spesen ebenfalls zu Lasten dieses Kontos, wenn wir kein eigenes Spesen-Konto führen wollen.

Einige Hilfs-Konti für den Abschluß werden wir bei der praktischen Darstellung noch näher erklären, über das Format der Bücher möchten wir noch erwähnen, daß man vor allen Dingen auf Handlichkeit sehe, ein kleines Foliobuch, oder auch ein Quartbuch entspricht als Hauptbuch am besten seinem Zweck, zwei Geldkolumnen sind wünschenswert; solider Einband und entsprechendes Äußere ebenfalls. Die Hilfsbücher können ganz nach Belieben gewählt werden, wenn dieselben nur die erwähnten Zusammenfassungen leicht ermöglichen.

Die sonst noch gebräuchlichen Hilfsbücher des Sortiments haben einen direkten Zusammenhang mit der Buchführung nicht und bleiben daher für uns außer Betracht.

Der größeren Anschaulichkeit halber geben wir nachstehend die von uns vorgeschlagenen Formulare für die Hilfsbücher und gehen

dann zu der Darstellung der wirklichen Verbuchungen auf die beschriebenen Konti des Hauptbuches einschließlich Abschluß am Schluß der Rechnungsperiode über.

Hilfsbuch des Kassa-Konto für die Einnahme.

fortlaufend paginiert.

Januar 1885.

			für Barverkauf.		Zahlungen.	
2.	1	Scheibler, Kochbuch	3	—		
	1	Polko, Dichtergrüße	6	—		
		Schneider, Dr., A. 565			6	—
	1	Briefsteller für Liebende	1	50		
		Fritz, Ökonom, B. 1			10	—
		u. s. w.	20	—	50	—
			30	50	66	—
3.						

Quartbücher, nicht zu dick, sind hierfür am handlichsten; für die Ausgaben kann man dasselbe Formular verwenden, doch genügt eine Geldkolumne auch; will man nur die kleinsten Ausgaben des Spesen-Kontos besonders notieren, so genügt ein Oktavbuch mit einer Geldkolumne. In letzterem Falle würde man ein Kassa-Brouillon nach folgendem Schema benutzen können.

1.	Januar					1885.			1.
	Einnahme.						Ausgabe.		
2.	Tageslosung . . .	30	50	66	—	2.	Spesen lt. Beibuch	6	—
3.	do. . . .	50	—	55	—	3.	Kommissionär . .	500	—
4.	u. s. w.						Hausstands-Konto	50	—
							Enke à Konto . .	150	—
							Hirschwald à Konto	150	—
							u. s. w.		

Je nach dem gewählten Formate hat man für Ausgaben und Einnahmen je eine ganze oder eine halbe Seite; wir würden stets das kleinere Format vorziehen.

Das von uns erwähnte Sammelbuch, dessen Benutzung wir wiederholt empfehlen, ist das Journal der doppelten Buchführung, man nimmt dazu ein Foliobuch mit 2 Geldkolumnen. Es wird in folgender Weise geführt:

fortlaufend paginiert. 1.

Januar 1885.

	Kassa-Konto an „Waren-Konto".				
2.	Tageslosung	30	50		
3.	do.	50	—		
4.	do.	70	—		
5.	do.	40	—		
	u. s. w.	500	—	690	50
	Kassa-Konto an „Debitoren-Konto".				
2.	Zahlungen	66	—		
3.	do.	55	—		
4.	do.	10	—		
5.	do.	70	—		
	u. f. w.	700	—	901	—
	Folgende an „Kassa-Konto".				
2.	Spesen-Konto	6	—		
	Konto des Kommissionärs	500	—		
	Hausstands-Konto	50	—		
	Kreditoren-Konto	300	—		
	u. s. w.	1000	—	1856	—

Das Sammelbuch empfängt also aus allen Hilfsbüchern die ersten Aufzeichnungen der einzelnen Geschäftsvorfälle, um die gleichartigen gesammelt den einzelnen Konten des Hauptbuches in einer Summe zu übergeben; außerdem kann man es benutzen, um Posten zu notieren, die überhaupt nicht aus den einzelnen Hilfsbüchern hervorgehen, z. B. irrtümliche Buchungen, oder die einzelnen kleinen Verluste an Rabatt, Diskont ꝛc., sowie für andere selten vorkommende Posten, für welche man eigne Hilfsbücher nicht anlegen will.

Als Remittendenbuch kann jedes Foliobuch mit 2 Geldkolumnen benutzt werden. Fertige Bücher dieser Art mit entsprechender gedruckter Überschrift sind ebenfalls zu haben.

Das Verzeichnis des Geschäftsinventars ist in der Regel so wenig umfangreich, daß man es bequem auf einigen Seiten des Hauptbuches spezifizieren kann; Veränderungen kommen auch verhältnismäßig selten vor; ein besondres Hilfsbuch darüber zu führen ist also meistens nicht nötig. Die Anschaffungen von Formularen für Rechnungen, Begleit-

notas ꝛc. notiert man vorteilhaft gleich auf Spesen-Konto. Für eine Kundenstrazze geben wir nachstehend ein sehr praktisches Formular für groß Folioformat:

			Fortlaufend paginiert. 1.				
	Januar 1885.			Soll.		Haben.	
3.	Schneider, Dr.	1	Krebs, Antibarbarus, 6.—				
		1	Müller, Geschichte, 10.—				
		1	Schwegler, Philosophie 4.50	20	50		
4.	Schmidt, Prof.	1	Schillers Werke, 6 Bde. .	12	—		
	Steinbeis, Lehrer.	1	Homers Ilias, geb.	2	70	2	70 8./2. 85.

Diese Einrichtung ist sehr raumsparend, sehr leicht zu addieren und man kann die Rubrik in Haben für das Austhun der Posten benutzen. Ein Register dazu ist notwendig um die im Buche zerstreuten Posten eines Kunden stets leicht finden zu können.

Für das Hilfsbuch des Kreditoren-Kontos, die Verlegerstrazze, kann man Formulare ganz nach Belieben benutzen. Die Gutschrift der Sendungen für das Hauptbuch-Konto erfolgt am besten wie beim Waren-Konto angegeben auf jedem Avise und werden deren Summen im Sammelbuche zusammengestellt.

Der Zweck der sogenannten doppelten Buchführung ist eine genaue Kontrolle über die einzelnen Buchungen und dadurch über den ganzen Geschäftsgang, sowie die übersichtliche Darstellung der Geschäftsvorfälle; teilweise ergibt sich die Kontrolle von selber, da, wie oben schon erwähnt, die Summen aller Kreditseiten stets mit den Summen aller Debetseiten übereinstimmen müssen. Ist dies einmal nicht der Fall, so hat sich ein Fehler eingeschlichen, der gesucht und verbessert werden muß.

Dagegen ergeben sich fehlerhafte Übertragungen aus den Hilfsbüchern nicht leicht von selbst; um solche zu entdecken, muß man von Zeit zu Zeit die Resultate vergleichen und sich von der vollständigen Übereinstimmung überzeugen. Es muß übereinstimmen:

a) der Kassabestand mit dem Saldo des Kassa-Kontos.

b) der in den Hilfsbüchern spezifizierte Betrag der Forderungen mit dem Saldo des Debitoren-Kontos;

c) der in der Verlegerstrazze spezifizierte Schuldenbetrag mit dem Saldo des Kreditoren-Kontos.

a ist natürlich sehr leicht zu konstatieren.

Bei b muß man eine Zusammenstellung der Forderungen nach dem Hilfsbuche (der Kundenkladde) anfertigen und mit dem Saldo vergleichen; zeigt sich eine Differenz, so muß man deren Grund ermitteln, sollte dies nicht gelingen, so muß man die Konformität durch Buchung

der Differenz herstellen, man hat dann aber alle Veranlassung, diese Kontrolle nach kürzester Zeit zu wiederholen, um den etwaigen Grund vielleicht hierbei zu finden, resp. sich von der Übereinstimmung stets rascher zu überzeugen.

Bei c muß man eine ähnliche Zusammenstellung machen, deren Summe mit dem Saldo übereinstimmen muß; natürlich muß man berücksichtigen, was etwa auf dem „Kommissionswaren-Konto" noch zu übertragen ist; Differenzen auf dem Kreditoren-Konto haben ihren Grund oft in der zur Messe erfolgenden Konformstellung der Kontis mit den Angaben der Verleger. Gerade auf diese Kleinigkeiten muß man besonders achten und dieselben stets sofort auch im Sammelbuche notieren.

Das Inventar-Konto und das Konto des Kommissionärs lassen sich leicht kontrollieren, dagegen ist es fast unmöglich, das „Waren-Konto" genau zu kontrollieren, ebenso das „Kommissionswaren-Konto", weil auf dem „Waren-Konto" die Nettopreise belastet und die Ordinärpreise gutgeschrieben sind; die Differenz, der Gewinn, ist eben im Sortiment nicht allein vom Umsatz, sondern auch von den verschiedenen Rabattsätzen abhängig und daher aus dieser Differenz nicht leicht auf etwaige Fehler und Irrtümer in der Buchführung zu schließen. Haben die andern Kontrollmaßregeln gute Resultate ergeben, so muß man hier zufrieden sein; fand man bei den andern Kontis Differenzen, deren Grund nicht zu ermitteln war, so empfiehlt sich die öftere Wiederholung der Kontrolle, weil die Kontrolle über kürzere Zeiträume viel leichter ist, als über längere. Ergeben sich jedesmal ähnliche Differenzen, deren Grund nicht durch nochmalige Vergleichung der einzelnen Posten mit deren Unterlagen, Belegen, zu ermitteln ist, so kann eine Veruntreuung oder dergleichen als Grund vermuthet werden, und muß man prüfen ob dies wirklich der Fall sei.

An sich giebt die doppelte Buchführung, wie das vielfach angenommen wird, keinen Schutz gegen Veruntreuungen, wohl aber führt dieselbe durch die fortlaufende Kontrolle zu einer früheren Entdeckung derselben, doch rührt nicht jede kleine Differenz von Unterschlagung her. Bei der übergroßen Zahl von Einzelposten ist ein Irrtum und eine unrichtige Buchung nicht zu vermeiden; die Kontrolle soll eben solche Irrtümer finden und richtig stellen, damit dieselben nicht zu unangenehmen Differenzen mit Kunden, oder Verlegern führen.

Nach gesetzlicher Vorschrift sind die Bücher jedes Jahr einmal abzuschließen, die Inventur und Bilanz anzufertigen. (vergl. Handelsgesetzbuch Art. 29). Nur für die Inventur des Warenlagers ist unter gewissen Verhältnissen, die aber in kleineren und mittleren Sortiments-

geschäften nicht vorliegen, ein Zeitraum von 2 Jahren gestattet; die Bilanz muß dagegen jedes Jahr aufgestellt werden, spätestens am letzten Tage desselben. Es ist hierbei nicht das Kalenderjahr vorgeschrieben; man kann daher das Geschäftsjahr mit jedem Tage anfangen lassen, und empfiehlt es sich dies zu benutzen und sein Geschäftsjahr am 1. Juli jeden Jahres beginnen zu lassen und am 30. Juni abzuschließen, weil in der stilleren Geschäftszeit die nötige Muße für die Abschlußarbeiten leicht zu gewinnen ist. Wie zur Eröffnung der Bücher am Anfang des Geschäftsjahres gehört zum Abschluß derselben am Schluß eine Inventur; diese wird sowohl zum Abschluß des laufenden Geschäftsjahres als auch zum Anfang des neuen Jahres benutzt. Um Wiederholungen zu vermeiden, geben wir hier die Schluß-Inventur und dann die Konten mit den Eintragungen des ganzen Jahres fertig abgeschlossen und mit den Ergebnissen der Inventur sogleich wieder für das neue Geschäftsjahr eröffnet. Zur Erleichterung des Abschlusses benutzen wir zwei neue Konten, das „Bilanz-Konto" und das „Gewinn- und Verlust-Konto"; auf das erstere notieren wir alle Saldi der einzelnen Konten, welche nach erfolgtem Abschluß aufs neue vorgetragen werden müssen; auf das „Gewinn- und Verlust-Konto" die Saldi der andern Konten, um dieselben in einer Summe auf das Kapital-Konto übertragen zu können.

Schluß-Inventur.

A. Aktiva.

a)	Bares Geld	500 Mk.
b)	Eignes Warenlager . . .	5000 „
c)	Geschäftsinventar . . .	1200 „
d)	Forderungen	4000 „
e)	Kommissionär-Saldo . .	200 „
		10900 Mk.

B. Passiva.

f)	Schulden	1500 Mk.

Kapital-Konto.

1885.					1884.				
Juni	30.	An Bilanz-Konto..	9400	—	Juli	1.	Per Geschäftsvermögen.........	9000	—
					1885.				
					Juni	30.	Per Gewinn- und Verlust-Konto...	400	—
			9400	—				9400	—
					1885.				
					Juli	1.	Per Bilanz-Konto.	9400	—

Kassa-Konto.

1884.					1884.				
Juli	1.	An Bestand lt. Inventur	1000	—	Juli	31.	Per Kommissionär	800	—
	31.	„ Waren-Konto	2500	—			„ Spesen-Konto	500	—
		„ Debitoren-Konto	3000	—			„ Hausstands-Konto	400	—
Aug.	31.	„ „	2000	—			„ Kreditoren-Konto	600	—
Sept. 84 bis Juni 85		„ Waren-Konto	2000	—	Aug./Jun. 85		u. s. w.	32200	—
		u. s. w.	24500	—			Per Bilanz-Konto	500	—
			35000	—				35000	—
1885.									
Juli	1.	An Bilanz-Konto	500	—					

Waren-Konto.

1884.					1884.				
Juli	1.	An Bestand laut Inventur	6000	—	Juli	31.	Per Kassa-Konto	2500	—
Juli	31.	„ Kreditor.-Konto	3000	—			„ Debitoren-Konto	3500	—
Aug./Jun. 85		„ „	16000	—	Aug.	31.	„ Kassa-Konto	2000	—
Juni	30.	„ Kommissionswaren-Konto	4000	—			„ Debitoren-Konto	2500	—
		„ Gewinn- und Verlust-Konto	12000	—	Sept./Jun. 85		u. s. w.	25500	—
							„ Bilanz-Konto	5000	—
			41000	—				41000	
1885.									
Juli	1.	An Bilanz-Konto	5000	—					

Kommissions-Waren-Konto.

1884.					1885.				
Juli	1.	Bestand lt. Aufnahme	10000	—	Juni	30.	Remittenden lt. Hilfsbuch	18000	—
1885.									
Juni	30.	Eingang lt. Sammelbuch	25000	—			Per Waren-Konto	4000	—
							„ Vorrat	13000	—
			35000	—				35000	—
1885.									
Juli	1.	An Vorrat	13000	—					

Anmerkung. Dies Konto ist ein Teil des „Waren-Konto“ welches für die von den Kommissionswaren verkauften Bücher zu Gunsten des Kreditoren-Kontos belastet wird; der mehr oder minder große Vorrat auf diesem Konto ist für die Feststellung des Vermögens gleichgiltig, am bequemsten läßt man denselben also bei der Bilanz ganz unberücksichtigt, soll er aber durch die Bilanz laufen, so muß man die gleiche Summe dem Kreditoren-Konto gutschreiben; das Resultat ist dasselbe.

Inventar-Konto.

1884.					1885.				
Juli	1.	An Bestand.......	1 000	—	Jun.	30.	Per Gewinn- und Verlust-Konto.	100	—
1885.									
Juni	30.	„ Kassa-Konto...	300	—			„ Bilanz-Konto.	1 200	—
			1 300	—				1 300	—
1885.									
Juli	1.	An Bilanz-Konto..	1 200	—					

Debitoren-Konto.

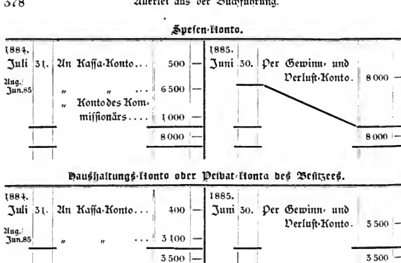
1884.					1884.				
Juli	1.	An Forderungen...	3 000	—	Juli	31.	Per Kassa-Konto..	3 000	—
	31.	„ Waren-Konto..	3 500	—	Aug.	31.	„ „ ..	2 000	—
Aug.	31.	„ „ ..	2 500	—	Sept./Jun.85		„ „ ..	20 000	—
Sept./Jun.85		„ „ ..	20 000	—	Juni	30.	„ Bilanz-Konto.	4 000	—
			29 000	—				29 000	—
1885.									
Juli	1.	An Bilanz-Konto..	4 000	—					

Kreditoren-Konto.

1884.					1884.				
Juli	31.	An Kassa-Konto...	600	—	Juli	1.	Per Inventur....	2 000	—
Aug./Jun.85		„ „ ...	2 000	—	Juli/Jun.85		„ Waren-Konto.	24 500	—
		„ Kommissionär.	22 400	—					
		„ Bilanz-Konto..	1 500	—					
			26 500	—				26 500	—
					1885.				
					Juli	1.	Per Bilanz-Konto.	1 500	—

Konto des Kommissionärs.

1884.					1885.				
Juli	31.	An Kassa-Konto...	800	—	Juni	30.	Per Kreditoren-Konto.......	22 400	—
Aug./Jun.85		„ „ u. s. w.	22 000	—			„ Spesen-Konto.	1 000	—
		„ Waren-Konto..	800	—			„ Bilanz- „ .	200	—
			23 600	—				23 600	—
1885.									
Juli	1.	An Bilanz-Konto..	200	—					



Spesen-Konto.

1884.				1885.			
Juli	31.	An Kassa-Konto...	500 —	Juni	30.	Per Gewinn- und Verlust-Konto.	8 000 —
Aug./Jun.85		„ „ ...	6 500 —				
		„ Konto des Kommissionärs....	1 000 —				
			8 000 —				8 000 —

Haushaltungs-Konto oder Privat-Konto des Besitzers.

1884.				1885.			
Juli	31.	An Kassa-Konto...	400 —	Juni	30.	Per Gewinn- und Verlust-Konto.	3 500 —
Aug./Jun.85		„ „ ...	3 100 —				
			3 500 —				3 500 —

Bilanz-Konto.

1885.				1885.			
Juni	30.	An Kassa-Konto...	500 —	Juni	30.	Per Kreditoren-Konto........	1 500 —
		„ Waren-Konto..	5 000 —			„ Kapital-Konto.	9 400 —
		„ Inventar-Konto	1 200 —				
		„ Debitoren- „	4 000 —				
		„ Konto d. Kommissionärs....	200 —				
			10 900 —				10 900 —
1885.				1885.			
Juli		An 2 Kreditores..	10 900 —	Juli	1.	Per 5 Debitores..	10 900 —

Gewinn- und Verlust-Konto.

1885.				1885.			
Juni	30.	An Inventar-Konto	100 —	Juni	30.	Per Waren-Konto.	12 000 —
		„ Spesen- „	8 000 —				
		„ Haushalts- „	3 500 —				
		„ Kapital- „	400 —				
			12 000 —				12 000 —

Eine Buchführung in dieser Form entspricht vollständig den gesetzlichen Anforderungen, sie verursacht sehr wenig Mehrarbeit, welche noch dazu durch die *auch sonst nötige*, hierdurch wesentlich erleichterte Kontrolle reichlich wieder eingebracht wird. Wer die nötigen Hilfs-

bücher so einrichtet, daß er die darin verzeichneten einzelnen Posten leicht zusammenzählen kann, braucht monatlich nur einige Stunden daran zu wenden, um aus diesen die einzelnen Posten ins Sammelbuch zu übertragen; das weitere Übertragen auf die Konti des Hauptbuches ist fürs ganze Jahre in 2—3 Stunden gemacht. Inventur und Bilanz sind **gesetzlich vorgeschrieben**, müssen also in jedem Falle gemacht werden; einerlei wie man sonst seine Bücher führt. Wir wiederholen noch, daß das Hauptbuch durchaus nicht den Zweck hat, die Einzelheiten zu zeigen, diese gehören in die dafür bestimmten Hilfsbücher; es soll aber das Gesamtresultat eines ganzen Jahres nachweisen, und dies ist am leichtesten zu übersehen, wenn das Konto im Hauptbuch nur wenige Posten zeigt, auch die Zahl der Konti möglichst klein gehalten wird, besonders alle Personenkonti durch die „Kollektiv-Konti" vertreten werden. Selbst ein Sortiment mit Nebenbranchen, also mit Papier- oder Musikalienhandel, braucht keine weiteren Konti, wenn es nicht besondern Wert darauf legt, die Resultate dieser Nebenzweige ganz genau kennen zu lernen.



Über den gegenwärtigen Stand der heliographischen Verfahren.

Mit 2 Abbildungen.

Seit unserer letzten Darstellung der Entwickelung der heliographischen Verfahren an dieser Stelle (siehe Jahrgang I. der „Akademie") ist nunmehr ein Jahr verflossen, eine Zeit, innerhalb welcher sich auf dem Gebiete der rastlos fortschreitenden „Sonnenkünste" so vielerlei geändert hat und so manches neu entstanden ist, daß eine Ergänzung der erwähnten Arbeit wohl gerechtfertigt erscheint.

Wie bei den älteren vervielfältigenden Künsten, dem Holzschnitt, dem Kupferstich und der Lithographie, so kann man auch bei den heliographischen Verfahren, den Abzweigungen der ersteren, drei Hauptklassen unterscheiden, nämlich hinsichtlich der äußerlichen Beschaffenheit der Druckplatte, welch letztere das betreffende Verfahren jedesmal nur für eine bestimmte Vervielfältigungsweise geeignet macht. Demnach kann man die sämtlichen Verfahren einteilen in solche, welche Platten für Hochdruck, für Tiefdruck, oder für Flächendruck liefern; die ersteren entsprechen dem Holzschnitt, die zweiten dem Kupferstich, die dritten der Lithographie.

Die Brauchbarkeit eines heliographischen Verfahrens muß von verschiedenen Gesichtspunkten aus beurteilt werden, man könnte sagen, vom künstlerischen und vom praktischen Standpunkte aus. Vom künstlerischen Standpunkte aus wird man demjenigen Verfahren den Vorzug geben, welches durch seinen artistischen Vortrag den älteren Künsten am nächsten kommt; hierzu gehört die Photogravure oder Heliogravure, welche dem vornehmsten Vervielfältigungsverfahren, dem Kupferstich, bezüglich der künstlerischen Wirkung nichts nachgibt, die alle Vorteile desselben ohne dessen Nachteile besitzt. Vom praktischen Standpunkte aus wird man hingegen zunächst die Kostspieligkeit des betreffenden Verfahrens in Anbetracht ziehen; es soll natürlich auch gute Resultate liefern, ohne aber dabei viel Kosten zu verursachen. Handelt es sich z. B. um Buchillustrationen, so würden diejenigen Verfahren am

billigsten sein, welche keinen besonderen Druck und kein besonderes Papier erfordern, welche also Platten liefern die sich gleichzeitig mit dem Typensatz und eventuell innerhalb desselben drucken lassen; und hierzu gehören die verschiedenen Ersatzmittel des Holzschnittes, als Photochemigraphie, Autotypie ꝛc., von denen einzelne gegenwärtig auf einer hohen Stufe der künstlerischen Vollendung stehen. Welches der verschiedenen Verfahren zu wählen ist, über diese Frage wird sich der Verleger in jedem Falle leicht orientieren können, ist er im Zweifel, so wird eine Kalkulation, die er von jeder leistungsfähigen Anstalt bereitwillig erhält, den zuverlässigsten Aufschluß geben.

Wenden wir uns zunächst der Photogravure, oder wie sie auch genannt wird, der Heliogravure, zu, welche, wie gesagt, zu den Tiefdruckverfahren gehört. Der Photogravure kommt der Umstand zu gute, daß ihre Platten sorgfältig und aufmerksam in der Kupferdruckpresse vervielfältigt werden können. Die Eigenart des photographischen Bildes, die zarten Übergänge und die feinen Details, erfordern eben einen sorgfältigen Druck, wenn sie im Bilde nicht unschön, hart, oder, wie man sich technisch ausdrückt, verschmiert zur Geltung kommen sollen. Aus diesem Grunde ist es so schwierig bei Vervielfältigung phototypographischer Platten in der Buchdruckschnellpresse künstlerisch wirkungsvolle Bilder zu erhalten. Der Photogravure oder dem photographischen Kupferdruck haben die Forscher auf diesem Gebiete ihre Aufmerksamkeit von Anfang an, d. h. seit Bestehen der Photographie, gewidmet. Schon Nicéphore Niépce stellte im Jahre 1824 Versuche der „Lichtbildätzung“ an, wobei er den Asphalt als lichtempfindliche Substanz benutzte, und seine Publikationen gelten mit Recht als Grundlage der heutigen Asphaltmethode. Seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag ist an diesem Verfahren fast ohne Unterbrechung fortgearbeitet worden, aber, wenn auch schon früher recht beachtenswerte, teilweise vortreffliche Resultate erzielt wurden, so hat die Photogravure doch erst in neuerer Zeit eine Vervollkommnung erreicht, die den gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart durchaus genügt; ja, eine Vollendung, welche teilweise die Erwartungen idealer Fachleute übersteigt.

Frankreich stand bisher, was Leistungen auf dem Gebiete der Photogravure anlangte, obenan, auch die ersten, oben erwähnten Versuche stammen dorther; doch die letzten Jahre haben auch in dieser Beziehung dem französischen Regiment erhebliche Konkurrenz gebracht: die deutschen Photogravuren vermögen jetzt neben den französischen einen Vergleich auszuhalten; und es dürfte sogar fraglich sein, ob nicht in vieler Beziehung die deutsche Arbeit vorzuziehen sei. Doch Ehre, dem

Ehre gebührt, die Leistungen der berühmten Druckfirma Goupil & Co. (jetzt Boussod, Valadon & Co.) in Paris sind allgemein als vortrefflich anerkannt, und die Verdienste, welche sich der ungemein geschickte Geschäftsleiter genannter Firma, M. Rousselon, auf dem Gebiete des photographischen Pressendrucks im allgemeinen und des Kupferdrucks im besonderen erworben hat, dürfen nicht gering angeschlagen werden, sie haben der neueren Photogravure die Bahn gebrochen.

In Deutschland haben wir mehrere Anstalten, in denen die Photogravure ausgeübt wird, wir heben von diesen die Reichsdruckerei, sowie die Firma Rud. Schuster in Berlin; Franz Hanfstaengl in München; J. B. Obernetter ebendaselbst und das militär-geographische Institut in Wien besonders hervor. In neuester Zeit hat auch die rühmlich bekannte Firma Ad. Braun & Co. in Dornach den photographischen Kupferdruck in ihrer Anstalt eingeführt. Man kann wohl annehmen, daß in jeder dieser Anstalten das Verfahren anders ausgeübt wird; es führen viele Wege zum Ziel, und jeder betritt den, der ihm am geeignetsten erscheint.

Das im militär-geographischen Institut zu Wien eingeführte Verfahren, welches unter Leitung des Oberstleutnant Volkmer, Drucke von hervorragender Qualität liefert, ist auf dem sogenannten Pigmentdruck begründet. Es wird nämlich als Übertragsmittel ein Papier verwendet, welches mit einer Gelatinelösung überzogen ist, und welcher Lösung vor dem Auftragen derselben gewisse Farbstoffe (Pigmente) zugesetzt wurden. Um solches Papier lichtempfindlich zu machen, läßt man es auf einer Lösung von doppeltchromsaurem Kalium schwimmen, es wird dann unter dem betreffenden photographischen Negativ dem Lichte exponiert und auf einer versilberten Kupferplatte entwickelt. Hierdurch kommt das Bild, welches durch das Negativ auf das Papier kopiert wurde, als Reliefbild zum Vorschein; es wird, um es elektrisch leitend zu machen, mit feinstem Graphitpulver bestreut und die Reliefplatte in einem Daniellschen Trogapparat an der Kathode eingeschaltet, wobei man als Anode eine Zinkplatte anwendet, um die Ablagerung des Kupferniederschlags zu beschleunigen. Nach einer Stunde ersetzt man die Zinkplatte durch eine Eisenplatte und läßt das Bad ungefähr 20—24 Tage lang einwirken. Nach dieser Zeit trennt man die beiden Platten von einander, wäscht sie gut aus und entfernt die in der Tiefe sitzenden Gelatine-Reliefpartien. Die Platte wird, wo es nötig ist, mit dem Grabstichel und der kalten Nadel retouchiert und vom Kupferstecher druckfertig gemacht.

Was die Leistungsfähigkeit der Photogravure anbelangt, so be-

merkt Herr Oberstleutnant Volkmer zunächst*), daß die heliographische Reproduktion die Originale vollkommen treu wiedergibt und daß somit auf der Platte die Mängel des Originals, dagegen nur selten diejenigen der heliographischen Reproduktion, einer Retouche bedürfen. Daß übrigens eine Tuschzeichnung auf Papier in den meisten Fällen nicht jene Schärfe besitzen kann, wie der Kupferstich, ist selbstverständlich. Es gibt jedoch einzelne hervorragende Zeichner, deren Produkte an Schärfe und Präzision dem Kupferstich kaum nachstehen, die Weichheit der Darstellung derselben sogar übertreffen.

Die Photogravure steht somit der technischen Ausführung des Kupferstiches nicht nach, Schärfe und Weichheit der Töne können mit dem Grabstichel nicht besser wiedergegeben werden, wenn sonst nur das Original die entsprechenden Eigenschaften besaß. Welch ungeheuren Gewinn an Zeit, daher auch an damit verbundenen Kosten die Photogravure repräsentiert, mag aus dem Umstande entnommen werden, daß mittels dieses Verfahrens seit dem Jahre 1872, also in etwa 12 Jahren, im militär-geographischen Institut zu Wien nahezu 3000 heliographische Druckplatten hergestellt wurden, wovon ca. 500 Platten der neuen Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie, im Maßstabe von 1 : 75 000, angehören, welches Kartenwerk durch Kupferstich, bei der sehr beschränkten Zahl verfügbarer, geschulter Kupferstecher, Generationen zu seiner Durchführung und Fertigstellung erfordert hätte, so aber in der kurzen Frist von nur 15 Jahren beendet sein wird. Welche schönen Arbeiten und Resultate dieses Verfahren für die Gesellschaft der vervielfältigenden Künste in Wien nach den verschiedensten Originalen, nach Radierungen, alten Stichen, Holzschnitten ꝛc. aber auch nach Zeichnungen in Bleistift, Feder, Kohle, Aquarellen ꝛc., lieferte, war auf der internationalen graphischen Ausstellung zu Wien im Jahre 1883 zu entnehmen.

Auch in England und in Nordamerika wird seit kurzem die Photogravure erfolgreich ausgeübt; die Firma T. & R. Annan in Glasgow, die, soviel wir wissen, das Klicsche Verfahren erworben hat, leistet sogar Hervorragendes in dieser Richtung. Von der in New York seit März dieses Jahres bestehenden „Photogravure Company" haben wir bis jetzt erst eine Probe sehen können; dieselbe durfte als mittelgut bezeichnet werden.

*) Die Verwertung der Elektrolyse in den graphischen Künsten. Vortrag, gehalten in der Plenarversammlung vom 4. November 1884. Von Ottomar Volkmer, Oberstleutnant im Feldartillerie-Regiment Nr. 1, Vorstand der technischen Gruppe des k. k. militär-geographischen Instituts. Veröffentl. in den „Mitteilungen des k. k. militär-geogr. Instituts."

Vom Woodburydruck, einem der schönsten und ingeniösesten Pressendruckverfahren, welches Bilder liefert, die den photographischen



Autotypische Reproduktion eines Ölgemäldes. (Patent Meisenbach.)
Autotype-Company in München.

Silberdrucken am ähnlichsten sehen, hört man leider nur noch wenig, trotz der Vereinfachung, welche der Erfinder, Walter Woodbury, an demselben vorgenommen hat. Zufolge dieser Vereinfachung ist es

nämlich jetzt nicht mehr nötig, das Gelatinereliefbild mittels einer schweren und theuren hydraulischen Presse in Blei einzupressen; zum Druck genügt jetzt eine Staniolfolie, die sich mit schwachem Druck den feinsten Vertiefungen des Reliefbildes anschmiegt und dann durch eine aufgegossene Harzschicht genügende Festigkeit erhält, um als Druckplatte



Phototypische Reproduktion einer Naturaufnahme von
C. Angerer & Göschl in Wien.

dienen zu können. Dies modifizierte Verfahren ist unter dem Namen Stanotypie bekannt. Die Herstellung eines Klischees in Kabinettformat soll nur etwa 50 Pfg. kosten, und da eine solche Platte den Abdruck

von 500 Bildern, die per Stück 2 Pfg. im Selbstkostenpreis zu stehen kommen, erlaubt, so geht daraus hervor, daß die Ausübung des Verfahrens sich zweifellos rentieren würde, zumal die Einrichtung eine keineswegs kostspielige mehr ist. Woodbury selbst hat s. Z. den belgischen Photographen das Ausübungsrecht nebst allem dazu gehörigen Material zur Herstellung von Bildern in Kabinettformat für 500 Franks offeriert. In London (Great Portland Street 157) existiert eine Gesellschaft „The Woodbury Permanent Photo Printing Co.", welche das Verfahren kommerziell ausbeutet, aber auf dem Kontinent scheint dasselbe keine Wurzel gefaßt zu haben.

Um so kräftiger entwickelt sich in Deutschland, der Heimat dieses Verfahrens, der **Lichtdruck**, aus dem der Kunstverlag schon so manchen Nutzen gezogen hat, und über welchen sich schon vor vierzehn Jahren ein namhafter Schriftsteller, Herr Dr. Julius Stinde, folgendermaßen äußerte:

„Instinktiv ahnt mancher Photograph, daß der Lichtdruck einen gewaltigen Umschwung hervorrufen wird, der auf den Geschäftsbetrieb der Photographie einen bedeutsamen Einfluß ausüben muß. Man hört daher häufig die Äußerung von Photographen, daß der Lichtdruck nie die Zartheit der Silberphotographie erreichen könne, und dennoch ist es einem mir bekannten Zweifler nicht möglich gewesen, Lichtdruck und Albumin-Photographie von einander zu unterscheiden. Es gelang erst, den ungläubigen Thomas zu überzeugen, daß der Lichtdruck keine Silberphotographie war, als die Anwendung von Terpentinöl die Natur des Bildes konstatierte. Wenn das einem Fachmanne passiert, wie wird es dann erst dem Publikum ergehen, dem nur zu häufig die „feinen Töne" Nebensache sind, wenn der Preis für die Bilder nur recht billig ist. Mit einem Worte: der Lichtdruck hat eine Vollkommenheit der Ausführung erlangt, welche bewunderungswürdig ist."

Im Verlauf der vierzehn Jahre, seitdem die vorstehenden Zeilen geschrieben wurden, hat sich der Lichtdruck aber noch bedeutend vervollkommnet, mit verschiedenen wichtigen Verbesserungen der Technik dieses Verfahrens, z. B. der Einführung der Lichtdruck-Schnellpressen, sind auch die Leistungen entsprechend bessere geworden. Trotzdem ist die Erwartung, der Lichtdruck werde die Silberphotographie gänzlich ersetzen, nicht in Erfüllung gegangen. Dem Publikum, dem es für gewöhnlich nur auf eine kleinere Anzahl von Photographien ankommt, würde mit dem Lichtdruck nicht gedient sein, weil derselbe für ganz kleine Auflagen zu teuer ist. Für den Kunstverleger hingegen, welcher größere Auflagen herstellen läßt, erweist sich der Lichtdruck der gewöhnlichen Photographie

gegenüber als eine große Ersparnis, weil derselbe in diesem Falle viel billiger als letztere arbeitet.

Sehr bedeutend sind auch die Fortschritte, welche auf dem Gebiete des Lichtdrucks in natürlichen Farben gemacht worden sind, die u. a. ein hervorragendes Reproduktionsunternehmen, die Publikation der Gemälde der Königl. Nationalgallerie in Berlin in farbigem Lichtdruck, veranlaßt haben. Das Kunstinstitut von O. Troitzsch in Berlin publiziert dieses Werk, und nach Angabe des Herrn Prof. Vogel wird das Verfahren in dieser Anstalt in folgender Weise ausgeübt.

Man fertigt zunächst nach dem farbigen Original eine photographische Aufnahme, stellt nach dem Negativ eine Lichtdruckplatte her und überträgt die davon erzielten Abdrücke auf eine Steinplatte. Diese auf Stein übertragenen Bilder dienen nun als Grundlage für den Lithographen, welcher darnach den Stein als Probeplatte ausarbeitet. So werden auf einem Stein nur die gelben, auf einem zweiten nur die blauen, auf einem dritten nur die Fleischtöne ausgearbeitet, und der übertragene Lichtdruck dient dabei nur als zeichnerische Unterlage, welche ein sehr genaues Einhalten der Konturen gestattet. Die so bearbeiteten Steine werden nun mit der betreffenden Farbe abgedruckt und zwar alle auf dasselbe Blatt. So entsteht der Buntdruck. Der farbige Lichtdruck kann mit drei bis fünf Platten schönere Effekte geben, als die Lithographie mit 20 bis 30 Steinen, es dürfte also nicht mehr lange währen, bis der lithographische Ölfarbendruck durch das angegebene Verfahren gänzlich verdrängt wird.

Ein großes Verdienst um den photographischen Pressendruck hat sich die Weltfirma C. Angerer & Göschl in Wien durch Einführung eines photolithographischen Verfahrens in Halbton erworben. Nach jeder Photographie oder direkter Naturaufnahme wird bei diesem Verfahren das Bild auf Stein übertragen und die Steinplatte in der Schnellpresse gedruckt. Früher vermochte man Photolithographien nur nach Vorlagen, die in Linienmanier ausgeführt waren, herzustellen, bei dem neuen Verfahren der Herren Angerer & Göschl hingegen sind auch ebensowohl Halbton-Vorlagen verwendbar; die zusammenhängenden Tonflächen des Originals werden eben in sehr geschickter Weise in feine Schraffierung aufgelöst. Nach diesem Verfahren lassen sich vortreffliche Drucke herstellen, die außerdem viel billiger sind als Lichtdrucke und die sich deshalb zu großen Auflagen ganz vorzüglich eignen.

Auch die phototypographischen Verfahren haben einen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen. Allerdings bieten die auto-

typischen Klischees noch immer vielen Druckern Schwierigkeiten, aber daß die mit ihnen erzielten Illustrationen bei geschickter Behandlung der Platten untadelhaft herzustellen sind, davon legen die verschiedenen neuerdings erschienenen Publikationen, z. B. das Richard-Wagner-Album „Bayreuth", sowie das „Münchner Skizzenbuch" u. a. m. glänzendes Zeugnis ab.

Die Autotype-Company in München, die Pionierin der autotypischen Verfahren, deren Leistungen allgemein als vortrefflich anerkannt werden, hat die Meisenbach'sche Methode, wie dieselbe ursprünglich in der Patentschrift angegeben war, wesentlich vereinfacht. Die verschiedenen aufeinanderfolgenden Aufnahmen fallen jetzt fort, die Auflösung der Halbtöne in geeignete Schraffierung wird jetzt in viel einfacherer Weise hergestellt, sodaß also das Verfahren um ein bedeutendes leistungsfähiger geworden ist.

In gleicher Weise wie die Münchner Anstalt zeichnet sich das Institut der Herren Angerer & Göschl in Wien auf dem Gebiete der Phototypographie aus. Die aus dieser Anstalt hervorgehenden Drucke lassen an Zartheit und sorgfältiger Ausführung nichts zu wünschen übrig.

Auf allen Gebieten des photographischen Pressendrucks wird rüstig und unermüdlich gearbeitet, es kann daher nicht ausbleiben, daß dieser Zweig des Kunstgewerbes einer immer größeren Vervollkommnung entgegengeht. Ein Vorwärtsschreiten der Druckgewerbe aber kann nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf den Buch- und Kunsthandel bleiben, möge daher das Interesse unserer Berufsgenossen für den behandelten Stoff stets ein reges sein.

Hermann Schnauß.



Wieviel muß der Verleger an seinen Unternehmen verdienen können?

Das zweite Heft dieser Zeitschrift enthält auf den Seiten 101—109 einen Artikel über buchhändlerische Kalkulationen, der Veranlassung geben soll, eigene Berechnungen zu vergleichen, oder anderen Kollegen, die seltener Kalkulationen aufzustellen haben, als Anleitung dienen kann.

Es ist gewiß dankbar anzuerkennen, daß dieses Thema in Anregung gebracht wurde, zumal es im Verlagshandel nicht leicht ist, eine richtige Kalkulation aufzustellen. Schreiber dieses gestattet sich deshalb, in den nachfolgenden Zeilen seine allerdings etwas abweichenden Ansichten über die Kalkulation von Verlagsunternehmen darzulegen.

Ich beschränke mich auf die Verlagskalkulation, da ich im Sortiment Erfahrungen nicht besitze.

Als erstes Beispiel wurde in dem in Rede stehenden Artikel ein neues Unternehmen angeführt, das bei einer Auflage von 10 000 Exemplaren inkl. spezieller Vertriebskosten 36 000 Mark herzustellen kostet und innerhalb zweier Jahre abgesetzt sein soll.

Das Beispiel scheint mir nicht gut gewählt, weil es wohl wenige Verleger geben mag, die so glücklich sind, ein Unternehmen von so ausgezeichnetem Erfolge zu finden, und da man solche Ausnahmen wohl schwerlich als Muster hinstellen darf, möchte ich meine Kalkulation auf einen etwas langsameren Absatz basieren. Die zweite in dem Artikel angeführte Berechnung kann hier nicht in Betracht kommen, weil Verfasser dieselbe selbst infolge des zu hohen Ladenpreises als nicht empfehlenswert bezeichnet.

Doch zur Sache! — Wenn ich ein neues Werk das bare 36 000 Mark herzustellen kostet, verlegen will, so wird mir wohl jeder einsichtsvolle Geschäftsmann beipflichten, daß ich den geschäftlichen Standpunkt in den Vordergrund stelle und die idealen Zwecke, welche der Buchhandel verfolgt, erst in zweiter Linie folgen lasse.

Ich bin nun der Ansicht, daß jeder Geschäftsmann, der ein solches Kapital in ein Unternehmen steckt, auch Aussicht auf einen entsprechenden Gewinn haben will und der Grundsatz: je größer das Risiko, je größer auch der Gewinn, hier seine volle Berechtigung hat.

Betrachten wir nun zunächst das Risiko eines **neuen** Unternehmens etwas näher; dasselbe ist ohne Frage ein unendlich großes! — Der Verleger muß ja das betreffende Publikum und die geistigen Bedürfnisse desselben kennen; er muß wissen, ob das neue Unternehmen einem Bedürfnis entspricht und ob der Verfasser befähigt ist, ein solches Werk in richtiger, zweckentsprechender Weise zu schreiben (kann er das nicht, so mag er — nebenbei bemerkt — das Verlegen lieber sein lassen). Hat er diese Fragen reiflich erwogen, so kann er wohl **vermuten**, daß er 10 000 Exemplare verkaufen kann, doch es kann ebenso gut bei der Hälfte bleiben. Mit Gewißheit läßt sich auf den Absatz einer bestimmten Anzahl Exemplare nicht rechnen, ein Konkurrenz-Unternehmen kann ja unter Umständen den Absatz vollständig lahm legen. Die Lagerräume mancher Verleger werden diese Behauptungen wohl beweisen können.

Das Risiko ist also unbedingt ein großes und fragliche Kalkulation ist meiner Ansicht nach deshalb nicht von dem richtigen Standpunkt aus aufgefaßt. Der Gewinn an buchhändlerischen Unternehmen muß ein bedeutend größerer sein können, als angenommen, und ich glaube auch nicht, daß es Verleger gibt, die mit so bescheidenem Gewinn zufrieden sein werden! —

Die Kalkulation, wie ich sie aufstellen würde, wäre folgende:

10 000 Auflage. Ladenpreis 12 M., netto netto 8 M. 50 Pfg.

Herstellungskosten . . .	30 000 M.		
Prospekte, Inserate ꝛc. .	6 000 „		
	36 000 M.		
20% Geschäfts-Unkosten	7 200 „	. . . .	43 200 M.

In 5 Jahren 9700 Exempl. à 8,50 = 82 450 M.
Freiexempl. ꝛc. 300
10 000 Exempl.

Gewinn in 5 Jahren		39 250 „
	82 450 M.	82 450 M.

Den Ladenpreis des Werkes habe ich auf 12 Mark gesetzt, netto also 9 M., aber unter Berücksichtigung des an Barsortimenter ꝛc. zu gewährenden Extra-Rabattes netto netto mit 8 M. 50 Pfg. Den sonst üblichen erhöhten Barrabatt lasse ich fallen, weil er gewissen

Sortimentern nur Veranlassung zum Rabattgeben, resp. Schleudern gibt. Die soliden Firmen genießen den Vorteil der Jahresrechnung, während die anderen die Waren bar bezahlen müssen.

Der von mir angesetzte Ladenpreis dürfte ein durchaus normaler sein, da ich den Umfang des Werkes auf 50 Druckbogen groß Oktav in guter Ausstattung und einfach in Leinen gebunden, berechnet habe. Die einzelnen Positionen der Herstellung würden ungefähr die folgenden sein:

Honorar pro Bogen 120 M.	6000 M.
Satz und Druck pro Bogen 100 M.	5000 „
Papier	8750 „
Illustrationen	3750 „
Einband à 65 Pfg.	6500 „
	30000 M.

Die „Allgemeinen Geschäftsunkosten“ sind ebenfalls mit 20% angenommen, doch ist dieser Prozentsatz nicht von der Jahresauslieferung gezogen, sondern von den Gesamtherstellungskosten sämtlicher Unternehmungen innerhalb eines Jahres, bei welchem Modus die „Unkosten“ gleich im ersten — also Herstellungsjahr — auf das Konto des betreffenden Werkes gebucht werden müssen. Würde ich die andere Berechnungsweise (Verteilung der Unkosten auf die Jahresauslieferung) anwenden, so müßte der Prozentsatz der Unkosten bei mir geringer als 20% sein, weil mein Jahres-Umsatz infolge höherer Preise ein entsprechend höherer sein würde.

Der von mir vorgeschlagene Modus scheint mir sehr empfehlenswert zu sein, weil jedes Unternehmen einen gleichen Prozentsatz der „Unkosten“ zu tragen hat, während sonst ein schlecht gehendes Buch infolge geringer Auslieferung nur wenig Unkosten trägt, dadurch aber gangbare Bücher unverhältnismäßig belastet.

Den in angezogener Abhandlung unter „Geschäfts-Unkosten“ enthaltenen Posten: Beanspruchter Gewinn 5000 Mark — hätte ich nicht aufgenommen; er gehört jedenfalls nicht unter die Unkosten und erschwert die genaue Übersicht des Gewinnes an einzelnen Unternehmen. Aus denselben Gründen lasse ich den Posten D Aufschlag 3000 Mark unberücksichtigt.

Ferner erscheint mir in der Unkosten-Aufstellung der Betrag von 3000 Mark für den Chef etwas gering, ebenfalls der für die beiden Gehilfen ausgeworfene Betrag.

Was nun die auf Seite 103 ausgesprochene Nutzanwendung: durch raschen Absatz der Werke einen raschen Umsatz des Kapitals

erzielen, betrifft, so ist dieselbe kaufmännisch wohl ganz korrekt, aber für den Buchhandel würde ich sie nur unter gewissen Bedingungen empfehlen können.

Es gibt viele Bücher, die einen ganz bestimmt begrenzten Absatzkreis haben und bei denen es nicht darauf ankommt, ob sie 1—2 Mark mehr kosten als nach der üblichen Berechnung; wenn dadurch auch wirklich einige Exemplare weniger verkauft werden, so ist das Resultat für den Verleger dennoch ein viel günstigeres. Ausgenommen sind natürlich Konkurrenz-Unternehmen und solche, die für das große Publikum berechnet sind; in diesen Fällen muß der Verleger seinen Vorteil im raschen Absatz, resp. in neuen Auflagen suchen.

Wohl mancher junge Buchhändler, der noch nicht Gelegenheit hatte, einen Einblick in die Bücher einer größeren Verlagshandlung zu gewinnen, wird über den von mir oben berechneten Gewinn erstaunt sein und sich sagen, daß es kein besseres Geschäft als Bücher verlegen gibt, doch er möge folgendes erwägen:

Die hohen Erträge einzelner Unternehmen müssen die im Verlagshandel leider nicht ausbleibenden Verluste tragen helfen. Oft genug ist ein Verleger verpflichtet, um neue Verbindungen anzuknüpfen oder um seinen Verlag nach einer einheitlichen Richtung hin auszubauen, Werke zu verlegen, von denen er von vornherein einen Gewinn nicht erwarten kann; es sind dies leider häufig durchaus wissenschaftlich bedeutende Werke, die naturgemäß ein kleines Absatzgebiet haben, dagegen sehr hohe Herstellungskosten verursachen. Aber gerade solche Werke sind es wieder, welche die Grundlage bilden für gemeinverständlichere Bücher, die großen Absatz finden und dadurch Verluste decken helfen.

Wenn man zu diesen Verlusten noch die der verfehlten, d. h. nicht gangbaren Werke, die nicht einmal einen Teil der Herstellungskosten decken, rechnet, so wird man es dem Verleger wohl gönnen, daß er sich an einzelnen guten Unternehmen erholt! —

Zum Schluß möchte ich noch auf das Kapitel über Bücherkalkulationen in dem vortrefflichen Rottnerschen Lehrbuch (S. 113/117) aufmerksam machen. In mancher Beziehung ist das Werk ja schon veraltet, aber dieses Kapitel kann heute noch als Grundlage dienen, und ich empfehle es denen, die sich für diesen Gegenstand interessieren, zum Studium. T. H..

Deutsche Buchhändler.

5.

Johann Friedrich Hartknoch.

Von

Julius Eckardt.

Dem Werke „Jungrussisch und Altlivländisch" (Leipzig, Duncker und Humblot) mit Bewilligung des Verfassers und Verlegers entnommen.

Wilhelm Henckel in München.

(Schluß.)

Diese Briefnotizen sind hinreichend, uns ein Bild von der Großartigkeit des Rigaer Buchhändlers zu geben, der, erst seit kurzer Zeit etabliert, ohne eigenes Vermögen dastand, der fortwährend mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und dennoch keine Schranke und keine Rücksicht kannte, wo es den Freund und dessen Wünsche galt. Dasselbe, für Freunde Herders im Grunde wenig erquickliche Thema zieht sich eigentlich durch alle 12 Druckbogen des Herder-Hartknochschen Briefwechsels, und Hartknochs Aufopferung hörte auch nicht auf, wo Herder ihm zu Beschwerden über Undankbarkeit die reichlichste Gelegenheit gegeben. Während der Jahre 1772, 1773 und 1774 nehmen die Geldsendungen aus Riga ihren fast ununterbrochenen Fortgang: bald 100, bald 150 Thaler oder Wechsel in gleichem Betrage werden gesandt, ein anderes Mal Meßgeschenke oder Geldbeiträge zu Herders beabsichtigter Badereise. Hartknoch ließ sich weder durch die häufigen und unmotivierten Vorwürfe und Empfindlichkeiten, noch dadurch irre machen, daß Herder gegen sein Versprechen nicht nach Riga zurückkehrte, sondern in Deutschland blieb. Er blieb stets derselbe unerschütterliche Freund und von jeder seiner Geschäftsreisen wußte er einige Tage zum Besuch im Herderschen Hause in Abzug zu bringen. Nicht immer war der Empfang, den der reizbare Superintendent von Bückeburg und spätere General-Superintendent von Weimar dem erprobten Freunde seiner Jugend bereitete, ein freundlicher (in einem Briefe vom Jahre 1778 bittet Herder ausdrücklich, Hartknoch wolle die peinlichen

Eindrücke der letzten Zusammenkunft vergessen), — aber nur ein Mal kam es zu einer vorübergehenden Spannung. Frau Karoline Herder, deren Egoismus, wo es das Interesse ihres Hauses galt, unbeschränkt war, hatte ihrem Manne so lange vordemonstriert, der befreundete Verleger „zahle nicht genug" und überschätze Herders Vermögensumstände, daß der Dichter endlich nachgab und seine „Volkslieder", sowie die dringend von Hartknoch gewünschten „Briefe, das Studium der Theologie betreffend" an fremde Verleger verkaufte. Daß Hartknoch das sehr bitter empfand, war durchaus in der Ordnung, und Hamann, der von der Verstimmung des trefflichen Mannes Kunde erhielt, hielt es für Pflicht, vermittelnd einzutreten und Herder Vorstellungen zu machen, die denn auch den gewünschten Eindruck hervorbrachten — freilich erst nachdem Hartknoch 100 (selbst erborgte) Dukaten vorgeschossen und Herders Neffen, Neumann, versorgt und unterstützt hatte. Im Jahre 1784, als die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" erschienen, kam es nochmals zu einem Konflikt, an welchem wiederum Frau Karolinens Herrschsucht und Eigennutz die Hauptschuld trug; in wirklich kläglicher Weise wurde Hartknoch zur Steigerung des Honorars für dieses Werk gepreßt, und es macht Herder, der selbst von aller Kleinlichkeit frei war, wenig Ehre, daß er sich durch die taktlose und unzarte Art seiner Frau zu einem Betragen gegen seinen ältesten und bewährtesten Freund bewegen ließ, das selbst einem Fremden gegenüber wenig gentil gewesen wäre. Mit einer Großherzigkeit, die geradezu unvergleichlich genannt zu werden verdient, sah Hartknoch über diese Verhältnisse hinweg, und als Herder in den Jahren 1786 und 1787 wieder in Verlegenheiten geriet, schoß er ihm einmal 80 Louisd'ors, ein anderes Mal 200 Thaler unbedenklich vor. Daß Frau Karoline, nachdem beide Freunde längst verstorben waren, noch davon reden konnte, daß ihr „Seliger" sich mit dem „guten" Hartknoch, der eigentlich sein Geschäft nicht verstanden, stets die größte Mühe gegeben habe, ist einer der dunklen Flecke, die auf dem Gedächtnis dieser gescheiten und im Grunde braven, aber zugleich überbetriebsamen und allzu tapfern Frau haften.

Wir sind auf Hartknochs Beziehungen zu seinem großen Freunde genauer eingegangen, weil dieselben für den Charakter und die edle Denkungsart des ersten Rigaer Buchhändlers so bezeichnend sind, daß es weiterer Ausführungen über dessen Person eigentlich nicht mehr bedarf. Wer so uneigennützig und hingebend gegen einen Freund handeln konnte, der trotz aller geistigen Größe doch im Grunde ein unliebenswürdiger Charakter war, der muß selbst ein großer und guter Mensch gewesen sein.

Von den weiteren Zeugnissen, die für diese Eigenschaften unseres Hartknoch beigebracht worden sind, werden wir noch hören. Gleich hier sei aber bemerkt, daß Hartknochs Herder gebrachte Opfer hauptsächlich in eine Zeit fallen, in der es ihm, trotz des Aufschwungs seiner Handlung, nichts weniger als glänzend ging. Zuvörderst hatte er den Kummer, seine heißgeliebte, auch von Herder als Muster weiblicher Tugenden gepriesene Frau nach kaum fünfjähriger Ehe zu verlieren. Den von Geschäften und Sorgen überhäuften Mann, der von dem Leben wenig mehr als Arbeit und Mühe hatte, traf dieser Schlag bis in den Kern seines Wesens. „Meine Leiden sind sehr groß," schrieb er damals, „ich habe das beste, treueste, sanftmütigste, meine Schwachheiten mit vieler Geduld und Liebe tragende und doch mich bessernde Weib, die vollkommenste Wirtin voll der liebenswürdigsten, einschmeichelndsten Zärtlichkeit verloren. Wie wenige sind, die ihr eigenes Herz berechtigt, dasjenige, was ich von ihr sagen müßte, für unübertrieben zu halten. Diesen wenigen kann ich mit einem Zuge ihren Hauptcharakter beschreiben: Sie war gemacht, mit Arria zu sagen: „Paetus, es schmerzt nicht!" Unsäglich litt er unter der Verödung und Schmucklosigkeit des Hauses, das sonst seine liebste Stätte gewesen war. „Meine Kinder," schreibt er Herder im Mai 1772, „sind im Hause meines Schwagers, des Dr. Hunnius, und mir bleibt nichts übrig, als mich wie eine Schnecke in mein Häuschen zu ziehen. Schade nur, daß dieses Häuschen ohne alle Zierraten ist. Ein Mädchen, das den Putz liebt und keine Wirtschaft versteht, führt meine Ökonomie, und Sie können leicht denken, daß zwischen ihr und meiner Frau, der vollkommensten Wirtin, ein ziemlicher Abstand ist. Indessen stürze ich mich von frühe, bis mich der Schlaf quält, in die Geschäfte und habe einige Satisfaktion davon, daß ich, Gott Lob, zu thun habe. Ich habe im vorigen Juli ein Haus in der Sandstraße gekauft, danach brav gebaut und bin damit noch nicht völlig fertig. Ich kaufte dieses Haus recht zur ruhigen Wohnung und Hütte für meine Frau. Mein Gott, sie mußte davon, ehe es völlig fertig war!"

Drei Jahre vergingen in einem leidenschaftlich erregten Geschäftstreiben, ehe der vereinsamte, jetzt zweiunddreißigjährige Mann Lebensmut genug gefunden hatte, um den Versuch einer zweiten Ehe zu wagen. Auf einer Geschäftsreise durch Königsberg hatte er ein Mädchen kennen gelernt, das ihm das verlorene Glück wieder zu geben versprach und mit dem er sich im Juli 1774 verlobte. Der Brief, in welchem er Herder seinen Brautstand beschreibt, atmet ein so reines und tiefes Glück, daß wir uns nicht versagen können, ein Bruchstück

desselben mitzuteilen, zugleich als Beitrag dafür, wie man vor hundert Jahren Bräutigam war. „Wenn man andere Dinge zu thun, zum Exempel mit seinem Mädchen zu scherzen, mit ihr das Klavier zu spielen, zu singen, item einen alten kranken Vater zu pflegen und Gesellschaft zu leisten, Visiten zu machen und sich zur Hochzeit anzuschicken hat, so geht das Schreiben nicht wohl von der Hand. In dieser Lage befinde ich mich jetzt und also wirst Du mir's nicht übel nehmen, wenn ich mich kurz fasse. Um dies zu sein, soviel als es möglich ist, so melde ich Ihnen, daß ich heute vor acht Tagen allhier angekommen bin, in der Absicht, mich mit Albertine Toussaint, des Königlich Preußischen Kommerzienrats Jean Claude Toussaint seiner eheleiblichen fünften Jungfer Tochter zu vermählen. Ich bin am Sonntage öffentlich proklamiert und werde von heute über acht Tage mein Beilager still und ohne Zeremonieen vollziehen. Liebster Bruder! ich bin so glücklich, als kein Kaiser, und wenn es auch der von Fez und Marokko wäre, nicht ist, so glücklich, als Sie selbst es sind. Mein Mädchen hat ein feines, zartes Gefühl und eine richtige, gesunde Beurteilungskraft. Sie liebt mich zärtlich und wird mich noch mehr lieben, je mehr sie mein ehrliches, gerade gehendes Herz kennen lernen wird." Als Hartknoch ein halbes Jahr später zur Messe nach Leipzig kam und bei dieser Gelegenheit Herder besuchte, konnte er dem Freunde sagen, daß er das erhoffte Eheglück im vollsten Maße gefunden; alle uns aus dieser Zeit erhaltenen Briefe des trefflichen Mannes atmen die reinste, tiefste Zufriedenheit, denn die junge Frau war nicht nur eine musterhafte Gattin, sondern zugleich die liebevolle Mutter der ihr zugebrachten Stiefkinder.

In die Jahre, welche Hartknochs zweiter Eheschließung folgten, fallen die wichtigsten und größten seiner Verlagsunternehmungen. Der Kantschen Schriften, welche in den siebziger und achtziger Jahren zu Riga erschienen, ist bereits gedacht worden — der allmähliche Verfall der Kanterschen Buchhandlung bewirkte, daß auch andere hervorragende Schriftsteller des nordöstlichen Deutschlands sich an den thätigen Rigaer Verleger wandten, der, obgleich erst im Anfang der dreißiger Lebensjahre stehend, bereits allenthalben einen bekannten und geachteten Namen erworben hatte. Von Herder allein erschien damals eine stattliche Reihe bemerkenswerter Schriften: 1774 „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (vier Bände), „Fünfzehn Provinzialblätter an Prediger", „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", 1775 „Erläuterungen zum neuen Testament, aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle", 1778 „Die Plastik" und die Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele", 1779

„Das Buch von der Ankunft des Herrn", 1784 „Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (vier Bände), endlich einige Jahre später jene „Briefe zur Beförderung der Humanität", welche für die baltischen Deutschen wegen der Beziehungen auf Berens und andere Rigaer Freunde des Verfassers von besonderem Interesse sind. Neben Kant und Herder sind aber noch andere ausgezeichnete deutsche Schriftsteller des 18. Jahrhunderts im Hartknochschen Verlage vertreten: Hamann durch seine anonym erschienene, aber sehr rasch verbreitete Schrift „Golgatha und Scheblimini. Von einem Prediger in der Wüste", der mehr berüchtigte als berühmte Bahrdt durch seine „Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs der lutherischen Kirche", die „neuesten Offenbarungen Gottes" und das „System der moralischen Religion", — Schriften, die heute mit Recht längst vergessen sind, ihrer Zeit aber eine sehr bedeutende Rolle spielten und, ohne daß im übrigen ein Vergleich statthaft wäre, eben so viel Aufsehen erregten, als in der Neuzeit die Bücher David Strauß's und Renans, — Klinger durch nicht weniger als vier Bände seiner Theaterstücke, Knigge durch eine für die Jugend bestimmte Ausgabe des berühmten Buchs „Über den Umgang mit Menschen", Lebret durch die „Staatsgeschichte der Republik Venedig", Schmidt-Phiseldeck durch „Materialien zur russischen Geschichte seit dem Tode Peters des Großen", der Geograph Pallas durch „Betrachtungen über die Beschaffenheit der Gebirge", v. Zimmermann durch „Zerstreute Blätter vermischten Inhalts", — zahlreicher, minder bekannter Namen nicht zu gedenken.

War der Verlag dieser Schriften schon ein Gewinn für die Ostseeprovinzen, die Gelegenheit hatten, dieselben sofort nach ihrem Erscheinen und aus erster Hand zu beziehen, so erscheint der Einfluß noch ungleich größer, den Johann Friedrich Hartknoch als Verleger livländischer Werke geübt hat, die ohne seine Mitwirkung und Anregung schwerlich jemals das Licht der Welt erblickt hätten. Wenn wir von dem absehen, was neuere Gelehrte durch Auffindung und Herausgabe von Urkunden geleistet haben, so läßt sich behaupten, daß die in weiteren Kreisen verbreitete Kenntnis livländischer Geschichte, Rechts- und Landeskunde ganz ausschließlich aus Hartknochschen Verlags-Artikeln geschöpft ist. Dabei muß in Rücksicht gezogen werden, daß ohne das Eintreten des ersten größeren Rigaer Verlags- und Sortiments-Buchhändlers die Mehrzahl der Schriftsteller, welche wir zu nennen haben, schwerlich in der Lage gewesen wäre, auch nur die nötigen litterarischen Hilfsmittel aufzutreiben, deren sie zu ihren Studien und ihrer Ausbildung bedurften. Aus den oben angeführten Zeugnissen Hupels, Merkels

und anderer Zeitgenossen wissen wir, wie traurig es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Bildung der meisten Livländer bestellt war, wie groß die Schwierigkeiten waren, welche sich auch nur der Kenntniß, geschweige denn der Anschaffung neuerer Werke von Bedeutung entgegensetzten. Heute, wo der Livländer sich nur an einen der Buchhändler Rigas, Mitaus, Dorpats oder Revals zu wenden braucht, um jedes neue Werk nach Ablauf im schlimmsten Fall einiger Wochen zu erhalten, klagt man noch häufig darüber, daß die Entfernung von den großen buchhändlerischen Mittelpunkten den Bildungseifer lähme, daß manches Unternehmen aufgegeben werde, weil die Beschaffung der nötigen Materialien zu zeitraubend sei, sich die Verhältnisse oft so rasch veränderten, daß der langsame Gang buchhändlerischer Verbindungen nicht mit ihnen Schritt halte. Wie muß es um die Lernlust aber erst bestellt gewesen sein, so lange jede äußere Anregung fehlte, so lange der aufstrebende Jüngling sich sagen mußte: Es lohnt das Studium in einem Lande nicht, wo man ein Krösus sein und ein Methusalem werden muß, um sich die nötigen Hilfsmittel anzuschaffen und das Eintreffen des Bestellten zu erleben! Für reichlich vier Fünftel aller Menschen sind alle übrigen Dinge schwerer zu entbehren, als Bücher. Wenn die Leichtigkeit der Beschaffung schon dafür maßgebend ist, ob und in welchem Maße wir materielle Güter konsumieren, deren Entbehrung jedem ein Opfer ist, so war und ist die Beschaffungsfrage auf dem geistigen Gebiete eigentlich die Frage, auf welche alles ankam und ankommt. Bei den einen mußte das Bedürfnis nach geistiger Nahrung erst geweckt, der Reiz derselben erhalten werden, bei den anderen galt es Ermutigung und Unterstützung im Werden begriffener Triebe.

Vollständiger kann der Beweis dafür, daß mit Hartknochs Erscheinen in Riga eine neue Ära für das geistige Leben der drei Ostseeprovinzen begann, nicht erbracht werden, als durch die Konstatierung der einfachen Thatsache, daß zehn Jahre nach der Etablierung der Hartknochschen Handlung in dem bildungslosen Alt-Livland eine Periode schriftstellerischer Produktion erwachte, die an Umfang und Inhalt alles übertrifft, was früher oder später in diesem Lande binnen eines gleich kurzen Zeitraums auf litterarischem Gebiet geleistet worden ist. Welche Fülle von Belehrung und Unterhaltung boten — um von den übrigen abzusehen — nicht allein die Schriften und Sammelwerke Hupels und Gadebuschs?

Hupels Sammlungen und desselben Autors eigene Schriften waren die ersten Versuche, das baltische und deutsche Publikum mit dem großen russischen Reich bekannt zu machen, von dem man damals

kaum das Notdürftigste wußte. 1777 erschienen „Merkwürdigkeiten der Baschkiren, Meschtscheriken und Tataren" und „Merkwürdigkeiten der obischen Ostjaken, Samojeden und taurischen Tungusen", 1791 Hupels „Versuch, die Staatsverfassung von Rußland darzustellen"; die Miscellaneen brachten außerdem bemerkenswerte Abhandlungen über den „Nationalcharakter der Russen", „die kaiserlich russische Armee" und deren Rangtabelle, eine „kirchliche Statistik Rußlands", eine „Beschreibung der Provinzen Ingermannland und St. Petersburg" einen historisch-ethnographischen Versuch über die „Kosaken", Studien „über den Anbau neuer Städte in Hinsicht auf das russische Reich", „über die im russischen Reich gebräuchlichen Strafen", „über russische Juden oder unpopische Russen, eine besondere Sekte", „über den zwischen Rußland und Japan abgeschlossenen Handelsvertrag" u. s. w. Endlich sind noch Hupels Verdienste um die Sache der estnischen Volksbildung zu erwähnen; wie oben angedeutet, verfaßte er 1780 eine „Estnische Sprachlehre für beide Hauptdialekte nebst einem vollständigen Wörterbuch" und übersetzte er zwei medizinisch-populäre Abhandlungen des Dr. Wilde in der Volkssprache des Landes, das ihm eine neue Heimat geworden.

Es würde die bereits reichlich in Anspruch genommene Geduld unserer Leser ermüden, wollten wir all' die auf die Ostseeprovinzen und das russische Reich bezüglichen Bücher und Zeitschriften (zu diesen gehört noch das „Petersburgische Journal" 1777—84) namhaft machen, die unter der Ägide unseres Hartknoch erschienen. Und das Wort „Ägide' ist hier im weitesten und umfassendsten Sinne zu verstehen. Nicht nur daß er die Schriftsteller mit Rat und Thal unterstützte, daß er ihnen Bücher lieh, sie mit Geld und Geldeswert ausstattete, in sehr zahlreichen Fällen war er es, der sie auf die Bedürfnisse des Publikums aufmerksam machte, ihnen Mitarbeiter schaffte, sie anregte und belehrte. Nebenher entwickelte er als Sortimentshändler eine unermüdliche Thätigkeit. Bei der damaligen Beschaffenheit des Buchhandels gingen beide Geschäftszweige Hand in Hand und konnte ihm nur ein ausgedehnter Detailverkauf fremder und eigner Werke die Mittel bieten, deren er bedurfte, um seine großen Unternehmungen in Gang zu bringen. Daß es ihm sehr häufig an Kapital mangelte, daß sein großartiger Sinn und seine Wohlthätigkeit ihn nicht selten in dringende Geldverlegenheiten brachten, haben wir bereits gehört; in mehr wie einem Briefe hebt Hartknoch hervor, daß ihn nur die Freundschaft von Männern, wie Zuckerbecker und den Berens, über dem Wasser gehalten, daß er in Geld- und Geschäftssorgen „ersoffen" sei. Nicht selten geschieht, daß der mutige und unermüdliche Mann so gebrochen ist, daß

Herder, den er zu schützen gewohnt war, ihn trösten und beruhigen und an bessere, frohere Zeiten erinnern mußte. — Einer bahnbrechenden Kraft, wie es die unseres Hartknoch war, konnte nicht erspart bleiben daß Mißgunst, Unverstand und Vorurteil ihr Möglichstes thaten, um ihr Hemmnisse und Schwierigkeiten zu bereiten. Aus den erwähnten Reymannschen Notizen und einem Artikel, den Hupel in den Nord-Miscellaneen zur Verteidigung seines Freundes und Gönners drucken ließ, erfahren wir, daß Hartknoch nicht selten vorgeworfen wurde, seine Thätigkeit und Betriebsamkeit beruhe auf unersättlicher Geld- und Erwerbgier, oder daß die Thoren, die noch vor kurzem ohne alle Verbindung mit dem Büchermarkt waren und für die mittelmäßigen Sachen unverhältnismäßig hohe Preise gezahlt hatten, über die Langsamkeit der Hartknochschen Expedition und die enormen Summen klagten, die ihnen abgepreßt würden. Und doch blieben der Eifer und der Wohlthätigkeitssinn des seltenen Mannes, sich unverändert gleich. Der Verlagskatalog wurde immer reicher und vielseitiger, der Rigaer Laden und dessen Kommanditen dehnten sich immer mehr aus, das Geschäft wandte sich neuen, bisher gänzlich unbekannten Branchen zu: Karten und Bilderwerken und Musikalien. In den siebziger Jahren ließ Hartknoch zwei neue Karten von Livland, Estland, Ösel und Narwa und der neuen statthalterschaftlichen Kreiseinteilung erscheinen; nach seinem Tode erschien in der von ihm begründeten Handlung das große Mellinsche Kartenwerk, über welches er schon bei Lebzeiten mit dem Zeichner vielfach verhandelt hatte. Aus der Zahl der bei ihm erschienenen Bilder nennen wir die Porträts von Kant, Klinger, Seume, Hupel; von Musikalien eine Sonate Philipp Emanuel Bachs (1786), zwei Konzerte und sechs Sonaten von Johann Christoph Bach, eine Sonate von Johann Eckard, eine Operette von J. F. Reichard, und die Kompositionsversuche verschiedener strebsamer Livländer, wie Müthel, Jänisch, Veichtner u. a. m.

Eine so aufreibende und die verschiedensten Gebiete umfassende Thätigkeit konnte, auch wo die abgehärtetsten Kräfte vorlagen, nur zerstörend wirken. Hartknoch aber, dessen Jugend unter Armut und Entbehrung vergangen war, der als Student von schlecht bezahlten Privatstunden gelebt, sich mit dreiundzwanzig Jahren ohne Kapital etabliert hatte, der unaufhörlich weite und anstrengende Geschäftsreisen machen mußte, hatte bereits eine zerrüttete Gesundheit mitgebracht, als er sich in Riga niederließ. Er litt an einem unheilbaren Lungenübel und wurde mit den Jahren überdies unverbesserlicher Hypochonder. Der Eifer für seinen Beruf und das Glück der Häuslichkeit, die sich nach

der Eingehung seiner zweiten Ehe überaus glücklich gestaltet hatte, hielten ihn noch eine Weile aufrecht, aber nachdem er das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, machte die Lungenschwindsucht merkliche, wenn auch nur allmähliche Fortschritte. Nach den uns vorliegenden Briefen zu urteilen, wurden diese körperlichen Leiden von dem, der sie zu tragen hatte, über einer fieberhaft gesteigerten Thätigkeit vergessen. Gerade weil er auf kein langes Leben rechnen durfte, wollte Hartknoch die Tage, die ihm noch gegönnt waren, nach Kräften ausbeuten, — wirken, so lange seine Lebenssonne schien. Außerdem ist mehr wie wahrscheinlich, daß er in der That sehr viel erwerben mußte, um so zu leben, wie es ihm Bedürfnis geworden. Nicht daß irgend ein Zeugnis auf luxuriöse Gewohnheiten oder außerhalb der bürgerlichen Sphäre liegende Ansprüche des bescheidenen Mannes schließen ließe, Hartknochs Passion scheint aber gewesen zu sein, im großen zu wirtschaften, wo es sich um ideale Zwecke und um die Unterstützung strebsamer Menschen handelte. Wo es die Herausgabe und den Ankauf von Werken galt, mit denen Ehre eingelegt und Nutzen gestiftet werden konnte, wo arme Studenten und strebsame Schriftsteller unterstützt werden sollten, konnte der vornehm angelegte Mann nicht markten und nicht rechnen. Er gab mit vollen Händen, so lange er hatte, und wenn er nicht hatte — borgte er. Sein Gehilfe Reymann ist in dem Lobe von Hartknochs Wohlthätigkeitssinn geradezu unermüdlich. „Nichts übertraf seine Art wohlzuthun. Blendend und prunkvoll war sie nicht, denn selten erfuhr es der Hilfsbedürftige selbst, wem er seine Rettung zu danken hatte. Wie aus den Wolken kam die Hand, die ihn seinem Elend entriß, zog sich dann wieder zurück und blieb verhüllt. Aus vielen (fährt der Erzähler Reymann fort) nur ein Beispiel. Ein junger Livländer befand sich auf einer deutschen Universität; seine Studienjahre waren geendigt, aber seine Freunde schienen ihn vergessen zu haben. Jede Unterstützung blieb aus und es war ihm unmöglich, sich dort loszumachen, geschweige denn in sein fernes Vaterland zurückzukehren. Schon gab er die Hoffnung auf, es jemals wieder zu sehen, als eine ansehnliche Geldunterstützung von unbekannter Hand ihn plötzlich dazu in Stand setzte. Der junge Mann ahnte seinen Wohlthäter und wollte ihm danken, aber Hartknoch lehnte es ab und wollte von nichts gewußt haben, auch dann nicht, als die Zusammentreffung (sic) vieler Umstände es moralisch gewiß machte, daß er der Geber gewesen." (Eine Anmerkung zu dem Text dieses Berichts erzählt einen ähnlichen Fall, und der Berichterstatter hebt ausdrücklich hervor, daß er von vielen nur „einzelne Beispiele namhaft gemacht habe".) „Er sah es auch sehr gern," heißt es weiter a. a. O.,

„wenn junge Leute, die sich litterarische Kenntnisse verschaffen wollten, in seinen Buchladen kamen und, ohne etwas zu kaufen, ihre Wißbegierde befriedigten; er war gegen sie ohne allen Eigennutz gefällig und erinnerte sich dann oft mit Dank des Betragens, welches Kanter gegen ihn beobachtet hatte. . . . . Die von Freimaurern errichtete und unterstützte Johannisschule zu Riga, in welcher arme Kinder unterrichtet, erzogen und unterhalten werden, hat er bis an seinen Tod ansehnlich, wiewohl ohne die geringste Anmaßung, unterstützt."

Daß ein Mann von so ausgebreiteten Verbindungen und so edlem, freigebigem und patriotischem Sinne in Riga allenthalben Liebe und Achtung genoß, versteht sich von selbst und geht schon aus der immer wiederkehrenden Nennung seines Namens in den uns erhaltenen Briefen jener Zeit hervor. In den späteren Jahren seines Lebens scheint er sich indessen zurückgezogen und isoliert zu haben; er schreibt davon, daß er die gewohnten Zirkel gemieden, und durch Reymann erfahren wir, daß er selbst die Freimaurerloge „Zum Schwert", deren eifriges Mitglied er war, schon „etliche Jahre" vor seinem Ableben nicht mehr besuchte. Auf diese Zeit scheint überhaupt ein melancholischer Schatten gefallen zu sein, zu welchem zahlreiche Erfahrungen von der menschlichen Undankbarkeit und Unzuverlässigkeit wesentlich beigetragen haben mögen. Aus den letzten Briefen an Herder spricht eine Bitterkeit und Schärfe, von welcher früher keine Spur zu finden ist und an der Frau Herders egoistisches Verhalten seinen reichlichen Anteil gehabt haben mag. Wir wissen, wie leidenschaftlich Hartknoch an Herder gehangen, wie kein Opfer ihm zu groß gewesen, wenn es einen Wunsch dieses verehrten Freundes gegolten. Was muß in der Brust dieses guten und stolzen Mannes vorgegangen sein, wenn er seinem früheren „Herzensbruder", dem Jugendfreunde, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, im Dezember 1784 schreiben konnte: „Daß ich Ihnen die Anordnung des Drucks überlassen habe, ist wahr, aber daß ich für jeden Bogen, groß oder klein, 2 Louisd'or zu geben versprochen habe, ist nicht wahr. Daß es Ihnen auf eine Zeile mehr oder weniger nicht angekommen, weiß ich nicht, mein Beispiel beweist dies nicht. . . . Daß Sie mir, wenn ich Zeilen und Worte zahlen wollte, Pferde . . . . l zu verlegen raten, ist grob — so habe ich Ihnen nie geschrieben. Ihre Werke machen mir Ehre, ich habe aber auch andere verdienstvolle Autoren. Bescheidenheit ist eine schöne Sache." Konflikte solcher Art müssen wesentlich dazu beigetragen haben, Hartknochs Gemüt zu verbittern, seine schwankende Gesundheit zu untergraben; wenn dieselben auch äußerlich ausgeglichen wurden und seine Goldstücke noch ferner den gewohnten Weg nach

Weimar nahmen, so blieb doch sicherlich ein Stachel in seiner Brust zurück. Herder selbst scheint genau gewußt zu haben, wie schwer seines Freundes edle und feine Natur unter den Sorgen und Mißhandlungen der letzten Jahre gelitten. Als er die Nachricht von Hartknochs Tode erhielt, schrieb er seiner Frau aus Italien: „So ist Hartknoch auch todt; nun ruhe wohl, guter Mensch, Du hast ausgestöhnt".

Dieser Tod erfolgte am 1. April 1789, in Hartknochs 49stem Lebensjahr. Hören wir wie sein treuer Gehilfe und Freund Reymann darüber in den Miscellaneen berichtet. „Lungensucht und Hypochondrie nagten langsam aber unheilbar an seinem Leben. Er fühlte sich zwar durch seine jährlichen Reisen zur Leipziger Ostermesse jedesmal erleichtert, aber ohne Dauer. Auch im Frühjahr 1789 glaubte er sein Übelbefinden durch die Veränderung der Luft und beständige Bewegung auf der Reise nach Leipzig zu erleichtern. Wagen und Pferde waren schon in Bereitschaft, als ihm plötzlich der Tod zu einer andern Reise winkte. Doch auch zu dieser war er bereitet. Ein Lungengeschwür ging den 1. April (a. St.) desselben Jahres, nachmittags um 2 Uhr, auf und machte seinem Leben sanft und plötzlich ein Ende. Er wandte die letzten Augenblicke desselben dazu an, mit großer Geistesruhe seinen letzten Willen gerichtlich auffetzen zu lassen. Sich zum Tode jetzt zu bereiten, war nicht nötig, das hatte er sein ganzes Leben hindurch gethan. Er starb als Mensch und Bürger mit dem süßen Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, und als Weiser mit der Zuversicht auf die unsterbliche Fortdauer seines Geistes." — „Nach der Wahrheit," fügt Hupel diesem Bericht hinzu, „muß ich melden, daß er oft in seinen Briefen nicht nur eine uneingeschränkte Hochachtung für die christliche Religion, sondern auch eine unerschütterliche Überzeugung von ihrer Gewißheit und der daraus entstehenden Verpflichtung an den Tag gelegt hat, welches überhaupt auch sein Wandel bewies."

Ob der volle Wert dieses seltenen Mannes von den Zeitgenossen gewürdigt worden ist, weiß ich nicht. Daß es an Zeichen des Danks und der Anerkennung nicht ganz gefehlt, bezeugen die Miscellaneen. Daß man ihm einen öffentlichen Nachruf gewidmet, wollte in jener Zeit, die minder ruhmredig als die unsre war, schon etwas sagen. Außerdem hielten die Rigaer Freimaurer zum Gedächtnis des Verstorbenen eine „Trauerloge" ab, bei welcher ein poetischer Nachruf verlesen und verteilt wurde, und Reymann ließ später ein Gedenkblatt zu Ehren seines Freundes in Kupfer stechen. Aus den etwas altfränkisch gewordenen Zügen dieses Blattes liest sich noch heute ein tiefes und warmes Gefühl heraus, dessen Hauch sich auch der moderne Leser nicht erwehren

wird wenn er gedenkt, wem diese Worte gegolten. Der von J. C. Krüger gezeichnete und in Dresden gestochene Kupferstich stellt in einem Hain Grab und Urne dar und an deren Fuß einen knieend betenden Wanderer. Auf der Urne steht „Hartknoch der Menschenfreund starb am $\frac{1}{12}$ April 1789" — unter dem ganzen Bilde „Seinem Nachruhm aus wahrer Dankbarkeit gewidmet".

„Wenn eines Fürsten Monument
Dem Wanderer all' seine Thaten nennt,
So trägt dies Grab die Aufschrift der Natur,
Ein wenig Moos — und meiner Thränen Spur."

Gewidmet

von Karl Keymann
in Riga

Auch „dieser Thränen Spur" ist seitdem längst verwischt. Hartknochs Witwe, und sein Sohn und seine Tochter sind längst tot, der Name ist ausgestorben, das Geschäft, welches so lange einen Stolz Rigas bildetete, wurdeim Jahre 1803 nach Leipzig verlegt, ging in fremde Hände über und ist 1879 ganz erloschen. Auch das Andenken Johann Friedrich Hartknochs, des „Menschenfreundes" im edelsten und weitesten Sinne des Wortes, ist, wenn nicht erloschen, so doch auf einen kleinen Kreis von Freunden patriotischer Erinnerung beschränkt worden. Aber die Arbeit, der dieser großartige und uneigennützige Mensch sein Leben gewidmet, lebt fort, sie hat ihre Früchte getragen und trägt sie noch heute, ihrem stillen Weiterwirken ist keine Grenze gesetzt, so lange sich die Kontinuität unserer Bildung erhält. Ihm, der seinen Namen und sein Verdienst bescheiden hinter den Leistungen andrer zu verbergen gewohnt war, ihm ist schwerlich auch nur daran gelegen gewesen, in dem Gedächtnis kommender Geschlechter weiter zu leben. Uns aber, die wir auf dem Boden stehen und stehen bleiben wollen, in welchen Hartknoch so viele und so reiche Bildungskeime gestreut, uns muß es eine Ehre und ein Bedürfnis sein, den Namen unseren Nachkommen erhalten zu sehen, an welchen sich die Erinnerung eines der folgenreichsten Abschnitte unserer Geschichte knüpft. Steht überdies Hartknoch doch in seiner Weise einzig unter denen da, die Rigas Bürger gewesen. Zugleich Geschäftsmann und Gelehrter, war ihm beschieden, auf den mannigfachsten Gebieten thätig zu sein, ebenso als Träger materieller, wie als Vertreter idealer Interessen zu schaffen, mit Männern der verschiedensten Berufskreise in Verbindung zu treten und auf sie einzuwirken. Wir thun nicht zu viel, wenn wir für ihn in dem Kreise baltischen Lebens denselben Platz in Anspruch nehmen, den

der würdige Perthes unter den deutschen Buchhändlern ehrenvoll behauptet: denn so vollständig hat kaum ein anderer Rigascher Geschäftsmann seine Thätigkeit, sein Vermögen, ja sein Leben in den Dienst idealer Interessen gestellt, wie Johann Friedrich Hartknoch, der in jeder Beziehung der erste baltische Buchhändler zu heißen verdient. Wenn wir seinen Lebensgang überschauen und gewahr werden, wie eine scheinbar auf ganz bestimmte Grenzen angewiesene Geschäftsthätigkeit durch den Mann, der sie auf sich genommen, zu einer universellen und kulturgeschichtlichen Bedeutung gelangt ist, so werden wir unwillkürlich an das hohe Wort Karl Ritters erinnert, welches ein Adelsbrief für jede menschliche Arbeit genannt werden kann: „Wir sind alle auf einer großen Mission, zur Bildung der Erde sind wir berufen".



Die ältesten Erfurter Zeitungen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens.

Von

J. Braun.

Die Geschichte des deutschen Journalismus zu schreiben, ist eine Aufgabe von solchem Umfange und mit so vielen Schwierigkeiten, äußeren sowohl als inneren, verknüpft, daß es niemand Wunder nehmen darf, wenn die Lösung derselben, selbst in dem schreibseligen Deutschland, bisher noch Keinem hat gelingen wollen. — Mit diesen Worten begann R. E. Prutz die Einleitung zu seiner im Jahre 1845 erschienenen „Geschichte des deutschen Journalismus", in welcher er denn auch eine Menge von Arbeiten auf diesem Gebiete aufführt, die teils nur angekündigt, aber niemals erschienen waren, teils nur in den ersten Bänden oder Abteilungen gedruckt und dann nicht mehr fortgesetzt wurden. Leider ist auch das Werk von Prutz selbst nicht weiter als bis zum ersten Teil gediehen, was um so mehr zu bedauern ist, als gerade Prutz infolge seiner Forschungen und Studien überaus befähigt war, seine Thätigkeit diesem lange Zeit vernachlässigten Zweig der Litteraturgeschichte zuzuwenden und dieses ungemein schwierige Feld zu bearbeiten. In neuester Zeit hat zwar Herr Professor Julius Otto Opel in Halle durch seine vortreffliche Arbeit: „Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse" *) einen wesentlichen Schritt zur Lösung der Aufgabe gethan, aber als eine erschöpfende Geschichte soll auch dieses Buch nicht gelten, denn dasselbe umfaßt nur die Zeit von 1609—1650.

Die Ausarbeitung einer Totalgeschichte des deutschen Zeitungswesens dürfte einem einzelnen Manne auch niemals gelingen; nur unter Anwendung des Systems der Arbeitsteilung wird es mit der Zeit

*) Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Kommission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Band III. Leipzig 1879.

ermöglicht werden können, die unendliche Menge an Material zu bewältigen, um dann schließlich bei Vereinigung der verschiedenen Arbeiten ein getreues Bild von der Entwickelung der sogenannten sechsten Großmacht zu erhalten. Eine auf diese Art zusammengestellte Geschichte dürfte den Ansprüchen auf Gründlichkeit auch schon deshalb eher genügen, weil die einzelnen Beitragenden, da es sich um Arbeiten an der Hand der existierenden Originalbeweise und auf urkundlicher Grundlage handelt, notwendigerweise vorwiegend die Quellen ihres Wohnortes benützen würden. Auch der nachstehende Bericht über das älteste Zeitungswesen der Stadt Erfurt ist aus dem hier zu Gebote stehenden Material geschöpft und soll als ein Beitrag zu der Entstehungsgeschichte der gedruckten Zeitungen in Deutschland dienen. —

Zwischen der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entstehung des Journalismus liegt ein großer Zeitraum; obgleich letztere in einem inneren Zusammenhang mit der ersteren steht, vergingen doch beinahe hundert Jahre, ehe die Erfindung Gutenbergs zu ihrer vollendetsten Anwendung gebracht und die Presse, so zu sagen in der höchsten Potenz, ausgenützt wurde. Wo und wann das Zeitungswesen seinen Ursprung genommen, ist eine Frage, welche noch von keinem Geschichtsforscher beantwortet werden konnte; man nimmt jedoch an, daß sich die Zeitungen aus den sogenannten „fliegenden Blättern“, Einzelberichte über politische Begebenheiten und andere Vorfälle verschiedenster Art, die in Briefform schon im fünfzehnten Jahrhundert erschienen,*) mit periodischem Erscheinen, dem Hauptmerkmal einer Zeitung nach dem heutigen Begriff, herausgebildet haben. Daß diese fliegenden Blätter den Anfang unserer Zeitungslitteratur bilden, dafür legt schon der Name Zeugnis ab, denn auch diese heißen mit ihrem ältesten Namen „Zeitung“, einer hochdeutschen Form des niederländischen Wortes „Theiding“ oder „Theidung“, was mit „Nachricht“ identisch war. Dabei waren auch andere Ausdrücke üblich, wie: Bericht, Beschreibung, Aviso, Nachricht, Brief, Mär, Neues, Bote, Post, Postillon, Postreuter, Kurier, Fama, Depesche, Felleisen u. s. w. Doch war die Sache bei allen diesen Namen stets dieselbe: es waren sämtlich gedruckte Neuigkeiten, die alle in Quarto erschienen, und die man später, zur Unterscheidung von den modernen Zeitungen, „Relationen“ nannte, welchen Namen schon die ältesten Berichte der Gesandten an ihre Höfe, sowie die Mitteilungen über diplomatische Verhandlungen getragen haben. Die früheste dieser Relationen gehört in das Jahr 1493, sie

*) Vergleiche Graßhoff, die briefliche Zeitung. Leipzig 1877. pag. 51.

befindet sich in der Universitäts-Bibliothek in Leipzig.*) Als ein zweites Moment des Überganges von den einzelnen Nachrichten zu den regelmäßigen Zeitungen werden die Relationes semestrales bezeichnet, deren hauptsächlichster Sitz Frankfurt a. M. war, und die nach Prutz von einem Thüringer Konrad Lautenbach, der sich auf seinen Druckschriften stets Jacobus Francus nannte, nach Dr. Stieve**) aber von Michael von Aitzing, oder wie er sich auf dem Titel seiner Relationen nannte, „Eyzinger" begründet wurden. Bald genügten auch diese halbjährigen Berichte dem Bedürfnis des lesenden Publikums nicht mehr, es war deshalb eine Notwendigkeit, die Zeitfristen immer mehr zu beschränken, und infolge dessen entstanden nach und nach wöchentlich erscheinende Zeitungen, deren erste von Egenolph Emmel in Frankfurt a. M. im Jahre 1615 gedruckt wurde, und aus diesen entwickelte sich dann wiederum das heutige Zeitungswesen mit täglicher Erscheinungsweise.

Wenn man nun das Wort „Zeitung" als die Bezeichnung für jede einzeln gedruckte Nachricht über gleichzeitige Ereignisse festhält, so ist der Beginn des Druckes und der Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften in Erfurt in eine sehr frühe Zeit zu versetzen. Die Buchdruckerkunst hatte daselbst im Jahre 1479 Aufnahme gefunden und sich dann unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Stellung der Stadt rasch entfaltet. In den Jahren 1524 und 1525 waren hier vier verschiedene Druckereien damit beschäftigt, Luthers Schriften — Predigten, Lieder &c. — zu verbreiten, und mag hierdurch auch der Druck von sogenannten fliegenden Blättern, diesen Vorgängern regelmäßig erscheinender Zeitungen, eingebürgert worden sein. Den Stoff zu derartigen Publikationen, die Prutz mit Lokalrelationen bezeichnet, bildeten hauptsächlich ungewöhnliche Ereignisse der Natur, insbesondere also Gewitter, Erdbeben und Überschwemmungen; aber auch andere Erscheinungen, wie Mißgeburten, Hinrichtungen, Mord- und Diebsgeschichten, oder Nachrichten von Besessenen und Verzauberten, von Hexen und Teufeln waren ein sehr erwünschtes Thema, das sehr häufig in poetische Form gekleidet wurde. So erschien im Jahre 1560 in Erfurt ein Bogen in Quart unter dem Titel: „Schröckliche Zeyttung, Wahrhafftiger vnd grüntlicher Bericht, was sich zugetragen hat mit einem armen Hirten, im Düringerland, wellicher mit mancherley anfechtung, vnd eüsserlichen leiblichen

*) Vergleiche Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus. Hannover 1845 I. pag. 100.

**) Siehe Stieve, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen. Abhandlungen der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. 16. I.

plagen, biß auf disen tag, vom laidigen Teüffel angefochten wirdt. Erstlich zu Erffurth im Truck außgangen, yetzund aber zum andern mall durch namhafte glaubwürdige Personen, so diese geschicht warhafftig erfaren, vnd den Hirten gesehen haben, inn Truck geben. Anno Domini M. D. L. X." Die Verfasser dieser Zeitungen gehörten meist dem geistlichen Stand an; dieselben benutzten derartige abnorme Zustände und Vorfälle, um solche als eine Strafe Gottes vor Augen zu führen und sich über die Sündhaftigkeit der Welt zu ereifern.*) Der Gegenstand des Abenteuers wurde vielfach in phantastischen Holzschnitten an die Spitze des Titels gesetzt, und dadurch der Eindruck dieser barocken Zeitungsblätter für die damaligen Leser gewiß bedeutend erhöht. Ein solches, ebenfalls von einem Geistlichen herausgegeben und mit einem Holzschnitt versehen, erschien im Jahre 1563 in Erfurt als ein Quartbogen unter dem Titel: „Eiñ Erschreckliche Geburt vnd Augenscheinlich Wunderzeichen des allmechtigen Gottes, so sich auf den 4. tag des Christmonds dieses 1563. Jhars, in der nacht, in dem Dorffe Weringschleben, Jn eines Erbarn, Hochweisen Rhats, der alten löblichen Stadt Erffurdts Gebiete, zugetragen. Beschrieben zu einer gemeinen kurzen Bußpredigt, durch den Wirdigen, Ern Jran. Gölitzschen, des orts Christlichen Seelsorger. Gedruckt zu Errfordt bei St. Paul." Der Drucker war jedenfalls Konrad Dreher, der die Druckerei von Wolfgang Stormer 1556 übernommen hatte und bis zum Jahre 1564 in dem Hause „zum bunten Löwen bey St. Paul" fortführte, in welchem sich 190 Jahre hindurch eine der hervorragendsten typographischen Anstalten Erfurts befand.

Während der Druck und die Herausgabe der fliegenden Blätter noch in voller Blüte stand und noch Jahre lang fortdauerte, traten im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts noch weitere Publikationen auf, welche vielfach den Titel Postreuter führten. Wenngleich Prutz angiebt, daß weder die Zeit ihres Anfangs, noch ihr Ursprung überhaupt bekannt sei, so steht doch fest, daß die ersten bald nach der Entstehung der Kalender, als deren journalistische Pendants wir sie ansehen können, erschienen, also etwa in die letzten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts gesetzt werden dürfen. Dieselben erschienen jährlich; ihren Inhalt lieferten die Ereignisse des letztverflossenen Jahres, und gaben sie also gewissermaßen einen Auszug der verschiedenen Relationen über politische Begebenheiten und Lokalnachrichten. Prutz führt eine Reihe

*) Vergleiche L. Salomon, Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens. Österreichische Litteraturzeitung 1885. pag. 2.

dieser Postreuter an, die sämtlich auf der Universitätsbibliothek in Halle aufbewahrt werden,*) doch befindet sich auch in Erfurt ein Exemplar aus dem Jahre 1590. Als Titel tragen dieselben den Spruch: „Der Post-Reutter bin ich genannt, Dem hinkenden Boten wohl bekannt, Dieweil er ist mein gut Gesell, Drum bin ich kommen auch zur Stell, Und will euch machen offenbar, Was sich das Neun und achtzigst Jahr, Von Wunder ferner han verlauffen, Lieber lies mich, und thu mich kaufen.“ Hierauf folgt ein Holzschnitt, der den Postreuter darstellt im Gespräch mit dem hinkenden Boten, einem Manne in Bauerntracht mit einem Klumpfuß, und daneben steht die Jahrzahl 1590. Das Ganze ist sieben Bogen (28 Blätter in 4°) stark, ohne Angabe des Druckorts und Verfassers oder Verlegers. In demselben Jahr erschien eine mit der eben genannten wörtlich übereinstimmende Schrift, betitelt: „Der Post-Both bin Ich genandt“ ꝛc., die zwischen den Zeilen des Titels das Bild des hinkenden Boten, nach dem Typus des vorigen enthält, und die $2^1/_2$ Bogen stark ebenfalls in Quart und ohne Ortsangabe herauskam. Daß die Stadt Erfurt der Verlagsort dieser Art von Zeitungsblättern war, wurde bereits vor mehreren Jahren nachzuweisen versucht**) und auch durch Autopsie festgestellt, daß der „Hinkende Bot“ vom Jahre 1589 in Erfurt gedruckt worden war.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß in Erfurt im Jahre 1591 ein: „Warhafftiger Bericht, oder kurtzer Discurs, von dem jtzigen zustandt in der gantzen Welt, Vnd was endtlich darauff erfolgen werde. Gedruckt durch Martin Wittel, inn Verlegung Paul Brachfets,“ erschienen ist, „den Heinr. Rätel der Elter, aus Sagan im Land Schlesien, zum Nutzen freier adelicher und tugendlicher Gemüter aus vielen Schriften zusammengelesen und den Kern aus den besten und fürnemesten Sachen angezogen. Alles dieser Wolmeinunge, und zu diesem End, andere Postreuterische, jetzo hin und wieder ausgesprengte Schmeheschrifften zu reumen, zu dempffen, und den Leuten auszuwinden“ ꝛc. Auf dem Titelblatt dieses Berichtes befindet sich ebenfalls ein Holzschnitt, einen stattlichen Postreuter darstellend, der auf einem Pferde sitzend, einem Postboten zu Fuß die Hand reicht. Daß der Verfasser in Erfurt die postreuterischen Schmähschriften tadelt, läßt schon darauf schließen, daß dieselben auch in dieser Stadt gedruckt worden waren, noch mehr aber beweist wohl die Benutzung eines Holzschnittes, der sich von denjenigen der Postreuter nur dadurch unterscheidet, daß der stehende Bote nicht als hinkender, sondern mit zwei gesunden Beinen dargestellt wird.

*) Siehe Prutz, pag. 186. Anm.

**) Siehe Herrmann, Bibliotheca Erfurtina. Erfurt 1863. pag. 403.

Ferner erschien im Jahre 1679 mit Angabe des Druckorts Erfurt: „Der continuirte Erffurtische Extraordinaire Postreuter von Anno 1679, wegen P. Heinrich Schönemann catholischer Kinderlehre, darinnen Herrn D. Sagittarii ausgelartes und entwerthes R. catholisches Zeughaus anzapffet. Auß dem Stifft Severi." Wie durch das Wort continuirte in dem Titel angekündigt wird, sollte diese Schrift also fortgesetzt werden, was auch in der That geschehen ist, denn in der Herrmannsbibliothek auf dem Stadt-Archiv in Erfurt befindet sich das 4.—10. Stück. Auch hier deutet die Bezeichnung als besonderer Erfurter Postreuter darauf hin, daß neben demselben noch andere, gewöhnliche Postreuter daselbst herauskamen. Wie Prutz anführt, erschien ein solcher sogar noch zu Schwarzkopfs Zeiten, also mindestens bis 1808 in Erfurt, der später allerdings seinen Titel änderte, und auf den wir weiter unten noch zu sprechen kommen. Zieht man nun noch in Betracht, daß in Erfurt lange Zeit hindurch ein Zeitungsblatt erschien, welches den sonderbaren Titel führte: „Der hinten und forne wohlgepuckelte hinkende Staatsbote; ein Frantzmann hält ein Gespräch mit seinem Cousin Mons. de la Kohlenbrenner", von dem ein Stück „die 30. Reise 1708. 8°. 8 Blätter" noch in der Universitätsbibliothek in Jena vorhanden ist, welches denselben Holzschnitt enthält, wie der „Hinkende Bothe vom Jahre 1589", so erscheint es wohl nicht zu gewagt, wenn man aus der Verwendung des Holzstockes in einer Erfurter Druckerei bei der Herausgabe eines Zeitungsblattes im Jahre 1708, das einen ähnlich klingenden Titel trägt, wie jenes von 1589, den Schluß ziehen will, daß auch das letztere, der hinkende Bote, schon in Erfurt erschienen ist, und somit auch die mit ihm im Zusammenhange stehenden Postreuter.*)

Die Entwickelung des deutschen Zeitungswesens wurde wesentlich und auf das vorteilhafteste gefördert, als nach der Entstehung des Postwesens die Abfassung und Ausgabe der Zeitungen sich in der Regel in den Händen der Postmeister und deren Schreiber befand und gleichsam mit zu den Verrichtungen ihres Amtes gerechnet wurde. Diese teilten die Neuigkeiten ihres Wohnortes nicht nur den anderen Poststationen mit, sondern ließen diese Berichte auch von anderen abschreiben und stellten die im Laufe einer Woche angekommenen Nachrichten aus anderen Plätzen zusammen, um dieselben dann wieder an andere Städte zu senden; daß auf diese Weise die Notizen den Redaktionen rascher

*) Vergleiche K. Herrmanns Beiträge zur Geschichte des Zeitungswesens in Erfurt. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Siebentes Heft. Erfurt 1876. pag. 94.

und häufiger zukamen, blieb natürlich für diese nicht ohne Einfluß. Was diesen eigentümlichen Zeitungsvertrieb in Erfurt betrifft, so trug zu wohlfeiler und schneller Spedition nicht allein der achtfache Hauptkurs des Taxischen Ober-Postamts, sondern auch die Menge der täglichen Boten bei, unter welchen einige sogar bis Bamberg, Würzburg und Nürnberg gingen.

In späteren Zeiten mögen sich die Zeitungsherausgeber einen Teil ihres Stoffes aus anderen Zeitungen geholt haben, wie dies ja auch heute noch geschieht. So enthält die Straßburger Zeitung in Nr. 8 vom 21. Februar 1609 eine Mitteilung über einen großes Aufsehen erregenden Unglücksfall, den Einsturz eines Hauses während einer Hochzeitsfeier in Erfurt, welche die Frankfurter Meßrelation Theodor Meurers*) zum Teil mit denselben Worten erzählt. Es ist kaum anzunehmen, daß diese beiden Journale den Bericht aus einer Hand erhielten, und haben sie denselben demnach wahrscheinlich aus einer Erfurter Zeitung abgedruckt. Auch in der Nr. 5 der Augspurger Zeitung**) vom Jahre 1628 lautet ein Hinweis: „Die bremer, hamburger, wolfenbütteler und erfurter Zeitung findet der günstige Leser in der augsburger", womit in erster Linie auf die in dieser Nummer befindlichen Artikel aus den genannten Orten hingewiesen, dann aber auch vielleicht unwillkürlicherweise die Entlehnung aus anderen Zeitungen zugestanden wird. Ebenso brachten die „Ordenliche Wochentliche Post-Zeitungen", die vermutlich in München erschienen,***) in Nr. 21 unter dem 15. März des Jahres 1631 einen Bericht aus „Erffurt" über die Belagerung und Zerstörung Magdeburgs, der entweder von einem militärischen Berichterstatter der genannten Zeitungen geliefert, oder, und dies ist der wahrscheinlichere Fall, denn die betreffende Nummer enthält eine Reihe von Mitteilungen über diese Episode aus verschiedenen Städten, einem Erfurter Blatt entnommen worden war.

Das Interesse für Zeitungen war im 17. Jahrhundert immer reger geworden, dieselben hatten damals, abgesehen von den größeren Städten, in welchen das Bedürfnis viel leichter Befriedigung finden konnte, nicht nur in den Pfarr- und Schulhäusern der Dörfer, sondern auch schon bei den Landbewohnern Eingang gefunden. In der Chronik des Erfurter Dorfes Dachwig†) lesen wir die Bemerkung des Orts-

*) Siehe Opel pag. 41.

**) Siehe Opel pag. 168.

***) Siehe Opel pag. 219.

†) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Viertes Heft. Erfurt 1869, pag. 83.

pfarrers zum März 1664: „Die ordinari advisen gaben diese wochen, das der Türcke wider die Christenheit persönlich im anzuge begriffen wehre" ꝛc. und an einer andern Stelle: „Aus Ungarn kam in den novellis vom 20. Julii die zeitungen" ꝛc. Ein weiterer Beweis für die Ausdehnung des Journalismus im 17. Jahrhundert und zugleich ein Beispiel, wie dieser Zweig der Litteratur zu jener Zeit abgehandelt wurde, ist das zu Hamburg 1695 erschienene Buch: „Zeitungs-Lust und Nutz: oder derer sogenannten Novellen oder Zeitungen wirkende Ergetzlichkeit, Anmut, Notwendigkeit und Frommen, auch was bei deren Lesung zu lernen, zu beobachten und zu bedenken sey ꝛc. Entworfen von dem Spaten." Dieser Spate, wie er sich als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft nannte, war bekanntlich Kaspar von Stieler, der im Jahre 1632 zu Erfurt geboren, nach einem wechselvollen, abenteuerlichen Leben daselbst 1707 als Lehrer des deutschen Stils starb, nachdem er der Reihe nach Arzt, Hauslehrer, Prediger, Auditeur, Oberoffizier, Kammersekretär und Hofrat geworden war. Das Werk des Erfurter Bürgers ist insofern von Bedeutung, als es mit zu den ersten Beiträgen zur Zeitungsgeschichte gerechnet werden muß; wenngleich auch ein Teil des Inhaltes, und besonders die Angaben über die frühesten Zeitungen, beinahe vollständig wertlos sind, so legt dieses Buch doch Zeugnis davon ab, daß die Zeitungen gegen Ende des 17. Jahrhunderts bereits auf einer nicht unbeträchtlichen Stufe der Ausbildung standen.

Wie bereits oben erwähnt wurde, erschien bis Mitte des 17. Jahrhunderts in Erfurt eine Zeitung unter dem Titel „Erfurter Postreuter", welche, um sich von der Menge der nach und nach aufgetauchten Postreuter zu unterscheiden, den Titel „GeschichtsKourier" angenommen hatte und später mit dem „Hinten und forne wohl gepuckelten Staatsboten" vereinigt wurde.*) Dieser Staatsbote war von David Sumpf im Jahre 1697 zum ersten Male zum Druck befördert und von diesem bis 1722 fortgesetzt worden; von dieser Zeit an hatte ihn dessen Schwiegersohn, der Buchdrucker Johann Joachim Hynitsch übernommen. In einem bibliographischen Lexikon**) wird von dieser Zeitung der Jahrgang 1703, aus 53 Reisen bestehend, Erfurt bei Jungnicol aufgeführt, doch scheint dies ein Irrtum zu sein, denn in dem auf der Jenaischen Universitätsbibliothek vorhandenen Stück „die 30. Reise 1708" in acht Blättern ist als Drucker Sumpf genannt, und ferner

*) Vergleiche Arnold, Erfurt mit seinen Merkwürdigkeiten. Gotha 1808. pag. 318. 319.

**) Siehe Georgi, Allgemeines Bücherlexikon. II. Teil. 2. pag. 260.

hatte auch Hyntsch vor dem Erfurter Rat angegeben, daß sein Schwiegervater Sumpf den Staatsboten von 1697—1722 gedruckt habe. Hyntsch, der übrigens in einem Schriftstück vom 15. November 1758 als Faktor in der Druckerei der Nonneschen Erben bezeichnet wird, erhielt nämlich eine Vorladung, weil ein Artikel in der „22. Reise“ des Jahres 1758 bei den Behörden Anstoß erregt hatte. In seiner Vernehmung vom 17. März 1759 gab er an, daß der Staatsbote alle 14 Tage in 1500 Exemplaren gedruckt und auch an vielen Orten per Nummer zu einem Pfennig verkauft wurde. Später ging Druck und Verlag in anderen Besitz über, denn der Buchdrucker Straube machte im Erfurter Intelligenzblatt Nr. 21 vom 22. Mai 1773 folgendes bekannt: „Demnach Endesgesetzter von hoher Behörde die gnädige Koncession erhalten, nach der Abreise des zeitherigen Herausgebers und auswärtigen Etablierung desselben, den hinkenden Staatsboten fortzusetzen; Als verspricht derselbe nicht allein weißeres Papier und bessere Lettern zu nehmen, sondern auch denselben nach seiner sonstigen Gewohnheit in halbgebrochener, französisch-deutscher Mundart wieder reden und die besten Nachrichten vortragen zu lassen, welche Einrichtung ihm einen stärkeren Abgang verspricht. Joh. Jac. Friedr. Straube, Buchdrucker in Erfurt.“ Vor diesem scheint jedoch der Buchdrucker Johann Daniel Müller kurze Zeit Besitzer gewesen zu sein, denn Heinrich Rudolph Nonne berichtet 1778, daß er das Privilegium, das dem Müller 1764 für das Blatt erteilt worden, von diesem für 30 Thaler gekauft habe, und ihm, dem Nonne, vom Statthalter und der Regierung neu bestätigt worden sei. Im Intelligenzblatt Nr. 72 vom 28. Mai 1803 macht Johann Friedrich Nonne, der Sohn des oben genannten, wieder bekannt: „Schon lange war es der allgemeine Wunsch des Publikums, den nun schon ein Jahrhundert hindurch so beliebten Erfurter Staatsboten und Kurier auf besseres Papier als bisher gedruckt zu sehen. So hat sich der gegenwärtige Verleger desselben entschlossen, den Staatsboten und Kurier auf besseres Papier und bequemeres Format mit Beibehaltung der teils lustigen, teils satyrischen Einleitungen zu drucken“ rc. Das Blatt hatte namentlich im 18. Jahrhundert einen großen Leserkreis weit über die Grenzen Erfurts und Thüringens hinaus bis ins südliche Deutschland und an die Nordsee, wie schon daraus hervorgeht, daß nach der eigenen Aussage des Verlegers im Jahre 1758 schon 1500 Exemplare abgesetzt wurden. Trotzdem ist es bis jetzt nicht gelungen, nur einen einzigen vollständigen Jahrgang zusammen zu bringen, und haben nur wenige einzelne Nummern aufgefunden werden können. Auf dem Stadtarchiv in Erfurt befindet sich

in der Herrmanns-Bibliothek, Jahrgang 1789 9. Reise, 1790 19.—26. Reise, 1794 5. Reise und ein Bruchstück aus dem Jahre 1716. Vom Jahre 1808 liegt ein Blatt, die 89. Reise vom 20. September vor, welches in Quartformat und anständig gedruckt ist; wahrscheinlich ist dieses Format seit dem Jahre 1803 eingeführt gewesen. Das frühere Format ist in Oktav, das Papier von der schlechtesten Qualität, grau und dünn wie Löschpapier, der Druck mit alten abgenutzten Lettern und schmutzig; dies mag zu vielen Rügen Veranlassung gegeben haben, weshalb auch zweimal versprochen wurde, besseres Papier und guten Druck zu liefern.

Im Jahre 1809 wurde der Staatsbote durch die französischen Behörden unterdrückt, doch der Beifall, welchen derselbe in weiten Kreisen gefunden hatte, blieb auch nach seiner Unterdrückung unvergessen. Kaum war Erfurt von der französischen Gewaltherrschaft befreit, kaum war am 6. Januar 1814 die Stadt von den preußischen Truppen besetzt worden, so wandten sich schon Tags darauf, am 7. Januar 1814, die Buchhändler Beyer und Maring an die neueingesetzte preußische Behörde mit dem Antrag, gestatten zu wollen, daß sie die durch den französischen Marschall Davoust sistierte politische Zeitung unter dem Titel „Der Staatsbote" herausgeben dürften, den sie unterm 15. Januar auch auf die Herausgabe der „Weltbühne" stellten. Schon am andern Tag, den 8. Januar, trat auch der Buchdrucker Heinrich Knick mit dem Antrag hervor, ihm die Herausgabe des Zeitungsblattes: „Courier und Staatsbote" gestatten zu wollen. Wieder einige Tage später, am 11. Januar, wandten sich auch noch die Buchdrucker W. Armann und Suppius an die Behörde und baten um Genehmigung zur Herausgabe des Staatsboten, während die früheren Verleger, die Nonneschen Erben, sich um die Konzession nicht bewarben, später aber eine solche zur Ausgabe der „Erfurter Zeitung" erhielten. Die zuständige Behörde fand sich trotz dieser mehrfachen Gesuche nur bewogen, die Genehmigung zur Herausgabe des Couriers und Staatsboten, die beiden vereinigt zu einer Zeitung im gewöhnlichen Zeitungsformat, den Buchhändlern Beyer und Maring zu erteilen, wobei ausdrücklich die Bedingung gestellt wurde, daß diese Blätter nicht in der schlechten Ausstattung wie in den Jahren 1795 und 1796 erscheinen dürften. Die beiden Gesuchsteller hatten nämlich einige Exemplare aus diesen Jahrgängen mit eingereicht, die heute noch den betreffenden Akten beigefügt sind. Als Zensor der Zeitungen wurde Professor Dominicus amtlich bestellt. Die Herren Armann und Suppius ließen sich aber hierdurch nicht abhalten, in Nr. 85 des Intelligenzblattes

vom Jahre 1814 die Ankündigung zu erlassen, daß sie den Staatsboten von nun ab herausgeben würden. Diese Annonce lautete: „Der hinten und vorne wohlgepuckelte hinkende Staatsbote empfiehlt sich hierdurch allen seinen noch lebenden Gönnern und Bekannten und verspricht nächstens wieder in unserer Stadt zu erscheinen, wo er viele interessante Staatsneuigkeiten mitbringen wird ꝛc. Da er wöchentlich zweimal gedruckt erscheinen wird, und vierteljährlich für den alten Preis von 6 Groschen zu erhalten ist, so belieben sich alle respektiven Teilnehmer bald zu melden bei Urmann und Suppius auf dem Mönchsmarkt." Um der Behörde gegenüber mehr Unterlagen für ihre Anträge zu gewinnen, legten sie einen mit dem Schuhmachermeister Karl Paschmann und dessen Ehefrau Johanne Marie Auguste Paschmann, geborene Nonne, unterm 12. Junius 1814 abgeschlossenen Vertrag vor, worin letztere, als Erbin des verstorbenen Buchdruckers Nonne, die Konzession zur Herausgabe des Staatsboten für hundert Thaler verkaufte. Obgleich auch hierauf ein abschlägiger Bescheid gegeben war, wiederholten sie im April 1815 doch noch einmal ihr Gesuch, in welchem sie angaben, daß der Magister Raubling zum Redakteur gewonnen sei, der von einigen bedeutenden Männern, wie Medizinalrat Fischer und Hofrat Trommsdorff, unterstützt würde. (Schluß folgt.)

Die Ausbildung
des deutschen Buchhandlungslehrlings.

Für die gedeihliche Entwickelung, für die ungefährdete Existenz jedes Berufszweiges, sei er ein gewerblicher oder ein kaufmännischer, ist es unzweifelhaft von der größten Bedeutung, daß alle Angehörigen desselben ihre ganze Kraft aufbieten, um aus den jungen Leuten, die sich ihm widmen, tüchtige Berufsgenossen heranzubilden. Dieser Satz, dessen Wahrheit niemand leugnen wird, ist in seiner ganzen Tragweite auch auf den deutschen Buchhandel anzuwenden; denn jedermann wird zugeben, daß die Eigenart des buchhändlerischen Berufes, in dessen Vertretern sich Litteraturfreund, Litteraturkenner und Kaufmann zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen sollen, eine gründliche, wohl durchdachte Ausbildung unserer Lehrlinge erheischt. Aus ihnen ergänzen sich die Gehilfen, aus deren Mitte dereinst die Chefs hervorgehen: die Sorgfalt, welche wir der Ausbildung des Lehrlings angedeihen lassen, kommt daher nicht nur dem beschränkten Wirkungskreise einer bestimmten Handlung zu gute, sondern das Wohl und Ansehen des Gesamt-Buchhandels wird durch sie aufs wirksamste gefördert. Nur durch sie kann der letztere in seinem alten Glanze erhalten bleiben, da sie die unerläßliche Vorbedingung ist, wenn wir Männer wie F. A. Brockhaus, F. A. Perthes und S. Hirzel zu den unsern zählen wollen.

Mit einer rationellen Ausbildung der Lehrlinge steht in innigster Wechselbeziehung die wissenschaftliche Vorbildung, welche dieselben auf der Schule genossen haben. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß niemand ein tüchtiger Buchhändler werden kann, ohne eine tüchtige Schulbildung zu besitzen. Leider giebt es jedoch auch jetzt noch in unserer viel gepriesenen Zeit der allgemeinen Bildung Elemente unter unsern Lehrlingen, welche dem Buchhandel nicht zur Ehre gereichen. Junge Leute, die die Bänke des Gymnasiums Jahre hindurch gedrückt

haben, ohne es weiter als zur Tertia zu bringen, denen naturgemäß jeder Sinn für die idealen Aufgaben unseres Berufes abgeht, denen ein Buch nichts ist als eine Ware, widmen sich, nachdem sie es womöglich in irgend einer andern Branche versucht haben, dem Buchhandel. So erzählte mir jüngst ein Kollege, daß sein Chef einen jungen Mann als Lehrling engagiert habe, welcher drei Jahre in der Unter-Tertia gesessen und die Schule verlassen hatte, „weil ihm das Griechische und Lateinische zu schwer gefallen"; innerhalb eines Jahres hatte dieser hoffnungsvolle Jüngling sich als Banquier, Holz- und Eisenhändler versucht und kam schließlich auf den unglücklichen Gedanken, den Buchhandel zu beglücken.

Es muß ja allerdings zur Ehre des Buchhandels gesagt werden, daß solche Vorkommnisse vereinzelt dastehen; daß sie aber überhaupt möglich sind, muß jeden, der es aufrichtig mit unserem Berufe meint, aufs schmerzlichste betrüben. Müssen wir uns doch bei diesem Falle vor allen Dingen klar machen, daß die Schuld in erster Linie den Chef trifft, der einen solchen jungen Mann für würdig hielt, in die Reihe seiner Berufsgenossen zu treten. Wie wenig muß bei ihm — und er ist der Leiter einer angesehenen Handlung — das Standesbewußtsein entwickelt sein! Nichts kann den Krämergeist, der in den Köpfen gewisser Buchhändler herrscht, drastischer charakterisieren als das angeführte Beispiel! Es sind dies eben Leute, welche den Buchhandel einzig und allein als eine rein kaufmännische Thätigkeit, als ein Mittel zum Gelderwerb ansehen, welche von seiner kulturhistorischen Aufgabe nicht die geringste Ahnung haben. Solche Leute, welche schon an und für sich dem Buchhandel mehr schaden als nützen, sollten ihre Hände wenigstens von der Ausbildung von Lehrlingen fernhalten. Jeder Chef, welcher sich mit dieser befaßt, sollte vor allem an die hohe Verantwortlichkeit denken, welche er, sowohl der Gesamtheit seiner Fachgenossen als auch dem Lehrling gegenüber durch Engagement eines solchen auf sich ladet; er sollte in erster Linie mit aller Sorgfalt darauf bedacht sein, daß er seinem Stande ohne Ausnahme nur junge Leute zuführt, welche in bezug auf allgemeine Bildung allen billigen Ansprüchen genügen.

Der Begriff der allgemeinen Bildung ist so ungemein dehnbar und wird in unserer Zeit so vielfach gemißbraucht, daß es nicht überflüssig erscheint, denselben an dieser Stelle zu definieren. Zunächst sei ausdrücklich betont, daß intellektuelle Bildung, d. h. der Besitz von Kenntnissen auf den hervorragendsten Gebieten menschlichen Wissens, wohl ein wesentlicher Bestandteil der allgemeinen Bildung ist, letztere

aber keineswegs ausmacht. Es muß vielmehr zu diesem positiven Bildungsinhalt die moralische Bildung des Willens und die ästhetische des Herzens treten, in deren Mittelpunkte die Religiosität steht. Ein so nach allen Seiten harmonisch ausgestalteter Mensch, bei dem sich der äußere Schliff dann von selbst einstellt, bei dem der Sinn für das Schöne, für das Gute, das Ideale vorhanden sein muß, kann Anspruch auf allgemeine Bildung erheben. Freilich kann ja ein 16—18jähriger junger Mann, der soeben die Schule verlassen, diesen Anforderungen nur in den allerseltensten Fällen in vollem Maße genügen. Wir können und müssen aber gebieterisch verlangen, daß zu dieser harmonischen Ausgestaltung der Keim vorhanden, daß sie in ihren Grundzügen entwickelt sei; denn nur in diesem Falle wird der Lehrling imstande sein, die Aufgaben des Buchhandels in ihrem ganzen Umfange zu erfassen; nur so ist die Hoffnung vorhanden, daß er sich zu einem Vertreter unseres Berufs heranbilde, der diesem dereinst zur Ehre gereicht.

Die Gedanken, denen ich in den vorstehenden Zeilen Ausdruck verliehen habe, hat Herr Peter Hobbing im wesentlichen schon kurz angedeutet in dem den Lesern der „Buchhändler-Akademie" wohl bekannten vortrefflichen Aufsatz „Über Wesen und Umfang buchhändlerischer Bildung".*) Wenn Herr Hobbing hingegen behauptet, daß „die Kenntnis der Anfangsgründe der klassischen Sprachen in allen Fällen völlig unerläßlich ist für die richtige Auffassung unserer Berufsobliegenheiten", so macht er sich entschieden einer starken Übertreibung schuldig, die um so mehr zu bedauern ist, als seine Ansicht von vielen ehemaligen Gymnasiasten geteilt wird. Es liegt mir nichts so fern, als den ungemein bildenden Einfluß des Studiums der klassischen Sprachen zu leugnen. Aber wir dürfen auch nicht verkennen, daß in vielen Fällen die Gymnasiasten wenig von dem Geiste des klassischen Altertums in sich aufnehmen, da viele eingefleischte Philologen durch ihre fortwährenden Hinweise auf die Grammatik die Lektüre der alten Schriftsteller zu einer völlig nutzlosen Pein für die Schüler gestalten. Giebt es doch leider Gottes viele Lehrer, welche im Homer und Horaz weiter nichts sehen als eine Beispielsammlung für die Regeln der Grammatik. Verläßt dann ein Gymnasiast, der das Unglück hatte, von solchen Lehrern Unterricht im Lateinischen und Griechischen zu erhalten, die Schule, so fällt es ihm gar nicht ein, die daselbst erhaltenen Eindrücke durch Privatlektüre wachzuhalten. Er hat eben gar keine Ahnung von dem hohen Genusse, welchen die klassischen Schriftsteller bei einem Stu-

*) Vergl. „Buchhändler-Akademie" I. Jahrg. S. 1—34.

dium, wo die Grammatik nur Mittel, nicht Zweck ist, uns darbieten. Wir müssen auch stets berücksichtigen, daß das Gymnasium gerade diejenige höhere Lehranstalt ist, welche die Bedürfnisse des praktischen Lebens am meisten außer Acht läßt: ein Umstand, der eigentlich schon genügt, um die Ansicht des Herrn Hobbing als eine irrige zu kennzeichnen.

Nach dem bisher Gesagten hoffe ich, daß wenigstens ein Teil der Leser mir beistimmen wird, wenn ich behaupte, daß die realistische Bildung eines Buchhandlungslehrlings gleichberechtigt ist mit der humanistischen. Um diesen Ausspruch näher zu begründen, muß ich von meinem eigentlichen Thema ein wenig abschweifen und hier die Lehrpläne derjenigen höheren Lehranstalten in ihren Grundzügen erörtern, welche ihren Zöglingen eine realistische Bildung geben. Letztere wird in ihrer ganzen Reinheit den Ober-Realschülern des Königreiches Preußen dargeboten. Die preußischen Ober-Realschulen haben nämlich die Sprachen des klassischen Altertums gänzlich von ihrem Lehrplane ausgeschlossen; sie pflegen hingegen besonders die Mathematik und die Naturwissenschaften; der Muttersprache und den modernen Kultursprachen und der Geschichte ihrer Litteraturen wird eine besondere Sorgfalt gewidmet. Sie haben ihre staatliche Weihe erst jüngst durch den Erlaß des preußischen Unterrichtsministers erhalten und blicken unzweifelhaft einer großen Zukunft entgegen. Zwischen ihnen und den Gymnasien halten die Real-Gymnasien, die früheren Realschulen, die goldene Mittelstraße inne; sie beschränken den Unterricht in den toten Sprachen auf das Lateinische und widmen den Naturwissenschaften daher etwas weniger Zeit als die Ober-Realschulen. *)

---

*) Zur Erläuterung dieses Abschnittes diene folgende Tabelle, welche die wöchentliche Stundenzahl der hervorragendsten Unterrichtsgegenstände der höheren Lehranstalten der alten Provinzen Preußens angiebt.

(Nach dem Erlaß vom 31. März 1882.)

	Gymnasium.	Real-Gymnasium.	Ober-Realschule.
Deutsch	21	27	30
Lateinisch	77	54	—
Griechisch	40	—	—
Französisch	21	34	56
Englisch	—	20	26
Geschichte und Geographie	28	30	30
Rechnen und Mathematik	34	44	49
Naturbeschreibung	10	12	13
Naturlehre	8	—	—
Physik	—	12	14
Chemie	—	6	9

Ein junger Mann, der eine solche oder ein Real-Gymnasium nach einem einjährigen erfolgreichen Besuch der Sekunda verläßt, ist nach meiner Meinung ebenso im Besitz einer allgemeinen intellektuellen Bildung und ist ebenso befähigt, ein tüchtiger Buchhändler zu werden, als ein auf derselben Stufe stehender Gymnasiast. Alle Buchhandlungen haben ja doch auch nicht die Philologie zur Spezialität erwählt. Es ist ja freilich unangenehm, wenn ein Lehrling einen griechischen Büchertitel nicht lesen kann oder einen lateinischen falsch betont; aber schließlich gehört doch auch nur ein geringer Fleiß dazu, um dieser Unannehmlichkeit durch Aneignung der nötigsten Anfangsgründe jener Sprachen abzuhelfen. Im übrigen befindet sich der Gymnasiast in derselben Lage, wenn er einen englischen Titel aussprechen soll. Hierzu kommt noch, daß die jungen Leute, welche eine realistische Bildung genossen haben und in den toten Sprachen wenig oder gar nicht bewandert sind, dafür tüchtige Kenntnisse im Englischen und Französischen besitzen, welche beiden Sprachen doch ungemein wichtig sind für die gesamten bürgerlichen und geschäftlichen Verhältnisse. Es ist jedenfalls jetzt, wo der deutsche Buchhandel die mannigfachsten Verbindungen mit dem Auslande anknüpft, von großer Wichtigkeit für einen Gehilfen, wenn er einen erträglichen englischen oder französischen Brief schreiben kann, wozu die begabten Real-Gymnasiasten und Ober-Realschüler vollkommen befähigt sind. Auch erleichtern tüchtige Kenntnisse in den beschreibenden Naturwissenschaften, in der Mathematik, Physik und Chemie dem Buchhändler unzweifelhaft die Übersicht über die ungeheure Litteratur der genannten Wissenschaften. Es ist daher nach der Ansicht des Verfassers ganz gleich, ob ein Buchhandlungslehrling das Gymnasium, das Real-Gymnasium oder die Ober-Realschule besucht hat, da jede dieser Unterrichtsanstalten geeignet ist, strebsamen jungen Männern eine gründliche allgemeine Bildung im Sinne der obigen Definition zu geben.

Nachdem ich die wissenschaftliche Vorbildung unserer Lehrlinge eingehend erörtert habe, wende ich mich nunmehr dem ersten Hauptteil meines eigentlichen Themas zu und untersuche, ob die Ausbildung, welche die sich unserem Stande widmenden jungen Leute im allgemeinen erhalten, geeignet ist, um tüchtige Berufsgenossen aus ihnen heranzubilden. Vom Standpunkte aller Einsichtsvollen muß dies, wie ich im Nachstehenden darlegen werde, entschieden verneint werden; denn nirgends herrschen im deutschen Buchhandel schreiendere Mißstände als auf dem Gebiete des Lehrlingswesens. Ganz abgesehen davon, daß wir, wie schon erwähnt, vielfach völlig ungeeignete Elemente unter

unsern Lehrlingen finden, werden auch die jungen Leute mit einer guten Schulbildung, welche dem Buchhandel die größte Liebe entgegen bringen, in vielen Fällen von ihrem Chef in einer Weise vernachlässigt, die jeder Beschreibung spottet. In neunzig von hundert Fällen bleibt sich der Lehrling während seiner ganzen Lehrzeit völlig selbst überlassen; man giebt ihm nicht die geringste Anleitung, beschäftigt ihn fast nur mit den geistestötendsten Arbeiten, welche mit seinem Berufe in dem allerlosesten Zusammenhange stehen und ihm denselben notgedrungen verleiden müssen. Man versetze sich nur einmal lebhaft in die Lage eines jungen Menschen, welcher sich vom Buchhandel die idealsten Vorstellungen gemacht hat, und welcher in eine Handlung geraten ist, deren Chef gar nicht daran denkt, ihm Fachkenntnisse beizubringen. Ein junger Mann, dem an seinem Fortkommen gelegen ist, das doch durch sein Wissen und Können bedingt wird, muß sich doch naturgemäß sagen, daß es für ihn nur von sehr geringem Nutzen ist, Monat für Monat Quittungen und Berge von Fakturen zu ordnen und Packete zu packen. Um jedem Mißverständnisse von vornherein vorzubeugen, sage ich hier ausdrücklich, daß ich die angeführten Thätigkeiten als unumgänglich notwendige anerkenne; es muß nur alles innerhalb gewisser Grenzen bleiben. Mir ist eine Sortimentsbuchhandlung in Berlin bekannt, welche zu den größten der Hauptstadt gehört, und deren Leiter die Ausbildung ihrer Lehrlinge in einer Weise betreiben, für die Gewissenlosigkeit die richtige Bezeichnung ist. Oder ist es nicht gewissenlos, wenn man junge Leute, welche die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst besitzen, unter der falschen Vorspiegelung, Buchhändler aus ihnen zu machen, drei Jahre hindurch dazu benutzt — und zwar ausschließlich —, Journale zu expedieren und allwöchentlich auf Kreuzbandstreifen Adressen zu schreiben?

Weit davon entfernt, daß man die Lehrlinge gleich in den ersten Wochen einweiht in die Grundzüge der Organisation und des Geschäftsbetriebes des deutschen Buchhandels, welche doch gewiß für einen Neuling in unserem Fache ihre erheblichen Schwierigkeiten darbieten, kümmert man sich, wenn sie jene mechanischen Arbeiten verrichtet haben, gar nicht um sie. Es vergehen Monate, ehe ein Zufall sie davon unterrichtet, was ein Buchhändler unter à condition, unter disponieren und anderen Kunstausdrücken versteht. Während ihrer ganzen Lehrzeit werfen sie kaum einen Blick auf ein buchhändlerisches Konto, gelangen selbst in der letzten Zeit derselben nicht zum Verkauf, zu dem so unendlich notwendigen und wichtigen Verkehr mit dem Publikum. Man giebt sich überhaupt jede erdenkliche Mühe, ihnen das Lernen so

schwer wie möglich zu machen und schneidet ihnen die Möglichkeit ab, sich die Fähigkeit der selbständigen Arbeit auf irgend einem Gebiete buchhändlerischer Thätigkeit zu erwerben. Mit ängstlicher Sorgfalt kontrolliert man jede ihrer Arbeiten, mißtraut der Korrektheit derselben von vornherein und ahndet das geringste Versehen ihrerseits mit einem Schwall von Spott- und Hohnreden — ein Verfahren, dessen deprimierender Einfluß klar auf der Hand liegt, da doch Selbständigkeit und Selbstvertrauen die unerläßliche Vorbedingung von jeder ersprießlichen Thätigkeit ist.

Es läßt sich ja nun freilich nicht leugnen, daß die angeführten Beispiele nicht die Regel bilden, sondern Ausnahmen sind. Auch liegt die Schuld ja keineswegs allein an den Chefs, die ihre erzieherische Aufgabe in dieser Weise verkennen. Ein junger Mann kann, wenn er sich Mühe giebt, auch ohne direkte Anweisung manches aus der buchhändlerischen Praxis erlernen. Das ist ja aber das Schlimmste bei der Sache, daß wir unter der Mehrzahl der jetzigen jungen Leute wohl viel Vergnügungs- und Genußsucht, aber wenig Arbeitslust und Pflichteifer vorfinden. Wer in die Verhältnisse nicht eingeweiht ist, kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wieviel Zeit in den ausgedehnten Kontor- und Lagerräumlichkeiten einzelner größerer Sortiments- und Verlagshandlungen effektiv verbummelt wird. Da sitzen die jungen Leute, Lehrlinge wie Gehilfen, auf ihrem Schemel, um, wenn sie die Schritte des Prinzipals hören, den neuesten Roman schleunigst unter einen Stoß Fakturen zu schieben. Sie sitzen auf Kisten und Ballen, um sich ganze Vormittage gemütlich zu unterhalten oder zu lesen. Die Täuschung des Chefs wird von ihnen so systematisch betrieben, daß sie ihnen als eine völlig harmlose Sache erscheint. Der Chef selbst kann gegen diese weit verbreitete Bummelei nicht viel ausrichten, da er ja nicht immer im Geschäftslokale sein kann und, falls er sich nicht geradezu zum Spion erniedrigen will, sehr selten einen Nichtsthuer in flagranti ergreifen wird. Das wirksamste Mittel, die Entlassung der letzteren, darf er in der stillen Zeit nicht anwenden, da er zu Weihnachten und zur Ostermesse eingearbeitete Kräfte braucht. Es wird mir vielleicht in Bezug auf das hier Gesagte von verschiedenen Seiten, namentlich von Berufsgenossen, die selbst energische Prinzipale sind oder als Gehilfen stets nur solche gehabt haben, der Vorwurf gemacht werden, daß ich mich starker Übertreibungen schuldig gemacht habe. Ich muß diesen Vorwurf jedoch von vornherein als unbegründet zurückweisen und ausdrücklich bemerken, daß ich den gerügten Übelständen entweder selbst als Zeuge beigewohnt oder sie Schilderungen entnommen habe, welche mir von glaubwürdigen Kollegen entworfen wurden.

Hat nun ein junger Mann das Unglück, als Lehrling in eine Handlung zu geraten, in welcher seine Ausbildung auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt wird, in welcher man in ihm weiter nichts sieht als einen billigen Handlanger, den man, wenn er seine mechanischen Arbeiten verrichtet hat, ganz und gar sich selbst überläßt, so besitzt der Betreffende leider Gottes nur in den seltensten Fällen genügend Einsicht, um rechtzeitig zu erkennen, wie völlig wertlos eine solche Lehrzeit für ihn ist. Anstatt so schnell als irgend möglich in eine andere Handlung zu treten, in der man ihn nach rationellen Grundsätzen erzieht, harrt er, vom Vater bei seinen Klagen zur Ausdauer ermahnt, ruhig aus, bis die drei Jahre seiner Lehrzeit vorüber sind. Eine natürliche Scheu hindert ihn, vor Beendigung jener abzugehen, da er weiß, daß dies einen sehr schlechten Eindruck machen würde. Das Gefühl der Unbefriedigung, welches ihn anfangs beseelte, verwandelt sich allmählich in Gleichgiltigkeit und Stumpfsinn; er geht Tag für Tag seinen geisttötenden Beschäftigungen nach, um nach deren Verrichtung sich dem dolce far niente hinzugeben. Ist dann die Lehrzeit vorüber, so weiß der neugebackene Gehilfe weiter nichts vom lieben deutschen Buchhandel als die Namen einiger Verleger, einige Kunstausdrücke, die er zufällig irgendwo aufgeschnappt hat, und ist kaum imstande, einen Bestellzettel, einen Frachtbrief oder eine Faktur zu schreiben. Der Chef benutzt dann die erste sich darbietende Gelegenheit, um den jungen Mann mit Anstand an die Luft zu setzen und wiederholt an einem andern Opfer das Experiment von neuem.

Eine solche Handlungsweise — und sie steht nicht vereinzelt da — ist im höchsten Grade unmoralisch; die Berufsinteressen werden durch sie aufs empfindlichste geschädigt. Es ist auch entschieden gewissenlos, einen jungen Menschen zu Nutz und Frommen des eignen Geldbeutels um die schönsten Jahre seines Lebens zu bringen, ihm in seiner Lehrzeit die zur Ausübung seines Berufes nötigen Fachkenntnisse vorzuenthalten. Wer einer solchen Gewissenlosigkeit zum Opfer fällt, ist aufs herzlichste zu bedauern. Nur jenen buchhändlerischen Lehrlingsfabriken ist es zuzuschreiben, daß so erschreckend viele junge Leute, welche sich unserem Stande widmen, umsatteln, wenn sie demselben einige Jahre angehört haben. In jener oben erwähnten Buchhandlung lernten in kurzer Zeit drei Lehrlinge aus, von denen einer Gerichtsschreiber wurde, ein anderer zum Bankfach überging und ein dritter mit Mühe und Not ein Unterkommen in dem Kontor eines Zeitungsspediteurs fand. Dies ist doch ein recht betrübendes Resultat, das um so bedenklicher erscheint, als alle drei die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste

besaßen. Was soll ein junger Mann aber auch in unserem Berufe anfangen, wenn er nach Beendigung seiner Lehrzeit nicht die Gewißheit hat, daß er sich tüchtige Kenntnisse erworben?

Nach Darlegung der mannigfachen Schäden und Mißstände, welche unser Lehrlingswesen im großen und ganzen als ein äußerst ungesundes erscheinen lassen, werde ich im Nachstehenden versuchen, die Grundzüge einer rationellen Ausbildung unserer Lehrlinge zu entwickeln, ohne mir die Schwierigkeiten zu verhehlen, welche sich der befriedigenden Lösung dieser Aufgabe entgegenstellen. Es liegt auch keineswegs in meiner Absicht, die Erziehung eines Lehrlings bis in die kleinste Einzelheit zu erörtern: eine Absicht, die unausführbar wäre, da die geschäftlichen Verhältnisse und Usancen in den verschiedenen Handlungen den verschiedenartigsten Modifikationen unterworfen sind. Ich will vielmehr nur diejenigen Grundsätze hervorheben und durch Beispiele erläutern, welche nach meiner Ansicht von einer rationellen Ausbildung untrennbar sind.

In erster Linie steht hier die oben eingehend begründete Forderung, daß ausschließlich junge Leute engagiert werden sollen, die eine höhere Lehranstalt bis zur Sekunda besucht haben. Dieser Bildungsgrad dürfte in den meisten Fällen für unsere Zwecke genügen. Nur bei jungen Leuten, welche beabsichtigen, dereinst die Leitung einer Verlagshandlung zu übernehmen, ist das Abiturienten-Examen sehr wünschenswert. Im übrigen bin ich ganz entschieden der Ansicht, daß für einen Lehrling die Thätigkeit in einer Sortimentshandlung ersprießlicher ist als die in einer Verlagshandlung. Hat er selbst die Absicht, sich später dem Verlag zu widmen, so bietet doch die Vorbildung beim Sortimenter ihre ganz besonderen Vorteile dar. Er hat hier Gelegenheit zur Gewinnung eines Überblickes über die gesamte deutsche Litteratur, dessen Besitz jedenfalls für einen Verleger ein sehr schätzenswerter Vorteil ist. Den Geschäftsbetrieb des Buchhändlers kann er beim Sortimenter ebenso gut als beim Verleger kennen lernen. Sehr wichtig ist es jedoch für ihn, daß er bei dem ersteren mit dem Publikum in Verkehr tritt, was bei der Schüchternheit und Unbeholfenheit, welche unsere jungen Leute beim Verlassen der Schule vielfach zeigen, nicht zu unterschätzen ist. Zieht man hierzu noch den unbestreitbaren Umstand in Betracht, daß ein junger Sortimenter viel leichter zum Verlag übergehen kann als umgekehrt ein junger Verleger zum Sortiment, so wird man wohl wenig gegen die Richtigkeit meiner Behauptung einwenden können.

Unter den Sortimentshandlungen haben nach meiner Überzeugung

die kleineren und mittleren den Vorzug vor den großen. Ist doch in letzteren zu leicht die Gefahr vorhanden, daß man die Lehrlinge einseitig und stets mit denselben Arbeiten beschäftigt, während es in einer kleineren Handlung in der Natur der Sache liegt, daß man dieselben allmählich zu allen Arbeiten heranzieht. Überdies bleibt dem gewissenhaften Leiter einer solchen viel mehr Zeit, sich mit Lust und Liebe der Ausbildung des Lehrlings hinzugeben, als es in einer großen Handlung der Fall ist. Man darf ja hierbei allerdings nicht übersehen, daß diese einen viel weiteren Blick über das Wesen des Gesamt-Buchhandels gestattet, als jene ihn gewähren kann.

Gleich im Anfange ihrer Lehrzeit, für die eine dreijährige Dauer vollkommen ausreicht, müssen die jungen Leute genau mit der Organisation und dem Geschäftsbetriebe unseres Berufes vertraut gemacht werden. Nichts ist verwerflicher, als wenn ein Lehrling Wochen hindurch Bezeichnungen wie Kommissionär, Bestellanstalt, à condition, in fester Rechnung, disponieren u. s. w. hört, ohne eine klare Vorstellung von ihrer Bedeutung zu haben. Es muß dies ein Gefühl der Unsicherheit in ihm wachrufen, welches durch eine halbstündige Unterweisung zu vermeiden gewesen wäre. Die kleine Mühe einer solchen wird reichlich belohnt durch korrektes und regelrechtes Arbeiten von seiten des Lehrlings. Man muß hier, wie in vielen anderen Fällen auf diesem Gebiete eben thätig eingreifen, wirklich unterrichten und nicht warten, bis ein Zufall dem Lehrling Aufklärung verschafft. Je mehr Interesse der Chef für die Ausbildung des Lehrlings zeigt, desto mehr wird sich letzterer bemühen, zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten zu arbeiten.

Sehr wesentlich ist für die Ausbildung unserer Lehrlinge, daß derselben ein bestimmter Plan zu Grunde gelegt wird. Dieser Plan, welcher naturgemäß in jeder Handlung ein anderer ist, muß jedoch stets von dem Grundsatze ausgehen, daß man dem Lehrlinge die Arbeiten in einer systematischen Reihenfolge aufträgt. Man kann sich z. B. kaum wundern, wenn ein junger Mann, der sechs Wochen im Buchhandel thätig ist, selbst nach vorangegangener ausführlicher Erklärung beim selbständigen Remittieren an größere Verleger Fehler macht. Hat er dagegen bei der ersten Ostermesse seiner Lehrzeit beim remittieren Hilfe geleistet, im zweiten Jahre Journale und einzelne Bücher remittiert, so wird er im dritten Jahre der genannten Aufgabe vollständig gewachsen sein. Hier wie überall, wo es sich um Aneignung von Kenntnissen handelt, wird es von größtem Vorteile sein, wenn ein Übergang vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Verwickelten

stattfindet. Die Befolgung dieser Regel ist gleichzeitig das beste Mittel, um eine Handlung vor den schädlichen Folgen mangelhafter Lehrlingsarbeit zu bewahren, über die man so oft klagen hört, und die so viele Prinzipale vom Engagement von Lehrlingen abhält. Ein tüchtiger Chef muß eben beurteilen können, wie weit die Fähigkeiten und Fachkenntnisse seines Lehrlings ausreichen zur korrekten Verrichtung irgend einer Arbeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, halte ich nichts für schädlicher als wenn ein Lehrling Jahre hindurch mit dem Ordnen von Fakturen und anderen mechanischen Arbeiten gepeinigt wird. Derartige Arbeiten, die ein einigermaßen intelligenter Markthelfer ebenso befriedigend verrichten kann, verleiden den jungen Leuten nur zu oft die Freude an ihrem Berufe. Man beschäftige einen Lehrling nur solange mit ihnen, bis man die Überzeugung hat, daß er sie regelrecht erledigen kann. Ebenso halte man es mit dem Packen von Stadt- und Postpacketen und Ballen. Leider finden wir hier sehr häufig den Übergang in das ebenso verderbliche Gegenteil. Giebt es doch leider Gottes Gehilfen, welche ein Packet mit der denkbar größten Ungeschicklichkeit packen und sich an das Packen und Schnüren eines Ballens gar nicht heranwagen. Es sind dies ja allerdings Arbeiten, deren Verrichtung dem Hausdiener obliegt, aber ein tüchtiger Buchhändler muß sein Fach bis in die geringste Einzelheit beherrschen können.

Ein Punkt, welcher vielfach bei der Ausbildung unserer Lehrlinge vernachlässigt wird, obwohl er einen Hauptbestandteil buchhändlerischen Wissens und Könnens bildet, ist die Erstrebung einer möglichst großen Firmen- und Bücherkenntnis. Ein junger Mann, der sich unserem Stande widmet, muß es sich zur festen Regel machen, jedes Buch, das ihm in die Hände kommt, in bezug auf Titel und Verlag einer genauen Prüfung zu unterziehen. Besitzt ein Lehrling ein schwaches Gedächtnis, so dürfte es ganz am Platze sein, wenn er zur Erweiterung seiner Firmen- und Bücher-Kenntnisse regelrechte Memorier-Übungen in seinen Mußestunden veranstalten würde. Ungemein fördernd ist das Eintragen der Fakturen, eine in vielfacher Beziehung ersprießliche Thätigkeit, zu der ein Lehrling gar nicht früh genug herangezogen werden kann. Sobald er befähigt ist, eine Rechnungsfaktur von einer Barfaktur zu unterscheiden, kann er mit dem Eintragen der letzteren den Anfang machen. Er lernt hierbei gleichzeitig die Preise der Bücher, die Bezugsbedingungen und das Wesen der buchhändlerischen Buchführung kennen. Im übrigen versäume der Chef in seinem eigenen Interesse und in dem seines Lehrlings gar nicht, sich von Zeit zu Zeit

von den Fortschritten des letzteren auf den genannten Gebieten zu überzeugen. Er mache es ihm wie allen Gehilfen zur strengen Pflicht, alltäglich das „Börsenblatt" und allwöchentlich die „Allgemeine Bibliographie" zu lesen. Nur auf diese Weise ist das ewige und langwierige Nachschlagen in den Katalogen zu vermeiden; nur so können Buchhändler herangebildet werden, welche das ungeheuere Gebiet der gesamten Litteratur beherrschen; nur so erhalten wir gewandte Verkäufer, welche stets schlagfertig sind und den Ansprüchen des Publikums genügen.

Zu dem Verkehr mit dem letzteren können unsere Lehrlinge nicht frühzeitig genug zugelassen werden. Sobald sie sich eine genügende Kenntnis des Lagers erworben haben, was kaum längere Zeit als ein halbes Jahr in Anspruch nehmen wird, sind sie zum Verkauf befähigt, man wird sie freilich anfangs ein wenig beaufsichtigen und ihnen gestatten müssen, sich nötigenfalls Rat zu holen. Doch darf auch die Beaufsichtigung gewisse Grenzen nicht überschreiten. Überhaupt ist Selbständigkeit das Hauptziel einer rationellen Ausbildung des Lehrlings. Jeder Chef, der sich mit der letzteren befaßt, sollte einen Stolz darin suchen, daß die jungen Leute, welche bei ihm ausgelernt haben, die Fähigkeit besitzen, alle Arbeiten eines Buchhändlers selbständig zu verrichten. In größeren Handlungen stehen der Erreichung dieses Zieles, wegen der in solchen allgemein eingeführten Arbeitsteilung, erhebliche Hindernisse in dem Weg. Diese sind am besten zu beseitigen, indem man den Lehrling abwechselnd jedem der Gehilfen als Adjunkt auf gewisse Zeit beiordnet. In kleineren Handlungen hingegen liegt es ja sehr nahe, daß derselbe in der selbständigen Leitung irgend eines Geschäftszweiges, wie des Journalwesens, der Leihbibliothek u. s. w. mit dem Gehilfen abwechselt.

Von nicht zu unterschätzendem Einflusse auf das Resultat der Ausbildung eines Lehrlings ist die Behandlung, welche demselben von seinem Vorgesetzten zuteil wird. Diese sollten stets eingedenk sein, daß sie es mit einem gebildeten jungen Manne zu thun haben, welcher dereinst ihresgleichen sein wird. Es ist in der That unglaublich, daß es Leute giebt, welche eine besonders erziehende Wirkung herbeizuführen glauben, wenn sie alles und unter allen Umständen tadeln. Nichts liegt mir so fern, als jeden Tadel zu verwerfen. Nur wird mir jeder Einsichtige beistimmen, daß ein selten, aber am richtigen Orte und in der richtigen Weise gegebener Tadel viel wirksamer ist als der oben charakterisierte. Ein Chef muß seinen Gehilfen und Lehrlingen mehr sein als ein Vorgesetzter; sie müssen in ihm vielmehr den väterlichen Freund sehen, an den sie sich nötigenfalls auch in persönlichen An-

gelegenheiten wenden können, bei dem sie Interesse für sich und ihr Wohlergehen voraussetzen dürfen.

Ein solches Verhältnis zwischen Chef und Personal ist im Buchhandel und vielen anderen Berufszweigen nur sehr selten zu finden; aber es giebt Gott sei Dank Prinzipale, die es verstanden haben, dasselbe herzustellen. Charakteristisch für die ersteren ist es, daß sie es sind, welche ihre Untergebenen auch in pekuniärer Beziehung anständig behandeln. Es ist dies ein Punkt, mit dem es im allgemeinen recht trübe bestellt ist im deutschen Buchhandel. Schon den Lehrlingen sollte eine kleine Gratifikation zu teil werden. Daß aber bei den hohen Anforderungen, welche wir an einen Gehilfen richten, ein solcher mit einer Gage unter 90 M. pro Monat angestellt werden kann, ist eine Schmach für unsern Stand; und doch sind mir Fälle bekannt, wo ein Gehilfe im ersten Jahre nur 60 M. erhielt! Wie soll ein gebildeter junger Mann, der die Verpflichtung hat, sich anständig zu kleiden, mit diesem Hungerlohn auskommen? Wir sind doch sonst stets geneigt, mit einem gewissen Stolze auf die andern kaufmännischen Berufszweige herabzublicken, warum verläßt so viele Geschäftsgenossen gerade in diesem Punkte ihr so berechtigtes Standesbewußtsein?

Ein Chef, der sich in dem Verhältnis zu seinem Personale von den oben geschilderten löblichen Grundsätzen leiten läßt, wird sich nicht damit begnügen, seinem Lehrling gewisse Fachkenntnisse beizubringen. Er wird vielmehr von vornherein auch die ideale Seite in der Ausbildung desselben berücksichtigen. Um der letzteren Anforderung zu genügen, wird er ihn vor allem zur Erwerbung tüchtiger Litteraturkenntnisse anzuhalten haben. Kann doch ein junger Buchhändler seine Mußestunden gar nicht nützlicher verwenden, als wenn er dieselben dem Studium der deutschen Litteratur widmet. Ich verstehe hierunter nicht allein die Aneignung einer Fülle von Daten und Schriftstellernamen, welche an sich doch nur ein totes Gedächtnismaterial sind, sondern ich bin entschieden der Meinung, daß dem Studium einer eigentlichen Litteraturgeschichte die aufmerksame Lektüre der hervorragendsten Litteratur-Produkte vorangehen muß. Zu letzterem Behufe wird der Chef sich freilich entschließen müssen, es seinem Personale zu gestatten, sich Bücher mit nach Hause zu nehmen. Diese Erlaubnis ist auch noch in anderer Beziehung segensreich; ist sie doch das beste Mittel, um dem Lesen während der Geschäftszeit wirksam entgegenzutreten. Zur Kontrolle dürfte es sich empfehlen, daß alle mitgenommenen Bücher und Journale in ein besonderes Buch eingetragen werden, wodurch der vorgeschlagenen Einrichtung jedes Bedenkliche genommen wird.

Neben der Sorge für Erwerbung von Litteraturkenntnissen hat der Chef sein Augenmerk in erster Linie auf die Erweckung des Standesbewußtseins, auf die Erweckung einer hohen Idee von unserem Berufe zu richten. Hand in Hand hiermit muß das Bestreben gehen, daß in dem Lehrling das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller buchhändlerischen Fachgenossen wachgerufen werde, daß er in sich das Glied einer großen Genossenschaft sehe. Dieses Ziel ist freilich nicht zu erreichen, wenn unsere Lehrlinge Zeugen der Unkulanz sind, wie sie leider Gottes nur zu oft zwischen Geschäftsgenossen, namentlich in dem Verkehr zwischen Sortimenter und Verleger, vorkommt. Man wird in der höflichsten Form von einem auswärtigen Geschäftsfreund um Einkassieren einer Rechnung gebeten und schickt dieselbe nach einigen Wochen, ohne die geringsten Schritte zur Erfüllung der Bitte gethan zu haben, mit einigen nichtssagenden Phrasen zurück. Man soll sich nach einer Persönlichkeit erkundigen, mit der ein auswärtiger Geschäftsgenosse in Verkehr zu treten wünscht, behauptet jedoch einfach, man habe nichts Sicheres über dieselbe erfahren können. Ist infolge eines Rechenfehlers zu wenig Nachnahme in Leipzig erhoben worden, so läßt man die Sache einfach auf sich beruhen. Zu viel gesandte Exemplare eines Buches werden ohne weiteres auf Lager gelegt. Geradezu unverschämt ist es aber, wenn ein Sortimenter sich von einer Verlagsfirma tausend Versandtstreifen schicken läßt, um sich angeblich für ein bei derselben erscheinendes Lieferungswerk „besonders thätig zu verwenden“, während er in Wirklichkeit nur auf eine billige Weise zu Kreuzbandpapier zum Versenden von Journalen kommen wollte! Eine solche Handlungsweise ist nicht mehr geschäftliche Unkulanz zu nennen, sie grenzt im Gegenteil sehr stark an Betrug! Wie soll ein Lehrling, der solchen gewissenlosen Geschäftsmanipulationen beiwohnt, zu Standesbewußtsein, zu dem Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Berufsgenossen gelangen?

Obwohl die Eigenart des buchhändlerischen Berufes es mit sich bringt, daß zur Erlernung desselben schriftliche Anweisungen nur von untergeordneter Bedeutung sind, so sind sie neben der Praxis doch immerhin in Betracht zu ziehen. Von der ziemlich zahlreichen Litteratur dieses Gebietes sei allen jungen Buchhändlern hiermit aufs wärmste empfohlen: F. H. Meyer, Organisation und Geschäftsbetrieb des deutschen Buchhandels.*) Im übrigen können die Prinzipale ihren Lehrlingen kein Bildungsmittel in die Hand geben, das an Vorzüglichkeit und Gediegen-

*) Verlag von Alexander Waldow, Leipzig. Preis 4,00 M.

heit der „Deutschen Buchhändler-Akademie" gleichkäme. Jeder Sachverständige wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß der Herausgeber des genannten Organes in der kurzen Zeit seines Bestehens allen billigen Ansprüchen gerecht geworden ist. Die „Buchhändler-Akademie" ist eine Zeitschrift, die bisher unerreicht in der buchhändlerischen Fachlitteratur dasteht und entschieden eine Lücke in derselben ausfüllt. Der erste Jahrgang und die vom zweiten erschienenen Hefte enthalten eine Fülle des gediegensten Bildungsmaterials. Es ist in der That zu wünschen, daß das letztere einem immer größeren Kreise von Fachgenossen zu gute komme; erst wenn sich dieser Kreis auf die überwiegende Mehrzahl aller Prinzipale, Gehilfen und Lehrlinge erstreckt, wenn die „Buchhändler-Akademie" auf die Gesamtheit der Fachgenossen zu wirken vermag, wird ihr segensreicher Einfluß in seinem ganzen Umfange zutage treten. Zuvörderst stehen der so wohlverdienten weitesten Verbreitung dieses Organes in der Gleichgiltigkeit und Interesselosigkeit vieler Berufsgenossen erhebliche Hindernisse in dem Wege, sind doch beispielsweise in einer mir näher bekannten Handlung von sieben Gehilfen nur zwei auf die „Akademie" abonniert!

Zum Schluß dieses Aufsatzes sei es mir gestattet, den wesentlichen Inhalt desselben kurz zusammenzufassen: Man gestatte nur jungen Leuten den Zutritt zu unserem Berufe, welche im Besitz einer allgemeinen Bildung sind; dieselben dürfen während ihrer Lehrzeit nicht sich selbst überlassen werden, ihre Ausbildung muß vielmehr nach einem bestimmten, wohl durchdachten Plane vor sich gehen. Wachrufung des Standesbewußtseins, des Sinns für die kulturellen Aufgaben unseres Berufes im Verein mit dem Bestreben, die jungen Leute zu tüchtigen, praktischen Arbeitern heranzubilden, werden stets die wesentlichen Prinzipien dieses Planes bilden. Die gewissenhafte Befolgung dieser Prinzipien kann jedem Berufsgenossen nicht genug ans Herz gelegt werden, da durch sie das Wohl des einzelnen und der Gesamtheit in nicht zu unterschätzender Weise befördert wird.



Die Weidmannsche Buchhandlung und Georg Andreas Reimer.

(Vortrag, gehalten im „Krebs", Verein jüngerer Buchhändler zu Berlin.)

Von

G. Kreyenberg.

(Schluß.)

Nach Reichs Tode nahm das Geschäft wieder die alte Firma: Weidmannsche Buchhandlung an, und manches Band, das persönliche Freundschaft zu Reich geknüpft hatte, wurde gelöst; unter verschiedenen Geschäftsführern und neuen Teilhabern verlor die alte Handlung viel von ihrer dominierenden Stellung; wie im Jahre 1748, wo Reichs Thatkraft das sinkende Geschäft zu neuem Glanze emporbrachte, stand es jetzt wieder, und wieder wie damals waltete der denkbar günstigste Stern über der Firma, als sie durch Kauf für 70000 Thaler — der Makulaturwert betrug allein 50000 Thaler — im Jahre 1822 an Georg Andreas Reimer in Berlin überging.

Reimer stand damals in seinem 46. Lebensjahre und schaute bereits auf ein vielbewegtes Leben zurück, von dem die wenigen erhaltenen Mitteilungen nur ein Bild in großen Zügen zu entwerfen gestatten.

Georg Andreas Reimer wurde am 27. August 1776 zu Greifswald geboren; von seinem Vater, den er früh verlor, hatte er Verstand und Mut, Thatkraft und Entschlossenheit im höchsten Sinne geerbt, und jene reinen Sitten, jenen frommen Glauben und jenes unerschütterliche Gottvertrauen, das ihn im Strom einer vielbewegten Zeit nie verlassen, hatte ihm die Mutterliebe für den Lebensweg mitgegeben.

Mit 14 Jahren trat er in die Filiale der Langeschen Buchhandlung zu Greifswald als Lehrling ein und kam, nachdem er nach bestandener Lehre längere Zeit als Gehilfe in Greifswald thätig gewesen war, als Geschäftsführer der Langeschen Buchhandlung nach Berlin.

Die Buchhandlungen waren damals noch ein Sammelplatz von Gelehrten und Litteraturfreunden, die sich ihre geistige Nahrung hier aussuchten, und der Laden des Buchhändlers war die Stätte, wo man

sich zum gegenseitigen Austausch der Meinungen über die neuesten Erzeugnisse des Büchermarkts zusammenfand. Natürlich wirkte eine derartige unmittelbare Kritik und Besprechung der litterarischen Erscheinungen durch geistig hervorragende Menschen auch fruchtbringend und anregend auf den jungen Buchhändler, und Reimer, bei seiner reichen Begabung, seinem offenen Kopfe und seinem Drang nach Fortbildung, fand in diesem Kreise reichlich Gelegenheit und Anlaß, sein Wissen zu mehren und zu vervollkommnen.

Im Anfang des Jahres 1800 übernahm der junge Buchhändler die 1750 gegründete Realschulbuchhandlung, zunächst in Erbpacht, dann eigentümlich: „Mit geringen Mitteln," sagt E. M. Arndt, „aber mit voller Zuversicht auf Gott und auf Redlichkeit und Arbeitseligkeit begann er und ward getragen und gesegnet eben durch den Verstand und Mut, welchen Gott ihm als Erbteil gegeben hatte, und indem Vertrauen Vertrauen schuf und Freundlichkeit und Herzigkeit Freunde und Herzen gewannen, gelang es ihm, die engen und kleinen Anfänge seiner Wirksamkeit zu immer größeren Ausläufen und Umläufen zu erweitern."

Damals war, wie ich einer Schilderung der „Vossischen Zeitung" über die damaligen Verhältnisse in einem dem im Anfang dieses Jahres verstorbenen Georg Reimer gewidmeten Nekrologe entnehme, Berlin noch nicht Metropole der Intelligenz; aber es hatte durch die Apostel von Weimar und Jena eine geistige Taufe erhalten, die zumal die jüngere Generation erweckte, die nun den Philistern, die bis dahin den litterarischen Markt Berlins beherrscht, wie dem Buchhändler Friedrich Nicolai, Rache schwor. Ein neues Morgenrot schien aufzugehen, Fichte und Schleiermacher redeten, Jean Paul, die Brüder Schlegel und Tieck dichteten und orakelten, später kamen Chamisso, Achim von Arnim, Clemens Brentano, E. T. A. Hoffmann u. a. hinzu, eine Reihe der geistreichsten Frauen gaben diesen Männern noch besondere Anregung.

Da war es von großem Wert, daß der junge Buchhändler Reimer, der sich einer schönen Häuslichkeit erfreute, in dieselbe jene Männer und Frauen einführte und gern dazu bereit war, soweit es seine Mittel vermochten, die Kinder der Muse jener Kreise in die Welt zu senden.

Ein Brief aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense von einem jungen Mediziner legt ein sprechendes Zeugnis ab von dem glücklichen Familienleben, von der herzgewinnenden Freundlichkeit des Reimerschen Hauses und von dem geistig so anregenden Verkehr bedeutender Männer, dessen Mittelpunkt es bildete.

„So oft ich nun nach Hause schreibe, könnte ich Dich leicht plagen mit der Beschreibung einer Familie in der Schleiermacher wohnt, und die mich aufgenommen hat wie einen alten längst erwarteten Freund und Verwandten, und der ich so zugethan werde, wie ich es kaum verdiene, wenigstens kaum mir gestehen mag; täglich möchte ich da sitzen.

Es versammeln sich um diese Familie die lieblichsten und gescheidtesten Leute, und so wird das Leben ihrer Mitglieder zur schönsten und höchsten Kunst, der des Lebens. Reimers Frau ist die stille Schlichtheit, von einem feinen und lieblichen Hauch umgeben, und lebt ganz in ihren Kindern."

Welchen Schatz von Kenntnissen, Erfahrung und Bildung aus dieser Fülle die Kinder des Hauses gewinnen mußten, wie reich an wissenschaftlichen und namentlich auch an künstlerischen Anregungen das Reimersche Haus war, wie die bedeutendsten Männer damaliger Zeit, vor allen Schleiermacher, Niebuhr, E. M. Arndt, Tieck und Jacob Grimm täglich ein- und ausgingen, davon ist in zeitgenössischen Briefen und Biographieen des öfteren Erwähnung geschehen. Reimer hatte jene edle Hausfrau zur Seite, welche Arndt die Krone der Frauen nennt, ein Muster echter Weiblichkeit und über den Familienkreis hinaus in emsigem Schaffen und anspruchsloser Güte eine wahre Mutter der Armen. In dieser Umgebung wuchsen Reimers Söhne, der energische Karl, der spätere Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung, der treffliche Georg, der vor wenigen Monaten entschlafene Besitzer der Stammfirma, und der um 14 Jahre jüngere Bruder Dietrich, der jetzt noch in rüstiger Kraft dem geachteten und ausgedehnten Landkartenverlag vorsteht, auf.

Es ist bei der Durchsicht des alten Reimerschen Verlagskataloges wahrhaft erstaunlich und bezeichnend für den großartigen, rastlos schaffenden Buchhändler, in welch' kurzer Zeit das für die Geschichte der Wissenschaft unvergeßbare Geschäft zu seiner Blüte geführt wurde.

Nach vier Jahren bereits gehen die Abhandlungen der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften in Reimers Verlag über, denen sich bald die noch heute zu den geschätztesten Verlagsartikeln zählende unübertroffene Shakespeare-Übersetzung von Schlegel und Tieck, sowie Grimms Kinder- und Hausmärchen anreihten.

Nicht minderen Rufes, wie der Verlag, erfreute sich das Sortiment, und mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu durchblättert man die mit den vollklingendsten Namen versehenen Blätter des alten vergilbten Geschäftsbuches aus dem Jahre 1801; da findet sich die Geistesnahrung der Professoren Fichte und A. W. Schlegel, des Dr. Kosegarten und

Fr. Schlegel, des Referendars Max von Schenkendorf, des Barons von Fouqué, der geistreichen Frauen von Staël und Brentano und aller jener Männer, die damals das gastfreundliche Haus des Berliner Buchhändlers besuchten und mit ihm eine für die Wissenschaft und für die Litteratur so überaus fruchtbare Geschäftsverbindung unterhielten.

Und in jene andauernde Epoche eines stetig zunehmenden geschäftlichen Aufschwunges fiel die trübe, drangsalvolle Zeit, da das Vaterland unter dem Joche der Fremdherrschaft seufzte, der Verkehr gehemmt, der Besitz gefährdet und der Raublust der welschen Scharen schonungslos preisgegeben war, jene Zeit, da der korsische Cäsar den Träger und Mittler des Nationalbewußtseins, den deutschen Buchhandel, zum Sklaven der Tyrannei, zum Lobredner despotischer Launen und Willkür machen wollte.

An eine der verbrecherischsten Thaten des despotischen Bonaparte erinnern uns jene Tage, an jene frivole Verletzung des Völkerrechts, der der echt deutsche Buchhändler Palm aus München in Braunau zum Opfer fiel.

Voll und ganz ist sich damals der deutsche Buchhandel seines schönen und verantwortungsreichen Berufes bewußt gewesen, voll und ganz hat er sich in seiner Thätigkeit zum Führer des allmählich wieder erwachenden Nationalbewußtseins aufgeschwungen; neben Palm, dessen Märtyrertod unserem Stande ein Denkmal für ewige Zeiten gesetzt hat, haben wir hervorragende Beispiele an Fr. Andr. Perthes und Georg Andr. Reimer. In beiden Männern, schmerzerfüllt über das Unglück und die Niederlage Deutschlands, kam schon gleich nach der Schlacht bei Jena der Entschluß und der Vorsatz, an der Wiedererhebung des Vaterlandes unablässig zu arbeiten, zur vollen Reife, und im Reimerschen Hause finden wir jene wackeren, vom edelsten Patriotismus beseelten Männer, deren Blick unverrückbar auf die Befreiung des vaterländischen Bodens gerichtet war. Es waren meistens außerhalb der Beamtenkreise stehende Männer, welche in jenen schweren Tagen eine gefahrbringende politische Wirksamkeit entfalteten, die aber, von unwägbaren Kräften in ihrer großen patriotischen Gesinnung, an der Rettung des Staates mitgearbeitet haben.

Die frische Thatkraft des deutschen Bürgertums, das in jenen Tagen aus langer Erstarrung wieder zum hellen Leben erwachte, ist verkörpert in Georg Andr. Reimer.

Es war, so sagt E. M. Arndt, schon damals eine Lust und Freude, eine Freude der Männer und männlichen Herzen, wie solche, welche der glorreichen brandenburgischen und pommerschen Landwehr

künftig als Führer in den Tod voranschreiten sollten, sich damals in jeglicher männlichen Beschwerde und edlem Waffenspiel übten.

Ich habe meinen Reimer bei diesen fröhlichen Waffenübungen zuerst recht erkennen und lieben gelernt. Welche Waffengenossen waren damals in den verschwiegenen Kammern des Zorns und der Klage beisammen! Ich darf hier keine Namen nennen, viele von ihnen sind heute noch exzellente Exzellenzen — es war guter Same der zu jener Zeit der Not und Schmach aufging."

In dieser Zeit, mitten im Getümmel der nach Osten ziehenden französischen Heere kommt Perthes zu Niebuhr und Reimer nach Berlin; hier unter den Eindrücken, den Hoffnungen der Patrioten im Reimerschen Hause gewann er die feste Zuversicht, daß die Stunde der Befreiung für Deutschland gekommen sei und nach dem Berliner Muster organisiert Perthes die Hamburger Bürgerwehr; auf seinem Boden fanden die Waffenübungen statt und ein reger Briefwechsel entspinnt sich zwischen Berlin und Hamburg.

„Hier in Berlin ist jetzt alles Leben und Thätigkeit," schrieb ihm Reimer, „und jedermann ist auf seine Weise bemüht, dem Aufruf für Vaterland und König nach Kräften zu entsprechen. In schöner Regung und Bewegung erfreut sich jedes Gemüt und der innere Mensch wird neu geboren und der einzelne verschwindet sich selbst und geht auf in seiner Beziehung zur Gesamtheit. Durch die sichtbar gewordene Gegenwart Gottes auf Erden ist das Vertrauen bis zum höchsten Grade gesteigert und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ist fast zur Gewißheit geworden. So steht es bei uns, lieber Freund, und ich hoffe, ganz Deutschland wird unsere Erhebung teilen und kräftig dazu thun, daß der neue Tag hereinbreche und Friede und Freudigkeit wieder auf Erden wohnen mögen immerdar."

Die Werke, die Reimer damals unter seiner Flagge heraussandte, waren auf dem glühenden Amboß der Zeit geschmiedet; bestimmter und härter, dringender und ergreifender sprechen Fichtes Reden, Schleiermachers Predigten und Arndts Kriegslieder. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." Der alte treue deutsche Gott lebte noch und lauter und lauter, feuriger und begeisternder singt E. M. Arndt dem Volke helle, frische tapfere Lieder in die Seele.

50 000 Exemplare des Arndtschen Aufsatzes über Landwehr und Landsturm sandte die Realschulbuchhandlung in die Welt; an Perthes ergeht die Aufforderung, die Schrift gratis zu verteilen von Haus zu Haus, die vorrückenden, befreienden Heere sollten sie aussäen.

Und als das Volk aufstand, der Sturm losbrach, da zog Reimer

als Landwehrhauptmann mit den Hunderttausenden für sein Vaterland und seinen König den Degen und ließ, festes Gottvertrauen im Herzen, ein aufblühendes Geschäft, ein geliebtes Weib und teure Kinder zurück; im Sommer 1813 kämpft er mit der kurmärkischen Landwehr bei Großbeeren, eilt dann zur Taufe seines jüngsten Kindes, der späteren Gattin Salomon Hirzels, nach Hause und stellt sich wieder an die Spitze seines Bataillons.

Als alle Gefahr abgewandt ist und die Freunde in ihn dringen, seinen Abschied zu nehmen, seiner Pflicht als Hausvater eingedenk zu sein, da antwortet er aus dem Lager: „Welche Gründe Ihr auch aufbringen möchtet, um mich zum Abschiednehmen zu vermögen, so würde ich ihnen bis jetzt schwerlich Gehör geben, da ich gerade um so mehr mich gebunden glaube, je mehr ich jetzt die Größe des Opfers fühle, das ich gebracht habe, und je mehr meine Natur mich eigentlich treibt, das alte schöne und ruhige Verhältnis in meiner Familie wieder zu gewinnen. Der Dienst Gottes und der heiligen Sache des Vaterlandes fordert jetzt schwere Opfer, und es mag sich daher jeder glücklich preisen, der Gelegenheit hat, sein Scherflein auf eine thätige Weise darzubringen, und Gott, der das Herz sieht, wird nicht den Erfolg, sondern die Absicht wägen und würdigen."

Unbeirrt und unentwegt hielt Reimer aus, kehrte mit den Siegern vom Rhein nach dem Norden zurück und vertauschte den geschmückten Kriegsrock wieder mit dem schlichten Bürgerkleid.

„Lassen Sie uns fest daran halten," schrieb Reimer an Perthes, „daß wir die Freiheit nicht als Geschenk von fremder Hand empfangen, sondern selbst dafür kämpfen und uns ihres Besitzes durch jedes Opfer wert zeigen wollen. Gott wird helfen, und wir werden einem Vaterlande angehören, das seiner Größe und treuem Sinne seiner Bewohner nach zum ersten Lande von Europa bestimmt ist."

Mit verdoppelter Thatkraft, mit rastlosem Eifer arbeitete dann der geniale Geschäftsmann an der Reorganisation des so lange verwaist gewesenen Geschäftes; auf alle Zweige der Wissenschaft erstreckte er seine verlegerische Thätigkeit; mit glücklicher Hand, angestaunt von seinen Kollegen, folgt ein Unternehmen dem andern; was kleine Naturen für unmöglich gehalten, mit namhaften Opfern für den Dienst der Wissenschaft, ein Geschäftsmann im großen Stile, kühn im Wagen und klug im Rechnen, schafft er sich einen immer größeren Wirkungskreis. An Gesamtausgaben, um nur das bedeutendste anzuführen, sind zu nennen: Shakespeares Werke in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, Jean Pauls, Kleists, Tiecks, Hoffmanns, Humboldts und Schleier-

machers Werke; in der Theologie steht de Wette und Bleek obenan, in der Philologie Immanuel Bekker und Brandis, für die Begründung deutscher Sprach- und Altertumskunde die Werke der Brüder Grimm und Karl Lachmanns; für Geschichte seien Niebuhr, Fichte, Varnhagen von Ense, Joh. Müller und Leop. von Rankes Erstlingswerk genannt; einzig in der verflossenen Litteraturepoche steht die achtzehnbändige „auf Reimerschem Löschpapier", wie Platen spottet, gedruckte Rittersche Erdkunde da.

Auf dem Gebiete des Kunstverlages gebührt Reimer die Priorität, das damals noch unentwickelte Gebiet des lithographischen Farbendrucks in den großartigen, kostspieligen Unternehmungen der Zahnschen Wandgemälde aus Pompeji und den Corneliusschen Entwürfen zu Goethes Faust und den Nibelungen eingeführt zu haben.

Wertvollen Beistand erfuhren Eduard Gerhardt, Panofka und Stackelberg in ihren archäologischen Studien durch Georg Reimer; die griechischen Vasenbilder ꝛc. verdanken ihr Erscheinen nur dem uneigennützigen Verleger.

Mit der Unterstützung der Akademie begannen die griechischen Inschriften und Aristoteles' Werke zu erscheinen; an Zeitschriften weist der Verlagskatalog aus damaliger Zeit die Hufelandschen und Gräfeschen medizinischen Journale, die Archive für Mineralogie, Bergbau und Hüttenwesen und das demnächst in den hundertsten Band eintretende, von Fachleuten so geschätzte Crellesche Journal für Mathematik auf. Für die großen Unternehmungen erwiesen sich die bisherigen Geschäftsräume unzureichend; im Jahre 1816 wurde das jetzt vom Ministerium des königlichen Hauses bewohnte, palastähnliche Gebäude Wilhelmstraße 73 bezogen und der Verlag trat in den Vordergrund; der eine Seitenflügel des Hauses nahm die neugegründete Druckerei auf.

In diese Jahre fällt der Erwerb der ziemlich bedeutenden Flittnerschen & Ungerschen Buchhandlung und der kleineren Firmen von Himburg, Lange, Breitkopf, Matzdorf, Pauli, Quien, Schöne und Beygang.

Der Ankauf der Weidmannschen Buchhandlung, von dem aus ich auf die biographische Skizze Reimers überging, gab dem unternehmenden Geschäftsmann noch mehr Gelegenheit, sein buchhändlerisches Ideal, nur das Beste zu verlegen, geltend zu machen. Mit der Übernahme der Handlung beschäftigt, kam auch jener Lehrkontrakt zu Stande, der den späteren Mitbesitzer der Weidmannschen Buchhandlung und Schwiegersohn Reimers, Salomon Hirzel, als Lehrling in das Berliner Haus führte. Unter der Anleitung des damaligen Gehilfen

Karl Bädeker, des Begründers der bekannten typisch gewordenen Reisebücher, in dem geistreichen, anregenden Familienverkehr und den Vorlesungen eines Schleiermacher und Bekker verlebte Hirzel über drei Jahre im Reimerschen Hause, führte nach kurzem Aufenthalte bei Winter in Heidelberg mit Reimers ältestem Sohne Karl die Weidmannsche Buchhandlung bis zum Jahre 1854 gemeinschaftlich, dann trennten sie sich. Hirzel blieb mit einem Teile des Verlages, darunter das zu nationaler Bedeutung gelangte Wörterbuch der Brüder Grimm, in Leipzig, während die altberühmte Firma durch die Übersiedlung nach Berlin für Leipzig verloren ging. Hirzels Thätigkeit steht in der Geschichte des Buchhandels und der Wissenschaft unvergeßlich da, die Universität Leipzig ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste, speziell um die Goetheforschung, zu ihrem Ehrendoktor, und die Mahnung des von ihm so hoch geehrten Altmeisters „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" ist die Richtschnur seines Handelns und Wirkens gewesen.

Ebenbürtig stand ihm sein Kompagnon, Karl Reimer, als der würdige Sohn seines großen Vaters zur Seite. Der Nestor des deutschen Buchhandels Friedrich Frommann sagt von ihm in der Geschichte des Börsenvereins: „Die großartige Auffassung der buchhändlerischen Thätigkeit, die Kühnheit und Konsequenz, mit der er ebenso weit angelegte, als richtig berechnete Pläne durchgeführt hat, gehören der Geschichte der Wissenschaft und des Buchhandels an."

Wenige Jahre nach Karl Reimers frühem Tode trat der jetzige Besitzer Johannes ein; treu den alten Traditionen trägt die Weidmannsche Buchhandlung auch heute noch das Gepräge der von Reich und Reimer vertretenen Verlagsrichtungen und steht in der Zahl derjenigen Handlungen, welche ausschließlich streng wissenschaftlichen Verlag pflegen, obenan.

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der Weidmannschen Buchhandlung; zur Vervollständigung mögen noch einige Schlußworte über Georg Andreas Reimer hier Platz finden.

Der Geist, der die Befreiungsschlachten geschlagen, glühte in Reimer unverlöschlich fort; in all diesem Schwanken des moralischen und geistigen Bodens, in dem jähen Wechsel von tiefster Erniedrigung zur höchsten Erhebung, hatte er niemals das Gleichgewicht verloren.

Als die großen Errungenschaften der Freiheitskriege durch die Ohnmacht der Fürsten, durch die viel versprechenden aber nichts haltenden Regierungen spurlos vorüber zu gehen schienen, da trat Reimers vor nichts zurückschreckender Freimut mit seinen Forderungen offen hervor, da sandte er Arndts Geist der Zeit, Schleiermachers philosophisch-

politische Schriften heraus und so wurde er mit in die Demagogenhetze, jenes lächerliche Gegenstück zu der glorreichen Erhebung, verwickelt. Seine Papiere wurden konfisziert, er selbst, der glühende Patriot, teilte das Schicksal seines Freundes Arndt und wurde in eine willkührliche Kriminaluntersuchung gezogen.

Die in ihrer tragikomischen Armseligkeit schmachvolle Geschichte, wie der deutscheste aller Deutschen, E. M. Arndt, von seiner Professur suspendiert wurde, wie Schleiermachers Predigten durch Spione überwacht wurden, sind bekannt genug, weniger bekannt dürfte der Abderitenstreich der Berliner Zensur sein, welche dem Verleger Reimer verbot, Fichtes Reden an die deutsche Nation neu aufzulegen, mit dem köstlichen Bemerken, daß das Buch als gelehrtes Werk zwar sehr schätzbar sei, für die heutige Zeit aber bei der Verschrobenheit und Erhitztheit der jetzigen alten und jungen Jugend nicht mehr passe.

Aber während Reimer hier bittere Kränkungen widerfuhren, ehrten ihn das Vertrauen und die Anerkennung seiner Mitbürger; die ersten städtischen und kirchlichen Ehrenämter wurden ihm übertragen, und während der letzten 12 Jahre seines Lebens bekleidete er die Würde eines Stadtrates von Berlin.

An der Gründung des Börsenvereins, des Börsengebäudes und Börsenblattes hat er den thätigsten Anteil genommen; der deutsche Buchhandel hat sich selbst geehrt, als er auf Antrag von F. Brockhaus in der Hauptversammlung am 14. Mai 1844 einstimmig beschloß, die Bildnisse von G. A. Reimer und Fr. Perthes im Börsensaale aufzuhängen — der erste Fall dieser Art.

Am 26. April 1842 machte der Tod Reimers vielbewegtem Leben ein Ende und am 28. April bereits widmen ihm die auf der Leipziger Messe versammelten Kollegen Enslin, Frommann und Rost folgenden Nachruf: „Reimer ist tot! Dieses Wort geht unter den Kollegen, die hier versammelt sind, von Mund zu Mund, durch die Hallen der Börse, auf der Straße, wenn einer dem andern begegnet, bei den abendlichen Zusammenkünften — wo Buchhändler sind, da gedenken sie des verstorbenen Kollegen, da erfüllt sie das Gefühl dessen, was der Buchhandel an ihm verloren hat. Wir sagen: des Kollegen, denn das blieb er vom Anfang bis zu Ende, er wollte nie etwas anderes sein oder vorstellen, als einen Buchhändler. Mühsam und mit der ganzen Anstrengung seines kräftigen und feurigen Geistes hat er sich heraufgearbeitet von kleinen Anfängen bis zum Besitze einer Verlagshandlung, die an Wert und Umfang höchstens einer, an Ehrenhaftigkeit und Gediegenheit des Verlages keiner weicht. Aber

immer blieb er sich darin gleich, daß er nur Buchhändler sein wollte. — Er schätzte keinen Kollegen gering, unterstützte stets die Anfänger mit Kredit, Fürwort und freundschaftlichem väterlichem Rate. An unsern Börsenangelegenheiten nahm er den wärmsten Anteil und vertrat auch hier die Interessen der Masse, namentlich der kleinen Buchhändler, mit der ihm eigenen Energie gegen die Unmaßungen derjenigen Richtung unter uns, welche man die aristokratische nennen könnte, wenn das Wort nicht zu leicht mißverstanden würde. Die böse Vornehmheit, welche, wo sie sich einnistet, so leicht den reinen Stahl der Bürgerlichkeit anfrißt und ihren Glanz verdunkelt, war ihm gänzlich fremd. Und er war ein Bürger, ein patriotischer Bürger seines Vaterlandes. Sein Haus war zur Zeit der Fremdherrschaft der Sammelplatz vaterländisch gesinnter Männer, es war eine Schmiedewerkstatt, in welcher die Waffen des Geistes, wodurch das Vaterland befreit werden sollte, geschmiedet wurden; Männer wie Fichte, Schleiermacher, Arndt und andere ihm persönlich befreundete, führten den Hammer. — Dieser Gesinnung ist er treu geblieben bis zum Tode, er ist ihretwegen oft verkannt worden, teils weil andere anders wurden, teils — wir wollen dies gern eingestehen, — weil sein Feuereifer, wie er ihm Verstellung unmöglich machte, so wohl auch mitunter der Mäßigung entbehrte. Aber der Grund seiner Gesinnung war immer edel und männlich. Ja! er war ein Mann; er besaß Mut, Ausdauer und unbeugsame Willenskraft, die zuweilen wohl in Hartnäckigkeit überschlug, aber wollte der Himmel, wir hätten mehr solche eiserne Naturen, wenn wir uns auch manchmal an ihren scharfen Ecken wund stoßen sollten; und ihm fehlte es auch nicht an Weichheit und Wärme des Gefühls, an herzgewinnender Freundlichkeit und an freudiger Bereitwilligkeit zu großartigen Opfern für seine Freunde und für die Freunde des Vaterlandes. Er war auch ein Mann der Arbeit, der er sich nie entzog, sondern mit Leidenschaft oblag, und ein Mann von seltenem Scharfblick, großer Umsicht und Klugheit und glücklicher Voraussicht. Das beweist der Erfolg seiner Unternehmungen, die minder begabten und kräftigen Naturen oft gewagt schienen, ehe er sie gemacht und glücklich hinausgeführt hatte. Aber er war klug genug, seine Klugheit nicht zur Schau zu tragen.

Das ist lange nicht alles, was über ihn zu sagen wäre, aber genug ist's, unsern Schmerz über seinen Verlust zu rechtfertigen, einen Verlust, für den wir Lebenden schwerlich Ersatz zu hoffen haben. Friede sei seiner Asche und zu kräftiger Nacheiferung anspornend lebe sein Andenken unter uns fort!"

Die ältesten Erfurter Zeitungen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens.

Von

J. Braun.

(Schluß.)

Diese beiden Mitarbeiter bekundeten dann, daß der Staatsbote keine Zeitung, sondern ein Volksblatt werden sollte in volkstümlichem Sinne, um Vaterlandsliebe und andere Volkstugenden darin zu fördern, Irrtümer und Aberglauben zu vertilgen, nützliche Kenntnisse zu verbreiten und durch populäre und humoristische Erzählungen zu unterhalten. Endlich unterm 5. Mai 1815 erhielten Armann und Suppius die Erlaubnis zu dem beabsichtigten, politische Gegenstände ausschließenden Zwecke, jedoch sollte ein anständiger Titel gewählt werden, infolge dessen die Zeitung unter der einfachen Benennung „Staatsbote" erschien. Das Blatt mußte demnach damals von den Buchhändlern Beyer und Maring an die neuen Verleger abgegeben worden sein, die dann unterm 20. Mai 1815 dem Publikum anzeigten, daß die erwartete Ankunft des Staatsboten nun wirklich im Anfange des kommenden Monats erfolgen würde: „Da er sich einige Zeit unterwegs hat verweilen müssen und in dieser Zeit manche nützliche Erfahrung und Entdeckung gemacht hat, welche er seinen freundlichen Lesern mitteilen wird, so hofft derselbe eine gute Aufnahme zu finden. Der Preis bleibt vierteljährlich 6 Groschen. Diejenigen, welche sich bereits als Teilnehmer an diesem Blatt gemeldet haben, erhalten dasselbe ohne weitere Erinnerung. Neuere Liebhaber belieben sich namhaft zu machen bei Armann und Suppius auf dem Mönchsmarkt." Diese Zeitung muß dann auch wirklich regelmäßig erschienen sein, allerdings trotz des gegenteiligen Versprechens mit politischem Inhalt, denn im Erfurter Intelligenzblatt vom Sonnabend den 29. Juni 1816 findet sich ein Inserat, welches lautet: „Der Staatsbote macht hiermit seinen Freunden und Feinden bekannt, daß er seine Reisen wie bisher fortsetzen und sich vorzüglich bestreben wird, seinen Vetter mit interessanten

Dingen zu unterhalten, auch die wichtigsten politischen Nachrichten kurz zu erzählen; doch bittet er, nicht zu erwarten, daß er melden soll, ob ein Fürst oder eine Prinzessin Husten und Schnupfen bekommen habe. Nach Bericht des Polizei-Direktors Türk ist dies ein gewöhnliches Zeitungsgewäsche ohne allen Wert. Das Quartal kostet 6 Groschen in der Expedition des Staatsboten auf dem Mönchsmarkt." Aus einer Notiz in den hinterlassenen Tagebüchern des Buchhändlers Beyer ist ersichtlich, daß der Hauptmann Spiller von Miltenberg bei der Redaktion thätig war, und auch Beyer selbst trat Ende 1819 in die Redaktion ein. Leider sind nur drei Blätter aus den Jahren 1817 und 1818 erhalten geblieben; die Bemühungen mehr aufzufinden waren vergeblich, sodaß keine ausführliche Angabe über Ton und Inhalt des Blattes gegeben werden kann. Nur so viel erhellt aus den wenigen Überbleibseln, daß wie früher versucht wurde, humoristische Anklänge zu finden. Das Titelblatt enthält den hinkenden mit einem Stelzfuß versehenen Boten, hinter diesem drei Tannenbäume, treu nachgeahmt dem Holzschnitte, welcher sich auf den früheren Jahrgängen befindet. Das Blatt erschien wöchentlich Dienstags und Freitags; das Quartal kostete 9 und 6 Groschen, je nach dem Papiere und die einzelne Nummer 3 Pfennige.

In seinem mehrfach erwähnten Werk führt Prutz u. a. an, „es stehe fest, daß seit Mitte des 17. Jahrhunderts die jährlichen Postreuter beinahe völlig aufgehört hatten und in richtige Zeitungen, teils monatliche, teils wöchentliche, übergegangen waren. In dieser Form haben sie sich sogar bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten, wie z. B. der Erfurter Postreuter, der mit seinem Beiblatt, dem hinten und vorne wohlgepuckelten Monatsboten (und wer könnte in diesem den weiland hinkenden Boten verkennen?) noch zu Schwarzkopfs Zeiten erschien und eine große Verbreitung, vorzüglich unter dem Landvolk und den unteren Ständen genoß." Dieses Blatt hatte später den Titel „Geschichts-Kourier" angenommen. Dieser wurde von 1722—1734 von dem oben schon erwähnten J. J. Hyntsch gedruckt, der denselben neben dem Staatsboten wechselweise eine Woche um die andere unter dem Titel „Zeitungsreiter" herausgab. Von Hyntsch erwarb J. F. Nonne das Verlagsrecht des Blattes und ließ es alle 14 Tage unter der Benennung „Europäischer Geschichts-Kourier" in einer Auflage von 3000 Exemplaren einen Bogen stark erscheinen. Die innere Einrichtung war derjenigen des Staatsboten analog, auch Papier und Druck war ebenso schlecht wie bei diesem. Später muß diese Zeitung in Quartformat und wöchentlich erschienen sein, was sich aus zwei vorliegenden Nummern

vom 24. September und 1. Oktober 1808 ergiebt, die nur politische Nachrichten und einige Inserate enthalten. Der Titel wurde später abermals geändert und lautete dann „Privilegirte Erfurter Zeitungsblätter des Kouriers und Staatsboten" in klein Folio. Wie Schwarzkopf*) anführt, erschien das Blatt pro Nummer zu 3 Pfennige, und der ganze Jahrgang kostete 12 Groschen. „Wegen dieser Wohlfeilheit hatte dasselbe auch starken Absatz nach den ferneren Städten. Der ehemalige Universitäts-Buchdrucker Rudolph Heinr. Nonne, der ältere, war Redakteur, vieles wurde von anderen eingeschickt, und auch sonst darin manche unberufene, selbst weibliche Hülfe benutzt. Das Blatt wurde hauptsächlich unter dem Pöbel und Landvolke gelesen, und ging bis weit nach Norden, nach Mecklenburg und Pommern hinein."

Es sei hier noch erwähnt, daß J. F. Nonne noch eine andere Zeitschrift verlegt haben muß; es ergiebt sich dies aus einem Inserat in dem „Langensalzisches Wochenblatt des 1790ten Jahres 25tes Stück vom Sonnabend den 23. Juni", welches folgenden Wortlaut hat: „Bey dem Buchdrucker J. F. Nonne in Erfurt kommt eine neue politische Monatsschrift heraus, unter dem Titel: Unterhaltendes Schauspiel nach den neuesten Begebenheiten des Staats, der Kirche, der gelehrten Welt und des Naturreichs, veranstaltet im Jahre 1790. Erster Aufzug. Hiervon ist der genannte Aufzug auch bereits fertig und jedesmal auch bei Herrn Martini, Buchhändler in Langensalza zu haben. Es soll hauptsächlich dem Bürger und Landmann dadurch eine sichere Kenntnis von den neuesten Welthändeln vorgelegt werden." Exemplare hiervon oder Notizen darüber finden sich leider nicht vor; vielleicht war das Blatt auch nur eine monatliche Beilage zum „Geschichts-Kourier".

Mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts war in Deutschland eine gewisse Reaktion gegen das ursprüngliche Element der historischen Journalistik eingetreten; man näherte sich mehr und mehr den Unterhaltungs-Zeitschriften, zu welchen auch der in Erfurt 1715 erschienene „Zeitvertreibender Merkurius" gehörte, dessen Tendenz sich schon aus dem Titel ergiebt. Die erste politische Zeitung, nach unserer heutigen Auffassung, erhielt Erfurt im Jahre 1725 unter der prahlenden Benennung „Weltberühmtes Staats-Theatrum". Dasselbe hatte sich, später unter dem bescheideneren Titel „Allgemeine Weltbühne" und „Neue Weltbühne" bis zum Jahre 1809 erhalten, und war alle drei Wochen „ein Stück" oder ein Aufzug" von vier Bogen in 8⁰ erschienen. Jede

*) Siehe Schwarzkopf, Über politische Zeitungen in Thüringen ꝛc. Gotha 1802. pag. 71.



Nummer war mit einem auf den Inhalt sich beziehenden, ziemlich schlechten Kupferstich versehen, der entweder das Bild eines lebenden oder merkwürdigen, leblosen Objekts, oder aber eine Landkarte darstellte. Das Blatt lieferte die Begebenheiten erst eine geraume Zeit nach ihrer Bekanntwerdung, also erst, nachdem sie sicher festgestellt waren, und zwar hauptsächlich aus dem Gebiet der politischen und der Kirchengeschichte, der hervorragendsten Erfindungen in Künsten und Wissenschaften. Einige Zeit hindurch hatte der bekannte Litterat, Hofrat Meusel in Erfurt die Redaktion, später wurde sie von dem Rechtsanwalt W. A. Pistorius in Groß-Rudestedt herausgegeben.*) Ein beinahe vollständiges Exemplar dieser damals nicht unbedeutenden Zeitung besitzt das Erfurter Stadt-Archiv in der Herrmanns-Bibliothek.

Wie groß das Interesse für Zeitungen bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war, beweist, daß die „Churmainzische Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt", die schon im Jahre 1734 damit begann ihre Publikationen zu verbreiten, im Jahre 1792 eine Preisaufgabe stellte: wie das deutsche Volk von den Vorteilen seiner Verfassung in Volksbüchern und Zeitschriften belehrt werden könnte. Es war dies eine Aufmunterung, in welcher Dalbergs wohlthätige Absichten unverkennbar sind, die auch von Erfolg begleitet waren, denn zwei Jahre darauf erschien in Erfurt ein Buch unter dem Titel: „Über Erhaltung öffentlicher Ruhe in Deutschland und anderen Staaten. Resultate der besten, bey der Churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften über diesen Gegenstand eingegangenen Aufsätze. Erfurt 1794." Neben den Zeitungen selbst war Thüringen auch reich an „Garküchen für die Zeitungs-Neugierde", wie damals die über Holland aus Frankreich zu uns überkommenen Lesezimmer genannt wurden. „Jede volkreiche Stadt" — schreibt Schwarzkopf **) — „hatte gesellschaftliche Associationen von mancherley Art. In Deutschland sind außer den Clubbs, Schauspielen, Kaffeehäusern, Gasthöfen und den Spielsälen, jene Lesecabinetter, oder Lesegesellschaften oder Zeitungscabinetter, welche von den sogenannten Leihbibliotheken verschieden sind, im Gange." Auch in Erfurt war zur gemeinschaftlichen Lektüre und Ersparnis von der Witwe Neumann ein großer Zeitungs-Lesezirkel eingerichtet, der noch bis in unser Jahrhundert herein bestand, und rege Beteiligung fand.

Wenden wir uns nun den Erfurter Zeitungen zu, welche in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts noch in voller Blüte standen, so

*) Siehe Meusels gelehrtes Deutschland. Nachtr. VI. (1798) p. 112.

**) Siehe Schwarzkopf, Über Zeitungen. Ein Beitrag zur Staatswissenschaft. Frankfurt a M. 1795. pag. 122.

ist vor allem das schon mehrfach angeführte „Intelligenz- oder Wochenblatt“ zu nennen. Dasselbe erschien wöchentlich ein bis zwei Bogen stark im Verlag des Universitätsbuchdruckers Johann Christoph Görling, und unter der Redaktion des Ratsmeisters Fischer, nach dessem Tod sein Sohn Dr. Fischer Redakteur wurde. Das Blatt enthielt obrigkeitliche Verfügungen und Privatbekanntmachungen von allerlei Art, wie Dienstgesuche, Anerbieten und Nachfragen, sowie Angaben über Frucht- und andere Preise. Sehr häufig wurden auch gemeinnützige Aufsätze, die auf Ökonomie oder Moral Bezug hatten, neben den gewöhnlichen Berichten über Lokalgegenstände aufgenommen. Die Erfurter Intelligenzblätter von ihrem Entstehen im Jahre 1746 an bis in die neueste Zeit bewahrt die Magistratsbibliothek auf; eine gleiche Sammlung auch anderer Erfurter Zeitungen befindet sich in der Herrmannsbibliothek im Erfurter Stadtarchiv.

Als im Jahre 1814, wie wir oben gesehen haben, die Buchdrucker Beyer und Maring von der Behörde die Erlaubnis zur Fortsetzung des Staatsboten erhielten, wurde dem früheren Verleger desselben, den Erben des Buchdruckers Nonne, gewissermaßen als Ersatz, die Konzession zur Herausgabe der „Privilegierten Erfurter Zeitung“ erteilt. Das Blatt war zwar schon früher längere Zeit erschienen, hatte aber unter der Franzosenherrschaft sein Erscheinen eingestellt, und war erst später wieder zu einer richtigen Zeitung gediehen. Unter der Redaktion des Rudolph Heinrich Nonne, der zugleich Drucker und Verleger war, hatte die Zeitung nur geringen Absatz gefunden, weil auf Papier und Lettern nur wenig verwendet worden. Sie wurde wöchentlich zwei mal einen halben Bogen stark in Quart ausgegeben, und da sie den Stoff hauptsächlich aus den Frankfurter und Gothaischen Zeitungen entnahm, also die Nachrichten spät lieferte, in Erfurt gewöhnlich die hinkende Zeitung genannt. Später brachte sie hin und wieder kurze Nachrichten über Kommunalangelegenheiten, Nekrologe von Personen, die eine bedeutende Stellung in der Stadt einnahmen und sonstige Vorfälle; erst in der letzteren Zeit bildeten die städtischen Angelegenheiten stehende Rubriken in ihr. — Gleichfalls zwei mal wöchentlich erschien die „Chronik der Menschheit“ in der Henningschen Buchhandlung in Erfurt. Die Aufsätze waren politischen und moralischen, der beigegebene Anzeiger aber litterarischen Inhalts, meist mit Raisonnements des Herausgebers Dr. Schorch, dem jüngeren, verwebt, dessen Talent, die Begebenheiten zu entrollen, unverkennbar, dessen Sprache, Stil und Wendungen dagegen etwas gesucht waren. Das Blättchen, das in Oktav ausgegeben wurde und vierteljährlich einen Thaler

kostete, hatte nur ein kurzes Dasein; nachdem im Monat Mai des Jahres 1801 der zweite Monat desselben in Wien verboten worden war, ging mit dem 48. Stücke zu Ende Juni desselben Jahres die Zeitschrift vollständig ein. — Erfurt hatte außer den unterhaltenden, politischen und Anzeige-Blättern auch einige Zeitungen aufzuweisen, die auf dem Gebiet des gelehrten Journalismus standen. So widmete sich seit 1787 der in Erfurt domiziliert gewesene „Curköllnische Geheime Rath, Gräflich-Metternichsche Kanzleidirektor und der Westphälischen Reichsgrafenkurie Direktorialrath" Freiherr von Hertwich, seine Nebenstunden einer publizistischen Monatsschrift, welche unter den Diskretions-Ansprüchen eines Manuskripts in Folioform für den jährlichen Subskriptionspreis von drei Karolinen, also ungefähr 54 Mark nach heutigem Geld, abgedruckt wurde. Als Material dienten alle in die deutsche Staatsverfassung einschlagenden Gegenstände, insbesondere die Anliegenheiten des Reichstags, der Kreiskonvente und einzelner Stände. Dem geschichtlichen Vortrag folgten Beurteilungen, welche weniger auf hohen Schwung und Würze als auf Reichhaltigkeit und Schnelle Anspruch machten. Eine ähnliche Zeitschrift, die „Erfurter gelehrte Zeitung", die viele Jahre lang erschien, und 1801 in der Form und im Plan wesentlich verbessert wurde, stand unter besonderer Aufsicht der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt", deren Wirkungskreis sich auch auf Verbesserung der Zeitungen erstreckte, und deren Mitglieder zum großen Teil auch Mitarbeiter an den Erfurter Zeitungen waren. Das Blatt zeichnete sich nicht allein durch seinen reichen, wissenschaftlichen Inhalt, sondern auch durch den Umstand aus, daß seit dem Jahr 1797 die Rezensenten und Beitragenden öffentlich benannt wurden, was damals allgemeine Billigung fand.

Wenn es auch die Absicht des Schreibers war, nur die Zeitungen in den Bereich seiner Abhandlung zu ziehen, welche vor dem 19. Jahrhundert begründet wurden, so kann er es sich doch nicht versagen, noch eine Zeitschrift zu erwähnen, deren Begründung allerdings schon in dieses Jahrhundert fällt. Zu den angeführten Blättern gesellte sich zu Anfang des Jahres 1801 die „Gnädigst-privilegirte Thüringische Vaterlandskunde", die in Erfurt bei Johann Christoph Görling in Quart erschien. Mit dem 35. Stück vom 8. September 1802 nahm dieselbe den Titel „Königlich Preußische Allergnädigst privilegirte Vaterlandskunde" an, und vom 15. Oktober 1806 bis Ende dieses Jahres erschien sie unter der gekürzten Benennung „Privilegirte Thüringische Vaterlandskunde". Der Zweck dieser interessanten Wochenschrift war nicht nur die spezielle Kenntnis von Thüringens Merkwürdigkeiten zu

verbreiten, sondern zugleich wichtige Erfindungen, nützliche Entdeckungen, frappante Sitten und Gebräuche aus dem unermeßlichen Schatz des Wissenswerten auszuheben, und in hübscher Weise darzustellen. Dabei wechselten allerlei nützliche Bemerkungen über Natur und Kunst, Rätsel und andere witzige Spiele mit einander ab. Der übrige Raum war der Kunde der vaterländischen Industrie, deren Produkten und Fabrikaten gewidmet. Ferner wurden auch kurze Lebensgeschichten von ausgezeichneten Thüringern der alten und neuen Zeit, Merkwürdigkeiten der Natur und des Menschenlebens, Verordnungen, Vorladungen, Beförderungen, Dienstgesuche, Familien-Nachrichten, land- und hauswirtschaftliche Sachen und monatliche Verzeichnisse der Frucht-, Brot- und Fleischtaxen von verschiedenen Städten Thüringens aufgenommen. Eine große Mannigfaltigkeit wurde auch in den kurzen Artikeln physischen, technologischen, naturhistorischen, ökonomischen und moralischen Inhalts beobachtet. Ein doppeltes Register, nach dem Alphabet und nach den Aufschriften der Materien geordnet, erhöhte den praktischen Gebrauch. Die Hauptrubriken des letzteren gaben zugleich den Überblick des Ganzen: Erfindungen, Lehranstalten, Preisfragen, Ehrenbezeugungen, Todesfälle, Geburten, Verehelichungen und Bücheranzeigen wechselten mit einander ab. Da das Blatt nicht allein neuere Ereignisse vorführte, sondern auch aus Erfurter Chroniken viele interessante Nachrichten brachte, so stand dasselbe als ein gern gelesenes Unterhaltungsblatt bei Erfurts Einwohnern in großer Gunst, und zwar um so mehr, als der ganze Jahrgang nur 1 Thaler 12 Groschen kostete, und der Verleger Görling dabei noch keine Kosten scheute, um seinen Lesern für diesen Preis auch noch Kupferstiche und Notenblätter als Beilagen zu liefern. Redakteur war der Pfarrer R. C. Lossius in Groß-Vargula, der die Zeitung, welche für sämtliche mehr oder weniger gebildete Bewohner von Thüringen berechnet war, mit großem Geschick leitete. Unter dem Titel: „Allergnädigst privilegirte Vaterlandskunde“ lebte sie im Jahre 1810 unter der Redaktion des Professors J. C. Gotthardt wieder auf, konnte jedoch nur kurze Zeit bestehen. Zwölf Jahre später wurde der Titel abermals hervorgeholt, indem Dr. H. A. Erhardt in Erfurt von 1. Juni 1822 bis 9. August 1823 eine Wochenschrift: „Allgemeine Thüringische Vaterlandskunde“ herausgab, die später von C. Beyer und K. Gräbner bis Ende Juni 1824 fortgesetzt wurde. Obgleich die Zeitschrift bedeutende Vorzüge vor der zuletzt erwähnten hatte, was sich schon aus der geistigen Befähigung ihres Gründers entnehmen ließ, und trotzdem sie meistens gediegene Originalaufsätze, besonders über Thüringer Angelegenheiten, wissenschaftlichen

Charakters, brachte, konnte sie doch wegen Mangel an Abonnenten ihr Dasein nicht länger fristen und mußte schon nach zwei Jahren das Erscheinen einstellen. Übrigens findet sich in dem 9. Stück vom 1. März 1823 dieses Blattes die Anfrage: „Eine Zeitschrift von ähnlicher Tendenz wie unsere Vaterlandskunde kam wohl schon im Jahr 1760 unter dem Titel „Allg. Thüring. Wochenblatt" heraus?" Wer diese Frage gestellt, ob eine Beantwortung erfolgt und wie diese gelautet, läßt sich leider bei dem Mangel an späteren Nummern nicht feststellen, auch von dem genannten Blatte selbst findet sich heute nichts mehr vor.

Wie wir aus vorstehendem Bericht über die Erfurter Zeitungen ersehen können, wurde die in der Mitte der Chur- und Herzoglich-sächsischen Gebiete gelegene Stadt Erfurt durch die damalige geistliche Oberherrschaft, und trotz ihrer Entfernung vom Schauplatze merkwürdiger Begebenheiten und ihrer geographischen Absonderung von dem ehemaligen Churmainzischen Erzstifte nicht behindert, an der Thüringer Zeitungsfruchtbarkeit teil zu nehmen; dieselbe hatte vielmehr im Verhältnis zu größeren Städten damaliger Zeit sehr früh ihre eigenen Journale aufzuweisen und später überhaupt eine rege Thätigkeit auf dem Gebiet der Zeitungslitteratur entwickelt. Schon Schwarzkopf schreibt, daß die Bewohner Erfurts von jeher eine große Empfänglichkeit für fortlaufende Notizen über die zeitweisen Weltbegebenheiten hatten, und daß denselben die Zeitungslektüre stets ein starkes Bedürfnis war, weshalb auch in anderen Orten von gleicher Bevölkerung wohl kaum mehr auswärtige politische Blätter gelesen wurden, obgleich zu jener Zeit selbst schon kleinere Marktflecken den Vorzug höherer bürgerlicher Kultur durch eigentümliche Zeitungen und Nachrichtsblätter genießen konnten. Aber auch die in Erfurt selbst erschienenen Zeitungen hatten, wie oben mehrfach erwähnt, einen für die Verhältnisse jener Periode ganz beträchtlichen Absatz, und also durch diesen einen nicht unerheblichen Einfluß, der schon durch den Umstand bedingt wurde, daß die Redakteure und deren Mitarbeiter meist hervorragende gebildete Männer waren, an denen die damalige Universitätsstadt ungemein reich war. Da die Zeitschriften ein Spiegelbild ihrer Zeit sind, so bietet sich uns bei Betrachtung der Erfurter Zeitungen nicht nur ein Kapitel der Geschichte des deutschen Zeitungswesens dar, sondern wir erhalten zugleich einen Beitrag zur Geschichte unserer litterarischen Entwickelung im allgemeinen, der für das Verständnis der früheren Zeit von Nutzen sein dürfte, und dabei ein Stück Geschichte der Stadt Erfurt bilden soll.

Die Entscheidungen des Reichsgerichtes für den Buchhandel.

Von einem Leipziger Juristen.

7.

Über Distanzgeschäfte.

Der Artikel 347 des H.-G.-B. enthält eine Bestimmung, die für das gesamte geschäftliche Leben, also in erster Linie auch für den Buchhandel von weittragender Bedeutung ist. „Ist die Ware," so lautet sie, „von einem anderen Orte übersendet, so hat der Käufer ohne Verzug nach der Ablieferung, soweit dies nach dem ordnungsmäßigen Geschäftsgange thunlich ist, die Ware zu untersuchen und wenn sich dieselbe nicht als vertragsmäßig oder gesetzmäßig ergibt, dem Verkäufer sofort davon Anzeige zu machen. Versäumt er dies, so gilt die Ware als genehmigt, soweit es sich nicht um Mängel handelt, welche bei der sofortigen Untersuchung nach ordnungsmäßigem Geschäftsgange nicht erkennbar waren. Ergeben sich später solche Mängel, so muß die Anzeige ohne Verzug nach der Entdeckung gemacht werden, widrigenfalls die Ware auch rücksichtlich dieser Mängel als genehmigt gilt." So einfach an und für sich diese Bestimmungen zu sein scheinen, haben sie doch schon so viel Unfrieden im geschäftlichen Leben gestiftet, und zu so viel Prozessen Veranlassung gegeben, daß eine Betrachtung derselben mit Bezug auf die reichsgerichtlichen Entscheidungen für jeden Kaufmann und Gewerbtreibenden nur von Vorteil sein kann. Der Artikel bezieht sich zunächst nur auf Distanzgeschäfte, nicht auf Platzgeschäfte, auf die er weder direkt noch analog ausgedehnt werden darf, weil sie vielmehr dem Ortsgebrauch und den Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes unterliegen. Voraussetzung der Anwendung dieser Bestimmung ist, „daß die Ware von einem andern Orte übersendet ist", d. h., sagt die betreffende Entscheidung, daß die Ware zum Zwecke der Erfüllung des Kaufes vom Verkäufer oder auf dessen Anordnung dem Käufer, oder dem von diesem aufgegebenen Dritten übersendet worden ist. Was

ursprünglich etwa ausgemacht war, ist nicht maßgebend. War nach dem ursprünglichen Kaufvertrage nicht zu übersenden, so braucht der Verkäufer die spätere Weisung des Käufers, ihm die Ware zu übersenden, nicht zu befolgen, befolgt er sie aber, so kommen auch die Bestimmungen des Artikels zur Anwendung. Soll nach dem ursprünglichen Vertrage der Verkäufer die Ware übersenden, so kann er sich der Regel nach nicht weigern, dem Anfordern des Käufers, bei dessen Gegenwart sie ihm auszuhändigen, zu entsprechen, und entspricht er demselben, so kommen die Bestimmungen des Artikels trotz der ursprünglichen Verabredung nicht zur Geltung. Gleichgiltig für den Begriff der „Übersendung" ist: 1. ob der Verkäufer die Person, die den Transport ausführt (Frachtführer, Verfrachter), oder die Besorgung der Ausführung übernimmt (Spediteur), selbst wählt, oder ob dieselbe vom Käufer bezeichnet ist, 2. ob der Verkäufer mit dem Frachtführer oder Verfrachter, oder mit dem Spediteur selbst abschließt, und zwar in eignem Namen, für eigene Rechnung oder im Namen und für Rechnung des Käufers, — oder ob der Käufer mit diesen Personen abschließt, oder ob der Transport durch die Leute des Käufers, durch dessen Beauftragten oder Geschäftsführer vorgenommen wird, 3. ob der Verkäufer im voraus weiß, nach welchem Ort die Ware zu senden ist, oder ob dies vom Käufer bestimmt werden soll.

Notwendige Voraussetzung der Anwendung des Art. 347 ist ferner, daß die Ware noch nicht empfangen ist. Empfangen werden kann sie nämlich auch von der den Transport der Ware vornehmenden oder die Besorgung desselben übernehmenden Person. In welcher Weise diese Person auch bestellt sein mag, immer kann es vorkommen, daß dieselbe mit dem Empfange betraut ist. Es kann z. B. vereinbart sein, daß der Verkäufer den Spediteur auswähle, den Gewählten aber zugleich mit dem Empfange der Ware im Namen des Käufers beauftrage, oder daß der Käufer den Spediteur wählt, und zugleich mit dem Empfange beauftragt. In diesen Fällen ist dann von einem Distanzgeschäft nicht die Rede.

Übrigens darf auch daraus, daß Verkäufer und Käufer an demselben Orte wohnen, oder daß Absendungs- und Erfüllungsort zusammenfallen, nicht ohne weiteres gefolgert werden, daß kein Distanz-, sondern ein Platzgeschäft vorhanden sei. Entscheidend ist vielmehr eben lediglich, ob die Ware zur Erfüllungszeit sich bereits an dem Orte befindet, wo nach dem Vertragswillen die Abnahme seitens des Käufers erfolgen soll, oder ob sie dorthin erst von einem anderen Orte übersandt werden muß. Im ersteren Falle liegt ein Platzgeschäft,

im letzteren ein Distanzgeschäft vor. Zum Vorhandensein eines Distanzgeschäftes ist noch erforderlich, daß die von auswärts kommende Ware an den Käufer übersandt wird, so daß sie derselbe nicht vom Verkäufer direkt, sondern vom Transportführer oder Spediteur in Empfang nimmt. Wenn der Verkäufer am Ablieferungsorte die von einem anderen Orte ankommende Ware in Empfang nimmt und dem Käufer zustellt, so liegt offenbar ein Platzgeschäft vor, und die Bestimmungen des Artikels 347 greifen nicht Platz.

8.
Verwirkung des Rechtes des Verkäufers oder Käufers auf Nachfrist.

Wir hatten bereits in einem früheren Kapitel ausgeführt, wann dem säumigen Verkäufer eine Nachfrist zu gewähren sei, und darauf hingewiesen, daß dies nur verlangt werden könne, wenn es der Natur des Geschäftes überhaupt angemessen sei. Hier haben wir es mit einer anderen Frage zu thun, nämlich der, ob der säumige Verkäufer das Recht, das Versäumte innerhalb einer den Umständen angemessenen Nachfrist nachzuholen, verliert, wenn er die Gewährung dieser Nachfrist nicht alsbald nach der Erklärung des Käufers, daß er wegen nicht rechtzeitiger Lieferung Schadenersatz wegen Nichterfüllung verlange, fordert. Nehmen wir z. B. an, ein Papierhändler liefert am 30. Juni dem Verlagsbuchhändler, mit dem er einen Lieferungs-Vertrag eingegangen, das vertragsmäßige Quantum Papier nicht, und der betreffende Verleger erklärt ihm am 1. Juli, daß er wegen Nichterfüllung Schadenersatz beanspruche, während der Papierhändler am 4. Juli schreibt, daß er um Nachfrist ersuche und am 6. Juli seiner Lieferungspflicht nachkommen werde. Muß ihm diese Nachfrist noch gewährt werden? Es kann allerdings, führt die betreffende Entscheidung unseres obersten Gerichtshofes aus, im Stillschweigen des Verkäufers auf die Erklärung des Käufers unter Umständen ein Verzicht auf das Recht, eine Nachfrist zu fordern, oder auch die Zustimmung zu der Übereinkunft gefunden werden, daß an die Stelle der Realleistung Schadensersatz treten solle. Die Sache kann sich auch so gestalten, daß der Käufer nach den Umständen annehmen darf, der Verkäufer nehme Nachfrist nicht in Anspruch; der Käufer, in unserem Falle also der Verleger, kann, wenn er daraufhin alsbald entsprechende Maßregeln trifft z. B. Deckungskäufe mit einem andern Papierhändler abschließt, dies gegenüber dem Verkäufer, welcher noch nachträglich Erfüllung anbietet, auch geltend machen. Allein die betreffenden ausdrücklichen, oder aus den Umständen

zu entnehmenden Erklärungen des Verkäufers, welcher nachträglich Erfüllung anbietet, hat der Käufer glaubwürdig darzulegen. An sich wird die nach dem Gesetze dem säumigen Verkäufer zu gewährende Nachfrist durch dessen Schweigen nicht beseitigt. Erfüllt er innerhalb des Zeitraumes, für welchen ihm die Nachfrist zu gewähren war, so kann der Käufer die Erfüllung nicht zurückweisen. Da es nun offenbar dem Käufer in den meisten Fällen sehr schwer werden wird, die besonderen Umstände geltend zu machen, auf denen an sich auf einen Verzicht des Verkäufers auf die Gewährung einer Nachfrist zu schließen wäre, so wird der Käufer doch wohl in den meisten Fällen gut thun, eine Nachfrist zu gewähren und dem säumigen Verkäufer, ehe er einen Deckungskauf anderweitig eingeht, ein ultimatum zu stellen.

9.

Selbsthilfeverkauf des Verkäufers nach bezahltem Kaufpreise.

Nachdem wir bereits unter Nr. 5 die beim Selbsthilfeverkauf zur Anwendung kommenden Grundprinzipien erörtert haben, tritt uns eine weitere in den reichsgerichtlichen Entscheidungen behandelte Frage entgegen. Werden nämlich die Befugnisse des Selbsthilfeverkaufes des Verkäufers, welche diesem nach Artikel 343, Abs. 2 des H.-G.-B. zustehen, dadurch beeinflußt, eventuell gar aufgehoben, weil der Kaufpreis der Ware bereits angezahlt ist? Das Reichsgericht ist der Meinung, daß die Befugnisse des Verkäufers bezüglich des Selbsthilfeverkaufes durch eine derartige Anzahlung, gleichviel in welcher Höhe sie gemacht sein mag, nicht alteriert werden. Mag vom Kaufpreis angezahlt sein oder nicht, in dem einen so gut wie in dem anderen Falle hat der Verkäufer die freie Wahl, ob er die Ware niederlegen oder in der im Gesetze geregelten Weise (vergl. Nr. 5) verkaufen will. Sein berechtigtes Interesse, welches er durch jedes dieser ihm zustehenden Mittel durchsetzen darf, besteht nicht in der Deckung einer Kaufpreisforderung, sondern darin, daß er nicht länger genötigt sein will, die Ware thatsächlich in der Hand zu behalten. Für die Wahl des Verkaufes kann im Einzelfalle auch das völlig berechtigte Interesse bestimmend sein, sich durch Verkauf und Verrechnung Befriedigung wegen solcher Verwendung auf die Ware oder Schäden zu verschaffen, welche durch den Verzug des Käufers in der Empfangnahme, als solchen, verursacht sind. Daraus folgt, daß der in Empfangsverzug geratene Käufer den vom Verkäufer angesetzten Verkauf dadurch nicht abwenden kann, daß er Anzahlung leistet und erklärt, er wolle die Ware abnehmen, auch wenn sie inzwischen beschädigt sein sollte. Dadurch wird ja der

Verkäufer von der thatsächlichen Last, die Ware in seiner Hand zu behalten, nicht befreit. Das Mittel, den anstehenden Verkauf abzuwenden, besteht vielmehr nur darin, daß der Käufer eben die Ware in Empfang nimmt. Gleichwirkend mit der wirklichen Empfangnahme würde es nur sein, wenn der Käufer außer der Bereitschaftserklärung zur Empfangnahme alle Mittel verwirklicht hätte, um sofort die Empfangnahme am Empfangsort zu realisieren, wenn er davon dem Verkäufer völlig überzeugende Kenntnis verschafft hätte, und sich dieser trotzdem willkürlich weigerte, die Empfangnahme der Ware verwirklichen zu lassen. Man sieht also, daß die Anzahlung im Handel, auf die gewöhnlich bei allen Streitigkeiten ein so hohes Gewicht gelegt wird, keineswegs die Kraft hat, um dem anzahlenden Käufer eine vollständige Sicherheit, daß ihm die Ware unangetastet bleibt, zu gewähren.

10.

Recht des Prinzipales auf Herausgabe der vom Handlungsgehilfen verdienten Provision.

Die Entscheidung des Reichsgerichtes in dieser Frage wird uns am besten in einem Beispiel klar werden. Nehmen wir an, der Handlungsreisende N. reist für die Buchhandlung S. & Co. gegen festen Gehalt und hat auf seiner Reise zugleich auch Handelsgeschäfte für Rechnung dritter Personen abgeschlossen, bez. vermittelt. Kann nun nach Aufhebung des betreffenden Dienstverhältnisses die Firma S. & Co. Anspruch auf die von ihrem Handlungsgehilfen N. durch den Abschluß von Geschäften für Rechnung dritter Personen verdiente Provision erheben? Artikel 59 des H.-G.-B. bestimmt nämlich: „Ein Handlungsgehilfe darf ohne Einwilligung des Prinzipals weder für eigene Rechnung noch für Rechnung eines Dritten Handelsgeschäfte machen“, und fügt hinzu, daß in dieser Beziehung die für den Handlungsbevollmächtigten und Prokuristen geltenden Bestimmungen in Artikel 56 des H.-G.-B. zur Anwendung kommen sollen. Diese Bestimmungen gehen dahin, daß, wenn der Prokurist und Handlungsbevollmächtigte für eigne oder Dritter Rechnung Handelsgeschäfte machen, der Prinzipal Ersatz des verursachten Schadens fordern kann, auch dieselben sich gefallen lassen müssen, daß die für ihre Rechnung gemachten Geschäfte als für Rechnung des Prinzipals geschlossen angesehen werden. Kann nun auf Grund dieser Bestimmungen der Prinzipal mit Recht die Herausgabe der Provision von dem Handlungsreisenden verlangen? Das Reichsgericht verneint diese Frage. Das Gesetz macht einen Unterschied zwischen Geschäften, welche der Prokurist, analog also auch der

Handlungsgehilfe, für eigene Rechnung, und solchen, welche er für Rechnung eines Dritten macht. In beiden Fällen kann wohl Aufhebung des Dienstverhältnisses und Schadensersatz gefordert werden, jedoch nur im Falle, daß die Geschäfte für eigene Rechnung gemacht sind, wird die weitere Berechtigung eingeräumt, diese Geschäfte als für des Prinzipals Rechnung abgeschlossen anzusehen, das heißt das Recht, dem Dritten gegenüber in den Vertrag einzutreten und den gezogenen Gewinn, die Provision zu beanspruchen. Es fragt sich nun, wenn ein Handelsgeschäft als für eigene Rechnung gemacht zu gelten hat. Wenn das Gesetz von Geschäften für eigene Rechnung im Gegensatz zu Geschäften für fremde Rechnung spricht, so ist anzunehmen, daß es nur Gewicht auf das abgeschlossene Hauptgeschäft und dessen Wirkungen legt, nicht aber auf die zufolge Abrede, oder zufolge Gesetzes zu beanspruchende Provision. Ist nun ein Handelsgeschäft in seinem Hauptgeschäft als für fremde Rechnung geschlossen zu betrachten, so muß es im ganzen von der nur Handelsgeschäfte für eigene Rechnung treffenden Bestimmung, daß der Prinzipal den Gewinn verlangen kann, ausgeschlossen sein. Es erscheint der ganz allgemeinen Ausdrucksweise des Gesetzes gegenüber unstatthaft, dasselbe Geschäft in zwei Teile zu zerlegen, und es in der einen Richtung als für fremde, in der anderen Richtung als für eigene Rechnung geschlossen zu betrachten. Daß es dem Sinne der Gesetzesbestimmung nicht entspricht, den Provisionsbezug vom Hauptgeschäfte loszulösen und als eigenes Geschäft zu behandeln, ist umsomehr anzunehmen, als der Abschluß eines Handelsgeschäftes für fremde Rechnung an und für sich gar kein Handelsgeschäft ist. Eine solche Trennung würde zudem die Folge haben, den Gegensatz zwischen Geschäften für eigene und für fremde Rechnung ganz zu verwischen und an dessen Stelle den Gegensatz zwischen Geschäften mit eigenem und ohne eigenen Vorteil zu setzen. Als Geschäfte für fremde Rechnung würden dann nur noch solche gelten können, welche für Dritte aus Gefälligkeit besorgt worden wären. Nach allgemeinen Grundsätzen wäre, abgesehen vom Rechte auf Aufhebung des Dienstverhältnisses, nur das Recht auf Entschädigung, d. h. auf Erstattung des infolge der Übertretung des Verbotes entstandenen Schadens und entgangenen Gewinnes gegeben. Wenn nun das Gesetz dem Prinzipale ausnahmsweise noch das weitere Recht gewährt, das vom Prokuristen ev. für eigene Rechnung gemachte Handelsgeschäft sich anzueignen, so geschieht es, weil ein solches Spekulieren für eigene Rechnung die Interessen des Prinzipals in besonders hohem Grade gefährdet, und es daher geboten schien, jedem

Versuche einer vertragswidrigen Handlung dieser Art dadurch wirksam zu begegnen, daß dem Prokuristen ev. bei solchen Spekulationen nur Verlust in Aussicht steht, der etwaige Gewinn aber dem Prinzipale zugewiesen wird. Nur dies ist der Zweck des Gesetzes, und es wäre irrig, wollte man annehmen, dasselbe gehe etwa von der Idee aus, es sei die ganze kaufmännische Thätigkeit des Prokuristen ev. dem Prinzipale derart eigen, daß jeder bezügliche Erwerb des Prokuristen ev. dem Prinzipale ebenso zufallen müsse, wie nach älterem römischen Rechte z. B. der Erwerb des Haussohnes dem Inhaber der väterlichen Gewalt.



Buchhändlerische Statistik.

Ein Vorschlag.

In den Jahresberichten verschiedener Handelskammern findet man jedes Jahr auch über den buchhändlerischen Verkehr ihres Bezirks einige Angaben, besonders über das Gewicht der ein- und ausgegangenen Sendungen mit Büchern, nur die Leipziger Kammer giebt in der Regel auch die Umsatzsumme an, natürlich nur für Leipzig und auch nur nach Schätzung, während die Gewichtsangaben gewöhnlich nach den Aufzeichnungen der Eisenbahnen gemacht werden.

Wenn auch der Leipziger Verkehr für den Buchhandel eine bedeutende Rolle spielt und dessen Zu- oder Abnahme einen Schluß auf die Gesamtverhältnisse gestattet, so wird doch wohl kaum jemand behaupten, daß nicht eine umfassendere, auf genauen Zahlenangaben beruhende Statistik für den Buchhandel sehr erwünscht sei, und daß nur eine solche wirklichen Wert für die Beurteilung der Gesamtlage und für ein Aufsteigen oder Fallen des Buchhandels hat.

Wir wollen hier eine derartige Statistik in Vorschlag bringen und zur Prüfung dieser Frage überhaupt anregen. Die Vorteile derselben scheinen uns so groß und so einleuchtend, daß wir der festen Hoffnung sind, selbst bei noch größeren Schwierigkeiten werde unser Vorschlag über kurz oder lang zur Ausführung kommen und der Buchhandel sich dadurch ein neues Denkmal seines Gemeinsinns setzen, wie es eben kein anderer Stand möglich machen kann.

Die Aufstellung dieser Statistik würde naturgemäß dem Börsenvereine als dem Vertreter der Gesamtheit zufallen, die nötigen Unterlagen würde der Verlagsbuchhandel liefern, da diesem auch die Hauptvorteile zufließen würden, und wir glauben, ohne besondere Mehrarbeit und Kosten.

Als Unterlage denken wir uns eine der üblichen, nach Städten geordneten, gedruckten Sortimenterlisten mit folgenden Rubriken: Saldoreste, Disponenden, Summe der Rechnungsauslieferung, Summe der Bar-

auslieferung, Zahlungen im Laufe des Jahres, Remittenda im Laufe des Jahres, O.-M.-Remittenden, Disponenden, Zahlung und Saldoreste. Fast jede Verlagshandlung wird eine derartige oder ähnliche Zusammenstellung für ihre Kontrolle so wie so anfertigen, es kann also nicht von einer wesentlichen Mehrarbeit die Rede sein; nur solche Verlagshandlungen, welche ihre Barauslieferung nicht auf den Sortimenterkontis buchen, würden hierzu Veranlassung finden und dadurch eine kleine Mehrarbeit haben.

Diese Listen würden nun einem vom Börsenverein zu errichtenden Bureau auf kurze Zeit übergeben werden und hier für jede darin aufgeführte Sortimentsfirma nach denselben Rubriken eine ähnliche Liste aller Verleger ausgefertigt, dann den Verlegern ihre Originalliste zurückgegeben. Die Summen dieser Sortimenterlisten würden nun in einer Generalliste aller Sortimenter zusammengestellt werden und wäre deren Summe der Totalumsatz des deutschen Buchhandels, allgemeine Beteiligung des Verlagsbuchhandels vorausgesetzt, woran wohl nicht zu zweifeln ist.

Diese Hauptsummen zu veröffentlichen dürfte keinen Anstand haben, dagegen dürften Einzelheiten nicht veröffentlicht werden, auch könnten die betr. Arbeiter dieser Bureaus noch besonders zur Verschwiegenheit verpflichtet werden und würde Einsichtnahme für jeden Fremden auszuschließen sein.

Der ideale Zweck einer derartigen Statistik, so schön er auch ist, würde wohl schwerlich hinreichen, die immerhin nicht leichte Arbeit der Zusammenstellung zu rechtfertigen, doch würde damit ein sehr wesentlicher praktischer Zweck sich ohne weiteres verbinden lassen, nämlich die Auskunftserteilung über die Geschäftslage jedes einzelnen Sortiments; eine Sache, die für den Verlagshandel von größter Bedeutung ist. Diese Auskunft wäre natürlich nur an solche Verleger zu erteilen, welche selber die nötigen Listen einreichten, ob dafür eine besondere Gebühr anzurechnen oder nicht, wollen wir hier nicht weiter untersuchen; die Auskunft hätte sich allein auf Thatsachen zu beschränken, auch dürfte es nicht notwendig sein, die eingetragenen Summen positiv anzugeben, es würde das Verhältnis der einzelnen Rubriken zu einander sogar ein klareres Bild geben, besonders wenn es von mehreren Jahren vorliegen würde. Wir denken uns für derartige Auskunft ein Formular mit folgenden Rubriken: I. Totalbezug, Bar und Rechnung zusammen (im ersten Jahre mit 100 angesetzt, oder, wenn ein Geschäft im Laufe des Jahres eröffnet wird, im Verhältnis der Zeit, z. B. für 6 Monate mit 50); II. davon bar %; III. Summe der Rechnungsposten, ein-

schließlich Saldoreste und Disponenden %; IV. Remittenden %; V. Disponenden %; VI. Zahlung %; VII. Saldoreste %.

Die Rubriken III—V könnten nötigenfalls fehlen.

Würde die Auskunft über mehrere Jahre erteilt, so würde die Absatzsumme des ersten Jahres mit 100, die der folgenden Jahre mit entsprechend höherer oder niederer Bezeichnung einzustellen sein. Wenn auch der Bezug nicht ganz genau mit dem Umsatz eines Sortiments korrespondiert, weil das Lager sich auch ändern wird, so giebt derselbe doch einen ziemlich sichern Maßstab ab; besonders günstig wäre es, wenn der Bezug Jahr für Jahr sich erhöht, schlimm dagegen, wenn bei einem Sortimente der Prozentsatz der Saldoreste jährlich sich steigerte, während der Bezug vielleicht noch zurückginge; derartige Folgerungen aus den mitgeteilten Thatsachen würde natürlich der Anfragende selber ziehen müssen.

Eine absolute Vollständigkeit dieser Statistik selbst für den deutschen Buchhandel würde sich wohl nicht erreichen lassen, der Verkehr der Verleger und Sortimenter mit dem Antiquariate würde durchgehends fehlen; beim Verleger ebenfalls der Verkehr durch die Post (besonders Zeitschriften) und mit Firmen des Auslandes, welche nicht über Leipzig verkehren; beim Sortimenter der Bezug ausländischer Litteratur, ebenso würde deren Umsatz in Nebengeschäften ausgeschlossen sein, doch gäbe auch eine solche nicht absolut vollständige Statistik des ganzen buchhändlerischen Verkehrs genügende Anhaltspunkte zu Vergleichen, wenn dieselbe erst mehrere Jahre hindurch nach gleichen Prinzipien aufgestellt vorliegen würde.

Einzelheiten, d. h. Summen, welche sich auf einzelne Firmen beziehen, seien es Sortimenter oder Verleger, dürften natürlich unter keinen Umständen veröffentlicht werden, selbst nicht auf spezielle Anfrage dürften solche Auskünfte zu erteilen sein; dagegen wären offiziell von dem bearbeitenden Bureau zu veröffentlichen: von allen Rubriken die Totalsummen, für größere Städte von über 100000 Einwohnern die Totalabsatzsumme, ebenso diese für ganze Provinzen und Länder, um daraus zu ersehen, welchen Bedarf und Anteil diese Städte, resp. Provinzen an dem Bezug deutscher Litteratur nehmen; dann nach den Angaben der Verleger für die größeren Verlagsorte die Totalsumme des von ihnen erzielten Absatzes u. s. w.

Als Grenze für derartige Veröffentlichungen wäre zu bestimmen, daß daraus in keinem Fall der Anteil einzelner Firmen an der veröffentlichten Summe zu ersehen oder auch nur zu vermuten wäre,

daher wäre für kleine Orte mit vielleicht nur einer bedeutenden Firma dieselbe zu unterlassen.

Es sollte uns freuen, wenn durch diese Zeilen die kompetenten Kreise angeregt würden, die gemachten Vorschläge zu prüfen und zu verbessern und dieselben dann praktisch auszuführen, um dem Buchhandel auch nach dieser Richtung eine erste Stellung zu verschaffen, da in anderen Berufsarten solche Arbeiten an der Zersplitterung unbedingt scheitern müssen, während die Organisation des Buchhandels dieselbe ohne besondere Mehrarbeit leicht ausführen läßt.



Das deutsche Volkslied.

Von

W. A. Frantz.

Die Menschen sind wie ihre Zeit. In der Geschichte der Poesie gibt es eine Zeit, wo Apollo in der Perücke das wohlfrisierte Musenheer dirigierte, wo man meinte, nur in dieser Gesellschaft, auf dem Olymp der Götter das Rauschen der Poesie vernehmen zu können, und wo dann jedem Dichter zu einem Liede Apoll die Leyer stimmen mußte. Um die Naturstimmen der kleinen Waldvögelein unten im Thal bekümmerte sich niemand. Wenn, wie Schiller einmal sagte, die Dichtkunst die jugendlich blühende Hebe sein soll, welche in Jovis Sal die unsterblichen Götter bedient, dann wird sie auch freilich nur für die in Jovis Sal kurfähigen unsterblichen Götter sein; dann wird sie ihre Schalen auch nur aus den Küchen und Kellern der unsterblichen Götter füllen dürfen; und die vornehme Gesellschaft, die aus Hebes Schalen bedient wird, sie wird die Nase rümpfen über das geringe, ärmliche Mahl in den Hütten der sterblichen Menschen. — Eine solche Zeit gab es; und es gibt noch heute eine Art Bildung, bei welcher durch die allzu reichlich genossene Konditor-Ware der schönen Litteratur der natürliche Geschmack für die Kunst überhaupt verloren gegangen ist, und sich auch kein Verlangen nach der einfachen Hausmannskost der Volkspoesie spüren läßt. — In dem Vertrauen, daß unter uns solche verdorbenen Kunstmagen nicht sind, habe ich es gewagt, die Aufmerksamkeit der verehrten Freunde auf das deutsche Volkslied zu lenken. Ich werde bei der Teilnahme, die ich mir erbitte, Ihre Mitempfindung in keinen hohen Wellenschlag versetzen, wohl aber sie hier und da in kritische Verlegenheit setzen, und ihr zu einem kritischen Urteile Gelegenheit geben.

Also das Volkslied. Was ist es; oder zuerst: was ist es nicht?

Schiller hat das oben angeführte Wort in seiner Rezension der Bürgerschen Gedichte ausgesprochen. Wenn Bürger sich als einen

Volksdichter ankündigte, und als solcher Popularität zu seinem höchsten Gesetze machte, so ist es freilich weitgefehlt, daß Popularität, allgemeine Verständlichkeit und allgemeiner Beifall der wesentliche Charakter eines Volksliedes sein soll; und Schiller hat Recht, wenn er sagt, daß ein Volksdichter in diesem Sinne für unser Zeitalter gar nicht möglich sei. Homer konnte es sein für seine Zeit, die Troubadoure konnten es sein für ihre Zeit. Zu ihren Zeiten standen alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen so ziemlich auf derselben Stufe; sie konnten sich in denselben Empfindungen begegnen, konnten sich in denselben Schilderungen wieder erkennen. Wie ist das aber jetzt so ganz anders, wo das Volk in einem weiten und tiefen Unterschiede von Ständen, Bildung und Ansprüchen, von Denk-, Gefühls- und Lebensart soweit aus einander geht! — Bürger ist ohne Frage ein populärer Dichter, wenn er seine Begriffe nicht, wie es Schiller that, idealisiert, sondern symbolisiert und dafür korrespondierende Bilder in der allen bekannten Natur sucht. Bürgers

> Hoch klingt das Lied vom braven Mann
> Wie Orgelton und Glockenklang

ist entschieden populärer und schöner als Schillers

> Schön wie Engel voll Wallhallas Wonne,
> Schön vor allen Jünglingen war Er.

Orgelton und Glockenklang kennt Jeder, und hat, wenn er kein fühlloser Taugenichts ist, ihre Wirkung schon vernommen. Wer aber kennt Wallhallas Wonne, für die man sich irgend etwas Faßbares immer erst aus der deutschen Mythologie herausbuchstabieren muß! Es ist ein Schillerndes Nebelbild, wie viele andere, zu denen Schiller bei seinem idealen Fluge angelangt ist. Wer sich ästhetisch befriedigt fühlt, wenn seine Empfindung wie Wasser im Topfe an Schillerschen Glutkohlen in Dampf aufsteigt, dem mögen denn auch wohl solche Nebelwolken voll Wallhallas-Wonne gefallen. Bürger ist populärer wie Schiller; Bürger ist aber völlig unpopulär und selbst trivial, wenn er anfängt zu idealisieren, und sein Mädel z. B. so beschreibt:

> Im Denken ist sie Pallas ganz
> Und Juno ganz im edlen Gange,
> Terpsychore beim Freudentanz,
> Euterpe neidet sie im Sange.
> Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
> Melpomene bei sanfter Klage 2c. 2c.

Das sind poetisch klingende Phrasen, bei denen man herzlich wenig denken und empfinden kann; und wenn wirklich dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick blenden könnte, so frage man sich nur,

welch' ein unnatürliches Bild herauskommen muß, wenn sich alle diese Farben, welche die Griechen in verständiger Weise an verschiedene Individuen verteilt haben, zusammenfinden sollten in einem Bilde. Man denke sich nur Junos edlen Gang mit Terpsichores Freudentanz vereinigt. — Bürger setzte seine Gedichte der gelehrten Poesie gegenüber, aber verwechselte das Populäre mit dem Volksmäßigen, welches letztere ihm öfters gelungen ist, wenn schon seine Lieder darum noch keine Volkslieder sind; das Servieren aber in Jovis Sale machte er ziemlich plump und ungeschickt; Schiller machte es allerdings gewandter, wenngleich er besser gethan hätte, über Bürgers Leistungen sich nicht wie ein gereizter Musaget auszusprechen. In seiner Entzückung an Laura nehmen sich die Amoretten, die ihre Flügel schwingen, und dahinter die trunkenen Fichten, die, wie von Orpheus Saitenspiel belebt, springen, doch auch wohl ziemlich unpoetisch aus.

Popularität stempelt noch kein Lied zu einem Volksliede, und wird lediglich Gemeinheit, wenn sie in Verhältnisse des niedrigsten Volkslebens herabsteigt. Es existiert in dieser Richtung unter andern ein Lied, in welchem ein Bettelmann seine Sehnsucht nach der Nähe der Geliebten also ausseufzet:

Wenn auf leichten Hutfilzsöckchen
Meine schwarze Trutschel geht,
Wenn ihr rotes Düffelröckchen
Um die starken Glieder weht;
Fehlt mir nichts mich zu beglücken.
Jeden ausgeschlagenen Tag
Humpl' ich dann auf meinen Krücken
Mit dem Bettelsack ihr nach.

Wär' ich nur das Fledermäuschen,
Das durch ihre Kammer schwirrt,
Nur das kleine Silberläuschen,
Das von Ohr zu Ohr ihr irrt,
Nur ein Steinchen von der Ecke,
Wo sie täglich bettelnd sitzt,
Nur ein Klexchen von dem Drecke,
Der an ihre Strümpfe spritzt rc.

Könnt' ich nur als Kamm ihr dienen
Wenn sie hinterm Zaun sich kämmt,
Oder an dem Teiche grünen,
Wo sie ihre Glieder schwemmt rc. rc.

Wenn das Volk jemals solche gespreizte Gemeinheiten gesungen hätte, seine Lieder hätten ihre Geburtsstunde nicht überlebt. Es gab aber eine Zeit, wo man eine Vorstellung von Volksdichterei hatte, die mit der wahren so viel Gleichheit hatte, als der Affe mit dem Menschen. Man denke nur an das bekannte Mildheimsche Liederbuch:

Meine Frau ist Kronen wert,
Vivat meine Hanne!
Was ihr Mann von ihr begehrt,
Gibt sie ihrem Manne rc.

Da fehlt nicht mehr, als das Leben und die Seele des Volksliedes, nämlich Wahrheit, treue Zeichnung der Empfindung, der Zeit und

der Sitte. Solche Poesie ist überhaupt nur der abgetragene Mantel einer fadenscheinigen Bildung; ein müßiger Stutzer in einen ehrwürdigen Barden, oder einen zerlumpten Bettler verkleidet; und solche Maskerade ist nicht der Rede wert. Das Volkslied hat sich diesen würdigen Gegenstand auch nicht entgehen lassen, allerdings mit Ausnahme der Liebessehnsucht, die auch in der Situation eines Bettelmannes schlecht zu verwerten ist. Das Volkslied versetzt uns in eine Bettelmannssituation, und stattet sie mit einer Laune aus, die wenig Hoffnung gibt, daß der alte Mendacius jemals etwas besseres werden könnte:

Ik und mein junges Weib &c. (S. Menzel, Gesänge der Völker, Leipzig 1854, pag. 681.)

Aber ist das Volkslied nicht vielleicht das Naturlied, das in einfacher Schilderung Freude an der Natur atmet, oder gesungen ist in der Natur, wo

Der Schlehdorn auch und Krüppelbaum
Füllt unverächtlich seinen Raum?
Am Abhang weich gestreckt,
Liegt man vom Baum bedeckt
Auf ungefährem Rasen
Und sieht die Herde grasen!
Die Heuerin, der braune Hirt,
Sind nicht arkadisch aufgeflirrt!
Sie harken frisch und mähen,
Halbbloß und ländlich schön,
Wohl schöner als die Gruppen
Gezierter Modepuppen!
Bald Jauchzen tönt zum Heugesang
Und bald gewetzter Sensen Klang.

Ja, lieber Johann Heinrich Voß, liege du weich und lang gestreckt unter dem Baume, jauchze mit deinen Nicht-Damen und Nicht-Herren, laß sie hochschwingen die Hüte, voll wilder Rosenblüte, dein Jauchzen ist kein Volkslied. Das Scharren stumpfer Sensen durch Klee-Ährenfelder ist weder ein Naturlied noch ein Volkslied. Mit solchem Scharren und Schnarren singt der Dichter Sigmund von Birken in einem Wechselgesang zwischen Floridan und Klajus, dem Frühling folgendes Willkommen:

Es fünken und flinken und blinken
Buntblümichte Auen &c.

(cf. Heinr. Kurz, Gesch. der deutschen Litteratur. Bd. II, pag. 285.)

Das Verhältnis von Natur und Kunst wird sehr verschieden aufgefaßt. Ich lasse die Frage hier unerörtert. Es ist aber ein Unterschied, ob die Natur oder ein Naturgegenstand eine Vorlage ist für die plastische Kunst oder für die Poesie. Wenn die Poesie die Natur

schildert, gleichviel ob sie uns den ganzen Kosmos, z. B. in einer Kosmogonie, oder einen kleinsten Teil der Natur, z. B. ein Veilchen darstellt, so soll sie uns nicht bloß die Gestalt und Farben zeigen, was die Malerei mit der Farbe und Zeichnung viel besser kann; und die Poesie darf nicht meinen, daß ihr mit der Sprache das ebensowohl gelänge, was der Malerei mit der Farbe viel besser gelingt. Die Poesie soll hier thun, was die Malerei nicht kann, sie soll uns die Idee, den inneren Geist zeigen, der die Natur belebt und die Natur zu einem Kunstwerke macht. Weil aber die Ansichten über das innere Prinzip der Natur, über ihre Schöpfung, ihren Anfang und Fortgang sehr verschieden sind, und darüber die konstruierende Naturwissenschaft mehr zu Rate gezogen werden muß als die dichtende Poesie, so wird es auch die Poesie nach dieser Seite hin zu gar keinem befriedigenden Abschluß bringen können. Es bliebe also nur die schlichte Außenseite der Natur mit der Mannigfaltigkeit ihrer Farben, Formen und Teile, für welche aber die Malerei eine adäquatere Kunst als die Poesie ist. Wenn aber gleichwohl die Poesie, wie sie gethan hat, nur auf diese bunte und vielgestaltete Außenseite der Natur reflektieren und mit der Mannigfaltigkeit darin ihr poetisches Spiel treiben will, so werden solche Naturpoesieen nicht viel mehr werden als kaleidoskopische Bilder. Als einen Zeitvertreib könnte man sich solche Leistungen gefallen lassen, poetische Befriedigung werden sie nicht gewähren. — Ein Dichter, der zu seiner Zeit großen Einfluß hatte, Daniel Caspar von Lohenstein, hat, man möchte sagen in einem Anfluge von olympischer Narrheit, sich einfallen lassen, das Lob der Rose von der Sonne besingen zu lassen. Er will uns zeigen, was etwa die Sonne sagen würde, wenn sie die Rose zu loben hätte. Was ist das anders, als ein bloßes Spiel mit Naturdingen, und auch das ist Spiel, daß der Dichter seine Poesie für einige Stanzen der Sonne leiht.

„Dies ist die Königin der Blumen und Gewächse."
(cf. H. Kurz, l. l. II. pag. 307 folg.)

Es ist in diesem Liede ein poetisches Spiel mit der Farbe, Gestalt, mit dem Dufte ꝛc. der Rose, eine poetische Reflexion auf das Äußere der Natur, und, wie es in jener Zeit zum Handwerk des Dichters oder auch zu seiner Kunst gehörte, daß der Dichter mußte merken lassen, er sei ein Gelehrter, kenne seinen Homer, Virgil, Horaz, habe Geschichte und Natur studiert ꝛc., so muß doch wenigstens ein gelehrtes Bröcklein mit eingemengt und des Ajax Heldennamen gedacht werden; — aber eins fehlt: die warme, lebendige Empfindung des Dichters. Man mag sich anstrengen noch so viel,

etwas darin zu fühlen, den Pulsschlag einer lebendigen Empfindung fühlt man nicht.

Für das Lied ist es nicht die Hauptsache, daß die Natur mit allen ihren Farben und Gestalten darin abgeschildert wird, sondern daß in der Schilderung die Empfindung oder Stimmung des Dichters vernommen wird, und daß es eine allgemeine Empfindung ist, die jeder kennt und nachempfinden kann, wie Freude oder Schmerz. Allerdings kann die Natur auch Gegenstand eines Lehrgedichtes werden, soll aber der Leser einen gemütlichen Anteil daran nehmen, so muß er die Gemütlichkeit des Dichters darin wiederfinden, man muß wahrnehmen, wie die Poesie in gemütlicher Weise mit ihrem Gegenstande spielt, wie z. B. in Virgils Landbau. — Das Lied aber soll durchaus lyrisch sein, ein Spiegelbild von der ästhetischen Stimmung oder Empfindung des Dichters. Und diese Forderung gilt auch von dem Naturliede. Wie sie befriedigt wird, z. B. in Goethes Natur- (Mai-) Liedern, daran mag hier nur erinnert werden.

Auch das Volkslied lebt und webt in der Natur. Wie sollte auch das in der Natur singende Volk nicht von der Natur angesprochen werden! Es wird aber angesprochen, nicht etwa von der Harmonie, die über das Mannigfaltige der Natur ausgegossen ist, sondern immer nur zunächst von dem, was sinnlich anregt. Diese Lieder sind Empfindung gebend und Empfindung anregend. Aber in verschiedener Weise. Zuweilen, und bei den wirklichen Volksliedern wohl nur sehr selten, drängt sich die subjektive Stimmung des Dichters, Liebe, Wehmut, Trauer &c. so hervor, daß die Natur darüber bald vergessen wird, oder gar darin untergegangen ist und gar nicht zu ihrem Rechte kommen kann, wie in Goethes Lied „Vom Berge“:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Fänd' ich hier, und fänd' ich dort mein Glück?

Vergl. auch Goethes Lied: „Im Sommer“, Werke I. pag. 17.

Auch ein Mailied von dem Minnesänger **Ulrich von Lichtenstein**, aus dessen „Frauendienst“, das von Tieck mitgeteilt ist:

Nun schauet, wie des Maien Zeit &c.
s. bei **Menzel**, I. I. pag. 616 und ebenda pag. 619 ein Mailied:
Wie schön blüht uns der Maie.

Ein hierher gehöriges italienisches Frühlingsliedchen hat Herder in den „Stimmen der Völker“ mitgeteilt, I. pag. 158.

Wenn in diesen und ähnlichen Liedern die Empfindung des Dichters zu lebhaft bewegt ist, daß auf diesen bewegten Wogen eine

stille, genußreiche Freude an der Natur in ihrem leichten Schifflein nicht weit fahren kann, so sind doch auch andere Lieder zu nennen, in welchen die Betrachtung der Natur nicht verloren geht und vor der trunkenen Seele nicht verstummt, aber die Betrachtung ist von der Stimmung des Dichters, wie von einem sanften Hauche durchweht. Wer kennt nicht das schöne Sommerlied von Paul Gerhard:

Geh' aus mein Herz und suche Freud
In dieser schönen Sommerzeit.

Lebhaft erinnert daran ein Volkslied:

Herzlich thut mich erfreuen
Die frolich Summerzeit.
(cf. Menzel l. l. pag. 617.)

Ein sehr altes, aber hübsches Volksliedchen gehört hierher:

In lichter Farbe steht der Wald,
Der Vögel Schall neu tönet,
Die Wonn' ist worden mannigfalt,
Des Maien Tugend krönet
Wohl jede Lieb' — wer wäre alt,
Wenn sich die Zeit so schönet.
Herr Mai, euch ist der Preis gezahlt,
Der Winter sei verhöhnet.

Bei weitem am häufigsten ist in dem Volksliede irgend ein Naturgegenstand aufgegriffen, um entweder daran anzuknüpfen oder in gemütlicher, launiger Weise sich auszusprechen. Da aber gilt der Naturgegenstand nicht als solcher, sondern nach seiner symbolischen Bedeutung, die in der Empfindung des Volkes lebendig ist. Da ist die Linde das Symbol des häuslichen Friedens und des ehelichen Glücks; die Rose das Symbol blühender Jugend, die Lilie das Symbol der Trauer über dem Grabe, der Majoran ruft dem Mädchen zu: Wie schön ist es, selbander sein; der Thymian: Pflege mich, so dien' ich dir; das Vergißmeinnicht ist das Memorial für schwaches Gedächtnis der Liebenden; Je länger je lieber ist Symbol der wachsenden Liebe. Die Nachtigall singt Liebeslieder und ist der Bote der Liebenden; der Kuckuck ist Symbol der Schalkheit — der Ziegenbock ist Symbol der Schneiderehre u. s. w. Weil alle diese Naturgegenstände mit ihrer symbolisierten Welt in der Empfindung des Volkes leben, darum erwecken sie oder beleben sie auch die kleine Welt des Volksliedes und reden eine lebendige Sprache; wer diese Sprache nicht versteht, dem muß die Erwähnung solcher Naturgegenstände im Volksliede wie eine Grille, wenn nicht gar wie eine Albernheit vorkommen. Man muß aber den gemütlichen Anteil, welchen das Volk an diesen Dingen nimmt, verstehen, muß bedenken,

wie sie der Empfindungsweise des Volkes so nahe stehen, und ihre symbolische Bedeutung sich gemütlich lebendig erhalten, um den poetischen Wert zu erkennen, den sie für das Volkslied haben.

Nun einige Proben:

1. Von der Nachtigall:

Es steht ein' Lind' in jenem Thal,
ist oben breit und unten schmal
(cf. Menzel l. l. pag. 302 und ein anderes pag. 303 folg.)
cf. auch „die Hirtin", Menzel, pag. 393.

2. Vom Kuckuck:

Der Kuckuck auf dem Birnbaum saß,
Mags regnen oder schneien, so wird er nicht naß.
Der Kuckuck fliegt beim Nachbar aufs Haus. (Kuckuck.)
Schön Schätzel bist drinnen? komm' zu mir heraus!
„Ich stehe nicht auf, ich laß dich nicht rein, (Kuckuck)
Du möchtest der rechte Kuckuck nicht sein."
Der rechte Kuckuck der bin ich ja schon,
Ich bin meines Vaters einziger Sohn.
(NB. Der Kuckuck legt nur ein Ei.)
Sein einziger Sohn, der bin ich ja schon.
„Zieh' nur beim Schnürlein,
Geh' rein zum Thürlein,
Geh' selber herein,
Der Kuckuck ist mein. (cf. Erk, Volksl. III, pag. 48.)

3. Vom lieben Mond, dem nächtlichen Protektor der Liebenden: Guter Mond, du gehst so stille ꝛc.

Verstohlen geht der Mond,
Blau blau Blümelein,
Durch Silberwölkchen führt sein Lauf.
Rosen im Thal,
Madel im Sal,
O schönste Rosa!
Er stieg die blaue Luft hindurch,
Bis daß er schaut nach Löwenburg,
O schaue, Mond, durchs Fensterlein,
Schön Trudchen lock' mit deinem Schein,
Und siehst du mich und siehst du sie —
Zwei treuere Herzen sahst du nie. (cf. Erk. I. pag. 3.)

4. Einige andere:

Heideröslein, bei Menzel l. l. pag. 276 folg.
Das Bienchen, ib. pag. 305. (Sicilianisch v. Herder.)
Zwei Röselein, ib. pag. 405.

Die drei Rosen.

Jetzt geh' ich ans Brünnlein, trink' aber nicht,
Da such' ich mein' herztausigen Schatz, find'n aber nicht —

Da laß ich meine Augen um und um gehn,
Da seh' ich meinen herztausigen Schatz bei 'ner andern stehn.
Und bei 'ner andern stehn sehn, ach, das thut weh,
Jetzt behüt' dich Gott, herztausiger Schatz, ich seh' dich nimmer mehr.
Jetzt kauf' ich mir Tinte und Feder und Papier
Und schreib meinem herztausigen Schatz einen Abschiedsbrief.
Jetzt leg' ich mich nieder aufs Heu und aufs Stroh,
Da fallen drei Rosen mir in den Schoß,
Und diese drei Rosen sind rosenrot,
Jetzt weiß ich nicht, lebt mein Schatz oder ist er tot.
Vergißmeinnicht, Menzel. pag. 265.

5. Der Ziegenbock s. Erck. III. pag. 49. pag. 23.

„Die Volkspoesie," sagt Montagne, „ist ganz Natur und hat Naivitäten und Reize, durch die sie sich der Hauptschönheit der künstlich vollkommensten Poesie gleichet." Dies Urteil ist gewiß richtig, nur darf man es nicht so verstehen, als ob die Volkspoesie, und insonderheit das Volkslied, nur die Natur, die äußere Natur, zu ihrem Gegenstande habe. Das Volk dichtet in seiner eigenen Natur und Sprache. Es hat mit seiner eigenen Natur, mit seinen Empfindungen, Zuständen, Erfahrungen und Erlebnissen genug zu thun, schmückt sich diese kleine enge Welt aus mit seinen Liedern und macht seine Poesie zu einer Ruhmeshalle, darin seine Lieder als die Bilder seiner Ahnen prangen, als Zeugnisse, daß seine Empfindungen, Anschauungen, Erlebnisse u. dergl. durch alle Zeiten hindurch eine Familienähnlichkeit haben und bewahren. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen — es ist derselbe Quell, aus dem zu allen Zeiten das Volkslied schöpft und sich belebt. Die äußere Natur ist dem Volke nicht gleichgiltig; im Gegenteil, es lebt darin, aber mit seiner Empfindung. Darum ist ihm die Heimat so traut. Der Wald, wo ihm die Vögel sangen, die Wiese, wo es seine Blumen holte, die Linde im Dorfe, wo es zu Spiel und Tanz sich vereinte —, alles belebt und bewahrt ihm die heimatliche Empfindung. Eben darum wird ihm die Natur zum Symbol seiner Empfindung; und mit diesen Natursymbolen spielt es in seinen Liedern. Für den Verstand sind diese Symbole ein verschlossenes Buch, für die Empfindung des Volkes eine lebendige Welt.

Volkslieder sind solche Lieder, die aus dem Volke hervorgegangen, im Munde des Volkes erhalten sind, und ihren Gegenstand aus den Lebens-, Empfindungs- und Erfahrungskreisen des Volkes geschöpft haben. Sie sind poetische Naturstimmen des Volkes und unterscheiden sich dadurch von der Kunstpoesie, die unter dem Einfluß wechselnder Kultur-

und sozialer Verhältnisse steht und unter diesen Einflüssen ihre Geschichte bald im Verfall, bald im Aufblühen erlebt. Das Volkslied hat sich im allgemeinen von diesen Einflüssen frei erhalten und gleicht darin der Feldblume, die ihren Charakter bewahrt, während die Kulturgewächse durch Kunst und Pflege Natur und Charakter verändern. Die Rose erscheint in der Natur in mehr als hundert Arten, aber immer in derselben Gestalt und Farbe: das ist die Volkspoesie; während die Gartenrosen durch Kultur und Pflege in fast zahllosen Varietäten erscheinen, daß man vergeblich nach der Stammmutter forscht, die durch die Kunst in solche Mannigfaltigkeit von Form und Farbe metamorphosiert erscheint; das ist die Kunstpoesie. Volks- und Kunstpoesie sind beide Poesie, dort in ihrer Natürlichkeit, hier durch Kultur verändert.

So ist es mit der Poesie gegangen. Insonderheit ist das Lied im Anfange ganz volksartig, d. i. leicht, einfach, aus Gegenständen und in der Sprache der Menge, des Volkes gewesen. „Der Gesang liebt Menge, die Zusammenstimmung vieler, erfordert das Ohr des Hörers und Chorus der Stimmen und Gemüter. Als Buchstaben- und Silbenkunst, als ein Gemälde voll Komposition und Farben für Leser auf dem Polster wäre er nie entstanden, oder nie geworden, was er unter den Völkern ist. Was der Homer ist, das ist unser Nibelungenlied: Märchen, Sage, lebendige Volksgeschichte. Der Dichter setzte sich nicht auf Sammet nieder, ein Heldengedicht in so und so viel Gesängen nach Kunstregeln zu schreiben; er sang, was er gehört, stellte dar, was er gesehen und lebendig erfaßt hatte; seine Rhapsodieen blieben nicht in den Buchläden und auf den Lumpen unseres Papiers, sondern im Ohr und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer, aus denen sie später gesammelt und zu uns gekommen sind."

Aber wäre auch das Nibelungenlied nicht Volkslied in dieser Weise, es stammt doch wohl aus einer Zeit, wo das Volk sich noch als Ganzes fühlte, in Geschmack und Bildung sich ziemlich gleich war und, erfüllt vom Drange nach Thaten, der die Völker bewegte, in lebendiger Teilnahme stand an den Thaten kühner Recken und Helden lobesam. Der Sänger sang nicht für Ritter und Helden, er sang für das ganze Volk, und das Volk war gestimmt, ihn zu hören.

So ist das Nibelungenlied ein volkstümliches Epos. Daneben ist gewiß noch manches andere Lied gesungen und von Mund zu Mund gegangen, bis neue Lieder aufkamen und die alten vergessen wurden. Der Strom der Jahrhunderte floß dunkel und trübe für Deutschland. Hie und da hat sich eine Stimme des Volkes, ein Lied, ein Sprichwort, ein Reim gerettet, lange, mannigfach verändert, im Munde des Volkes

herumgetragen, bis sich etwa ein Chronist oder gütiger Sammler fand, der es aufzeichnete und aus dem bewegten Strome der Zeit am Ufer rettete. Inzwischen ist das Volkslied nicht verklungen und hat sich, unbekümmert um die Kunstpoesie, neben derselben und meist von ihr unbeachtet, erhalten, bis in der neueren Zeit, nach dem Vorgange von Herder und Goethe, die Aufmerksamkeit auf diese Lieder gelenkt wurde und dann die Romantiker sich das Verdienst erwarben, das Lied auf den Volkston herabzustimmen.

Sehen wir, wie sich das Kunstlied entwickelte, und wie sich daneben das bescheidene Volkslied ausnimmt.

Unter Karl dem Großen mag die Bildung unter den Deutschen ziemlich gleich gewesen sein, und aus dem Umstande zu schließen, daß er Ausländer berief, um das Volk zu bilden, muß sie ziemlich gering gewesen sein. Wichtiger war, daß unter den fränkischen Kaisern eine völlige Revolution der sozialen Verhältnisse eingeleitet war. Der alte Adel verschwand allmählich; aus den neu kreierten Hofdiensten und Hofbeamten bildete sich ein neuer Adel, in welchem nach dem Vorbilde romanischer Völker das Rittertum aufkam und eine scharfe Unterscheidung der Stände einleitete. Zugleich nahm er die romanische Courtoisie in sich auf und entfaltete seine höfische Sitte in glänzenden Zusammenkünften bei festlichen Gelegenheiten, Turnieren u. dergl. Da das Rittertum sich am liebsten an den Höfen der Fürsten versammelte, und, besonders unter den Hohenstaufen, von den Höfen die Poesie begünstigt und gefördert wurde, so erwachte im Rittertum eine Poesie auf, die sich, wie die höfische Sitte selbst, dem Dienste der Frauen widmete. Wie die Courtoisie des Rittertums in äußeren konventionellen Formen aufging, so auch das Minnelied, das seiner Poesie entsproß. Die Minne zu der erwählten Herrin, die in hundert Liedern gefeiert wurde, war selten eine reine natürliche Empfindung und meist nur eine gemachte konventionelle Höflichkeit, eine forcierte Verehrung, ein lügenhaftes, glattes und heuchlerisches Wesen, das sich mit einem Aufwande geheuchelter Gefühle ausschmückte. Die minnesingenden Ritter logen sich eine Liebe an und schmachteten nach der Huld ihrer Herrin, die in Gewährungen der bedenklichsten Art bestand, oder mit wunderlicher, hartnäckiger Laune versagt wurde. Das Minnelied, der Spiegel dieser höfischen Liebe, ist daher voll gemachter und gespreizter Empfindung, voll gesuchter, künstlicher Bilder und Wendungen, und selbst so hochbegabte Dichter wie Walther von der Vogelweide haben das Lied aus seiner höfischen Sphäre auf den reineren Volkston nicht herabstimmen können, wie viel volkstümliches sich auch sonst darin finden läßt.

Ein Mailied von Ulrich von Lichtenstein haben wir gehört. Christian von Hamle besingt den Anger also:

Ich wollte, daß der Anger sprechen sollte
Wie der Sittich in dem Glas,
Und er mir dann sagen wollte,
Wie so wohl ihm thäte das,
Da meine Herrin Blumen las
Auf ihm, und ihre minniglichen Füße
Ruhten auf seinem grünen Gras.

Herr Anger, welche Freude hat sich über euch ergossen,
Da meine Herrin kam heran,
Und alle Blumen, eurem Schoß entsprossen,
Mit weißer Hand gepflücket dann.
Erlaubet mir, Herr grüner Plan,
Daß ich meine Füße setzen müsse,
Wo ihre Füße han gestahn.

Herr Anger, bittet, daß mir müsse büßen
Ein Weib, nach der mein Herze weh.
So wünsch' ich, daß mit bloßen Füßen
Sie heut', noch heute, auf euch geh.
So schadet euch nicht mehr der Schnee.
Wird mir von ihr ein lieblich Grüßen,
So grünt mein Herz wie ener Klee.

Walther von der Vogelweide:

Ich han Land viel gesehen rc. Menzel l. l. pag. 54.
Nehmt, Herrin, diesen Kranz rc. ib. pag. 276.

Ulrich von Lichtenstein:

In dem lüfte-füßen Maien rc. ib. pag. 351.

Es ist ein volkstümlicher Gang in diesen Liedern, aber auf den Füßen höfischer Ritter. So unmittelbar, wie nachfolgendes Volkslied, hätte der Ritter ohne Verletzung der Sitte zu seiner Herrin nicht reden dürfen:

Du bist mein, ich bin dein;
Des sollst du gewiß auch sein.
Du bist beschlossen in meinem Herzen;
Verloren ist das Schlüsselein
Du mußt nun immer drinnen sein.

(Die letzte Wendung kommt, mannigfaltig variiert, auch in späteren Volksliedern vor und muß also ein beim Volke beliebtes Bild gewesen sein.) cf. Menzel, pag. 379.

Oder wie folgendes:

Komm, komm, du Liebste mein,
Ich warte lange dein.
Ich warte lange dein,
Komm, komm, du Liebste mein!

Süßer, rosenfarbiger Mund.
Komm und mache mich gesund.
Komm und mache mich gesund,
Süßer rosenfarbiger Mund!

Eine Art Kunstform, die jeden Gedanken zweimal, aber das zweite Mal in umgekehrter Form gibt. Auch dies Lied klingt in späteren Liedern wieder. In einem Volksliede des Harzes heißt es:

Dein purpurroter Mund,
Macht's Herze gesund 2c.

Auch die minnigliche Maid singt ihr Verlangen nach dem Liebsten:

Ich will Trauren lassen stehn.
Auf die Heide wollen wir gehn,
O ihr lieben Gespielen mein,
Da sehen wir der Blumen Schein.
Ich sage dir, ich sage dir,
O du, mein Liebster, komm mit mir
Süße Minne, hold und rein,
Mache mir ein Kränzelein.
Das soll tragen ein stolzer Mann,
Der wohl Frauen dienen kann.

Oder:

Floret silva undique —
Nach meinem Liebsten ist mir weh.
Der Wald grünt allenthalben,
Wo ist mein Liebster so lange?
Der ist geritten von hinnen,
O weh, wer soll mich minnen!

Wie leicht, einfach, natürlich und ungesucht sind diese Liedchen gegen die Kunstpoesie der höfischen Minne! Die Empfindung ist wie Gesang und Melodie darin und fordert fast unwillkürlich auf, daß man sie singe. Und wie sie einmal gesungen wurden, so wurden sie gewiß lange nachgesungen. Auch die künstlichen Minnelieder wurden von ihren Dichtern gesungen. Wie aber die Gedichte nicht einfach genug waren, so konnte es auch der Gesang nicht sein, und schwerlich wurde er lange nachgesungen. Von etlichen Minneliedern ist die Melodie in Zeichen erhalten, die jedoch bis jetzt noch nicht entziffert sind; dies könnte darauf hindeuten, wie künstlich der Gesang, die Melodie, war, daß sie nicht leicht im Gedächtnis behalten werden konnte, und deshalb notiert werden mußte.

Volkslieder, die urkundlich nachweisbar aus der Periode der Minnesänger herkommen, sind nur wenige bekannt. Die von mir mitgeteilten zeigen uns übrigens deutlich den Unterschied von der Kunstpoesie der Ritter und den Ton, welchen das Volkslied schon frühe angestimmt hatte. In diesem Tone ist das Volkslied auch in späteren Zeiten erklungen, nur daß es nicht immer wie ein in dem Walde der Kunstpoesie verborgenes Bächlein war. Es kam eine Zeit, wo auch

das Volkslied eine Blütezeit feierte. Das verborgene Waldbächlein trat hervor ins freie Land, wo nun nicht mehr allein die kleinen Waldvögelein daraus tranken; es kam auch manch anderes Gevögel von Feld und Wiese heran. Das Volkslied verbreitete sich über Stadt und Land. Es war um die Zeit, wo die Kunstpoesie teils den hinwelkenden Minnegesang durch anerkennenswerte, aber doch vergebliche Versuche wieder zu beleben suchte, teils aber anfing, sich einen Parnaß zu bauen in den Zunftgenossenschaften der Handwerker und Bürger, und aus der Schule der höfischen Minne in die Pflege und Hege der wohlhabenden Bürger überging. Auf den Minnegesang folgte der Meistergesang. — In welche glücklichen Hände die Poeterei damals gekommen waren, ist nicht schwer zu sagen. Wenn die eigentlichen Dichter vom Gewerbe auch jetzt noch an die Höfe gingen, ihre Gedichte vorzulesen oder abzusingen, aber ohne in dem Ansehen ihrer Vorgänger zu stehen, sich aber doch immer noch bei den Turnieren als Wappendichter Beifall erwarben, so warteten sie doch auch mit ihren Sangesgaben als Pritschenmeister bei den Schützenfesten der Bürger, oder als Spruchsprecher bei Hochzeiten und Taufen der Bürger auf und ließen es sich angelegen sein, ihre Reime mit derben Possen zu würzen, um sich ihr Lob als Spaßmacher bei den Bürgern zu erhalten. Nichts Neues unter der Sonne. Wie jetzt der Bauer den Adel kopiert, so kopierte damals der Bürger die Höfe der Fürsten. So mußten sie auch Dichter und Sänger haben, die ihre Feste und Passionen feierten. — Der Meistergesang aber kam von den Bürgern zu den Handwerkern, wo die freie Kunst nun auch die Ehre hatte, zünftig zu werden, und aus Dankbarkeit für diese Ehre die Zunftgenossen mit einer unzähligen Menge poetischer Ergüsse beschenkte, die bis heute ungedruckt geblieben sind und zur Ehre der Kunst auch wohl ungedruckt bleiben werden. Einzelne Schulen des Meistergesanges haben sich bis in die neuere Zeit erhalten. Die letzte Schule war zu Ulm, wo sie am 21. Oktober 1839 feierlich ihren Meistergesang schloß, und ihre Lade nebst Zubehör der dortigen Liedertafel übergab. — In den Schulen der Meistersänger war die Schale der jugendlich blühenden Hebe in eine Tabulatur verwandelt, welche zunftmäßig die strengen Gesetze enthielt, nach welchen der Gesang eingerichtet sein mußte. Die Gesetze waren da, aber der Geist fehlte und mithin auch der Stoff, in dessen Ermangelung man die biblischen Geschichten und die Dogmen des christlichen Glaubens nach den Gesetzen der Zunft reimte.

Neben dieser Kunst- und Zunftpoesie ergoß sich nun immer weiter und breiter das Bächlein der Volkspoesie. Über die Zeit und

Weise, wie das Hervortreten des Volksliedes bemerklich wurde, finden wir Andeutungen in der Limburger Chronik vom Jahre 1360. Der Chronist bemerkt, welche Gesänge man vom Jahre 1336—1339 in Deutschland gepfiffen und gesungen habe, welche Meister sich damit hervorgethan, welchen Frauen oder Gelegenheiten zu gut man sie gedichtet, auch wie sich der Gesang immer mit den Kleidertrachten verändert habe und, wenn „die Röck' um die Brust oben gemützert und geslützert und vor aufgeschlitzt wurden bis an den Gürtel, oder sie lange Röcke trugen mit 24 oder 30 Geren, und lange Hacken, die geknauft waren, vorne nieder bis auf die Füß, auch Kugeln, die hatten vorn ein Lappen, und hinten ein Lappen, die waren verschnitten und gezattelt, auch gefüttert mit Kleinspalt oder mit Bund &c., da machten die Meister neue Lieder. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeifenspiel und hatten aufgestiegen in der Musica, daß die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist. Denn wer vor fünf oder sechs Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der dauchte ihn jetzund nit ein Flihen." — Auch werden um diese Zeit Dichter von Volksliedern genannt, ein Ritter von Westerburg und ein anderer Ritter, dazu an dem Mainstrom ein Barfüßer aussätziger Mönch, „der was von den Leuten verwiesen, daß er nit reine was; der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen keiner am Rheinstrom oder in diesen Landen kunnte, und was er machte, das pfiffen und sungen die Meister gern nach". Später fing man auch an die Volkslieder des 14. und 15. Jahrhunderts zu sammeln, und unter den Sammlern findet sich auch eine Nonne, Clara Hetzlerin in Augsburg, deren „Liederbuch" kürzlich (1840 in Quedlinburg) in den Druck gegeben ist.

Die Situation des Volkes hatte sich wesentlich geändert; der dritte Stand war hervorgetreten in das öffentliche Leben. Die Bürger in den Städten waren wohlhabend, trotzig und übermütig geworden, führten Fehde mit dem Adel, erwarben Landbesitz und waren über ihre Hintersassen oft viel schlimmere Zwingherren, als der Adel, daher das Land Partei nahm für oder wider die Städte oder den Adel. Das Zunftwesen war organisiert; die fahrenden Handwerksburschen bestanden manche Abenteuer, wie früher die irrenden Ritter. Dazu kam das Institut der Landsknechte, die jetzt anstatt der wehrpflichtigen Freien den Kriegsdienst übernahmen. Städte und Adel stellten auf ihren Gütern und in ihren Forsten Beamte an, die aus dem Volke genommen waren; auf den Universitäten entwickelte sich ein freieres Leben — kurz, allenthalben war ein neuer Schauplatz für Volkslieder eröffnet, überall gab es neue Veranlassung und neuen Stoff für das Volkslied. Nicht

mehr wurden nur Minnelieder und Naturlieder gesungen; in den Zechen der Bürger, Handwerker und der Junker in den Städten entstanden Weinsegen oder Weingrüße, d. i. Trinklieder, in welchen es an Spott, Witz und Humor nicht fehlte. Die Handwerker priesen ihr Gewerbe und sangen Spottlieder auf andere Gewerbe, die sich mit ihrem Lobe und Ruhm allzusehr hervorthaten, insonderheit durften die Diener der wechselnden und üppigen Mode, die Gewandschneider, für Spott nicht sorgen. Die Handwerksburschen besangen ihre Abenteuer. Die Landsknechte wurden auch poetisch, Soldaten- und Reiterlieder erklangen; das Jagdrevier wiederhallte von Jägerliedern; in den politischen Parteien entstanden Spott- und Klagelieder wider die Städte oder den Adel; auch den Papst schützte seine Heiligkeit nicht mehr; Mönche, Nonnen, Pfaffen empfanden die Geißel der Volkslieder. — Auch die Volksandacht forderte ihr Recht. Alte lateinische Hymnen wurden volksmäßig übersetzt, neue kamen hinzu, die in den Häusern, bei kirchlichen Festen und Wallfahrten gesungen wurden. — Kurz, es war im Volke ein poetisches Leben erwacht, wie fast nie zuvor in Deutschland, und das bis in das Zeitalter der Reformation und darüber hinaus noch Früchte trug, bis es im dreißigjährigen Kriege versiegte.

Wie diese Lieder nicht aus einer künstlich gepflegten oder wohl geschulten Poesie, sondern aus dem erhöhten und bewegten Gemütsleben des Volkes hervorgequollen sind, so haben sie auch vorherrschend einen lyrischen Charakter, sie sind ein Wiederschein, ein Spiegel der Empfindung oder des Gefühlslebens des Volkes. Sie sprechen aber diese Empfindung vielleicht in den wenigsten Fällen schlicht und einfach aus, sondern entweder in einem Bilde aus:

Keine Rose, keine Nelke thut riechen so schön,
Als wenn zwei Verliebte zusammen thun stehn.
Kein Feuer, keine Kohle thut brennen so heiß,
Als die heimliche Liebe, davon niemand nichts weiß.

(cf. Der Tannenbaum, Menzel I. I. pag. 407. pag. 383. An der Donau pag. 382.)
oder häufiger in einem individuellen Vorfall, in einer kleinen Begebenheit oder Thatsache:

„O Bauernknecht laß die Röselein stahn,
Sie sind nicht dein;
Du trägst noch wohl von Nesselkraut
Ein Kränzelein."
Das Nesselkraut ist bitter und sauer
Und brennet mich.
Verloren hab ich mein schönes Lieb,
Das reuet mich.
Es reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh.

Gesegne dich Gott, mein holder Schatz,
Ich seh dich nimmermehr.

Oder:

Dort oben auf dem Berge,
Da steht ein hübsches Haus,
Da gehen alle Morgen
Drei hübsche Fräulein aus.

Die eine ist meine Schwester,
Die andre ist mir befreundt',
Die dritt' hat keinen Namen,
Die soll mein eigen sein.

Erweitert steht das Lied in „des Knaben Wunderhorn", s. bei Menzel l. l. pag. 390 folg. Noch ein anderes ib. pag. 311, „Baierscher Gruß", oder die viel gesungene „Nonnenklage":

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonne
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.
Soll ich eine Nonne werden

Gar wider meinen Willen,
So will ich einem Knaben jung
Wohl seinen Kummer stillen.
Und stillet er den meinen nicht,
So mag er dran vergehen.

Erweitert steht das Lied bei Menzel pag. 259. Von manchen solchen Liedern sind die Melodieen in die Kirche übergegangen, wie die Melodie „In allen meinen Thaten" 2c. folgendem Volksliede entlehnt ist:

Insbruck ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein Straßen,
Ins fremde Land dahin.
Mein' Freud' ist mir genommen,
Weiß nicht, wie sie bekommen,
Wo ich im Elend bin.

Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein thu klagen
Dem liebsten Buhlen mein.
Ach Lieb, nun laß mich Armen,
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß ferne sein.

Mein Trost von allen Weiben,
Dein thu ich ewig bleiben,
Stets treu, der Ehren fromm;
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,
Bis daß ich wieder komm'.

(Von Volksliedern sind noch folgende Kirchenmelodieen entlehnt: Auf meinen lieben Gott — Christus, der ist mein Leben — Da Jesus an dem Kreuze stand — Durch Adams Fall ist ganz verderbt — Herzlich thut mich verlangen — Ich hab' mein Sache Gott heim gestellt — Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn — Nun sich der Tag geendet hat — Von Gott will ich nicht lassen.)

Meist sind diese Volkslieder wie Erzählungen einer kleinen Begebenheit mit eingeflochtenem Zwiegespräch; häufig auch mit Schlußversen, die wie der Schlüssel zu dem Liede sind, oder auch wohl eine Lehre, einen Erfahrungssatz aussprechen.

Augsburg ist eine kaiserliche Stadt,
Darin da liegt mein Lieb gefangen,
In einem Turm, den ich wohl weiß,
Darnach steht mein Verlangen.

Ich legt' mein Leiterlein an die Mauer,
Ich hört' mein Lieb darinnen,
Da erfreut' sich alles, was drinnen war,
Ich hört' einen Vogel singen.

„So sing', so sing', Frau Nachtigal,
Die andern Waldvögelein schweigen,
So will ich dir dein Gefieder
Mit rotem Gold beschneiden."

„„Mein Gefieder beschneidest mir freilich nicht,
Ich will dir nimmer singen,
Ich bin ein klein Waldvögelein,
Ich trau dir wohl zu entrinnen.""

„Bist du ein klein Waldvögelein,
So schwing' dich von der Erden,
Daß dich der kühle Maitau nicht netz',
Der Reif dich nicht erfriere."

„„Und netzt mich der kühle Maientau,
So trocknet mich Frau Sonne,
Und wo zwei Herzlieb bei einander sind,
Die zwei sollen sich wohl besinnen.""

Und welcher Knab in großen Sorgen liegt,
Und er eine schwere Bürde trägt,
Der soll sich freun der lichten Sommerzeit,
Daß ihm sein' Bürd' geringer werd'.

So hab' ich's von den Weisen hören sagen:
Großen Unmut soll man aus dem Herzen schlagen,
Und soll ihn unter die tiefe Erde graben.
Einen frischen freien Mut, den soll ein Krieger haben.

* * *

Zwischen Berg und tiefem Thal,
Da liegt eine freie Straße.
Wer seinen Buhlen nicht haben will,
Der mag ihn wohl fahren lassen.

Der uns dies Liedlein neu gesang
Und neues hat gesungen,
Es hat gethan ein Krieger gut,
Dem ist's nicht wohl gelungen.

Ein Reiterlied:

Ich ritt einmal zu Braunschweig aus 2c. cf. Menzel l. l. pag. 370.

Ein Jägerlied:

Es jagt ein Jäger wohlgemut 2c. cf. ib. pag. 236.
Es ritt ein Jäger wohlgemut 2c. ib. pag. 237.
Es blies ein Jäger wohl in sein Horn 2c. ib. pag. 238.

Diese Lieder klingen nun schon in den Ton der epischen Poesie hinein und vollenden sich zu volkstümlichen Balladen von solcher Schönheit, daß sie selbst die Kunstpoesie darum beneiden kann. Allerdings fehlt ihnen die epische Objektivität und Durchführung. Sie erzählen die Begebenheit kurz, nur in ihren Hauptmomenten, übergehen aber

das, was diese Hauptmomente mit einander verknüpft, überlassen die Vermittelung dem Hörer, und gleichen darin einer Zeichnung, die nur Umrisse gibt, und mit wenigen Strichen den Reichtum der Komposition andeutet, ohne durch Harmonie der Farben oder Verschmelzung der Lichter und Schatten das Gemälde auszuführen, wie es die Kunstballade thut, wenn sie mit epischer Ausführlichkeit und Behaglichkeit die Hauptmomente ausmalt und mit einander verbindet. Z. B. in Schillers „Taucher". Der König wirft einen goldenen Becher in den Meeresstrudel, ein Knappe bringt ihn wieder. Der König versucht noch einmal das grausame Spiel, der Anblick der bittenden Königstochter läßt den Knappen noch einmal das Wagestück unternehmen — aber die Wasser rauschen herauf und hernieder, den Jüngling bringt keines wieder. Hier ist nun schon der zweite Versuch des Königs eine epische Breite, welche die Volkspoesie nicht kennt, und eine Zuthat Schillers, die sich auch in der zum Grunde liegenden Volkssage gar nicht findet. Dann wird das bange Erwarten in der Gesellschaft geschildert, das Wogen des Meeres, das Wiedererscheinen des Knappen, der auch, ohne erschöpft zu sein von der gefahrvollen Anstrengung, als wenn er wie ein Fisch aus seinem Elemente käme, seine unterseeischen Abenteuer schildert, und den guten Rat gibt, daß die Menschen die Götter nicht versuchen, und nicht begehren zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen, als ob es nicht hier oben Nacht und Grauen wäre, was die Olympischen mit Meeresfluten bedecken. So geht es fort in gemütlicher Breite. Die epische Stimmung des Volksdichters ist rasch und stark, kann sich nicht lange aufhalten, eilt zum Schluß und mag sich nicht viel verweilen bei Schilderungen von Situationen, Freude oder Schmerz, fühlt Freude und Schmerz, aber sondiert sie nicht und seziert sie nicht bis auf das kleinste Ach und Weh.

In diesem lyrischen Balladenton hat die Volkspoesie vornämlich Liebesabenteuer in der manigfaltigsten Weise moduliert. Sie hat die treue Liebe besungen z. B. in der

Liebesprobe, Menzel l. l. pag. 516,
im Herrn von Falkenstein ib. pag. 521.

Die unglückliche Liebe in

die Nonne ib. pag. 545,
die Frau von Weißenburg ib. pag. 546,
die böse Mutter ib. pag. 549.

Ferner Legenden, wie:

Des Sultans Töchterlein. ib. pag. 449.

Geister- und Elfensagen, wie:

Der bucklige Geiger. ib. pag. 469. (Fortsetzung folgt.)

Besprechungen.

Die Reproduktions-Photographie, sowohl für Halbton- als Strichmanier, nebst den bewährtesten Kopierprozessen zur Übertragung photographischer Glasbilder aller Art auf Zink und Stein. Von **J. Husnik.** 13 Bogen. Mit 34 Abbildungen und 7 Tafeln. Wien, A. Hartlebens Verlag. Geh. 3,25 Mark.

Professor Husnik ist eine Autorität auf dem Gebiete der photographischen Druckverfahren; seine vieljährigen, erfolgreichen, praktischen Arbeiten, seine manigfachen Vervollkommnungen der chemigraphischen und heliographischen Verfahren, sowie seine Lehrbücher des Lichtdruckes und der Heliographie sichern ihm einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der modernen Illustrationstechnik. Ein neuer Beitrag zur Litteratur dieses umfangreichen Gebietes aus so bewährter Feder muß deshalb von vornherein mit Freuden begrüßt werden, um so mehr, als bisher viele der bewährtesten Methoden, mit denen Praktiker gute Resultate erzielten, ängstlich geheim gehalten wurden. Husnik hat schon in seinen früheren, oben erwähnten Lehrbüchern viele uneigennützige, schätzenswerte Angaben gemacht, die vielen Operateuren von größtem Nutzen gewesen sind, in dem vorliegenden Werkchen aber zeigt der Verfasser aufs neue, daß er nicht zu jenen egoistischen Geheimniskrämern gehört, sondern daß er vielmehr von dem Wunsche beseelt ist, einen möglichst großen Kreis von Interessenten mit der Lehre von der modernen Illustrationstechnik bekannt zu machen.

In erster Linie wendet sich das neue Werk des Autors allerdings an Fachleute, doch wem als Laie daran gelegen ist, sich ein Bild von der Leistungsfähigkeit der heutigen Reproduktionsphotographie, sowie der resultierenden Druckverfahren zu verschaffen, der darf das Husnikſche Buch getrost als Lektüre wählen, es wird ihm wohl kaum etwas Unverständliches, dagegen sehr viel Interessantes darbieten. Besonders möchten wir an dieser Stelle auf das letzte Kapitel des Buches, die verschiedenen für Reproduktion geeigneten Zeichnungsmanieren behandelnd, hinweisen; dasselbe ist von ungemeiner Wichtigkeit und von geradezu plastischer Darstellung, zu welch' letzterer die vortrefflichen Abbildungen allerdings viel beitragen.

Auf den weiteren Inhalt des Buches an dieser Stelle näher einzugehen, halten wir nicht für geboten; trifft ja doch überhaupt alles, was von der Mutter Technik kommt, im Reiche des Buchhandels einen verhältnismäßig nur kleinen Kreis von Interessenten an, teilweise werden Abhandlungen aus der Herstellungsbranche sogar für überflüssig gehalten — doch, das sind eben irrige Ansichten. Eine Zeitschrift wenigstens, wie die unsrige, welche nicht speziell dem Buchhandel, sondern auch den mit ihm verwandten Geschäftszweigen gewidmet ist, darf nichts übersehen, was auf dem Gebiete des Herstellungswesens, mithin auf dem der Druckverfahren, Wichtiges vorfällt, und deshalb ist auch die Besprechung litterarischer Erscheinungen dieser Richtung hier wohl am Platze.

Alles in allem: — wir können das von der rührigen Verlagshandlung in durchaus würdiger Ausstattung herausgegebene Husnikſche Werkchen aufs beste empfehlen.

Der Plan einer Buchhändler-Akademie vor 150 Jahren.

Von

Eduard Zernin.

Eine Buchhändler-Akademie, also eine Art von litterarischer Hochschule, welche zur Fortbildung von Zöglingen des Buchhandels dienen könnte, wird wohl vorläufig wenigstens ein Ideal bleiben, dessen Verwirklichung erst nach Bewältigung verschiedener Hindernisse anzustreben und zu erreichen sein wird. Für die theoretische Ausbildung unserer jungen Standesgenossen besitzen wir allerdings seit vorigem Jahre diese Zeitschrift, welche der thätigen und tüchtigen Anregung ihres Unternehmers und Herausgebers Dasein und Förderung verdankt. Allein auch für die praktische Unterweisung und für lehrreiche Vorträge durch das lebendige Wort macht sich offenbar schon seit geraumer Zeit ein Bedürfnis geltend. Denn wenn wir auch — infolge der ersten Anregung des unvergeßlichen Friedrich Perthes im Jahre 1840 und der unermüdlichen Thätigkeit des verdienstlichen Friedrich Fleischer — seit dem Jahre 1853 in Leipzig eine Lehranstalt für junge Buchhändler besitzen, welche unter ihren 4 verschiedenen Direktoren (Dr. Möbius, Dr. Bräutigam seit 1865, Dr. Sachse seit 1876, Dr. W. Smitt seit 1881) seit den mehr als 30 Jahren ihres Bestehens recht Anerkennenswertes geleistet hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß der Nutzen dieser entwickelungsfähigen Schöpfung erst dann in voller Bedeutung hervortreten wird, wenn dieselbe sich höhere Ziele stellt. Unser hochgeschätzter Kollege, Herr Karl B. Lorck, sagt sehr richtig in einer Darstellung dieser Lehranstalt, daß gewiß fast jedem warmen Freunde des Buchhandels als Endziel derselben vorschwebe: „die Schaffung einer wirklichen Akademie für den Buchhandel und die damit verwandten Künste und Gewerbe".*) Glücklicherweise dürfen wir hoffen,

*) Man vergleiche „Geschichte des Vereins der Buchhändler zu Leipzig während der ersten 50 Jahre seines Bestehens 1832—1882, Festschrift im Auftrage der

daß in nicht zu ferner Zeit das Ideal einer solchen Schöpfung wirklich in's Leben treten wird, welche sicher eine sehr günstige Entwickelung des ganzen Buchhandels nach sich ziehen muß.

Es giebt aber nichts Neues unter der Sonne! Dieser Ausspruch trat uns wieder als lebendige Wahrheit vor die Augen, als wir in diesen Tagen ein Buch in die Hände bekamen, welches schon im Jahre 1752 bezw. 1756 im Druck erschienen ist und u. a. auch den Plan der Errichtung einer Akademie für Buchhändler und Buchdrucker erörtert. Das Werk gehört zu den litterarischen Seltenheiten; es führt den Titel: „Hilarius Goldsteins Leben und Reisen*) ꝛc." und behandelt sehr verschiedene Gegenstände in 5 Kapiteln. Wir lassen alle anderen Teile seines mannigfaltigen Inhalts hier bei Seite und wenden uns nur dem Teile zu, in welchem „die Historie derer Kaufmannsjungen in großen Handelsstädten" behandelt wird, weil hierin die reformatorischen Pläne des Verfassers in bezug auf eine anderweitige Ausbildung der Zöglinge des Buchhandels und des Buchdrucks näher entwickelt werden.

Wer eigentlich Herr „Hilarius Goldstein oder von Isegrimm" gewesen, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Es ist dies wahrscheinlich ein Pseudonymus, welcher, wie er selbst berichtet, auf seinen Reisen nach Frankfurt a. M. kam und in einem dortigen „Coffeehauß" in die Gesellschaft von mehreren „braven Leuten" geriet, unter denen sich auch ein Buchhändler Hardi befand, von dem er die schätzenswertesten Aufschlüsse über Buchhandel und Buchdruck zu jener Zeit empfing. Aus den auf diese Weise erhaltenen Belehrungen teilt nun Hilarius Verschiedenes mit; wir wollen das für unseren heutigen Zweck Geeignete herausschälen und nunmehr hier folgen lassen.**)

Deputation des Vereins von Karl B. Lorck, Leipzig 1883, Verlag des Vereins der Buchhändler". S. 132. Den gleichen Gedanken hat derselbe Verfasser in einer späteren Denkschrift weiter ausgeführt, welche den Titel trägt: „Die Zukunft des Buchgewerbes in Leipzig, 1884, Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig". (Man vergleiche unsere Abhandlung darüber im 1. Heft der „Deutschen Buchhändler-Akademie" von 1885: „Der Leipziger Centralverein für das gesamte Buchgewerbe".)

*) Genauer Titel: „Hilarius Goldsteins Leben und Reisen oder der unsichtbare Robinson, welcher die Kunst der Unsichtbarkeit erlanget und vermittelst derselben die guten und bösen Handlungen der Menschen entdecket hat. Mit dienlichen Anmerkungen ans Licht gestellet von Lucian Tannenbaum. Frankfurth und Leipzig, 1752". Kl. 8. 1. Teil 186 S. 2. Teil 256 S. — Dieser zweite Teil hat den veränderten Titel: „Hilarius von Isigrimm und nicht Goldsteins Leben und Reisen ꝛc. Frankfurt und Leipzig, 1756."

**) Wir bemerken zugleich, daß der ganze Abschnitt (der Schluß von „Hilarius Leben und Reisen") unter folgendem Titel kürzlich auch als Sonderabdruck im Buch-

Herr Hardi will, nachdem er mehrere Mißbräuche offen getadelt hat, hinlängliche Vorschläge machen, „wie selbigen auf eine thunliche Art vorgebeuget werden könne". Er fährt fort: „Dahero werde ich auch, jedoch ganz unvorgreiflich, einen wohlgemeynten Vorschlag thun, nach welchem der alte Glanz der Buchdruckerey und des damit verknüpft gewesenen Buchhandels wieder hergestellet und also beyde Wissenschaften in einer Person vereinigt werden mögen.

Es ist hoffentlich erwiesen, daß der Buchhandel von der Buchdruckerey allein wegen der großen Unwissenheit und pöbelhaften Aufführung vieler unwürdiger Kunstglieder hat weggenommen werden müssen. Um nun beyde wieder zu vereinigen, so wäre mein Rat, man nähme nur solche junge Leute zur Erlernung der edlen Buchdruckerey an, die mit Leibes-, Gemüths- und Glückesgütern dergestalt versehen wären, daß sie dadurch nicht nur eine vollkommene Einsicht in allen Arten derer Wissenschaften stufenweise erlangen, sondern auch dereinsten eine wohlangelegte und nette Buchdruckerey auf ihre eigenen Kösten und Erfindungen führen könnten.

Diejenigen, welche bereits die Handlung neben der Druckerey führen, müßten sich zu jenen schlagen und ihr erstes seyn lassen, denen Buchhändlern nicht mehr im Lohne zu drucken, mithin völlig aus dem Verlagsrechte zu verdringen, welches nicht nur von ganz neuen Büchern, sondern hauptsächlich auch von dem bereits habenden Verlage, aus welchem dieser und jener Artikel wieder neu aufgeleget werden soll, zu verstehen ist. Wenn nun ein solcher Buchhändler ohne Buchdruckerey seinen alten Verlag nicht nur fehlen lassen müßte, sondern auch sich außer Stande befände, denselben mit neuen Werken zu vermehren, so ist ja die natürlichste Folge, daß seine bisherige Macht zusehends geschwächet und endlich gar übern Haufen fallen würde und also kein anderes Rettungsmittel übrig bliebe, als zu schleuniger Erlernung und Anlegung einer Buchdruckerey alle Anstalten vorzukehren. Hierdurch würde nun zwar der Grund zu ihrer beyderseitigen Vereinigung wieder geleget, aber wegen ihrer erstaunlichen Menge von Herren, Bedienten, Gesellen und Jungen und den noch beybehaltenen Gebräuchen die alte Hochachtung und der durch vieler unanständige Aufführung verdunkelte 300jährige Adel noch nicht hergestellet sein.

---

handel erschienen ist: „Herrn Hardi's Mitteilungen über Buchhandel und Buchdruck vor 140 Jahren, nebst geschichtlichem Abriß, Vorschlägen zur Reform und Erfahrungen bei Erziehung der Lehrlinge; Neudruck aus Hilarius Goldsteins Leben und Reisen und Erzählung der listigen und lustigen Streiche der Kaufmannsjungen in großen Städten, Frankfurt, 1752. Frankfurt a. M., Lehmann & Lutz, 1885". Preis 60 Pf.

Dieses ist nun der Hauptknote, den ich noch aufzulösen haben werde. Hier ist mein Plan.

Die Buchdruckerey mit dem Buchhandel zusammengenommen müßte nunmehro die fünfte Fakultät ausmachen. Die bisherigen Namen: Geselle, Bedienter, Cornut*), Junge, deponieren, postulieren, Lade u. a. m. müßten völlig abgeschafft, dargegen aber edlere und würdigere Benennungen eingeführt werden. Ein Herr z. E. würde nämlich Doctor, ein Geselle oder Bedienter Licentiat und ein Junge Student heißen müssen. Nirgends als in denen Residenzen großer Herren überhaupt und denen vornehmsten Reichs- und Seestädten insonderheit müßte nicht mehr als eine dergleichen Akademie anzulegen erlaubet seyn, welche außer der Hofcanzley und Obrigkeit für niemand als sich selbsten drucken und verlegen müßte.

Ich will reden, als wenn die Sache bereits eingerichtet wäre. Die Akademie muß aus einem Doctor, 24 Licentiaten und 4 Studenten bestehen, die alle zusammen vorbemelte Bedingnisse, das ist: reich, geschickt und klug, entweder bereits haben oder doch wenigstens diejenigen Vortheile, welche sich erlernen oder erwerben lassen, gewiß erlangen können. Die Aufsicht über alle Mitglieder der Akademie, welche sich in 4 Collegia theilet, hat der Doktor selbsten. Sechs Licentiaten haben allemal einen Studenten unter sich, den sie in denen Künsten und Wissenschaften, auch Sprachen sowol als der Buchdruckerey und Buchhandlung unterweisen.

Alle halbe Jahr verändern nicht nur die Licentiaten, sondern auch die Studenten die Collegia; das erste halbe Jahr kommen 6 Licentiaten und 1 Studente in das erste Collegium der Wissenschaften und Sprachen, das andere halbe Jahr in das zweyte Collegium, wo die Buchhandlung gelernet wird, das dritte halbe Jahr an den Kasten, welches das dritte Collegium ausmachet, und endlich das vierte halbe Jahr in das vierte Collegium, worinnen alle Vortheile, die bey der Presse und was davon abhänget, gezeiget werden.

Dieses gehet immer wechselsweise so lange fort, da allemal, wenn alle 4 Collegia geendigt sind, wieder von vorne angefangen wird, bis endlich der Studente öffentliche Proben seiner Geschicklichkeit abgeleget

*) Der Ausdruck Cornut (cornutus, „ein Gehörnter") bedeutete früher einen Halbgesell, d. h. einen zwar von seinem Herrn losgesprochenen Buchdrucker-Lehrling, der jedoch von den Gesellen nicht eher unter ihre Zahl aufgenommen wurde, als bis er „postuliert", d. h. einen Lohn für die ihm erteilte Anleitung an sie bezahlt hatte. (Bei dieser Gelegenheit wurde dem „Postulierenden" ein gehörnter Hut aufgesetzt und sodann vom Kopfe geschlagen, daher der Name „Cornutus".)

hat und zum Licentiaten erkläret wird, wobey es niemals auf eine gewisse Zeit, sondern allemal auf die Fähigkeit des Lehrlings ankömmt: weil hier alles, was nur im geringsten nach Handwerksgebräuchen riechen möchte, durchaus verbannt ist.

Auf diesen Fuß sind alle Akademien eingerichtet, mithin ist nicht nöthig als Licentiat zu reisen: denn wenn er eine Akademie gesehen, so hat er sie alle gesehen; und wie man mit ihm verfahren, oder er mit dem neuen Studenten nach obiger Ordnung verfähret, so geschiehet es auch an andern Orten.

Wird aber ein Licentiat Doktor, das ist, nimmt Besitz und Regierung von seiner väterlichen oder einer andern, ohne Haupt bloß stehenden Akademie, so ist er verbunden, vorhero vier Jahre in die Länder zu reisen und sich die vornehmsten Umstände eines Landes bekannt zu machen; hauptsächlich aber die berühmtesten Bibliotheken, gelehrte Männer, Künstler u. s. w. genau kennen zu lernen. Während dieser Abwesenheit vertritt der älteste Licentiate in der Aufsicht über die Akademie seine Stelle. Kömmt er wieder zu Hause, so muß er, ehe er noch wirklichen Besitz von seiner Akademie nimmt, bey einer Generalversammlung derer Doktoren von allen Akademien der ganzen Welt (die hierzu einen bequemen Ort erwählen) die Berichte von seinen Reisen in denen üblichsten europäischen Sprachen ablegen und darinnen um desto behutsamer und geschickter verfahren, weil alle Glieder dieses ehrwürdigen Ordens das nehmliche gethan und versuchet haben.

Nach diesem folget noch ein Nebenexamen, und wenn er auch hierinne mit Ruhm bestanden, so wird er endlich für ein Mitglied ihrer Gesellschaft erkläret und nach abgelegtem Eyde, alle diese Ordnungen künftig beyzubehalten und zu handhaben, öffentlich durch Trompeten- und Paukenschall bestättiget. Worauf sich die Versammlung endiget und jedes Mitglied sich wieder an seinen Ort verfüget.

Geschiehet es, daß eine Akademie vacant wird, deren rechtmäßiger Anwartschafter noch ein Student wäre, so führet der älteste Licentiate derselben Akademie so lange die Aufsicht, bis der Studente im Stande ist, den Doktorgrad nach der Ordnung zu erlangen, bis dahin aber ihm die Einkünfte berechnet werden müssen. Wenn aber die Reihe des Besitzungsrechts einer Akademie an einen Licentiaten selbsten käme, derselbe aber, nach abgelegten Reisen, vor der Generalzusammenkunft der Doktoren nicht bestände, sondern mit Schanden wieder abziehen müßte, so muß er in seiner eigenen Akademie einem fremden Licentiaten die Aufsicht lassen und noch so lange unter ihm stehen, bis er zur Doktorwürde tüchtig gefunden wird. Doch bleiben auch diesem die Einkünfte unbe-

schadet, außer daß er des Aufsehers jährlichen Gehalt um ein Drittheil verbessern muß.

Die eigentliche Zeit, wann ein Licentiate doktorfähig wird, kann nicht bestimmt werden, weil dieses allein von dem Tode desjenigen abhänget, auf dessen Akademie ein solcher Licentiate entweder erblichen Anspruch hat oder zu derselben Ankauf unter tüchtigen Kandidaten durch das Loos ein Recht erlanget. Doch da auf allen Akademien nicht allemal ein Sohn oder Vetter vorhanden ist oder, so auch deren vorhanden wären, durch den Tod Platz machen können, so sterben gleichwohl die meisten Licentiaten ohne Doktorwürde ab, welches aber die Studenten, um ihren Abgang wieder zu ersetzen, nicht abschrecket, weil das Doktorat nur als ein Zeichen der Ehre, nicht aber des Glückes angesehen wird und, nach meiner vorausgesetzten Bedingung, ein jeder Studente für sich hinlänglich bemittelt ist, auch als Licentiate von seinem jährlichen Gehalte eine Frau und Familie reichlich zu erhalten, außer diesem noch, wenn er keine erbliche Anwartschaft auf eine Akademie hat oder keine fremde auswarten will, sich allemal eine andere Lebensart erwählen kann.

Dieß wäre nun ohngefähr mein Project, welches vernünftige Männer noch besser ins Reine bringen könnten. Die Ausführung desselben und die damit nothwendig verknüpfte Ausrottung aller heutigen Buchhändler, die keine eigenen Buchdruckereyen haben, nebst denen Buchdruckern, die selbige unwürdig führen, würde höchstens eine Zeit von 50 Jahren erfordern; und in 100 Jahren würde das Recht auf eine Akademie ebenso veste gesetzet seyn, als die Erbfolge eines Landjunkers auf das Rittergut seines adelichen Herrn Vaters gegründet ist, wenn die Schulden bezahlet sind."

Das ist also der Plan des Herrn Hardi zur Verschmelzung des Buchhändlers und des Buchdruckers und zur Hebung des hieraus hervorgehenden e i n e n Standes. Wir glauben nicht nötig zu haben, denselben hier einer eingehenden Erörterung zu unterziehen. Ganz sicher ist er wohlgemeint und hat ein hohes Ziel vor Augen gehabt, allein er ist ebenso sicher unpraktisch und im heutigen Zeitalter der allgemeinen Gewerbefreiheit nicht mehr ausführbar. Das Losungswort der Gegenwart heißt vielmehr „Teilung der Arbeit". Wir werden fortan also nichts weniger als eine Verschmelzung von Buchhändlern und Buchdruckern erleben, sondern weit eher wahrnehmen, daß jeder dieser beiden Stände wieder in einzelne Zweige sich teilt, deren jeder ein besonderes Feld zu bebauen, ein Spezialfach zu pflegen sucht. Zum Teil ist dieser Fall schon jetzt eingetreten, doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir

voraussagen, daß eine solche Teilung der Arbeit stets noch zunehmen wird. Auch hier dürfte sich wohl die Wahrheit des Spruches bethätigen: divide et impera!

Gleichwohl möchten wir die Vorschläge Hardis nicht bloß als Kuriosität oder Merkmale seiner Zeit für beachtenswert erachten, sondern sogar ein großes Verdienst ihnen uneingeschränkt zugestehen, weil sie nämlich eine Erhöhung der Ansprüche an die Bildung des Buchhändlers für erforderlich halten. Hierin sind wir mit ihm ganz einverstanden (indem wir zugleich die Verhältnisse eines Buchdruckers als uns nicht näher berührend außer Acht lassen), und hoffen dereinst — wie wir bereits im Eingange sagten — von der Errichtung einer Buchhändler-Akademie in Leipzig die besten Früchte für die Zukunft.

Wir kehren nun noch einmal zu Hardis Mitteilungen zurück, um ihm bei noch anderen Vorschlägen zu folgen, die er für die Ausbildung eines jungen Buchhändlers im speziellen macht. Aus denselben werden wir ersehen, in welcher Art vor etwa 150 Jahren unsere Zöglinge angeleitet wurden, und können dieselbe dann mit der gegenwärtig üblichen vergleichen, was, wie uns dünkt, gar kein überflüssiges und nutzloses Unternehmen sein wird. Hardi berichtet weiter:

„Bis aber dieses große Werk (die Akademie) zu Stande gebracht wird, will ich die gegenwärtige Verfassung des Buchhandels, und was ein junger Mensch bey Erlernung desselben zu beobachten hat, noch in etwas abschildern.

Es ist leicht zu erachten, daß das, was bishero von denenjenigen Eigenschaften, die ein zur Handlung gewidmeter junger Mensch mitbringen muß (erfordert wurde), hier hauptsächlich mit gelte, mithin wird hierzu alles erfordert, was in diesen Jahren zu fassen möglich ist. Und da ein Buchhändler nicht mit dem Geiste allein, sondern auch mit dem Leibe arbeiten muß, so erfordert diese Wissenschaft besonders einen geraden, gesunden und dauerhaften Körper, welcher vermögend ist, die vielerley und oft starke Arbeiten auszuhalten und mit Vortheil zu verrichten.

Mein Junge, den ich bereits vor 12 Jahren zur Unterweisung bekam (und der vor weniger Zeit sein eigenes Negotium angefangen), hieß Carl Friedrich Allard. Sein Vater war selbst ein geschickter Buchhändler. Wir verglichen uns auf keine gewisse Jahre, wie sonsten an den meisten Orten gebräuchlich ist, sondern wollten es auf den Fleiß des jungen Menschen selbst ankommen lassen.

Neben meinem ansehnlichen Verlag besaß ich auch ein schönes und auserlesenes Sortiment, welches ich beständig mit neuen Büchern von

allen Sprachen und Wissenschaften vermehrte. Alles zu haben, wäre mehr schädlich als nützlich, weil sich keine Handlung rühmen kann, alle Bücher ohne Unterschied gebrauchen zu können. Doch ließ ich nichts fehlen, was die Gelehrten hoch priesen und nicht allein in Deutschland, sondern auch Holland, Engelland, Italien, Frankreich 2c. herausgekommen war.

Dieses Sortiment meinem Allard nach und nach recht bekannt zu machen, zog ich ihn allemal mit zur Inventur, welche alle Jahr zweimal vorgenommen wurde, dabey ich ihn bald aus dem Inventario die Auctores und Schriften herlesen und mithin inventiren, bald aber die Zahl der vorhandenen Bücher, welche nach ihren Paqueten in Ordnung geleget wurden, ansagen ließ, welches alles mit der möglichsten Geschwindigkeit geschehen mußte und der zuverlässigste Weg ist, einem jungen Menschen das Sortiment bald bekannt zu machen und über dieses Anleitung gibt, vortheilhaft einzuräumen und die Paquete reinlich und sauber zu halten.

Hänget man aber nachlässiger Weise die Inventur an den Jungen allein und bestimmet ihm wohl noch darzu eine gewisse Zeit, in welcher er mit diesem und jenem Buchstaben fertig seyn könne und müsse, so werden nicht nur allerhand Fehler und falsche Anzeigen der vorhandenen Exemplarien mit unterlaufen, die wenigsten Paquete aufgemachet und die Zahlen der vorigen Inventur nachgeschrieben, sondern hauptsächlich die von frischem Maculatur entblößten und halbnackenden Paquete, um nur fertig zu werden, wieder eilfertig eingeräumet, die Schätze aber bey der folgenden Inventur gefunden werden.

Eben dieses muß man auch anfänglich bey dem Collationiren der Bücher beobachten, als welches gleich Anfangs in vielen Handlungen, nach einer schlechten und kahlen Anweisung, dem Jungen allein überlassen wird, der auch seine collationirten Bücher ununtersucht einräumen darf, woraus aber die Beschwerlichkeit folget, daß das verkaufte Buch mangelhaft wieder zurückgebracht wird und der Käufer entweder den Defect ersetzet oder aber sein Geld wieder haben will.

Mir waren die Defecte allemal eine Plage, der ich, so viel es möglich war, auszuweichen suchte. Denn in diesem Punkt däuchte michs schon der Mühe werth zu seyn, meinen Allard im Collationiren aufmerksam und zuverlässig zu machen. Zuerst gab ich ihm nur leichte Sachen, die theils ganz, theils aber mit Fleiß defect gemacht waren, dabei ich nicht von der Stelle wich, bis er von allem guten Grund geben konnte. Nach diesem nahm ich schwerere und endlich französische Bücher in groß-12°, die aus vielen Theilen, Kupfern und Vorbe-

richten bestunden und durchaus halbe und Viertelsbögen (umfaßten, denen) auch wohl nur einzelne Blätter angedrucket waren, die manchmal einem erfahrnen Buchhändler zu schaffen machen können.

Diese Uebung trieb ich so lange, bis ich endlich sahe, daß er einen richtigen Begriff von der Sache hatte und sich künftig selbst helfen konnte. Dieses war mir noch nicht genug; sondern ich wollte ihm auch angewöhnen, geschwinde und doch richtig zu collationiren. Ich nahm dahero von einem neuen Verlagsbuche 100 Exemplarien, gab ihm 50, die übrigen 50 behielt ich für mich und stellte mich neben ihm hin, that aber nicht, als ob ich mit ihm in die Wette collationiren wollte. Jedes fünfzig war allemal mit 10 Exemplarien geschränket. Sein erstes und zweytes Zehend war ganz, an dem 3., 4. und 5. aber fehlte im zehnten Exemplar allemal ein Bogen. Das erste Zehend war also richtig, und ich ließ ihn mit mir fertig werden. Bei dem zweiten Zehend aber blieben ihm zwei Exemplare übrig, da ich mit dem Meinigen bereits fertig war und nun an das dritte griff und nichts sagte als: Hurtig!

Hierauf kam er nun auch an sein drittes Zehend und blickte zuweilen nur auf meinen Stoß, den ich in aller Einfalt fort collationirte. Um nun nicht gar zu weit zurück zu bleiben, collationirte er 1 Exemplar und legte das folgende gleich auch mit weg, welches ihm solche Erleichterung gab, daß er nunmehro mich nicht nur einholte, sondern sogar an allen 50 Exemplarien mich mit 10 Stücken im Stiche ließ. Ich bezeugte mein Wohlgefallen hierüber und erinnerte ihn allein: ob alle Exemplare complet, und ob man sich darauf verlassen könnte. Die Antwort war zweifelhaft. Sobald ich ihm aber den gespielten Betrug nebst dem wirklichen Mangel zeigte, stand er beschämt da.

Mit Schlägen habe einen jungen Menschen nie tractiren mögen, deswegen ich mich allein eines geschraubten Verweises bediente, welcher die Wirkung hatte, daß ich, nach noch mehr angestellten Proben, meinen Zweck vollkommen erreichte und Allard, wenn er allein arbeitete, ebenso geschwind und accurat als in meiner oder eines Anderen Gegenwart war.

Sobald er nun hierinnen genugsam erfahren, mein Sortiment und meinen Verlag hinlänglich kannte, auch im Handkauf, Packen und andern Bestellungen eine Fertigkeit erlanget hatte, so führte ich ihn auch zu den Handlungsbüchern und Scripturen an. Seine ersten Versuche bestunden in Briefen an Buchbinder und Buchhändler, denen man nichts anderes als den Versandt ihrer verlangten Bücher zu berichten hatte. Hierauf folgten die Briefe von Anerbietungen, Streitsachen und was

sonsten im Briefwechsel die Buchhändler alleine angehet und vorkömmt.

Was aber die Beantwortung der Briefe betraf, die von gelehrten und anderen vornehmen Personen einliefen, so mußte man sich allemal nach dem Schreiber richten; denn einige wollten auf ihre Anfragen wegen Bücher Antworten haben, die eher einem Tractat als Brief gleich sehen; andere aber verlangten nur kurz abgefertiget zu seyn. Hierzu nun können keine besondern Regeln gegeben werden, sondern die Erfahrung muß den Meister machen. Mein Brief mag abgefasset seyn wie er will, genug wenn ich nur bey dem, an welchen selbiger gerichtet ist, meinen Zweck erreiche.

Keine Briefe sind dem Geschmacke nach so sehr unterschieden als diejenigen, welche an die Buchhändler einlaufen, und auf eben diesen Schlag sind auch die Antworten eingerichtet: wenn man also ein Copierbuch von den Briefen eines Buchhändlers durchblätteret, würde man glauben, daß an diesen Concepten wohl 40 Personen Theil gehabt hätten, da doch selbige allein von einer oder höchstens zwoen Personen herrühren. Diese Verschiedenheit ist allein eine Folge von den ungleichen Gegenständen, die sie vor sich gehabt haben.

(Hardi bringt hier noch das Beispiel eines seiner litterarischen Korrespondenten bei, welcher in betreff seiner Wünsche sehr schwer zu befriedigen gewesen sein muß, denn er berichtet, daß sein Antwortschreiben aus weniger als 130 geschriebenen Bogen unmöglich hätte bestehen können, daß dafür aber seine Mühe in der Folge nicht vergebens gewesen wäre.)

Hieraus erhellet, daß ein zur Buchhandlung gewidmeter junger Mensch keine Regeln zum Briefschreiben nöthig hat, als welche ihm ein jedes Schreiben, so er beantworten soll, natürlicher Weise selbsten an die Hand gibt.

Die Handlungsbücher oder die Buchhaltung wird nicht in allen Buchhandlungen auf einen Fuß geführet. Einige halten die doppelte, andere aber nur die einfache Buchhaltung. Noch andere führen ihre Buchhaltung so, daß selbige von niemand als ihnen selbsten verstanden wird. Meine Handlungsbücher bestunden in diesen:

I. Die Inventaria des Sortiments nach denen Facultäten eingerichtet, wo jede Facultät ihren besondern Band hat. Die Bücher in französisch-, italiänisch-, holländisch-, englisch-, spanisch- und andern ausländischen, doch europäischen Sprachen haben ihr eigenes Inventarium.

II. Aus diesen Inventariis habe ein Materien-Register gezogen,

welches Anleitung gibt (wenn gelehrte Leute Bücher über gewisse Materien suchen, davon aber weder die Autores noch die Titels anzuzeigen wissen), wie man sogleich alle hersagen kann, was davon in der Handlung vorhanden ist. Dieses ist ebenfalls nach denen Facultäten eingerichtet. Hier kommen erstlich die Generalia und nach diesen die Specialia, alles nach dem Alphabet. Handelt ein Werk von mehr als einer Materie, oder selbiges hat Zugaben, Anhänge rc., die eine Specialmaterie abhandeln, welche zum Werke selbsten nicht gehören, so muß es allemal an seinem Orte angezeiget werden. Z. E. befinden sich in einem Bande: Kirchweyh-, Hochzeit-, Leichen- und Fastenpredigten, so muß das Buch an 4 Orten eingeschrieben werden. Und auf diese Art verfahre ich mit allen Facultäten und Materien. Diese Arbeit erfordert zwar großen Fleiß und Geduld, aber sie ist auch von einem unvergleichlichen Nutzen.

III. Das Abgangs- und Bestellungs-Register, worein ordentlich geschrieben wird, was in der Handlung nicht mehr vorhanden oder von Liebhabern bestellet worden.

IV. Das Defectenregister von allen ausländischen Buchhandlungen nach dem Alphabet, damit, wenn außer Meßzeit eine Gelegenheit vorfällt, von da oder dorther einen Defectbogen zu bekommen, man augenblicklich nachsehen kann. Und auf diese Gelegenheiten muß mein Junge besonders wol Achtung geben, weil in der Messe selbsten nichts schwerer als ein Defect zu bekommen ist. Kömmt der Defect wirklich an, so muß selbiger im Register durchstrichen und nicht in einen Winkel geworfen, sondern augenblicklich in das mangelhafte Buch eingelegt werden.

V. Das tägliche Journal, worein man alles umständlich niederschreibt, was verborgt oder auswärts versandt wird.

VI. Das Hauptbuch, in welches die Rechnungen aus denen Journalen specificé getragen werden, und man mithin jede Rechnung sogleich mit einem Blicke übersehen kann.

VII. Das Buchhändler-Meßregister, worin geschrieben wird, was auf denen Messen, sowohl en Change als per Contant geschiehet. Weil aber dieses Buch, wegen Eilfertigkeit, wol accurat, aber nicht zierlich seyn kann und darf, so wird aus diesen Meßregistern:

VIII. Das Buchhändler-Hauptregister formiret, darein zu Hause alles ordentlich, deutlich und zierlich getragen wird, was von Messen zu Messen mit denen Buchhändlern gethan worden.

IX. Das Cassabuch, worein die baare Einnahme und Ausgabe gebracht wird.

X. Das Copierbuch. Darein werden die vornehmsten Umstände, sowol aus denen Briefen, die ankommen und auch wieder beantwortet werden, geschrieben, damit wenn ein Irrthum entstünde, man sogleich nachsehen könne, was wechselsweise geschrieben worden, um nicht nöthig zu haben, wegen jedem Umstand des Freundes Briefe im Jahrgang mühsam aufzusuchen, es wäre denn Sache, daß man denselben mit seiner eigenen Hand überzeugen müßte.

Daß ich übrigens von meinem eigenen Verlag und von meinen auswärtigen Lagers besondere Inventuren habe, verstehet sich von selbsten.

Nur die Buchhaltung allein wäre schon hinlänglich, den Fleiß eines jungen Menschen auf etliche Jahre zu unterhalten, und gleichwol ist diese Arbeit, wenn man einmal davon richtige Begriffe gefasset, noch die leichteste, weil man darinne endlich zur Vollkommenheit gelangen kann."

* * *

Soweit Kollege Hardi. Wir haben demselben fast ununterbrochen das Wort gelassen, weil es uns persönlich in der That großes Vergnügen gewährt hat und von besonderem Interesse gewesen ist, hier eine erfahrene Stimme zu hören, die uns in anschaulicher Weise über die Verhältnisse unterrichtet, welche vor etwa 150 Jahren im Buchhandel bestanden haben. Auch die Gegenwart kann, so dünkt uns, aus solchen Mitteilungen manches lernen und verwerten, wenngleich die Zustände selbst mit der rollenden Zeit sich mehrfach verändert haben. So sagt Hardi noch am Schluß folgendes:

„Was aber das Hauptwerk eines Buchhändlers ausmachet, welches die Bücherhistorie ist, so muß die ganze Lebenszeit daran geändert, verbessert und hinzugesetzet werden. Ein Buchhändler lernet, mit einem Worte, niemals aus." Wie richtig ist dieser Ausspruch!

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsch, daß der schon vor $1^1/_2$ Jahrhunderten gehegte Plan unseres Kollegen Hardi, eine „Akademie" für junge Buchhändler ins Leben treten zu lassen, in nicht ferner Zeit im Interesse unserer Standesgenossen seine Verwirklichung erlangen möge.

Die technische Herstellung der Bücher und der zu denselben gehörenden Illustrationen.

Von

G. G.

I.

Wie man von einem tüchtigen Kaufmann genaue Kenntnis der Anfertigung oder Beschaffenheit seiner Waren erwartet, so soll auch der Buchhändler mit der technischen Herstellung der Bücher wenigstens einigermaßen vertraut sein und sich ein selbständiges Urteil bilden können, ob ein Werk typographisch korrekt hergestellt ist und in welcher Vervielfältigungsart darin enthaltene Illustrationen ausgeführt sind. Leider läßt diese Kenntnis in unserem Berufe noch viel zu wünschen übrig, und eine nicht kleine Zahl junger Kollegen haben einen sehr mangelhaften Begriff von diesen Dingen.

Zweck der vorliegenden Arbeit ist deshalb, eine kurze Anleitung zur Herstellung von Druckwerken und der dazu gehörenden Illustrationen zu geben. Wir werden uns aber nur auf wissenschaftliche oder technische illustrierte Werke beschränken, weil es zu weit führen würde, Schulbücher, Prachtwerke rc. in den Rahmen dieser Arbeit zu bringen.

Die Anforderungen welche wir an ein Manuskript stellen können, sind, daß dasselbe nur auf einer Seite des Papiers geschrieben und, daß die Handschrift keine gar zu schlechte ist. Ein sauberes und der inneren Einteilung des Buches entsprechendes, übersichtlich und wohl geordnetes Manuskript ist nicht nur eine Freude für den Verleger und Buchdrucker, sondern läßt auch im allgemeinen auf eine sorgfältige Arbeit schließen. Solche Manuskripte sind aber nicht so häufig und sogar Autoren, die schon viel geschrieben haben, machen sich die Arbeit in dieser Beziehung leicht und liefern oftmals das Manuskript in einem jammervollen Zustande ab; der Verleger, unter Umständen froh, das Manuskript überhaupt erhalten zu haben, muß es in diesem Zustande drucken lassen und die erhöhten Satzkosten aus seiner Tasche bezahlen.

Will man vor dem Druckbeginn wissen, wieviel Druckbogen ein Manuskript ungefähr ergeben wird, so kann man, falls letzteres einiger-

maßen gleichmäßig geschrieben ist, es leicht selbst ausrechnen. Wir zählen zuerst die Buchstabenzahl von ungefähr 10—12 Manuskriptzeilen an verschiedenen Stellen des Manuskripts. Das Mittel dieser Zahlen gibt uns dann die Buchstabenzahl einer Zeile, diese mit der Anzahl Zeilen einer Seite multipliziert, gibt die Zahl der Buchstaben einer Manuskriptseite; ebenso verfährt man mit der Satzprobe, die uns als Vorlage dient oder welche wir zu verwenden gedenken. Enthält z. B. eine Manuskriptseite 50 Zeilen à 60 Buchstaben, in Summa also 3000 Buchstaben und eine Satzseite bei 40 Zeilen à 50 Buchstaben in Summa 2000 Buchstaben, so gibt eine Seite des Manuskriptes $1^1/_2$ Seiten Satz. Ist das Manuskript 300 Seiten stark, so würde es demnach 450 Druckseiten ($28^1/_8$ Oktav-Bogen) geben. Abteilungstitel, die auf besondere Blätter gedruckt werden sollen und der Raum der Abbildungen müssen noch besonders hinzu gerechnet werden.

Wenn das Manuskript ungleichmäßig geschrieben ist, so läßt man es vom Drucker ausrechnen, welcher gewöhnlich eine große Übung darin besitzt. Manuskripte mit vielen Tabellen und Abbildungen lassen sich sehr schwer vorher berechnen.

Das Berechnen des Manuskripts vor dem Druckbeginn ist empfehlenswert, weil es vorkommt, daß Autoren den eventuell vereinbarten Umfang nicht innehalten. Änderungen oder Kürzungen aber im Manuskript leichter vorgenommen werden können, als im Satz. Auch wird der Verleger seine Dispositionen über Schriftart und Ausstattung viel leichter treffen können, wenn er den ungefähren Umfang kennt.

Zunächst haben wir die Schriftart und die Größe derselben zu bestimmen. Die Frage: „Ob Fraktur oder Antiqua?" wollen wir hier nicht erörtern, sondern nur bemerken, daß es Regel ist, medizinische, philologische und mathematische Werke aus Antiqna zu setzen und zwar zum Teil aus praktischen Gründen. Es enthalten diese Werke viele aus Antiqua zu setzende Wörter, und es sieht unschön aus, wenn beide Schriftarten zusammen Verwendung finden. Außerdem läßt man Werke, die auch im Ausland Absatz finden sollen, aus Antiqua setzen, weil Ausländer die der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig sind, den in Antiqua gesetzten Büchern den Vorzug geben. Bei allen übrigen Werken dürfte es ohne Einfluß auf den Absatz sein, ob sie aus Fraktur oder Antiqua gesetzt sind. Wir überlassen es also dem Geschmack und den persönlichen Ansichten des Verlegers, die ihm geeignet scheinende Schriftart zu wählen.

Die Reihenfolge der verschiedenen Schriftgrößen ist, von der kleinsten anfangend, folgende: Petit, Borgis, Korpus, Cicero. Die Schriften

unter Petit: Perl und Diamant und die über Cicero: Mittel, Tertia ꝛc. kommen in Büchern nur bei Anmerkungen oder beim Titelsatz vor.

Die einzelnen Schriftarten an sich können verschieden sein, je nachdem ihr Schnitt resp. das Bild der Schrift, groß oder klein ist. Bei einer großen Schrift füllt z. B. das h die ganze Höhe des Schriftkegels aus, was bei einem kleineren Schnitt nicht der Fall ist; bei letzterem bleibt dann oben und unten ein kleiner freier Raum „Fleisch" genannt. Unter Schriftkegel verstehen wir die Höhe, welche der Fuß der Schrift einnimmt; aber auch dieser variirt. Die Differenz ist nur sehr gering, ungefähr eine Zeile bei einer kompressen Borgiskolumne in Oktavformat. Da die Buchstaben des kleineren Kegels aber auch etwas schmaler sind, beträgt die effektive Differenz bei einer mittelgroßen Oktavseite ca. 2 Zeilen. Dieser Unterschied kann bei umfangreichen Werken zu Differenzen mit peinlichen Autoren führen, besonders wenn das Honorar bogenweise berechnet wird.

Die Schriftgrößen, welche zum Text der hier in Betracht kommenden Werke fast ausschließlich benutzt werden, sind die Korpus- und die Borgis-Schrift.

Stellt man die einzelnen Textzeilen dicht an einander, so nennt man diesen Satz kompreß, weil sich aber der kompresse Satz schwer liest, so trennt man die einzelnen Zeilen von einander durch den sogenannten Durchschuß. Derselbe besteht aus kleinen Metallstücken von gewisser Stärke, welche nicht die Höhe der Schrift haben und dadurch einen leeren Raum zwischen den einzelnen Zeilen hervorbringen. Der gebräuchlichste Durchschuß ist ¼ Petit; er hat die Stärke des vierten Teiles der Petitschrift. Bei splendidem Satz kommt auch ¼ Cicero- oder ½ Petit-Durchschuß zur Verwendung.

Wenn der Umfang des Werkes es gestattet, so verwende man bei in groß Oktav zu druckenden Werken die für das Auge angenehme und leicht zu lesende Korpusschrift mit ¼ Petit Durchschuß; wird aber das Buch 50 und mehr Druckbogen stark, so ist die Borgis mit ¼ Petit zu empfehlen, da sonst der Band zu dick und für den Gebrauch unhandlich wird.

Die meisten Compendien und technischen Handbücher werden aus Borgis mit ¼ Petit gesetzt, weil bei diesen Werken in gewisser Beziehung eine Sparsamkeit am Platze ist. Die Kosten für den Satz des Textes werden stets fast die gleichen bleiben, weil der Satz nach der Anzahl der zu setzenden Buchstaben berechnet wird. Es wird bei kleinerer Schrift also nur an Papier und Druck gespart.

Die folgenden Beispiele mögen den Unterschied der Herstellungs-

kosten zwischen aus Corpus- und Borgis-Schrift gesetzten Werken, bei einer Auflage von 2000 Exemplaren, erläutern.

Nehmen wir als Beispiel eine 11 cm breite und 18 cm hohe Kolumne*) Korpus mit 1/4 Petit, so kostet ein Oktavbogen (16 Seiten) glatter Satz ca. 23 M., ein Bogen in Borgis mit 1/4 Petit in demselben Format ca. 26 M. 75 Pf.

Es enthalten aber 40 Bogen Borgis ebensoviel Satz wie 48 Bogen Korpus, demnach kosten:

48 Bogen Korpus à 23 M. =	1104.—
Druck von 48 Bogen à 8 M. —	384.—
Papier zu 48 Bogen à 35 M. =	1680.—
	3168 M.
40 Bogen Borgis à 26 M. 75. =	1070.—
Druck von 40 Bogen à 8 M. =	320.—
Papier zu 40 Bogen à 35 M. =	1400.—
	2790 M.

Die Ersparnis beträgt also am Satz 34 M., an Druck und Papier 344 M.

Ist man zur Sparsamkeit gezwungen und das Format des Buches nicht zu groß, so kann man sich auch einer Borgisschrift welche auf den Kegel der Korpus gegossen ist, bedienen. Diese Schrift hat das Bild der Borgis, aber die Höhe resp. den Kegel der Korpus, besitzt also oben und unten etwas „Fleisch", wodurch das Zwischenschieben eines „Durchschuß" überflüssig wird. Die Ersparnis bei dieser Schriftart ist ziemlich bedeutend, weil hier die Kosten für den Durchschuß fortfallen.

Das Verhältnis dieser Schriftart zur Borgis mit 1/4 Petit ist in dem oben angegebenen Format folgendes:

40 Bogen Borgis mit 1/4 Petit = 37 Bogen Borgis auf Korpus-Kegel.

Die Satzkosten für einen Bogen Borgis auf Korpus-Kegel betragen 25 M. 50 Pf.; demnach kosten:

37 Bogen Borgis auf Korpus-Kegel à 25,50 M. =	943,50.
Druck von 37 Bogen à 8 M. . . . . =	296,—.
Papier zu 37 Bogen à 35 M. . . . . =	1295,—.
	M. 2534,50.

Der Satz ist also um 126 M. 50 Pf. billiger als Borgis mit 1/4 Petit Durchschuß und am Druck und Papier werden 129 M. gespart.

*) „Kolumne" ist die typographische Bezeichnung für eine Satzseite.

Wie schon bemerkt, eignet sich diese Borgis auf Korpus-Kegel nur für Werke in kleinem Format, und wir haben das obige Beispiel nur angeführt, um das Verhältnis der Schriftarten unter sich und das der Preise zu zeigen.

Haben wir uns über die zu wählende Schriftart entschlossen, so ist es doch vor Erteilung des Druckauftrages notwendig, eine oder verschiedene Probekolumnen anfertigen zu lassen, weil, wie wir oben gesehen, der Kegel und der Schnitt der Schriften verschieden sein kann. Wir müssen dann das Richtige und für unsere Zwecke Passende auswählen.

Mit der Wahl der Schrift ist die der Größe der Satz-Kolumne und des Papiers eng verbunden.

Das Verhältnis der Breite der Kolumne zur Höhe derselben soll möglichst den Regeln des „Goldenen Schnittes" entsprechen, denn nichts sieht unschöner aus, als eine kurze und breite oder eine lange und schmale Kolumne. Ebenso unschön ist ein zu schmaler weißer Papierrand, aber bei den hier in Betracht kommenden Werken darf ein zu großer Rand auch nicht genommen werden, weil dadurch das Format unnütz vergrößert und die Handlichkeit des zum Studium bestimmten Werkes beeinträchtigt wird.

Der weiße Rand muß nach außen und nach unten stets größer als innen und oben sein. Allgemein gilt die Regel, daß der innere Rand des gebundenen, also beschnittenen Buches $^2/_3$ des äußeren betragen soll; dasselbe gilt vom oberen und unteren Rande. Das Verhältnis beim unbeschnittenen Buche ist wie Einhalb zum Ganzen.

Die Benennung des Formates mit Oktav, Quart 2c. ist nur eine typographische Bezeichnung und wird bedingt durch die Anzahl von Druckseiten eines Bogens. Unsere hier in Betracht kommenden Werke werden fast ausschließlich in Oktav — bestehend aus 16 Seiten — gedruckt. Das Quartformat — 8 Seiten — kommt nur bei Werken mit sehr großen Textabbildungen oder Tafeln vor. Um einigermaßen die Größe eines Buches näher zu bezeichnen (z. B. bei Anzeigen), pflegt man zu sagen: Lexikon-, Groß-, Klein-Oktav 2c.

Wir wollen einige Formate, die sich praktisch sehr bewährt haben, als Beispiel hier anführen:

	Papierformat.	Kolumnengröße.
Lexikonformat:	17 × 25 cm	$12^1/_2 \times 19^1/_2$ cm
Groß-Oktav:	15 × $22^1/_2$ „	11 × 18 „
Klein-Oktav:	$12^1/_2 \times 19^1/_2$ „	$9^1/_2 \times 15$ „

Das Groß-Oktav ($15 \times 22^1/_2$ cm.) gibt doppelt auch ein gefälliges Quartformat.

Vor einigen Jahren hat man den Versuch gemacht, gewisse Normalformate wie in Frankreich einzuführen. Die Sache wurde von den Papierfabrikanten, die viel unter der ganz enormen Verschiedenartigkeit der Formate zu leiden haben, angeregt, bis jetzt ist es aber zu einem Resultat — wenigstens bei Druckpapieren — nicht gekommen. Wie es scheint, hat sich die Sache im Sande verlaufen, weil kein Verleger seine bisherigen Formate aufgeben wollte und die Fabrikanten deshalb gezwungen sein würden, neben den neuen Normalformaten noch die ihrer Kunden zu führen. Sehr zu empfehlen ist es, sich auf möglichst wenig Formate zu beschränken, nicht allein weil man dann stets Reste von Papierlieferungen wieder verwenden kann; man wird auch bei größeren Bezügen billiger einkaufen.

Die Wahl des Papieres ist für den Verleger keine so leichte, weil er die Güte desselben nicht ohne weiteres feststellen oder beurteilen kann.

Für Werke von dauerndem Werte verwendet man selbstverständlich nur Papier, welches frei von Holzbeimischung ist, weil solches mit Holz in Jahr und Tag gelb wird und nach längerer Zeit bricht und schließlich zerbröckelt. Der Zusatz von Holz läßt sich leicht ermitteln, wenn man das Papier mit einer Auflösung von schwefelsaurem Anilin befeuchtet; enthält dasselbe kein Holz, so bleibt die betreffende Stelle weiß, andernfalls wird sie sofort gelb.

Aber auch den sog. holzfreien Papieren werden oft die verschiedenartigsten Surrogate beigemischt, die denselben ein besseres Aussehen, mehr Griffigkeit oder Schwere geben sollen. Diese Zusätze kann der Laie nicht so leicht konstatieren nnd muß sich in dieser Beziehung auf die Angaben des Fabrikanten verlassen können.

Im allgemeinen kann man auf ein gutes Papier schließen, wenn es, gegen das Licht gehalten, rein, klar und hell durchscheinend ist; eine geringere Sorte wird dunkler erscheinen und Flecke, Knoten ꝛc. zeigen. Nur durch langjährige Übung wird man die Güte eines Papiers annähernd beurteilen lernen.

Das Papier wird nach dem Gewicht verkauft; der Preis für holzfreies Druckpapier variiert zwischen 65—100 Pf. per Kilo. Vollständig reines Lumpenpapier ist aber kaum unter 85—100 Pf. per Kilo zu bekommen; die billigeren Sorten haben immer Zusätze von Surrogaten und zwar bis zu 40 %. Das Druckpapier wird $^3/_4$ geleimt geliefert, ganz geleimtes Papier ist Schreibpapier, ungeleimtes nennt man Kupferdruckpapier.

Druckpapier ($^3/_4$ geleimt) erkennt man, wenn man es mit der

Zunge befeuchtet und die Feuchtigkeit allmählich einzieht; bei Schreibpapier zieht die Feuchtigkeit fast gar nicht ein und Kupferdruckpapier saugt sie sofort auf.

Das Papier wird per Neuries = 1000 Bogen berechnet. Das Gewicht des Neuries einer bestimmten Sorte läßt sich mittelst jeder guten Briefwage leicht feststellen, da ein Bogen den 1000. Teil eines Neuries wiegt; ist der Bogen 20 Gramm schwer, so wiegt das Neuries folglich 20 Kilo.

Die Wahl der Färbung des Papiers hängt natürlich vom Geschmack des Verlegers ab, ein milchweißes Papier wird aber immer das Beste sein; je besser der Papierstoff, desto weißer kann das Papier sein. Geringere Sorten und dünnes Papier werden gewöhnlich in etwas gelblicher Färbung geliefert, weil dann der Druck nicht so durchschimmert wie bei rein weißem Papier.

Sparsamkeit beim Papier ist nie gut angebracht; ein auf schlechtes Papier gedrucktes Buch wird — wenn es auch sonst gut gedruckt ist — immer einen ungünstigen Eindruck hervorrufen. Besonders bei Illustrationsdruck darf man betreffs der Güte und Stärke des Papieres nicht sparen. Der Preisunterschied ist auch gar kein so großer. Ein Papier, wie das zu dieser Zeitschrift verwendete, wiegt 25 Kilo per Neuries in einfachem Format, nehmen wir an, daß dasselbe 90 Pf. per Kilo kostet, so beträgt der Preis 22 M. 50 Pf. per Neuries. Ist das Papier nur 18 Kilo schwer, so kostet es nur 16 M. 20 Pf. Der Preisunterschied ist also nicht bedeutend*), aber das Papier würde bedeutend dünner sein und sich kaum noch zum Druck eines illustrierten Buches eignen.

Hat man die äußere Ausstattung des Buches festgestellt, so läßt man sich von der Druckerei eine genaue Kalkulation für Satz und Druck eines Bogens aufstellen, um spätere Differenzen zu vermeiden und event. Änderungen noch treffen zu können. Die von der Druckerei aufgestellten Preise verstehen sich, falls nicht anders angegeben, nur für glatten Satz und Druck der angegebenen Auflage. Es wird dann noch besonders berechnet: der Satz von event. vorkommender kleinerer Schrift als die des Textes, Tabellen, das Zurichten der Illustrationen, das Satinieren des Papiers und das Lesen der ersten sogenannten Hauskorrektur. Viele Druckereien stellen jedoch ihre Preise inkl. dieser Nebenkosten mit Ausnahme der Entschädigung für kleineren oder Tabellensatz, weil sich diese Berechnungen vorher schwer feststellen lassen. Läßt man sich von verschiedenen Druckereien Kalkulationen aufstellen, so muß man beim Ver-

*) 6 M. 30 Pf. per Bogen bei 1000 Auflage!

gleich derselben darauf achten, ob und welche Nebenkosten die verschiedenen Berechnungen enthalten. Außer oben genannten Nebenkosten berechnet die Druckerei noch die Korrekturen, welche der Autor veranlaßt. Die Druckerei hat den Satz genau dem Manuskript entsprechend herzustellen, zu welchem Zwecke von ihr die „Hauskorrektur" besorgt wird; hat der Autor dann noch Änderungen vorzunehmen, so ist das besonders zu bezahlen. Wie oben erwähnt, wird die erste Korrektur in der Druckerei oder unter Umständen auch durch einen vom Verleger angestellten Korrektor besorgt. Die zweite Korrektur geht mit dem Manuskript in 2 Exemplaren an den Autor, welcher den einen Abzug korrigiert zurücksendet, den zweiten aber zurückbehält, um den richtigen Anschluß an den nächsten Bogen kontrollieren zu können. Nachdem die Änderungen der zweiten Korrektur ausgeführt sind, erhält der Autor nochmals unter Beifügung der von ihm gemachten ersten Korrektur einen Revisionsabzug, um nachzusehen, ob seine ersten Korrekturen richtig ausgeführt sind; diese Revision geht dann mit der Bezeichnung „druckfertig" zurück. Ist der betreffende Bogen gedruckt, so erhält der Autor ein Exemplar des Reindruckes, „Aushängebogen" genannt, um event. nach demselben das „Register" anfertigen zu können. Es kommt aber auch vor, daß der Autor viel korrigiert und noch mehrere Revisionen nötig sind, ehe der Bogen zum Druck gelangt. Das sind aber wahre Plagen für den Verleger, weil die Herstellung des Buches dadurch nicht nur verzögert, sondern auch sehr verteuert wird.

Bei Werken mit sehr kompliziertem Satz (vielen Tabellen, Illustrationen 2c.) kommt es auch vor, daß die erste Autorkorrektur in langen Fahnen, d. h. nicht in Kolumnen umbrochen und ohne Einschaltung der Illustrationen vom Autor gelesen wird. Nachdem der Satz korrekt hergestellt ist, wird derselbe mit den Illustrationen in Kolumnen umbrochen und dann nochmals zur Revision verschickt.

Da der Verleger häufig in die Lage kommt, selbst Korrekturen vornehmen zu müssen, wollen wir hier eine kurze Anleitung dazu einschalten, ausführlich kann sie des knappen Raumes wegen nicht sein.

Die Hauptbedingung ist, daß man die Korrekturen klar und deutlich angibt.

Jeder Fehler wird im Text durch ein bestimmtes Zeichen angestrichen, welches stets auf dem weißen Rande des Korrekturbogens wiederholt wird, und neben dieses Zeichen schreibt man den richtigen Buchstaben, resp. das richtige Wort. Falsche Buchstaben bezeichnet man durch einen Strich, sind mehrere solcher in einer Zeile, so macht man für jede Kor-

rektur verschiedene Zeichen z. B. |, ⌐, ⌐, ∟, ∟ &c., ganze Wörter durchstreicht man der Länge nach ├──┤. Ist ein Buchstabe aus einer falschen Schrift gesetzt, so streicht man ihn durch und wiederholt neben dem Korrekturzeichen am Rande den Buchstaben und unterstreicht ihn; bei ganzen Wörtern schreibt man die richtige Schriftart neben das Korrekturzeichen. Ist ein Buchstabe ausgelassen, so zeichnet man einen Strich | oder / und schreibt den einzuschiebenden Buchstaben neben das Zeichen am Rande. Ist ein Wort oder Buchstabe zu viel, so setzt man neben das Korrekturzeichen ein ₰ (deleatur), steht ein Buchstabe verkehrt, ein √ (vertatur.)

Wörter, die zu sperren sind, bezeichnet man mit einer Linie mit kleinen Querstrichen ꞁꞁꞁꞁꞁꞁ, soll ein gesperrt gesetztes Wort zusammengezogen werden, so macht man eine Wellenlinie ∼∼∼∼. Beide Zeichen werden am Rande nur wiederholt.

Ist die Reihenfolge der Wörter oder Buchstaben zu ändern, so gebraucht man das Umstellungszeichen ‿⁀‿. Fehlende Interpunktionszeichen werden nur durch Striche bezeichnet und die einzufügende Interpunktion neben dem Strich am Rande wiederholt. Stehen Buchstaben ungleich in der Zeile, so macht man oben und unten zwei Striche ═══.

Da wir die weitere Fertigstellung des Werkes nicht lediglich der Druckerei und dem Autor überlassen können, wollen wir uns nun mit dem Arrangement des Innern der Bücher und mit dem Druck selbst beschäftigen.

Die Einteilung des Buches soll möglichst übersichtlich und einfach sein, allzuviel Abteilungen und Unterabteilungen sind zu vermeiden, da sie den Leser nur verwirren. Manche Autoren sind in dieser Beziehung recht unbeholfen, und ist es dann Sache des Verlegers, mit Rat und That einzugreifen. Bestimmte Regeln lassen sich dafür selbstverständlich nicht aufstellen; jeder einzelne Fall erfordert besondere Erwägung.

Der Druck des Buches beginnt nicht mit dem Titel, sondern mit der ersten Textseite, resp. der „Einleitung". Titel, Vorwort und Inhalt werden aus praktischen Gründen, auf die wir zurückkommen werden, stets zuletzt gedruckt.

Bei illustrierten Werken ist nicht nur ein guter Druck, sondern auch ein übersichtliches Arrangement des Satzes mit den dazu gehörenden Abbildungen erforderlich. Es wird in dieser Beziehung von manchen Druckereien leider viel gesündigt, weil immerhin etwas Geschmack und

Sinn für Schönheit zum mustergiltigen Arrangement einer Kolumne mit Illustrationen gehört.

Haben wir ein Werk mit vielen guten Illustrationen, so ist eine große leistungsfähige Druckerei, die mit derartigen Arbeiten vertraut ist, einer kleineren — wenn sie auch scheinbar zu billigeren Preisen liefert —, unbedingt vorzuziehen. Die Behandlung der Holzstöcke selbst erfordert viel Aufmerksamkeit seitens des Druckers, und zwar nicht nur beim Druck derselben in der Maschine, sondern auch vor und nach demselben. Druckereien, die mit Holzschnitten nicht umzugehen verstehen, verderben häufig die Holzschnitte so, daß sie für spätere Auflagen nicht mehr zu gebrauchen sind.

Kann der Satz des Werkes splendid gehalten werden und kommt es auf 1—2 Druckbogen mehr nicht an, so läßt man die Illustrationen freistehen, d. h. man bringt neben dieselben, falls sie nicht die Breite der Kolumnen füllen, keinen Schriftsatz. Sind die Illustrationen sehr klein, so kann man auch zwei neben einander setzen, nur müssen sie möglichst dieselbe Größe haben; nichts sieht häßlicher aus, als wenn eine ganz kleine und eine große Figur neben einander stehen. Die Abbildung stellt man so, daß sie mit der Unterschrift die Mitte der Kolumne einnimmt. Gehören mehrere auf eine Seite, so bringt man einige Zeilen Satz zwischen dieselben.

Füllt eine größere Abbildung nicht vollständig eine Kolumne, so sieht es gut aus, wenn man über dieselbe wenigstens zwei und unter dieselbe wenigstens drei Text-Zeilen bringt.

Soll der Raum möglichst ausgenutzt werden, so stellt man neben die kleineren Figuren Satz; dieselben werden dann an die äußere Seite der Kolumne gestellt. Gehören mehrere auf eine Seite, so werden auch hier stets einige volle durchlaufende Zeilen zwischen geschoben. Bei derartigem Satzarrangement bringt man diese kleinen Figuren möglichst unmittelbar neben den dazu gehörenden Text.

Bei nur wenig Illustrationen ist das oben besprochene kompresse Arrangement nicht zu empfehlen, weil dann nicht viel gespart wird. Auch ist der Satz infolge des mühevollen Umbrechens bei den Illustrationen etwas teurer, als bei dem zuerst erwähnten Arrangement. Dasselbe empfiehlt sich ebenfalls nicht bei unzuverlässigen Autoren, die noch nachträglich in der Korrektur Textänderungen und Einschaltungen vornehmen. Die Kosten welche das Einschalten von größeren Sätzen und das dadurch bedingte Neuumbrechen einer Anzahl Seiten verursachen, sind ganz bedeutende, denn diese Arbeit ist eine sehr mühevolle und zeitraubende.

Die Figurennummern und die Erklärung der Figuren wird aus kleiner Schrift — gewöhnlich Petit — stets unter, nicht über die Abbildung gesetzt. Falsch ist es, oben die Figurennummer und unten die Erklärung zu setzen. Das Beifügen einer kurzen Figurenerklärung ist sehr zu empfehlen, weil der Leser sofort weiß, welchen Gegenstand die betreffende Abbildung darstellt.

Zu einer den typographischen Anforderungen entsprechenden Illustrations-Kolumne gehört auch, daß die Illustrationen die Breite oder Höhe derselben nicht überschreiten. Bei Anfertigung der Illustrationen hat man also auf das Format der Kolumne Rücksicht zu nehmen.

Tabellen, welche, aus gewöhnlicher Textschrift gesetzt, die Kolumnen-Breite überschreiten würden, setzt man event. aus kleinerer Schrift, da es auch hier, wie bei den Illustrationen schlecht aussieht, wenn die Breite der Kolumnen überschritten wird.

Die dem Text beigegebenen „Anmerkungen" werden stets aus kleiner Schrift — Petit oder Nonpareille — an den Fuß der Kolumne gestellt.

In früheren Zeiten setzte man an den äußeren Rand der Kolumne sogenannte „Marginalien", welche den Inhalt des daneben stehenden Abschnittes kurz resümierten; jetzt ist diese Form veraltet und durch die „lebenden Kolumnentitel", welche oben über die Kolumnen gesetzt werden und dieselbe Bedeutung wie die „Marginalien" haben, ersetzt. Auf die linke Seite gehört die Abteilungs-Überschrift und auf die rechte der Inhalt der betreffenden Kolumne.

Auf die erste Seite jedes Druckbogens wird links unten die „Norm", d. h. der Titel des Buches ganz kurz angegeben; es genügt der Autorname und das Schlagwort des Titels; ist das Werk eine neue Auflage, so wird auch diese mit angegeben. Rechts von der Norm kommt die Signatur des Bogens, d. h. die Zahl desselben; auf der dritten Seite wird diese Signatur mit einem Stern versehen wiederholt. Kommt auf eine solche erste Seite eines Bogens ein Abteilungstitel oder eine ganzseitige Illustration, so läßt man beides, wie auch Kolumnen-Ziffer und Kolumnen-Titel fort.

In einem gebundenen Buche sieht das öftere Vorkommen der Norm zwar nicht schön aus, doch ist diese durchaus nicht zu entbehren, denn zu leicht können Verwechselungen mit Bogen desselben Formates aus anderen Werken vorkommen. Hier muß die Schönheit dem Praktischen weichen!

Nach Beendigung des Textsatzes erfolgt das Arrangement des Titelbogens.

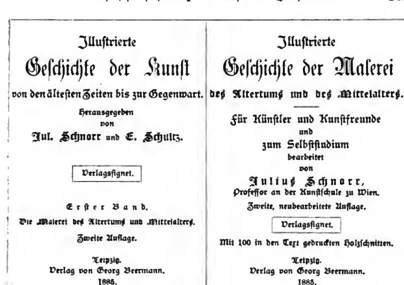
Der Titel ist das Gesicht des Buches, und wie man den Menschen bei flüchtiger Begegnung nach dem Gesicht beurteilt, so auch das Buch nach dessen Titel. Bekannt ist, daß der Erfolg vieler Bücher häufig von der Fassung des Titels abhängt, weshalb wir derselben alle Sorgfalt zuwenden müssen. Es ist nicht Sache des Autors allein, den Wortlaut zu bestimmen, der Verleger hat das Recht und die Pflicht, bei Abfassung desselben seine Anschauungen zur Geltung zu bringen, und in den meisten Fällen wird sich der Autor den Wünschen einsichtsvoller und erfahrener Verleger willig fügen.

Der Titel soll in möglichst kurzer, scharf gezeichneter Form den Gesamtinhalt des Buches angeben. Je kürzer und präziser die Fassung, desto besser; lange Titel sind nicht nur unschön, sondern erschweren auch die Übersichtlichkeit desselben.

Die Form des Titels soll der eines Kelches oder einer Urne gleichen. Wenn thunlich zuerst eine kleine Zeile, dann die Hauptzeile des Titels, die möglichst die Breite der Kolumne ausfüllen soll. Alles Übrige muß dieser Zeile untergeordnet sein. Dann folgt der Untertitel, welcher zur näheren Erläuterung des Haupttitels dient. dann der Name des Autors mit kurzer Angabe seiner Stellung oder dergleichen. Manche Autoren lieben es, ihren vollen Titel unter Hinzufügung der ihnen verliehenen Orden oder der Mitgliedschaft verschiedener Gesellschaften ꝛc. anzugeben; wir halten das für eine Unsitte, die nur einen großen Teil Eitelkeit zeigt und auf den Absatz des Buches wahrlich ohne Einfluß ist.

Ist das Buch eine neue Auflage, so würde diese Angabe folgen. Unter diese Zeile kommt event. die Angabe der Illustrationen, Tafeln ꝛc. und zuletzt die Firma. Hat die Verlagshandlung ein Signet, so würde dasselbe zwischen Autorname resp. Auflageangabe und Illustrationsangabe resp. Firma zu plazieren sein. Falsch ist es, die Illustrationsangabe über die Auflagezeile zu setzen, weil sich diese Angabe nur auf die betreffende Auflage bezieht.

Besteht das betr. Werk aus mehreren Bänden, so setzt man diese Angabe gewöhnlich unmittelbar über die Firma. Bildet jeder einzelne Band ein für sich abgeschlossenes Werk, so pflegt man jedem Bande zwei Titel, sogenannte Doppeltitel, die sich gegenüberstehen müssen, beizufügen. Links setzt man den Titel des Gesamtwerkes, gewöhnlich unter Hinweglassung eines etwaigen Untertitels, aber mit Angabe des betr. Bandes. Rechts kommt der Titel des Bandes wie er bei selbstständigen Werken gesetzt wird. Hier als Beispiel ein solcher Doppel-Titel:



Illustrierte
Geschichte der Kunst
von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.
Herausgegeben
von
Jul. Schnorr und E. Schultz.
Verlagssignet.
Erster Band.
Die Malerei des Altertums und Mittelalters.
Zweite Auflage.
Leipzig.
Verlag von Georg Beermann.
1885.

Illustrierte
Geschichte der Malerei
des Altertums und des Mittelalters.
Für Künstler und Kunstfreunde
und
zum Selbststudium
bearbeitet
von
Julius Schnorr,
Professor an der Kunstschule zu Wien.
Zweite, neubearbeitete Auflage.
Verlagssignet.
Mit 100 in den Text gedruckten Holzschnitten.
Leipzig.
Verlag von Georg Beermann.
1885.

Das typographische Arrangement des Titels muß möglichst einfach und harmonisch gehalten sein. Vielerlei Schriftarten sind zu vermeiden, ebenso hintereinander zwei gleichbreite Zeilen. Als Beispiel eines in jeder Beziehung korrekten Titels können wir den des ersten Bandes dieser Zeitschrift anführen.

Bei Abfassung des Textes zum Titel muß der Verleger bereits Rücksicht auf die typographische Anordnung desselben nehmen und lieber den Wortlaut ändern, als typographische Unmöglichkeiten vom Setzer verlangen.

Wie bereits erwähnt, wird der Titelbogen nach Beendigung des Textsatzes gedruckt, weil wir dann wissen, ob vom Schlußbogen einige Blätter übrig bleiben, die zum Titelbogen mitbenutzt werden können.

Sind z. B. am Schluß nur $^3/_4$ Bogen Text, und der Titelbogen umfaßt ebenfalls $^3/_4$ Bogen, so druckt man den Schlußbogen mit den letzten 4 Seiten ($^1/_4$ Bogen) des Titelbogens als ganzen Bogen, schneidet den $^1/_4$ Titelbogen dann ab und klebt ihn an den übrig gebliebenen halben Titelbogen an.

Weil der Titelbogen besonders gedruckt wird, so paginiert man ihn besonders und zwar mit römischen Ziffern.

Häufig pflegt man dem Titel einen sogenannten Schmutztitel, der kurz den Haupttitel angibt und zum Schutze des eigentlichen Titels dient, vorzusetzen. Den Doppeltiteln wird ein Schmutztitel nicht vorgesetzt.

Hinter dem Titel folgt das Vorwort, welches gewöhnlich aus größerer als Textschrift oder wenigstens mit größerem Durchschuß zu setzen ist. Enthält das Buch kein Vorwort, sondern nur eine „Einleitung", so wird diese nicht an Stelle des Vorwortes gesetzt, sondern bildet den Anfang des Textes. Die Einleitung ist ein integrierender Bestandteil des Buches und enthält entweder eine belehrende Darstellung über diejenigen Gegenstände, deren Kenntnis zum Verständnis des Ganzen notwendig ist (Rottner), oder behandelt die Geschichte des betreffenden Gegenstandes bis zu dem Zeitpunkt, mit welchem das Werk selbst beginnt.

Das Vorwort ist gewissermaßen eine Ansprache des Verfassers an den Leser, in der er den Zweck des Buches oder die Veranlassung zur Abfassung desselben angiebt. Außerdem enthält es event. noch die Angaben über benutzte Quellen oder die Mitwirkung und Beihilfe dritter an dem Werke.

Vorwort und Inhalt können aber auch zusammengezogen werden, werden dann aber nur wie das Vorwort behandelt.

Öfters kommt es vor, daß bekannte und berühmte Autoren Werke von noch unbekannten Schriftstellern durch einige empfehlende Worte beim Publikum einführen; eine solche „Empfehlung" wird dem Vorworte vorangestellt.

Ist das Werk einer Person gewidmet, so wird die Widmung unmittelbar hinter dem Titel plaziert. Den Schluß des Titelbogens bildet das Inhaltsverzeichnis. Wird dem Buch ein Verzeichnis der benutzten Litteratur oder ein Illustrationsverzeichnis beigefügt, so kommt beides hinter den Inhalt.

Der Titelbogen besteht also der Reihenfolge nach aus folgenden Teilen:

Schmutztitel.
Titel.
Widmung.
Vorwort.
Inhalt, Litteratur und Illustrationsverzeichnis.

Jede dieser Abteilungen muß auf einer rechten Seite stehen, resp. beginnen.

Den Schluß des Buches bildet das Register und das ominöse Druckfehlerverzeichnis. Die Beigabe des alphebetischen Registers ist für die zum Studium und Nachschlagen bestimmten Werke stets zu empfehlen; selbst das ausführlichste Inhaltsverzeichnis kann ein Register nicht ersetzen. Letzteres fertigt der Autor nach den ihm eingesandten

Aushängebogen (vergl. S. 500) an, indem der die Schlagwörter jeder Seite auf einzelne Zettel schreibt, die nach Beendigung des Werkes alphabetisch geordnet und abgesetzt werden. Das Register wird immer aus Petit oder Nonpareille und zwar 2—3spaltig gesetzt.

Das Druckfehlerverzeichnis soll nur sinnentstellende Fehler enthalten; das Aufführen von Buchstabenfehlern ist überflüssig, weil diese wohl jeder Leser selbst herausfindet und grobe Fehler doch nicht vorkommen sollten. Ganz unpassend ist es, das Druckfehlerverzeichnis dem Titelbogen beizufügen.

Nachdem wir uns bis jetzt mit dem Satz des Buches beschäftigt haben, wollen wir noch einiges über den Druck selbst sagen.

Das rohe, von der Fabrik gelieferte Papier eignet sich nicht ohne weiteres zum Druck, weil es in dem trocknen Zustande die Druckfarbe schwer annimmt; es muß deshalb zum Druck erst gehörig vorbereitet werden.

Zunächst wird das Papier gefeuchtet, indem man es in Lagen von 15—25 Bogen durch Wasser zieht, dann wieder fest übereinander legt und beschwert. Nachdem es so gegen 12 Stunden gestanden, wird es „umschlagen“, d. h. die untere Schicht kommt nach oben, die obere nach unten; nachdem es wiederum 12 Stunden gestanden und die Feuchtigkeit das Papier gleichmäßig durchzogen hat, kann es zum Druck verwendet werden. In diesem feuchten Zustande kann das Papier tagelang stehen, es muß aber dann in einem dunklen feuchten Keller aufbewahrt werden. Die Kunst, dem Papier den richtigen Feuchtigkeitsgrad zu geben, ist keine kleine, es hängt aber davon wesentlich die gute Ausführung des Druckes ab.

Durch das Feuchten quillt das Papier auf und wird uneben und rauh, weshalb man es — besonders wenn Illustrationen darauf gedruckt werden sollen — vor dem Druck satiniert. Zu diesem Zwecke werden die einzelnen Bogen zwischen einzelne polierte Zinkplatten gelegt und in Lagen von 15—20 Bogen durch 2 Stahlwalzen gezogen, wodurch die Oberfläche des Papiers glatt wird und dasselbe eine gewisse Festigkeit erhält. In neuerer Zeit hat man sogenannte Satinierschnellpressen (Kalander), bestehend aus 2 Stahlwalzen und 2 Walzen aus gehärtetem Papier, durch welche das Papier in einzelnen Bogen geführt wird. Diese Kalander liefern ein ganz vorzüglich satiniertes Papier und es ist zu bedauern, daß der hohe Preis dieser Maschinen manche Druckerei von der Anschaffung derselben zurückhält.

Bei Auflagen von 1500 und mehr pflegt man die Bogen in „Doppelformat“ zu drucken, d. h. man druckt gleichzeitig beide Formen

eines Bogens neben einander gestellt und spart dadurch die Hälfte des Druckes. Bei einfachem Format wird erst die eine Seite des Papiers bedruckt (Schöndruck) und dann die andere (Wiederdruck). Bei einer Auflage von 2000 Exemplaren geht also ein Bogen in Doppelformat 2000 mal und in einfachem Format 4000 mal durch die Maschine.

Beim Satinieren und Drucken werden einzelne Bogen durch Beschmutzen rc. unbrauchbar, und auch beim Buchbinder kommen Defekte vor; man liefert deshalb der Druckerei, außer der zur Auflage benötigten Anzahl Bogen, noch einen sogenannten „Zuschuß", in der Regel 4—5 % des verbrauchten Quantums; bei unsatiniertem Papier genügen 3 %.

Nachdem die Druckform in die Maschine eingestellt ist, kann der Druck nicht unmittelbar erfolgen. Derselbe würde helle und dunkel gedruckte Stellen aufweisen, die infolge der geringsten Ungleichmäßigkeit zwischen Druckzylinder und Fundament, auf dem der Schriftsatz in der Maschine steht, und des Schriftsatzes selbst nebst den Illustrationen entstehen. Durch Aufkleben dünner Papierblättchen oder Ausschneiden der betreffenden Stellen aus den auf den Druckzylinder gespannten Papierbogen wird die Gleichmäßigkeit des Druckes bewirkt. Man nennt diese Arbeit das „Zurichten der Druckform".

Bei Illustrationen ist das Zurichten eine ganz besonders schwierige Arbeit, weil bei diesen nicht ein gleichmäßiger Druck erzielt werden soll, sondern die dunklen Stellen einem kräftigen und die hellen einem leichten Druck ausgesetzt werden müssen, um zur vollen Wirkung zu gelangen. Illustrationen, auf deren Zurichtung wenig Sorgfalt verwendet worden ist, werden immer sehr monoton und in den dunklen Stellen grau erscheinen. Das Zurichten eines viele Illustrationen enthaltenden Bogens erfordert deshalb oft mehr als einen Tag, während der Druck von 1000 Exemplaren ungefähr 5/4 Stunde in Anspruch nimmt. Aus diesen Gründen ist der Druck des ersten Tausend teurer als der der folgenden.

Aber auch die zum Druck verwandte Farbe ist von wesentlichem Einfluß auf die Güte des Druckes selbst. Je besser die Farbe, desto schöner der Druck!

Nach Beendigung des Druckes müssen die Bogen — je nachdem — 1—2 Tage liegen, damit das Papier wieder trocknet und die Farbe einzieht; je besser die Druckfarbe, desto schwerer trocknet dieselbe. Illustrationsdrucke, zu welchen man stets nur bessere Farbe als zu gewöhnlichen Drucken nimmt, beanspruchen deshalb längere Zeit zum trocknen. Sind die Bogen vollkommen trocken, so werden sie in dünnen Lagen

zwischen Preßspähne gelegt und kommen dann in die Glättpresse, in welcher sie einem Druck von mehreren hundert Zentnern während 8 bis 12 Stunden ausgesetzt werden. Die durch den Druck entstandenen Unebenheiten (Schattierung) werden dadurch beseitigt und sind dann die Bogen fertig zur Ablieferung an den Buchbinder.

Wir sind damit an dem Schluß der Herstellungsarbeiten angelangt und wollen in einem zweiten Teil die Herstellung der Illustrationen durch Holzschnitt und Zinkographie, sowie die Behandlung derselben nach dem Drucke und die Aufbewahrung und Einrichtung des Klischee-Lagers behandeln.



Briefe über die deutsche Rechtschreibung.

1.

Verehrter!

Wie Sie aus eigener Erfahrung wissen werden, gibt es unter den Deutschen viele, die der orthographischen Frage nicht nur gleichgiltig gegenüber stehen, sondern auch sehr ungern über diesen „trockenen“ Gegenstand unterhalten sind. Können sie doch richtig schreiben, wie sie es in der Schule lernten, und kümmern sich deshalb nicht um Neuerungen, über die sie so viele langatmige und abfällige Berichte gelesen haben. Diejenigen, welche sich noch an ihre Schulzeit zurückerinnern, sind froh, den Mühsalen entronnen zu sein, die ihnen der leidige Regelkram unserer Rechtschreibung verursachte und der ihnen alles Interesse an derselben gründlich verleidet hat. Von diesem Standpunkte aus, wenn sie also nur ihre eigene Persönlichkeit in Betracht ziehen, kann ihnen ein gewisses Recht für ihre apathische Gleichgiltigkeit zugestanden werden. Anders wird die Sache, wenn sie diesen egoistischen Standpunkt mit einem mehr kosmopolitischen vertauschen, d. h. wenn sie die millionen ihrer Mitmenschen berücksichtigen, welche noch nicht in die Geheimnisse unserer Orthographie eingeweiht sind. Dann ist nicht nur ein lebhaftes Interesse für dies Gebiet gerechtfertigt, sondern es wird vielmehr Pflicht für jeden Gebildeten, den Bestrebungen zur Klärung und Besserung dieses Unterrichtsgegenstandes eine warme Sympathie entgegenzubringen, ja sie so viel wie möglich zu unterstützen. Es ist mir deshalb angenehm gewesen, zu erfahren, daß Sie, Verehrter, die orthographische Frage nicht wie so viele andere als eine überflüssige betrachten. Wenn Sie auch vorläufig nur von Ihrem Stande aus ein Interesse daran bekunden, indem, wie Sie sich ausdrücken, der Buchhändler mit allem, was er verkauft, möglichst vertraut sein soll, so glaube ich doch, Ihnen auch ein tieferes Verständnis für diesen Gegenstand zutrauen zu dürfen. Gerne erfülle ich deshalb auch Ihren Wunsch, einiges über die Geschichte der Orthographiereformbewegung zu erfahren.

Es ist vielleicht angebracht, einige Bemerkungen über die Entstehung unserer heutigen hochdeutschen Sprache vorauszuschicken.

Unter hochdeutscher Sprache verstehen wir jene, die man in ganz Deutschland, im Gegensatz zu den verschiedenen Mundarten, deren Gebrauch auf bestimmte Gegenden unseres Vaterlandes beschränkt ist, als allgemein verständliche, als Schriftsprache gebraucht, die also über den Dialekten steht. Unsere Vorfahren hatten noch nicht das Glück, eine solche Sprache zu besitzen. Selbst im Mittelalter war man noch nicht zu der Vollkommenheit einer sogenannten hochdeutschen Sprache gelangt; die Dialekte unterschieden noch die Völkerstämme. Es ist deshalb unrichtig und gibt dem Laien eine falsche Vorstellung, wenn man von einer alt- oder mittel**hoch**deutschen Sprache redet. Für die erste Periode in der Geschichte unserer Litteratur ist nicht das Gotische charakteristisch. Neben der Bibelübersetzung des Ulfila in dieser Sprache treten uns z. B. die Merseburger Zaubersprüche aus ungefähr derselben Zeit in ganz anderer Mundart entgegen. Der Heliand und der Krist, zwischen deren Entstehung nur ein geringer Zeitraum liegt, zeigen ebenfalls die Verschiedenheit der Dialekte, und so könnte man die ganze ältere Litteratur mit gleichem Resultat durchgehen.

Im Mittelalter milderten sich diese Gegensätze zuerst in den unter einander verkehrenden Kanzleien der Fürsten, und so bildeten sich von den landesüblichen Mundarten mehr oder weniger abweichende Kanzleisprachen. Auch der Erfindung der Buchdruckerkunst muß ein Anteil an dem Zustandekommen einer Schriftsprache zuerkannt werden. Doch konnte sie zu dem idealen Ziele nicht führen, und so warf sich für Luther acht Jahrzehnte später noch die Frage auf, welche Sprache er wählen müsse, um so allgemein als möglich verstanden zu werden.

Zu der damaligen Zeit konnte sich der sächsische Hof, durch den Einfluß seiner kunstliebenden Kurfürsten gehoben, der vornehmsten Bildung und höchsten Kulturentwickelung rühmen. Seine Kanzleisprache wählte Luther zu seiner Bibelübersetzung; einesteils ihrer Entwickelung wegen, anderenteils, weil er durch die günstige geographische Lage Sachsens mitten in Deutschland zwischen den beiden Gegensätzen Ober- und Niederdeutsch am besten zu einer Einigung gelangen zu können glaubte. Wohl bereicherte er die Sprache, die er vorfand, mit Wörtern aus anderen Mundarten und modifizierte sie überhaupt zu möglichster Verständlichkeit für das ganze Volk, aber absolut Neues schaffte er nicht, wie er auch selbst sagt: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen.

Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürsten, Höfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache."

Ein Zeitgenosse Luthers, Val. Ickelsamer, Schulmeister zu Rothenburg a. d. Tauber, verfaßte um jene Zeit die erste „Teutsche Grammatica", welche 5 Bogen in 8⁰ stark war und ohne Orts- und Jahresangabe um 1527 erschien. Er stellte darin zwei Hauptregeln der deutschen Orthographie auf: Die erst, Das ainer, der ein wort reden oder schreyben will, fleissig aufmerckung hab auff die bedeuttung vnd Composition desselben worts. Die ander, Das er selbig wort oder seine tayl, das ist die buochstaben vor in seine oren neme, vnd frag seine zungen, wie es kling."

Sehr wohl sah man die Notwendigkeit einer allgemeinen Schriftsprache ein und arbeitete von nun an rüstig an der Ausführung dieses idealen Gedankens. Aber die Aufgabe war schwierig in ihrer Lösung. Das zeigt ein Anhang, den ein Baseler Nachdrucker der Lutherischen Übersetzung des Neuen Testaments 1523 hinzufügte. Er wollte darin Wörter, „weil sie nicht jeder Mann verstehen mag, und weil doch dieselbigen Wörter nicht ohne Schaden hätten mögen verwandelt werden, auf unser Hochdeutsch (d. h. die Baseler Gemeinsprache) lassen auslegen". Darin befanden sich Ausdrücke wie: bang, beben, Gefäß, Gerücht, Hügel u. ä. Man muß also nicht glauben, daß das große Werk der Einigung der Mundarten sich in einigen Jahrzehnten hätte vollbringen lassen.

Helbers, des kaiserl. Notars zu Freiburg im Breisgau, „Teutsches Syllabierbüchlein", das im J. 1593 erschien, kennt noch viererlei deutsche Sprachen, „in denen man Teutsche Bücher druckt, die Cölnische und Gülichische, die Sächsische, die Flämmisch oder Brabantische und die Ober- oder Hochteutsche". Zugleich aber bezeugt er, daß das spezifisch Oberländische „nicht mehr breuchig" sei und die mittleren Mundarten schon eine gewisse Oberhand gewonnen hatten. Das war Luthers Verdienst, dessen Schriften in ganz Deutschland und in allen Schichten des Volkes gelesen wurden. So hatte der Reformator die Grundlage geschaffen, auf der sich der Bau zu einer hochdeutschen Sprache erheben konnte.

Über die Meister, die sich an diesem Werke Lorbeeren sammelten, gedenke ich Ihnen im nächsten Brief näheres zu berichten.

2.

Verehrter!

Es freut mich, daß Sie, wie ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehe, die Bedeutung der orthographischen Frage nun voll und gebührend würdigen; doch befinden Sie sich in einem argen Irrtum, wenn Sie glauben, daß niemand sich bei einigem Nachdenken denselben Ansichten verschließen könne, die Sie mir so klar darlegen. Wenn Sie aus der Kenntnis der Sachlage mit Notwendigkeit die Unterstützung einer Reform folgern, so übersehen Sie dabei einen ganz bedeutenden Faktor, der in dieser Angelegenheit eine dominierende Rolle spielt: die liebe Gewohnheit, deren Macht die meisten Menschen zu ihren Sklaven gemacht hat. Es wird sich später noch einmal Gelegenheit bieten, darauf zurückzukommen, weshalb ich Sie bitte, mir jetzt auf dem betretenen Wege weiter zu folgen.

Das Verdienst Luthers um das Zustandekommen einer hochdeutschen Sprache habe ich Ihnen dargelegt und will auch Ihren Wunsch, ein paar Orthographieproben aus seinen Schriften kennen zu lernen, in Kürze befriedigen. Es kommen in seiner Bibelausgabe die folgenden Schreibungen vor: meyn, deyn, seer, begissen, clagen, schamrott, widderkeert, an der seytten, heüpter. In dem 6. Psalm heißt es: Ach got, straff mich nit yn deinem zcorne und castey mich nit yn deinem grymme. Sie ersehen daraus eine gewisse Unbeholfenheit in der Schrift, indem sie viele Buchstaben gebraucht, die zur Verdeutlichung nicht notwendig sind und deshalb auch im Laufe der weiteren Entwickelung von späteren Reformern ausgeschieden wurden.

Natürlich wurde der Erfolg, den der Reformator durch seine weitverbreiteten Schriften auf dem Gebiet unserer Muttersprache erzielte, erst durchschlagend und von nachhaltiger Wirkung, als von jetzt ab die Grammatiker, Dichter und Schriftsteller sich der Sprache Luthers bedienten. Einen Hauptmißstand, der aber aus der Natur der Sache leicht begreiflich erscheint, bildeten noch die Schwankungen in der Orthographie. Es zeigt sich nicht nur in verschiedenen Büchern des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts eine abweichende Schreibung derselben Wörter, sondern man gewahrt auch oft in ein und demselben Werke eine große Inkonsequenz. So sah ich auch, als ich kürzlich den Niederwald bestieg und bei dieser Gelegenheit die katholische Kirche zu Rüdesheim besichtigte, dort eine Inschrift von nur wenigen Zeilen, welche von dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts erfolgten Ableben eines Edel Hern und einer Edell Fraw berichtet.

Es war nur natürlich, daß von nun ab das Bestreben der Grammatiker sich darauf richtete, zu der Allgemeinsprache auch eine einheitliche Schreibung zu schaffen. Schrift und Sprache waren in nähere Beziehung zu einander getreten, als das früher der Fall sein konnte, und entwickelten sich demgemäß auch einheitlicher. Man suchte die Schrift der Sprache genau anzupassen, schoß aber bei diesem Streben weit über das Ziel hinaus, d. h. die Schrift wurde mit einem unnötigen Buchstabenballast überladen. Wie weit man in dieser Genauigkeit ging, möge Ihnen unser Wörtchen „und" zeigen. Man schrieb vnndt, und für jeden Buchstaben hatte man eine Berechtigung: v war, dem lateinischen Vorbilde nach, das graphische Zeichen für u, und die Verdoppelung des folgenden Konsonanten zeigte an, daß der vorangehende Vokal kurz zu sprechen sei. Nun hatte schon Ickelsamer in seiner Grammatik 1522 gelehrt, daß man zwar genau nach der Aussprache schreiben, aber auch auf die Zusammensetzung der Wörter achten solle. Er vertrat also den phonetisch-historischen Standpunkt, wovon noch später die Rede sein muß. Nach dieser orthograpischen Regel rechtfertigte sich das dt in unserem Beispiele; und zwar setzte man das d aus historischem Grunde, da das Wort früher unde gewesen, während t zu setzen das phonetische Prinzip vorschrieb, indem man thatsächlich nicht anders als unt sprechen kann.

Infolge dieser allzu großen Genauigkeit, die eine Unmasse überflüssiger Buchstaben in unsere Schrift fest einbürgerte, wurde diese äußerst schwerfällig. Die Erkenntnis dieses Mißstandes bestimmte 1651 einen Grammatiker, Schottelius, zur Aufstellung des positiven Prinzips: Schreibe jeden Buchstaben der deutschen Rede, laß aber fort, was der Rede keine Hilfe thut, und forderte damit also die Vereinfachung in der Aussprachebezeichnung. Aber erst 100 Jahre später, nachdem Schottelius diesen Grundsatz aufgestellt hatte, gelangte derselbe durch Bödiker, Freyer und Gottsched zur leidlichen Durchführung. Eine radikale, konsequente Befolgung wagten aber auch diese, für die Orthographie so verdienten Männer, von der Furcht vor der Gewohnheit abgehalten, nicht durchzusetzen.

Um dieselbe Zeit trat ein anderer deutscher Gelehrter, Johann Daniel Denso (1708—1795) mit einem neuen orthographischen Systeme auf, das eine größere Vollkommenheit aufweist, als wir sie in unseren Tagen besitzen. In seiner Person ist aus einem Professor der Beredsamkeit ein Naturforscher und Übersetzer des Plinius geworden. Sein Büchlein „Zweite Anzeige von pommerschen gegrabenen Seltenheiten, Einladungsschrift zu einer Redeübung, welche am künftigen Mittwoch

in der Stargardischen Stadschule mit Genemhaltung der Obern, gehalten werden soll. Angefertigt von J. D. Denso" (Stettin 1748, H. G. Effenbart) ist in dieser neuen Rechtschreibung gedruckt, wovon ich Ihnen als Probe einen Teil des Vorwortes anführen will, das 1877 in der Zeitschrift für Stenographie und Orthographie abgedruckt wurde. Dort heißt es: „Ich habe am 8. März vorigen Jares, bei einer Redeübung, die ich mit meinen Schülern anstellete, die erste Anzeige von pommerischen gegrabenen Seltenheiten getan, und mich zur Fortsezung derselben anheischig gemacht. Jezt habe ich, durch götliche Gnade, das Vergnügen, diese zur gütigen Beurteilung darzulegen. Ich machte damals die erste Abteilung von den Dingen, die vom Anfange in der Erde gewesen sind; und hievon wil ich iezt mit mererm handeln. Hiebei fält die natürliche Beschaffenheit der Erde zuerst in die Sinne" 2c.

Die Verbesserungen beziehen sich zumeist auf den streitigen Punkt in unserer Orthographie, die Dehnungszeichen. Zur besseren Würdigung der Neuerungen will ich noch einiges vorauf schicken.

Es ist ein bedauerlicher Mangel in unserem Alphabet, der den ganzen orthographischen Streit heraufbeschworen hat, daß dasselbe dem Erfordernis „für jeden Laut ein Zeichen" nicht genügt. Es hat für den kurzen wie für den langen Vokal ein und dasselbe Zeichen, während wir in der griechischen Sprache ε und η, ο und ω vorfinden. Die Streitfrage, die bis zu unserer Zeit die verschiedensten Ansichten zu Tage gefördert hat, dreht sich um die Unterscheidung der langen und kurzen Vokale. Welche Inkonsequenz in diesem Punkte noch heute in unserer Schrift herrscht, möge Ihnen die Thatsache beweisen, daß wir die Länge des betonten Vokals auf sechs verschiedene Weisen bezeichnen. Nämlich 1. gar nicht: kam, beten u. s. w.; 2. durch Verdoppelung: Aal, Beere u. s. w.; 3. durch Anfügung eines stummen e: Liebe, Sieg u. s. w.; 4. durch Anfügung eines h an den Vokal: Uhr, lehren u. s. w.; 5. durch Anfügung eines h an den vorhergehenden Konsonanten: Thal, Thon u. s. w.; 6. durch Vokalverdoppelung und h: Thee, Theer.

Sie werden hiernach begreifen, daß in diesem Wirrwar jede Klärung, wie sie Denso brachte, als ein großer Fortschritt betrachtet werden muß. Allein dieser Reformator beschränkte sich nicht darauf, viele unsinnige Dehnungszeichen zu beseitigen, unter deren Herrschaft wir noch heute, nach der sogenannten Puttkamerschen Reform, zu leiden haben, sondern machte sich auch noch in anderer Weise um die Orthographie verdient.

Im Mittelalter kannte man die Verdoppelung des auslautenden Konsonanten nicht, und Schottel lehrt demgemäß in seiner „ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache 1663“ als „ungleichfließende Zeitworte“ die Formen wil, wilst, wolte, gewolt, kan, kanst. Der Schreibgebrauch wurde aber in diesem Punkte späterhin schwankend durch das Bestreben der Grammatiker, die Verdoppelung des auslautenden Konsonanten durchzuführen. Diesem Bestreben widersetzte sich Denso durch das strikte Festhalten an den einfachen, richtigen alten Formen. So schrieb er, besser als wir heute schreiben: Her, herlich, Irtum, Fal, fält, komt, Stof, Käntnis u. s. w. Leider aber gelangte sein Streben zu keinem Einflusse, und so konnte Gottsched die unnötige Verdoppelung zum Gesetz erheben, dem wir uns noch heute beugen. In einem späteren Brief werde ich Ihnen zeigen, daß sich gerade in unserer Zeit ein System der Rechtschreibung Bahn zu brechen beginnt, welches in diesem Punkte mit Denso und seiner konsequenten Durchführung übereinstimmt.

Merkwürdig ist, daß dieser Gelehrte nicht nur auf den Ruhm, als Schriftverbesserer zu gelten, verzichtete, sondern sich auch in keinem seiner sehr zahlreichen Werke über die von ihm angewandte, der üblichen Schreibweise widersprechende Orthographie äußerte. Er hat das Gesetz nicht ausgesprochen, welches ihn bei seinen Neuerungen leitete, und so fanden die Grammatiker Bödiker, Freyer und Gottsched ein Jahrhundert später noch die oben angeführte Regel des Schottelius vor, die aber bisher wenig Einfluß auf die Vereinfachung der Schrift gehabt hatte. Die genannten Gelehrten machten sich nun zur Aufgabe, nach diesem Grundsatz die Orthographie zu verbessern. Teils ist ihnen das auch gelungen; allein Gottsched ging wieder in der Genauigkeit der Bezeichnung zu weit. Er strebte dahin, die gleichlautenden Wörter (welche nicht von einander abstammen) verschiedener Bedeutung auch auf verschiedene Weise schriftlich darzustellen. So unterschied er z. B., was vorher nicht geschah, gar und gahr, Haabe und ich habe, das Mahl (Gastmahl), Mal (in einmal) und das Maal (Zeichen), malen und mahlen, vest (gravis) und fest (firmus), der Heyde, die Heide und Hayde, welch letzteres Wort früher die Bezeichnung für einen großen Wald abgab. Einige solcher gleichlautender Wörter haben sich in ihrer eigentümlichen Schreibung in der Schrift eingebürgert und bis heute erhalten, während viele andere wieder aufgegeben wurden.

Dieser allzu großen Deutlichkeit der Schrift trat 1779 der Messiadendichter mit seinem Grundsatz entgegen: Schreibe mit möglichst sparsamen Mitteln nach der besten Aussprache. Doch von einem Extrem

fiel man auch hier, wie das so oft geschieht, ins andere, wie Sie aus folgenden, von Klopstock vorgeschlagenen Änderungen ersehen können. Er schrieb aus dem Grunde der Sparsamkeit: Damf, Ferd, Frof, nüzen — für Dampf, Pferd, Pfropf, nützen; die Form stelen gebrauchte er für stehlen und stellen, fülen für fühlen und füllen u. v. a.

Die Unannehmbarkeit solcher Vorschläge liegt auf der Hand; aber die Deutschen sind immer ein sehr dankbares Publikum gewesen und sind es noch heute. Sie klatschen Beifall, wenn sich ein „Großer" auf der Bühne zeigt, und sei sein Spiel noch so schlecht. Auch der gefeierte Dichter fand Nachahmer, wie die Widerlegung zeigt, welche der größte Grammatiker seiner Zeit, Joh. Christoph Adelung, dieser irrigen Auslegung eines orthographischen Gesetzes widerfahren läßt. Von der Bedeutung dieses Mannes werde ich Ihnen, Verehrter, das nächste Mal eingehenderes mitteilen.



Die Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler.

Von

A. Braun.

Nach dem in allen Städten Deutschlands und auch in Leipzig mit großem Enthusiasmus gefeierten vierhundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst erließ der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler daselbst im Jahre 1841 auf Anregung Friedrich Fleischers eine Aufforderung zur Sammlung von Publikationen, welche zu der genannten Feier erschienen waren. Diese ursprünglich als selbständig abgeschlossen gedachte kleine Bibliothek wurde im Jahre 1844 durch den auf Veranlassung von Dr. Gust. Schwetschke in Halle erfolgten Ankauf des Nachlasses an Schriften zur Geschichte des Buchhandels von dem Buchhändler Schmalz in Quedlinburg vermehrt und dann in demselben Jahr mit der bereits im Jahre 1843 auf Antrag Wilhelm Ambrosius Barths begründeten Büchersammlung des Vereins der Leipziger Buchhändler vereinigt. Die Verwaltung dieser nun zu einem Ganzen verbundenen drei Bibliotheken wurde dem Schriftführer des Börsenvereins übertragen. Später, am 7. März 1861, wurde Dr. Albrecht Kirchhoff zum Bibliothekar ernannt, der am 4. November desselben Jahres das erste gedruckte Verzeichnis des Bibliothek-Bestandes, das 292 Werke aufzählte, im Börsenblatt veröffentlichte, nachdem frühere Versuche zur Herausgabe eines Katalogs nicht über das Manuskript hinaus gediehen waren. Im Jahre 1869 erschien unter Beihilfe von F. Herm. Meyer, welcher bereits seit zwei Jahren an der Bibliothek thätig war und der seit 1868 Nachfolger von Dr. A. Kirchhoff ist, die erste 1709 Nummern enthaltende Separatausgabe eines Kataloges, welche im März 1870 durch einen 975 Titel umfassenden Nachtrag ergänzt wurde. Der Bestand der Bibliothek war nun bereits auf 2684 Nummern gestiegen; dieser verhältnismäßig rasche Zuwachs war durch die Bewilligung von

anfangs 300 M. ermöglicht, welche Summe später auf 600 M. und seit einigen Jahren auf 2000 M. pro Jahr für Anschaffungen und Einbände erhöht wurde. Eine hervorragende Vermehrung wurde der Bibliothek im Jahre 1875 zu Teil, indem Herr Dr. A. Kirchhoff seine über 1000 Nummern aufweisende Privatbibliothek dem Börsenvereine schenkte, der ferner im darauffolgenden Jahre die bedeutenden und wertvollen Sammlungen des Herrn Lempertz in Köln für den Preis von 18 000 M. ankaufte. Durch diese Erwerbungen, verbunden mit kleineren Zuwendungen verschiedener Interessenten, hat die aus so kleinen Anfängen hervorgegangene Bibliothek mit der Zeit einen großartigen Charakter angenommen und ist zu einer Fachbibliothek angewachsen, wie es eine zweite, auch auf anderen Gebieten wohl kaum mehr geben dürfte. Mit welchem Eifer sich die leitenden Personen der Bibliothek angenommen haben, sowie zugleich von der Vollständigkeit und Reichhaltigkeit dieser, legt der soeben erschienene Katalog*) das günstigste Zeugnis ab, denn derselbe führt nicht weniger als 7564 selbständige Titel auf, die am Schlusse in einem 55 Seiten einnehmenden Register alphabetisch zusammengefaßt sind.

Dieses Buch der Bücher des Buchhandels und der mit ihm verwandten Zweige, wie man den Katalog benennen könnte, ist von F. Herm. Meyer nach dem Plan des Dr. Kirchhoff bearbeitet worden und enthält in 8 Hauptrubriken, von welchen jede wieder in eine Menge von Nebenrubriken und Unterabteilungen zerlegt ist, wohl so ziemlich die ganze existierende Litteratur des Buchhandels und der mit ihm in Verbindung stehenden Gewerbe und Künste. Nachstehend soll nun versucht werden, unter Zugrundelegung des Verzeichnisses der Schätze der Börsenvereins-Bibliothek eine Übersicht über die Litteratur des Buchhandels und der verwandten Fächer zu liefern, wobei natürlich die systematische Einteilung des Kataloges beibehalten ist.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Litteratur des Buchhandels und seiner Hilfsgewerbe überhaupt ist durch 12 Werke vertreten, von welchen 5 in deutscher Sprache abgefaßt sind, worunter sich auch der im Jahre 1869 erschienene erste Katalog und Nachtrag der in Rede stehenden Bibliothek befindet. Diesen Bibliographien schließen sich 70 Encyklopädien und allgemeine Sammelwerke an, wie Ausstellungsberichte, technologische und merkantile Schrif-

*) Verzeichnis der Sammlungen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. I. Katalog der Bibliothek. Leipzig 1885. Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. XXXVI 708 Seiten gr. 8°.

ten, die zum Teil größeren Werken oder Zeitschriften angehören, und von welchen die ältesten dem Jahre 1592 entstammen.

Die materielle Herstellung des Buches.

Im engsten Zusammenhang mit der Erfindung der Buchdruckerkunst steht die Kunst des Schreibens, denn jene war nur eine großartige Umgestaltung dieser, und ohne vorherige Existenz der letzteren Kunst nicht denkbar. Es ist deshalb die Geschichte der Schrift und der Schreibekunst für die ganze spätere Entwickelung von besonderem Interesse. Um sich über diesen Teil der Vorgeschichte unserer heutigen Typographie zu orientieren, bieten 33 Werke die erwünschte Gelegenheit; darunter ist das von Faulmann wohl das erschöpfendste aus der neueren Zeit. Über die Bücher der Alten geben 14 wissenschaftliche Abhandlungen Auskunft, die zum weitaus größten Teil in fremden Sprachen gedruckt sind. Auch über die Kunst der Miniatoren, welche im Mittelalter besonders mit der Anfertigung von Prachthandschriften für gekrönte Häupter und vornehme Bücherliebhaber beschäftigt waren, sowie über die mehr handwerksmäßig betriebene Thätigkeit der Rubrikatoren, geben 12 Druckwerke gründlichen Bescheid. Die neuere Schreibkunst, die Geheimschrift und die Autographen sind zusammen in 13 Büchern ausführlich beschrieben. Für die Bibliomanen, Bibliognosten ist bekanntlich neben den Typen der Schreibstoff von besonderer Wichtigkeit; es ist deshalb auch selbstverständlich, daß dieser Gegenstand von jeher eingehenden Forschungen unterzogen wurde, und so finden sich jetzt über 140 Werke in der Bibliothek vereinigt, welche den Schreibstoff des Altertums, das Pergament, die Geschichte und Fabrikation des Leinenpapiers, das Wasserzeichen, die farbigen und Luxus-Papiere, den Papierhandel und sonstige Schreibstoff-Materialien behandeln.

Einen wirklich praktischen Wert besitzen die vielen bis heute erschienenen Bücher über die verschiedenen Vervielfältigungsverfahren. Die Vielseitigkeit dieser graphischen Künste bedingen schon eine größere Anzahl von Lehrbüchern und dergleichen, aber dennoch ist es erstaunlich, wie diese technische Litteratur sich entfaltet hat. Neben 45 Werken über die verschiedenen Verfahren im allgemeinen, finden sich beinahe 400 Bücher und 9 Zeitschriften, welche dem Buchdruck in seinen diversen Arten und Abarten gewidmet sind. Wegen des Umfangs und der Nützlichkeit dieses Litteraturzweiges, ist es wohl gestattet, auf die hier untergeordneten Abteilungen näher einzugehen. Die Geschichte des Schriftschnitts und Schriftgusses ist besonders von Alois Auer technisch beleuchtet worden, doch behandelten auch noch Andere (im Ganzen 14)

denselben Stoff mehr oder weniger ausführlich. Über das Maßverhältnis der Buchstaben haben, abgesehen von den Ausländern, neben dem genannten Auer (2) auch H. Maertens und bereits im Jahre 1525 Albrecht Dürer in seiner „Vnderweysung der messung mit dem zirkel vn richtscheyt" geschrieben, von welcher Schrift die Bibliothek ein Exemplar der zweiten Ausgabe von 1538 besitzt. Die Technik des Schriftgusses findet in 6 Werken Berücksichtigung, während sich an Probedrucken und Schriftproben nur 37 Ausgaben zusammengefunden haben. Dagegen ist die Zahl der Lehrbücher der Technik des Buchdrucks im allgemeinen wieder eine sehr bedeutende zu nennen, denn 30 Werke in deutscher und 40 solche in fremden Sprachen belehren über die Thätigkeit des Druckers. Ferner fanden besondere Beachtung Utensilien, der Schrift-, Accidenz-, Musiknoten- und Landkartensatz, der Kunstdruck, die Satzspezialitäten und die Formatbücher. Von den deutschen technischen Lehrbüchern sind wohl die von Bachmann (Weimar), Franke (Weimar), Mahrarens (Leipzig) und Waldow (Leipzig) für die Gegenwart die renommiertesten, dieselben Namen, welche auch in den anderen Abteilungen dieser Rubrik mehrfach vorkommen. Weiter schließen sich noch 25 Monographieen über das nicht oft genug zu behandelnde Thema: Korrektur und Korrekturlesen an, welchen wiederum 18 Spezialwerke über die Stereotypie folgen. Auch der Presse, dem Druck im allgemeinen und der Schnellpresse und dem Druck mit derselben im besonderen, sowie den Druckfarben sind mehrere Werke gewidmet. Die geschäftlichen Verhältnisse des Buchdruckers, als da sind Geschäftsleitung, Tarifwesen, Preisbestimmung, Innungs- und Lehrlingswesen, Deposition und Feste, Vereinswesen, soziale Verhältnisse, die Hygiene, sowie auch belletristisches, humoristisches und ähnliches, werden in einer großen Zahl von Werken besprochen, erläutert oder erzählt. Die Geschichte der Xylographie und der Technik dieser Holz- oder Formschneidekunst wird in 23 Schriften zur Sprache gebracht. Diese Kunst wird bekanntlich in Deutschland schon seit 1350 ausgeübt, während der Kupferstich beinahe gleichzeitig mit der Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1465 von Erhardt Schön, und der Stahlstich 1820 von Charles Heath zuerst betrieben wurde. Über die Geschichte und Technik der Metallstiche, sowie über den Metallplattendruck im besonderen enthält diese Rubrik eine Menge interessanter und für Kupferstich-Sammler und Liebhaber wertvoller Werke. Ebenso enthält die Abteilung Lithographie die verschiedensten Schriften, unter welchen wohl die „Polyautographischen Zeichnungen &c. von W. Reuter", der die Lithographie selbständig und unabhängig von

Alois Senefelder erfunden hat, sowie die 1818 und 1819 in deutscher, englischer und französischer Sprache erschienenen Lehrbücher von dem eigentlichen Erfinder des Steindrucks, A. Senefelder, der diese Kunst 1796 in der heute üblichen Manier erfunden hat, die hervorragendste Stelle einnehmen. Dieser Rubrik, in welche auch die Chromo-, Litho- und Zinkographie gehören, folgen die Bücher über die chemischen Vervielfältigungsverfahren, also solche, welche die Zinkographie, Galvanographie, Galvanoplastik, Chemitypie, Glyphographie, Chemigraphie, Metall-Elektrographie, Photographie nebst Lichtdruck, Planotypie und wie diese Vervielfältigungsarten alle heißen, in belehrender Weise darlegen. Auch die innere Ausstattung des Buches, wie Alphabete, Randleisten, Ornamente und Initiale, sowie das Äußere, wie Büchereinbände ꝛc. werden in dieser Abteilung in über 100 Werken berücksichtigt.

Nun folgt eine der interessantesten und reichhaltigsten Gruppen, und zwar

Die Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunst.

Auf keinem Gebiete kulturgeschichtlicher Forschung gibt es noch so viele Fragen zu lösen, von so vielen Geheimnissen den Schleier zu lüften, wie auf demjenigen der Buchdruckerkunst. Und doch ist besonders seit dem Jahre 1840 kaum ein anderes Gebiet so vielfach bearbeitet, so ausgedehnt zum Gegenstand historisch-kritisch-polemischer Untersuchung gemacht worden. Dies beweist die umfangreiche Sammlung des Börsenvereins. Über die Vorgeschichte des Buchhandels, den Handschriftenhandel, welcher im allgemeinen, in seiner Entwickelung im Altertum und im Mittelalter betrachtet wird, berichten uns allein schon 45 Drucke, unter welchen die Kirchhoff'schen Arbeiten mit zu den eingehendsten aus der neueren Zeit gehören. Eine wertvolle Ergänzung zu dieser Abteilung bildet übrigens der soeben erschienene Abriß der Geschichte der antiken Litteratur von Dr. E. Rez (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung in Berlin). Der Geschichte des neueren Buchhandels im allgemeinen sind 9 Monographieen gewidmet, während der Vorgeschichte der Buchdruckerkunst nicht weniger als 35 Schriften zum Teil sehr ausführlich Erwähnung thun. Das bedeutendste Werk hierüber ist jedenfalls das von T. O. Weigel und A. Zestermann herausgegebene: „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift". Eine ungemein große Zahl von Publikationen hat das Studium der Geschichte der Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst zu tage gefördert. Der Katalog verzeichnet über 300 Werke, deren Verfasser

auf diesem Feld der Litteraturgeschichte thätig waren, und die zum Teil für Gutenberg und zum Teil gegen diesen eintraten. Die Mehrzahl läßt natürlich dem Erfinder der schwarzen Kunst die gebührende Würdigung angedeihen, Andere jedoch schrieben das Verdienst den Druckern L. J. Kloster in Haarlem, Johann Mentelin in Straßburg, Johannes Fust und Peter Schöffer, beide in Mainz, oder Albrecht Pfister in Bamberg oder noch Anderen zu. Von den Werken, welche speziell die Geschichte der Verbreitung und Ausbildung der Buchdruckerkunst behandeln, verdienen besonders die von Falkenstein (Leipzig 1840), Faulmann (Wien 1882), Lorck (Leipzig 1882), Reichhart (Augsburg 1853) und Stänglen (Stuttgart 1840) angeführt zu werden. Verschiedene andere Schriften — im Ganzen 16 — haben die Signete, Medaillen, Portraits und Buchdruckerwappen eingehend berücksichtigt.

Einen der wichtigsten Abschnitte des Katalogs bildet das Verzeichnis der Druckschriften über die Geschichte des Buchhandels und des Buchdrucks in den einzelnen Ländern, Provinzen und Ortschaften. Es dürfte sich wohl verlohnen, hier einige davon, welche sich besonders durch die Reichhaltigkeit der über sie existierenden Bücher auszeichnen, namhaft zu machen. Es erschienen über Deutschland und Österreich 29, Baiern 2, Böhmen 4, Franken 4, Lausitz 4, Sachsen 4 und Württemberg 7; dann über die Städte Augsburg 9, Bamberg 4, Berlin 11, Breslau 12, Danzig 3, Dresden 7, Erfurt 5, Frankfurt a. M. 22, Gotha 6, Halle 13, Hamburg 7, Jena 4, Köln 4, Leipzig 73, von welchen 33 über einzelne Firmen berichten, Lübeck 6, Magdeburg 3, Mainz 13, München nur 1, Nürnberg 13, Ober-Ursel 3, Prag 3, Straßburg 25, Stuttgart 3, Tübingen 4, Ulm 5, Weimar 8, Wien 21 und Wittenberg 3. Über das Ausland finden sich: 51 Schriften über Holland und Belgien, von denen 6 Haarlem behandeln, die Schweiz 33, davon über Basel 11, Großbritannien 22, hiervon London 3, Skandinavien 13, Frankreich 112, von welchen sich allein 48 mit Paris befassen, Italien 81, wovon je 6 auf Ferrara, Rom und Venedig kommen, dann Spanien und Portugal 16, Ungarn und Siebenbürgen 4, Rußland und Polen 7, Türkei 2, Amerika 14, und über China endlich 3 Werke, von welchen 2 in Deutschland und eines in Frankreich erschienen sind. Im Anschluß hieran werden 45 Bücher verzeichnet, die in den Jahren 1837 und 1840 als „Jubelschriften" zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst herausgegeben wurden. Es sind darunter viele Festschriften enthalten, welche nicht die Buchdruckerkunst behandeln, sondern eben zu dem Jubiläum erschienen, also auch Ge-

dichte, Lieder, Theaterstücke, Musikalien, Nibelungen-Ausgaben, Testamente u. a. Auch zu vielen, in der vorhergehenden Abteilung erwähnten Werken, war die Jubelfeier im Jahre 1840 die Veranlassung zur Herausgabe, so sind z. B. von den 5 über resp. in Erfurt erschienenen Büchern, von welchen übrigens keines über die Entwickelung der Buchdruckerkunst in dieser Stadt berichtet, 3 im Jahre 1840 und 2 bereits 1740 herausgekommen.

Ein ungemein reichhaltiges Material bietet die Rubrik Biographisches, denn es finden sich in derselben ungefähr 1000 Titel verzeichnet. Viele dieser Schriften enthalten Mitteilungen über hervorragende Personen, die zwar nicht dem Stand der Buchhändler oder Buchdrucker angehörten, jedoch gewisse Beziehungen zu denselben hatten; andere wieder wurden nur deshalb aufgenommen, weil die Verfasser Buchhändler waren oder weil dieselben doch besonderes Interesse für den Buchhandel gezeigt hatten. Wie oben bei den Städten, möge auch hier ein kleines Verzeichnis aus der großen Zahl von Namen im Auszug Platz finden, wobei die Zahl der vorhandenen Schriften angefügt ist. In der Bibliothek befinden sich also an Druckschriften über bezw. von Dav. Albrecht 5, Bonif. Amerbach 4, die Bädeker 5, die Barth 8, Frd. Dan. Bassermann 2, die Baumgärtner 4, Rud. Zachar. Becker 4, die Bertuch 2, die Bläsing 4, Rob. Blum 8, Alois Blumauer 3, J. J. C. Bode 3, G. B. Bodini 8, H. Böhlau 1, A. C. Bonz 1, V. v. Braumüller 4, die Breitkopf 5, die Brockhaus 11, die Campe 14, v. Canstein 2, W. Carton 7, die Cotta 6, die Cranach 6, die Decker 1, die Didot 14, W. E. Drugulin 1, die Du Mont 3, die Duncker 2, Albrecht Dürer 4, Chr. Egenolph 2, J. Ebers 1, die Elzeviere 17, die Estienne 17, die Feyerabend 5, B. Franklin 11, die Froben 4, die Frommann 4, die Gebauer 2, Fr. Gerhard 2, J. C. F. Gerlach 2, G. J. Göschen 3, die Härtel 6, J. F. Hartknoch 3, C. A. Hartleben 1, J. Herrgott 2, D. C. Hinstorff 5, S. Hirzel 10, C. Jügel 4, E. Keil 1, A. Kirchhoff 10, H. Klemm 1, die Koburger 5, H. Lempertz sen. 1, Hans Lufft 10, J. Mentel 1, C. Merseburger 3, E. S. Mittler 1, Fr. Nicolai 52, J. Ph. Palm 9, die Perthes 16, die Plantin 10, J. Regiomontanus 5, G. A. Reimer 4, die Sauerländer 5, die Schöffer 7, G. Schwetschke 10, O. Spamer 7, H. Sporer 1, E. Steiger 1, die Teubner 3, N. Trübner 2, die Unger 3, M. Veit 4, die Voigt 8, J. J. Weber 2, M. G. Weidmann 1, E. Wengler 2, die Wigand 9, G. Willer 1 und G. P. Wucherer 2. Wie aus diesem Verzeichnis, das wie bereits erwähnt nur ein kleiner Auszug ist, zu ersehen, bietet die Bibliothek durch diese Sammlung von Biographien eine Menge

wertvollen Materials, das mancherlei Anhaltspunkte für die Geschichte des Buchhandels und der Typographie in sich schließt.

In ähnlicher Weise liefert die nun folgende Gruppe Statistik eine große Zahl interessanter Berichte und Notizen. Die hierhergehörende Litteratur allgemeinen Inhalts ist durch 7 Werke vertreten, dann verbreitet sich dasselbe über Deutschland und Österreich unter besonderer Aufführung der Buchhändler- und Gehilfen-Adreßbücher, sowie der Zusammenstellungen der Firmen- und Verlagsveränderungen. Von den einschlägigen Schriften des Auslandes sind solche von Holland und Belgien, den skandinavischen Ländern, Frankreich, Italien und Amerika vorhanden. Die Abteilung Kataloge umfaßt allgemeine Kataloge, ferner eine ziemlich vollständige Sammlung der Meßkataloge, die unter den verschiedensten Titel, wie Novorum librorum, Librovum novorum, Catalogus novus, Catalogus universalis, Index librorum, Elenchus seu Index Generalis ꝛc. ꝛc. seit 1564 vorzugsweise in Frankfurt a. M. und Leipzig erschienen sind, und über welche G. Schwetschke in Halle in seinem Codex nundinarius Germaniae literatae, dem 1877 ein zweiter Band folgte (der erste war 1850 erschienen), eine überaus schätzenswerte Arbeit geliefert hat. Durch dieses Werk, welches eine Statistik der Verlagsthätigkeit beinahe sämtlicher Verleger Deutschlands von 1564—1846 enthält, hat sich der Herausgeber einen bleibenden Namen in den Annalen des deutschen Buchhandels errungen; der Börsenverein hat die Bedeutung des Buches am besten dadurch anerkannt, daß er es auf seine Kosten durch Heinrich Pallmann fortsetzen läßt. Den Meßkatalogen folgen Nationale Kataloge, und dann ältere Verlags- und Lagerkataloge einzelner Firmen, deren Anzahl (217) eine eigentlich unscheinbare genannt werden muß, im Hinblick auf die massenhafte Ausgabe von Verlagsverzeichnissen und bedeutenderen Antiquariats-Katalogen. Unter den vorhandenen sind wohl die von Elzevir, Gleditsch, Henning und Gottfried Groß, Homann, die verschiedenen von Krieger, Manuzio, Martin, Monath, J. J. Palm, Plantin, v. Sandrart, Vandenhöcks Witwe und Lazarus Zetznerus die merkwürdigsten.

Über das buchhändlerische Vereinswesen existieren natürlich eine Unmasse von Statuten, Berichten u. dergl. Dieselben sind eingeteilt in solche über den Börsenverein, dessen Geschichte, Verfassung und Institute, wie Börse, Bibliothek und Börsenblatt, dann über die Kreis- und Lokal-, Verleger- und Schutz-, Sortimenter-, Gehilfen- und Hilfsvereine. Am ausführlichsten werden natürlich der Börsenverein und der Allgemeine deutsche Buchhandlungs-Gehilfen-Verband behandelt

aber auch über die anderen Vereinigungen finden sich mancherlei Drucksachen, besonders auch über die Gehilfenvereine in Berlin, Braunschweig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld-Barmen, Frankfurt a. M., Graz, Halle, Hamburg-Altona, Hannover, Jena, Karlsruhe, Kassel, Köln, Königsberg, Leipzig, München, Prag, Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Reutlingen und Wien. Auch über das Vereinswesen in den ausländischen Städten finden sich mehrfach Schriften, so über dasselbe in Holland, der Schweiz, Großbritannien, Skandinavien, Frankreich (von den 15 Schriften behandeln allein 8 den Cercle de la librairie und sämtliche 15 nur Paris), Italien, Ungarn und Amerika.

Zu einer ausführlichen Geschichte des Zeitungswesens, dieses schwierigen, lange Zeit vernachlässigten Zweiges der Litteraturgeschichte, bietet die Bibliothek des Börsenvereins gleichfalls ein ergiebiges Material. Eine deutsche, eine französische und eine italienische Schrift behandeln die Zeitungen im allgemeinen in kurzer Weise und 7 Druckschriften berichten über die Journalistik im Altertum, speciell bei den Römern, die allerdings bereits fortlaufende Nachrichten hatten, deren Beschaffenheit aber mit unserem späteren Zeitungswesen nicht die geringste Ähnlichkeit hatte, wie von Prutz in trefflicher Weise nachgewiesen wurde. Die neuere Zeit wird naturgemäß in den meisten Schriften observirt. So finden sich verschiedene über die Entwicklung im allgemeinen, über die Ausbreitung in Deutschland, Österreich, Holland, Belgien, England, Frankreich, Italien und anderen Ländern. Im ganzen haben über Deutschlands Zeitungswesen ungefähr 120 Personen geschrieben, und doch haben wir bis heute noch keine erschöpfende Geschichte der deutschen Zeitungen, denn selbst die von Rob. Prutz „zum ersten Male vollständig aus den Quellen bearbeitete Geschichte des deutschen Journalismus" ist nur in ihrem ersten Teil gedruckt erschienen. Auch über die sogenannte sechste Großmacht in Europa, die Zeitungspresse, haben sich viele vernehmen lassen und über dieselbe im allgemeinen, in Deutschland und in den anderen Staaten geschrieben, ohne daß man jedoch der Verwirklichung des so häufig begonnenen Planes, eine Geschichte des Zeitungswesens zu schaffen, näher gerückt wäre. Die Statistik umfaßt 58 Zeitungskataloge.

Der Vertrieb des Buches. (Buchhandel).

Wenden wir uns nun dieser Abteilung zu, die gewissermaßen das eigentliche Zentrum bildet, um welches sich die anderen Rubriken der buchhändlerischen Litteratur gruppieren, so ist vor allem eine Reihe von

26 Schriften zu nennen, die sich mit dem Verhältnis des Buchdrucks und Buchhandels zu Kultur und Wissenschaft befassen, und unter welchen besonders Luthers Aussprüche über die Bedeutung des Bücherdruckes und Handels, sowie die Auslassungen Fr. Perthes' über diese Beziehungen, einen hervorragenden Platz einnehmen. Die Zeitschriften des Buchhandels, die so viele wertvolle Arbeiten enthalten, sind in der stattlichen Anzahl von ca. 100 Blättern vorhanden, von welchen viele lange Zeit erschienen sind oder noch erscheinen, die meisten aber nur eine kurze Existenz hatten. Die bedeutungsvollsten waren jedenfalls die Buchhändlerzeitung, die von 1778—1785 in Hamburg erschien, das Wochenblatt für Buchhändler, das von 1819—1836 von J. C. Krieger in Kassel und Marburg herausgegeben wurde, und das jetzige Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, welches seit dem 3. Januar 1834 regelmäßig erscheint. Auch der Kunst- und Musikalienhandel ha mehrere Organe aufzuweisen, gleichwie auch der Gehilfenstand zwei Korrespondenzblätter, sowie das Fragment einer Zeitschrift „Vorwärts" besitzt. Die ausländischen buchhändlerischen Blätter sind ebenfalls, wahrscheinlich vollständig, vertreten.

Wie sehr das Wohl und Wehe unseres Standes von jeher die Köpfe beschäftigte, ergibt sich aus der Menge der vorhandenen allgemeinen Abhandlungen über den Buchhandel, deren erste bereits im Jahre 1524 geschrieben und gedruckt ist. Recht hoffnungsvoll und Vertrauen erweckend klingt der Titel einer solchen Schrift; derselbe lautet: „Anweisung, wie man durch den Buchhandel zu Ansehen und Vermögen kommen kann. Leipzig 1825." Neben so vielen Anderen hat sich auch Gotth. Ephr. Lessing über den Buchhandel vernehmen lassen.

Der Organisation des Buchhandels in Deutschland, Österreich, England, Frankreich und Italien sind 15 Schriften gewidmet, während über die Reformbestrebungen in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und Italien 36 Bücher berichten. Der geschäftliche Betrieb, welcher die Ausbildung des Buchhändlers im allgemeinen, die buchhändlerische Buchführung, das Verlagswesen in Deutschland und anderen Ländern, wie Titel, Dedication, Vorrede, Kalkulation, Ladenpreis und Versendung umfaßt, wird ebenfalls in einer großen Zahl von Schriften behandelt.

Die Abteilung: Betriebsweise des Buchhandels bringt geschäftliche Hilfsmittel, z. B. den Kalender für Buchhändler rc., ferner Kataloge als buchhändlerische Vertriebsmittel, wie Weihnachts- und Fachkataloge, und solche über Preisherabsetzungen, dann verschiedene Schriften über die Geschäftsführung, die Kreditverhältnisse, den Buchhändler- und Kundenrabatt, das Rechnungswesen, den Meßverkehr und die Abrech

nung, alsdann über den Sortimentshandel, die Vereins- und Barsortimente, den Antiquariatsbuchhandel und das moderne Antiquariat, das Leipziger Kommissionsgeschäft und das süddeutsche Kommissionswesen, die Usancen des Buchhandels im In- und Ausland, den Kolportage- und Eisenbahnbuchhandel, die Leihbibliotheken und Lesezirkel, die Bücher-Auktionen und endlich über Bücherlotterieen und Prämien. Man sieht hieraus, daß die Möglichkeit geboten ist, über Alles das Interesse der Standesgenossen in Anspruch nehmende sich bis ins kleinste Detail die eingehendsten Kenntnisse zu verschaffen. So werden auch verschiedene höchst interessante Schriften über den Betrieb durch Nichtbuchhändler, wie er im Selbstverlag der Autoren, in den Gelehrten-Buchhandlungen, in der „Union der XXII", in den religiösen, den Traktätlein- und den Volksschriften-Vereinen, sowie im Königlich bayrischen Central-Schulbücher-Verlag in München zur Ausübung gekommen, angeführt, denen angereiht sind das Verkehrswesen, der Papier- und Bücherzoll, buchhändlerische Abgaben, wie Pflichtexemplare, ferner buchhändlerische Streitigkeiten in Deutschland, Italien und England, welchen sich wiederum theoretische Abhandlungen über das Zeitungswesen anschließen. Man findet darunter solche über das Rezensions- und Insertionswesen, den Zeitungs- und Kalenderstempel im In- und Ausland und endlich über den Postvertrieb der Zeitungen. Den Schluß dieser Abteilung bilden 57 Bücher belletristischen und humoristischen Inhalts, welche wohl geeignet sind, die humoristische Kehrseite unseres Berufes zu zeigen, und die dafür sorgten, daß im Ernst des Lebens, dem unser Stand vorzugsweise untergeordnet ist, nicht aller Humor verloren gehe.

Die Rechtsbeziehungen des Buches und des Buchhandels.

Die rechtlichen Verhältnisse des Buchhandels sind für denselben von eminenter Wichtigkeit, denn die gewöhnlich in Anwendung kommenden Usancen können nur dann eine Rechtsgiltigkeit beanspruchen, wenn sie überhaupt im Rechte begründet sind. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß diese Abteilung neben der über die Geschichte des Buchhandels, die umfangreichste ist. Die erste Unterabteilung: Allgemeines Buchhandelsrecht in Deutschland, Österreich, den Niederlanden und Frankreich, verzeichnet hauptsächlich größere offizielle Gesetzsammlungen, Handbücher des Rechts, wissenschaftliche Abhandlungen auf dem Gebiet der Jurisprudenz und andere einschlägige Publikationen, im ganzen 73. Die zweite Rubrik umfaßt 71 Schriften, welche das gewerbliche Recht des Buchhandels im allgemeinen und die Gesetzgebung in den deutschen

und ausländischen Staaten behandeln, wobei besonders die in Frage kommenden Gewerbeordnungen hervortreten. Der dritten Gruppe, welche das Urheber- und Verlagsrecht einschließt und beinahe 700 Schriften aufweist, gehören zunächst die Werke über die Geschichte desselben im Altertum und in der Neuzeit an. Dann folgen theoretisch-praktische Abhandlungen über die in Rede stehenden Rechte, die Verhältnisse in Deutschland und Österreich, in Holland und Belgien, in der Schweiz, in Großbritannien, in Frankreich, in Italien, in Spanien und Portugal, in der Türkei, in China und endlich in Amerika. Besondere Abschnitte sind dem Nachdruck in den Niederlanden, dem internationalen Recht, enthaltend die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Ausland, England und Nordamerika und zwischen anderen Ländern gewidmet. Ferner werden aufgeführt Schriften über den Verleger als Nachdrucker, den Titelnachdruck, das Gemeingut oder Domaine public, ferner über Vorträge, Vorlesungen und Briefe, über die Interessen der Schriftstellerkreise, über Journalistik und endlich über das Verhältnis der Leihbibliotheken. Weiter werden berücksichtigt die Rechtsverhältnisse der Kunstwerke, der dramatischen Werke und der Tonkunst, der Photographie und Industrie im In- und Ausland, und den Beschluß macht eine Anzahl von Abhandlungen über das Plagiat. Unter der zusammenfassenden Bezeichnung: Das faktische Recht, werden alle die Publikationen aufgeführt, welche zur Gesetzgebung gehören, mit Ausnahme der bereits erwähnten Gewerbeordnungen. Es sind dies also wirklich existierende Gesetze, Entwürfe zu und Vorträge rc. über solche, wie dieselben in Deutschland, dem Deutschen und dem Norddeutschen Bund, im deutschen Reich, in einzelnen Provinzen und Städten, sowie im Ausland zur Anwendung kommen. Daran schließen sich mehrere Schriften über Rechtsfälle und Streitigkeiten, wie Gutachten der Sachverständigen-Vereine, und einzelne Streitfälle in Fragen litterarischer, dramatischer, musikalischer und der Kunst-Werke in den deutschen und außerdeutschen Ländern. Die meisten derselben gehören dem polemischen Genre an; sie sind häufig infolge von einzelnen Fällen des widerrechtlichen oder unwissentlichen Nachdrucks geschrieben worden und bilden deshalb eine wenig ergötzliche, wenn auch nicht interesselose Lektüre.

Weit anziehender sind die unter der vierten Rubrik zusammengefaßten Schriften, die über das Preßrecht handeln, deren Anzahl sich ungefähr auf 1000 beläuft. Es werden Schriften namhaft gemacht, welche über die Geschichte der Zensur und des Preßrechts im allgemeinen, über dieselbe im Altertum und im Mittelalter, sowie über dieselbe der kirchlichen Zensur und über diese zur Zeit der Reformation

berichten. Auch über die Geschichte des Preßrechts in Deutschland und seinen Staaten, ferner über die Geschichte der Zensur und des Preßrechts in den verschiedenen außerdeutschen Ländern kann man aus den diversen Werken das Nähere ersehen. Dann folgt eine umfängliche Sammlung von Indices, d. h. von Verzeichnissen der von den katholischen Kirchenbehörden verbotenen Druckschriften. Diese Serie umfaßt Geschichtliches und Allgemeines, die päpstlichen Indices librorum prohibitorum et expurgandorum, Indices weltlicher und lokaler Behörden, Verzeichnisse erlaubter Bücher und einschlägige Einzelwerke. Ferner enthält dieselbe die erschienenen Schriften über Zensur und Preßfreiheit in Deutschland und anderen Ländern, Schmähschriften und Pasquille, Bücherverbote, und Verbote ganzer Firmen, über die Zensoren, Verbrennung von Druckschriften, Rechtsverhältnisse der Zeitschriften und schließlich über die Verantwortlichkeit der Preßgewerbe. Endlich folgen auch hier wie oben bei dem Urheber- und Verlagsrecht, eine Menge von Schriften auf dem Gebiete der Gesetzgebung zum Preßrecht, wobei natürlich wieder die einzelnen Nationen berücksichtigt werden, und dann noch eine Reihe von Preßprozessen, in welche seit dem Jahre 1664 bis in die Neuzeit Buchhändler, Drucker, Schriftsteller u. a. verwickelt waren. Diese Abteilung bietet denjenigen, welche sich für litterarische Kriminalfälle interessiren, einen außerordentlich reichen Stoff, und zugleich legt dieselbe ganz besonders von der praktischen und übersichtlichen Rubrizierung des Kataloges das beste Zeugnis ab.

Die Bücherkenntnis und Bücherliebe.

Wir wenden uns nun einer Abteilung zu, welche sich mit der Bibliognosie, Bibliomanie, Bibliophilie und wie diese Bezeichnungen alle heißen, vorzugsweise aber mit der Bibliographie befaßt. Daß dieselbe in unserer Zeit, in der sich ein vermehrtes Wissensbedürfnis auf diesem Felde bemerkbar macht, das Interesse der Buchhändler und Bibliothekare in erhöhtem Maße in Anspruch nehmen muß, ist wohl selbstverständlich. Denn wie bei jedem Stand und in jeder Branche die Kenntnis der Ware die erste Bedingung zur gedeihlichen Fortentwicklung ist, so ist auch bei allen, welche mit Büchern umgehen, eine richtige Bücherkenntnis unbedingt notwendig, und zwar um so mehr, weil im Gegensatz zu anderen Handelsgebieten wohl keines so weit verzweigt und verästelt ist, als gerade der Bücherhandel mit seinen vielen Millionen von Objekten in den vielen tausenden verschiedenen Ausgaben; ganz abgesehen davon, daß eine wahre Kenntnis der Grundstoffe die Freude

an denselben und die Schaffensfreude überhaupt um ein Bedeutendes erhöht.

Ein hervorragendes Werk in der Litteratur der Bücherkunde ist ohne Zweifel das von J. Petzholdt zusammengestellte kritische Verzeichnis der das Gesamtgebiet der Bibliographie betreffenden Litteratur des In- und Auslandes. An Zeitschriften für Bücherkunde werden 19 aufgezählt, jedoch sind hierbei die eigentlichen buchhändlerischen Blätter, die bereits oben unter dem Haupttitel „Vertrieb des Buches" angeführt wurden, nicht mit eingerechnet. Von den Handbüchern der Bücherkunde verdienen besonders diejenigen von G. Brunet, M. Denis, A. Kirchhoff und G. Wahl erwähnt zu werden, denen sich 9 vermischte bibliographische Schriften anschließen.

Die Gruppe Bibliophilie und Bibliomanie verzeichnet neben Schriften allgemeinen Inhalts noch solche über die zwei bedeutenden Bücherliebhaber Barbier und von Jean Paul Lacroix, dessen Pseudonym einfach „le Bibliophile Jacob" lautet, über Guilbert de Pixérécourt. Ferner werden die Bibliothek-Zeichen (Ex-libris) und Devisen, die Verbrechen aus Bücherliebhaberei (Berichte über Prozesse wegen Bücherdiebstahls und zwei Schriften über M. J. G. Tinius, Pfarrer zu Poserna, der aus Bücherliebhaberei zum Raubmörder wurde), die Privatdrucke, Printing Clubs, Kuriositäten und die Kataloge über Raritäten öffentlicher Bibliotheken in besonderen Rubriken aufgeführt.

Die eigentliche Bibliographie ist durch 20 allgemeine Werke vertreten, welchen 34 Bibliographieen des 15.—17. Jahrhunderts folgen, unter denen die Annalen der deutschen Litteratur und die Annales typogr. von G. W. Panzer, sowie die beiden Bücher von E. Weller wohl die ausführlichsten sind. Ferner umfaßt dieselbe die Bibliographie des 18. und 19. Jahrhunderts im allgemeinen, in Deutschland, Österreich und dem Ausland, Dissertationen, Programme und ähnliches, die Bibliographie der anonym oder pseudonym erschienenen Schriften und ferner die Fachbibliographie, wobei die einzelnen Wissenschaften, wie Theologie, Philosophie, Philologie, Litteraturwissenschaft, Geschichte, Geographie, Jurisprudenz, Mathematik rc. rc. in besonderen Zusammenstellungen berücksichtigt werden. Unter den Bibliographieen einzelner Autoren treten besonders die über Goethe, Schiller, Shakespeare und Dante hervor, welche namentlich von Hirzel, Petzholdt und Unflad zusammengestellt wurden. Die kritische Bibliographie ist durch 27 Werke vertreten, unter welchen diejenigen von Brunet, Ebert, Fournier, Graesse und Widekind wohl die bedeutendsten sind. Ist diese Hauptabteilung auch nicht so reichhaltig wie einige der

vorhergehenden, so bildet dieselbe doch eine der hervorragendsten Sammlungen der Bibliothek, da die meisten Werke umfangreich und durch die Schwierigkeit der Bearbeitung ausgezeichnet sind.

Die Bibliothekswissenschaft

steht mit der Bibliographie in enger Verbindung. Dieselbe zerfällt in die Unterabteilungen: Geschichte der Bibliotheken im allgemeinen, im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit, die Bibliothekswissenschaft im allgemeinen, die Zeitschriften für Bibliothekswesen, die Lehrbücher der Bibliothekswissenschaft, Bau und Verwaltung von Bibliotheken im besonderen, die Schäden und Feinde der Bibliotheken, Cimelien-Ausstellungen, die Volks- und Jugendbibliotheken, die Kataloge öffentlicher und Privatbibliotheken und endlich die Archivkunde. Es würde den Umfang dieses Berichtes in ungebührlicher Weise vergrößern, wollten wir auch hier noch auf die einzelnen Rubriken näher eingehen, doch sei erwähnt, daß sich auch hierunter viele interessante, belehrende und wertvolle Publikationen befinden.

Den Schluß des Kataloges bildet die Abteilung

Handschriftliches.

Es werden 145 Manuskripte aufgeführt, die Aktenstücke, Geschäftsbücher, Briefsammlungen, Zensur-Verfügungen, Eingaben, Gutachten u. a. m. enthalten. Außerdem sind hierunter zum Teil benützte, zum Teil noch nicht ausgebeutete Kollektaneen und Zusammenstellungen von Quellenmaterial geboten, die gewiß viel der Ausarbeitung und des Druckes würdigen Stoff in sich bergen. —

Die vorstehende Schilderung über den litterarischen Reichtum des Börsenvereins gibt nur ein kleines, unscheinbares Bild von dem Umfang der buchhändlerischen Litteratur, aber sie beweist wohl, daß mit der obigen Behauptung, es bestehe nicht leicht eine zweite gleich vollständige Fachbibliothek auf irgend einem Gebiete des menschlichen Schaffens, nicht zu viel gesagt ist. Man kann den Männern, die sich das Zustandekommen einer solchen lichtvoll eingeteilten Büchersammlung angelegen sein ließen, nur den verbindlichsten Dank zollen. Am besten würde derselbe freilich zum Ausdruck kommen, wenn recht viele die im Vorwort vom Herausgeber ausgesprochene Bitte, allseitig an der Fortbildung und Vervollständigung mitzuwirken, erfüllen würden, damit die Bibliothek auch in Zukunft mehr und mehr als eine lückenlose Muster-Bücherei glänzen wird.

Der Nachbezug zu Barpreisen und Anderes.

Eine Erörterung buchhändlerischer Streitfragen

von

Dr. jur. Konr. Weidling.

In dem Juniheft der „Buchhändler-Akademie“ spricht sich ein „Unbeteiligter“ aus über den Mißbrauch des Barbezuges. Seine Behauptung, daß Niemand es dem Sortimenter verdenken könne, wenn er à cond. Erhaltenes und Verkauftes zu günstigeren Barbedingungen nachbeziehe und an Stelle der Konditionsware s. Z. remittiere, hat dem „Plauderer“ in Nr. 20 des „Leipziger Korrespondenzblatt“ Anlaß gegeben zu folgender Bemerkung: „Kürzlich hat wirklich ein Unbeteiligter in der Buchhändler-Akademie ganz naiv die Behauptung aufgestellt, daß es dem Sortimenter Niemand verdenken wird, wenn er 20 verkaufte Exemplare eines Werkes nicht nur dem Verleger mit Hilfe der schönen Einrichtung des „Blinddisponierens“ ein Jahr zu spät bezahlt, sondern dann auch noch „den Nutzen des Partiebezugs ohne jedes Risiko“ einheimst.“ Plauderer spricht dann im weiteren die Ansicht aus, daß eine solche Handlungsweise unter den Betrugsparagraphen des Reichs-Strafgesetzbuches falle.

Im Hinblick auf die Verbreitung der genannten beiden Zeitschriften dürfte es von Wert sein, diese zwei sich schroff gegenüberstehenden und beide über das Ziel hinausschießenden Ansichten auf ihren richtigen Stand zurückzuführen.

So unanfechtbar es ist, das leider nicht ganz seltene wissentliche Blinddisponieren bereits verkaufter Artikel unter den Gesichtspunkt des strafbaren gemeinen Betruges zu bringen — man disponiert jedoch häufig auch blind noch ausstehende unsichere Ansichtssendungen und dies nicht ohne gewisse innere Berechtigung, wenngleich der Verleger nach strengem Recht unbedingt Zahlung alles ihm nicht bis zur Messe Remittierten oder mit seiner vorherigen Genehmigung Disponierten fordern kann — so unbegründet erscheint der Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Remission zu günstigeren Bar- oder Partiepreisen

nachbezogener Werke; Rechtmäßigkeit hier natürlich in juristischem und nicht in moralischem Sinne genommen, in welch letzterem ein solches Verfahren einer wenig günstigen Beurteilung begegnen dürfte. Auch vom Standpunkte der Moral hat man zwar versucht, wenigstens das Remittieren einzelner zu höherem Rabatt nachbezogener Exemplare zu rechtfertigen mit der Motivierung, der Verleger gewähre einen höheren Barrabatt nicht etwa um den Sortimenter zur Übernahme eines größeren Risiko zu veranlassen, sondern gewissermassen als Discont für den Vorteil, schon eine geraume Zeit vor der Messe in den Besitz seiner Kapitalien zu gelangen. Die Haltlosigkeit dieses Arguments liegt auf der Hand, außerdem werden nachbezogene Partieen und auf diese Weise gewonnene Freiexemplare, ferner in alter Rechnung erfolgte Remissionen von in neuer Rechnung Bezogenem sowie Zurücksendung von im Preise herabgesetzten und so nachbezogenen Werken an Stelle zu früherem hohen Preise à cond. erhaltener und verkaufter gleicher Artikel von diesem Beweismittel durchaus nicht berührt. In allen angeführten Fällen nämlich ist der Sortimenter mangels anderweitiger ausdrücklicher Festsetzungen vollauf berechtigt, sich die ihm durch Nachbezug entstehenden Vorteile zu Nutzen zu machen. Hier den Betrugsparagraphen in Anwendung bringen zu wollen, wie es wohlbegründet bei blinden Disponierungen wissentlich verkaufter Waren zu geschehen hätte, zeigt eine Verkennung des maßgebenden rechtlichen Moments, nämlich der Eigenschaft der Bücher als sogenannter „vertretbarer" Sachen.

Der Verkehr des täglichen Lebens greift aus der großen Reihe der Güter einzelne Klassen heraus und giebt ihnen zunächst unabhängig von dem einzelnen vorliegenden Rechtsverhältnis, aber auch nach seinem relativen Gesichtspunkte, den seine ganze Natur ja bedingt, den Charakter der Vertretbarkeit, läßt sie also nur in ihrer Eigenschaft als Gattungssachen in Betracht kommen, sie nur nach Zahl oder Maß oder Gewicht schätzen. In den Zeiten des ersten Changeverkehrs im Buchhandel ging man in dieser Hinsicht sogar so weit, als oberen Gattungsbegriff nicht etwa, wie jetzt geschieht, das betreffende bestimmte Werk zu setzen, sondern ihn noch weiter bis auf den Begriff Buch überhaupt auszudehnen ohne Rücksicht auf den Inhalt. Bei dieser sogen. „Bogenchange" tauschte man eine bestimmte Anzahl von Bogen des einen Werkes mit der gleichen eines anderen, jedes Buch war durch ein gleich starkes anderes vertretbar, nur die Zahl der Bogen entschied.

Diese nur kurze Zeit den Verkehr beherrschende Anschauung entspricht naturgemäß in keiner Weise mehr den Ansichten heutiger Zeit; das Buch gilt als Gattungssache nur noch in seiner Eigenschaft als

Exemplar ein und desselben Werkes, hier aber so unbestritten, daß ein Zweifel wenigstens bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen durchaus ausgeschlossen erscheint (cf. u. a. auch Windscheid, Pandekten I. § 141, Note 6). Ein jedes Exemplar ist durch ein anderes gleiches derselben Gattung vertretbar. Oder möchte man etwa bezweifeln, daß ein Sortimenter berechtigt ist, ein ihm im Originalbande des Verlegers von dritter Seite geschenktes oder von einem seiner Kunden für Forderungen verpfändetes Werk nach erfolgtem Pfandverfall an Stelle eines gleichen vom Verleger ihm à cond. gelieferten und verkauften Exemplares zur Messe zurückzusenden? Der Verleger hat nicht Anspruch auf das bestimmte von ihm à cond. gelieferte Werk, sondern seine Forderung ist erloschen durch Zustellung der bestimmten à cond. gegebenen Anzahl von gleichen Exemplaren des betreffenden Buches, resp. Zahlung der entfallenden Summe. Es kommt sonach nicht die Frage zur Entscheidung, ob ein bar oder zu herabgesetztem Preise oder in neuer Rechnung bezogenes Werk an Stelle eines zu ungünstigeren Bedingungen beschafften remittierbar sei, sondern man hat ausschließlich die Thatsache im Auge zu behalten, daß ein à condo bezogenes Buch zunächst durch jedes andere, gleichviel wie erworbenes ersetzbar ist. Indirekt anerkannt wird übrigens die besprochene Berechtigung des Nachbeziehenden wenigstens in einer Hinsicht durch in jüngster Zeit häufiger wiederkehrende Bekanntmachungen von Verlegern, daß sie für die bis zu einem bestimmten Termin als abgesetzt gemeldeten Konditionsexemplare bei Barzahlung auch Bar- und Partiepreise gewähren, um so doppeltes Porto und zweifache Mühe zu sparen.*) Schwerlich könnte man von solchen Schritten berichten, wenn sich nicht in Fachkreisen die Überzeugung von der Rechtmäßigkeit des obgenannten Verfahrens Bahn bräche.

Schon anfangs dieser Erörterung wurde hervorgehoben, daß eine solche Handlungsweise wohl rechtens, aber nicht recht sei und nicht gut bestehen könne vor der strengeren Moral, die allerdings in Geldsachen leider mindestens ebenso oft aufhört, wie die Gemütlichkeit. Der Plan des Verlegers, der den Sortimenter zum Risiko veranlassen will, wird durchkreuzt, ja, bei Nachbezug zu herabgesetztem Preise oder in neuer Rechnung, wird ersterem noch ein anderweitiger Schaden zugefügt. Wie vermag sich der Verleger hiergegen zu schützen?

Der „Unbeteiligte" glaubt das Allheilmittel in einem möglichst un-

*) Anm.: So z. B.: „Bis Ende Mai verrechne ich die abgesetzten Exemplare von . . . . zum Barpreise. Nach diesem Termin hört die Vergünstigung auf." F. W. Grunow in Leipzig.

sichtbaren, also z. B. trockenen Stempel gefunden zu haben, mit dem der Verleger die Lieferungsart der betreffenden Exemplare zu markieren hätte, um dieselben dann, wenn an Stelle auf andere Art bezogener remittiert, zurückweisen zu können. Dieses Mittel ist juristisch unhaltbar. Die Thatsache der Erkennbarkeit irgend einer Lieferungsart ändert nichts an dem rechtlichen Charakter der Bücher als vertretbarer Sachen. Diese Thatsache ist außerdem meist noch in weit einfacherer Weise zu konstatieren. Der Sortimenter bezeichnet fast ausnahmslos die Bücher mit dem Datum der Verlegerfaktur und mitunter sogar, wenn bar oder fest erhalten, als so geliefert. Allein schon das Datum genügt, da dasselbe bei erfolgender Remission niemals gelöscht wird. Der Verleger kann hiernach aus seinen Büchern sofort den Lieferungsmodus der betreffenden Remittende ersehen und mit der unleugbaren Thatsache der Erkennbarkeit steht es dann ebenso, wie nach erfolgter, „möglichst unsichtbarer" Abstempelung; rechtlich, und nur hiermit haben wir es zunächst zu thun, hat sie in beiden Fällen nicht die geringste Bedeutung.

Der einzige dem Verleger übrig bleibende Weg ist der, auf vertragsmäßigem Wege einzelne Klassen innerhalb der vertretbaren Bücherware herauszugreifen und festzusetzen, daß in gewisser Lieferungsart bezogene Bücher nicht anderartig erhaltene ersetzen können. Greift man nicht zu dem nur von wenigen Firmen benutzten Mittel, jeder Handlung vor erfolgender Kontoeröffnung einen gedruckten Kontrakt zur Unterschrift und demnächstiger Rücksendung an den Verleger zu überreichen, auf welchem sich u. a. auch ein Paragraph findet: „Bar, zu Partie- oder herabgesetzten Preisen sowie in neuer Rechnung Bezogenes darf nicht an Stelle zu anderen Bedingungen erhaltener Konditionsexemplare remittiert werden", so ist es das Einfachste, einen solchen Passus der betreffenden Faktur hinzuzufügen, durch deren Annahme dann der Sortimenter sich den beigegebenen Bedingungen unterwirft. Die „Geschäftsgrundsätze" irgend welcher Verlegervereine, denen die liefernde Handlung etwa angehört, haben für den Sortimenter nicht die geringste Verbindlichkeit, wenn die Fakturen nicht einen ausdrücklichen Hinweis auf die Mitgliedschaft und die Vereinssatzungen tragen.

Eine derartige, laut beigegebener Faktur unter besonderen Bezugsbedingungen und Geschäftsgrundsätzen erfolgte Expedition ändert natürlich die Rechtsstellung der betreffenden Sendung ganz außerordentlich. Wenn der Sortimenter eine Bestellung erläßt, so macht er in derselben dem Verleger, juristisch betrachtet, eine Offerte, je nach den vorliegenden Umständen einen baren, festen oder Konditionskauf zu schließen. Diese Offerte erfolgt auf Grund bestehender Rechtsverhältnisse, mögen sie sich

nun aus Gesetz, Gewohnheit oder Usance herleiten, und wird durch Annahme seitens des Verlegers rechtswirksam und verbindlich. Nimmt jedoch der Verleger den ihm gemachten Antrag nicht in der Weise an, wie er geschah, nämlich auf Grund der geltenden Rechtsanschauungen, sondern expediert er die Sendung mit einer abweichende Festsetzungen enthaltenden Faktur, so liegt nicht eine Annahme der in der Bestellung liegenden Offerte vor, sondern eine in der nunmehr erfolgenden Sendung enthaltene neue Offerte.*) Diese neue Offerte muß nun erst wieder durch den Sortimenter acceptiert werden. Seine Zustimmung ist durch jedes In-Vertrieb-Nehmen des Übersandten, Auszeichnung der Exemplare, Einreihung in das Lager, Buchung der Faktur etc. erweislich. Erscheinen ihm die Bedingungen unannehmbar, so darf er den Antrag durch Zurücksenden der Lieferung mit der ersten sich ihm bietenden ordnungsmäßigen Gelegenheit ablehnen und kann vom Verleger Rückerstattung aller ihm erwachsenen Spesen beanspruchen. Diese rechtlichen Folgen treten also auch ein, wenn der Verleger den oben gekennzeichneten ihm übrig bleibenden Weg betritt und auf der Faktur sich Remission des Nachbezogenen verbittet. Hat sich der Sortimenter durch Annahme der Sendung den Bedingungen unterworfen, so kann der Verleger unbedingt zurückweisen, sobald sich die Lieferungsart des unrechtmäßig Remittierten in irgend einer Weise feststellen läßt, möge dies nun durch Stempel oder das ausgezeichnete Datum etc. geschehen.

Da das Markieren der Exemplare seitens der Verleger durch Abstempelung immer häufiger wird, so ist vielleicht eine neue Usance im Entstehen begriffen, nach welcher ein Vorbehalt oben gekennzeichneter Art durch den Verleger schon aus einer besonders deutlichen und in die Augen fallenden Markierung der Lieferungsart zu schließen ist. Ich wage es indessen nicht, diese Frage schon jetzt zu entscheiden.

Zum Schluß ist noch zu bemerken, daß geheftete Exemplare nur durch geheftete — der Umschlag kommt hierbei nicht in Frage — original gebundene nur durch original gebundene, nie dagegen geheftet gelieferte durch gebunden zurückkommende Exemplare vertretbar sind.**)

*) Anm. Handelsgesetzb. Art 322: „Eine Annahme unter Bedingungen oder Einschränkungen gilt als Ablehnung des Antrages, verbunden mit einem neuen Antrage." Die hier dargelegten Rechtswirkungen treten bei allen unter von dem geltenden Recht abweichend gemachten Sendungen ein, so u. a. auch, wenn sich der Verleger auf der Faktur jederzeitiges Rückforderungsrecht des Konditionsgutes vorbehält etc.

**) Anm. Interessenten dieser Fragen finden eine eingehende Erörterung derselben im fünften Abschnitt meiner unlängst erschienenen Schrift über „Das buchhändlerische Konditionsgeschäft. Berlin 1885. Haude & Spener." Ich habe in derselben alle besonderen Geschäftsgrundsätze einzelner Verle er unter Firmenangabe aufgeführt.

Bibliotheken und Buchhändler!

Eine zeitgemäße Betrachtung möchten sich die nachfolgenden Zeilen nennen, und der Schreiber derselben glaubt damit nicht zu weit gegriffen zu haben! Freilich, daß er mit seinen Gedanken und Forderungen da und dort anstoßen, daß es dem einen und dem andern eine Vermessenheit erscheinen wird, wenn er für Stellungen, die nach alter guter Sitte stets ein Vorrecht für die Zunft der Gelehrten und der Männer der Wissenschaften bildeten, Leute aus einem praktischen Beruf als befähigt und berechtigt anerkannt wissen will, hierfür ist er wohl nicht der erste, der solches in der neuesten Zeit verlangt; allein er ist einer von denen, die aus eigener praktischer Erfahrung energisch dafür eintreten möchten, daß eine jede größere oder kleinere Bibliothek unter ihrem Personal einen praktisch gebildeten Mann, und in diesem Falle einen Buchhändler haben muß. Warum das? höre ich die Herren von der Wissenschaft fragen, sind wir nicht unserem ganzen Bildungsgange nach am ehesten befähigt, den Forderungen solcher Stellungen gerecht zu werden? Es liegt mir natürlich nichts ferner, als an der Tüchtigkeit und Arbeitskraft der Herren zu zweifeln; allein ich glaube dieselben in einem solchen Falle und bei einer so gestellten Frage einer nicht geringen Einseitigkeit überweisen zu können. Denn ein anderes ist es, den wissenschaftlichen, und ein anderes, den praktischen und geschäftlichen Forderungen eines Berufs genügen zu können, und ich denke, daß für eine gedeihliche Entwickelung und für einen ersprießlichen, geschäftlichen Verkehr der einzelnen Bibliotheken unter sich und mit dem Buchhandel eine Persönlichkeit, die namentlich den letzteren durchaus kennt und seine moderne Entwickelung und Gestaltung selbst miterlebt hat, durchaus erforderlich ist.

Bedenkt man, wie gerade in der Gegenwart der ganze Sortimentsbuchhandel sich in einer Gährung befindet, die immer weitere Kreise bildet und ein klares Ende all dieser Rabattkämpfe und Schleudernöte auch noch nicht von ferne ahnen läßt; weiß man, wie der Schreiber dieses, aus der Erfahrung eines Bibliothekbeamten, wie gerade die Bibliotheken gar häufig sich am stärksten in diesen Kampf hinein ziehen lassen und durch die für einen soliden Sortimenter manchmal einfach rätselhafte Leistungsfähigkeit einzelner Firmen im Rabattieren vollständig das Verständnis für die Berechtigung eines geringeren Rabattes verlieren: so fühlt man um so lebhafter und dringender den Wunsch, daß auch der Buchhandel im feindlichen Lager selbst seinen Vertreter hat, d. h. daß die Verbindung zwischen ihm und der Bibliothek unter der Leitung eines Mannes steht, der die beiderseitigen Forderungen und Ansprüche auf das richtige und gerechte Maß reduziert. Es ist unter den Nicht-Buchhändlern ja immer noch die Ansicht von dem riesigen Verdienst eines Sortimenters, von den 25, 30 ja sogar 40 und 50 Prozenten, stark im Schwange und läßt darum die Forderung eines mäßigen Rabattes als eine ganz ungereimte erscheinen. Es ist diese Ansicht, wie Schreiber dieses aus eigener langjähriger Erfahrung weiß, insbesondere unter den Männern der Wissenschaft verbreitet, und es läßt sich dar-

aus auch leicht erklären, warum Bibliotheken und Buchhändler allezeit in Fehde und Kampf liegen. Darum ist auch die an allen Bibliotheken eingebürgerte Sitte, einfach den den höchsten Rabatt Bietenden zu bevorzugen, einer ganz verschiedenartigen Beurteilung fähig, wenn derartige Angebote von auswärtigen Handlungen gemacht werden. Denn betont man auf der einen Seite die darin ausgesprochene ökonomische Gesinnung der Verwaltung, so beachtet man auf der andern Seite wiederum wenig oder gar nicht, daß man durch ein solches Verfahren das einheimische Gewerbe auf eine empfindliche Weise schädigt, daß man die Mittel, welche ev. der Staat zur Verfügung stellt, um dem Lande Nutzen zu bringen, nicht allein zur geistigen, sondern auch zur sozialen und kommerziellen Hebung seines Landes zu benutzen hat, und daß man gerade dadurch, daß man dem einheimischen Buchhandel, der für sich eine solide und sichere Grundlage schaffen will, einen großen Teil seines Erwerbes entzieht, ihm auch die Möglichkeit hierzu nimmt. Man hat von seiten der Bibliothekverwaltungen wenig Verständnis dafür, und um so dringender und zeitgemäßer dürfte es erscheinen, den Stimmen, die sich da und dort hören lassen, und dem Beispiel, das schon einzelne Bibliotheken durch Anstellung von Buchhändlern gegeben, zu folgen, und so bei sich selbst eine Reform anzubahnen, die nur von Vorteil für sie sein kann.

Denn, man mag dagegen einwenden, was man will, die Erfahrung wird es immer bestätigen, daß es einem Mann der Wissenschaft, dessen Interesse seinem ganzen Bildungsgange nach nun einmal ein nicht bloß geschäftliches, sondern ein vorwiegend wissenschaftliches ist, selten möglich ist, gerade der praktischen Seite in seiner Stellung vollständig gerecht zu werden, daß es ihm versagt ist, all den Fortschritten und Neuerungen, die sich zeigen, das richtige Verständnis entgegenzubringen und dieselben für sich zu verwerten. So findet man gar manche Einrichtungen die ob ihres Alters wohl recht ehrwürdig sind, allein eine praktische und übersichtliche Geschäftsführung nur hindern, wenn nicht gar ganz unmöglich machen.

Es gilt eben auch hier, wie in manchen anderen Verhältnissen, mit welchen die moderne Zeit gerne einmal aufräumen möchte, den Kampf gegen ein Vorurteil, gegen ein einseitiges und unpraktisches Zunftwesen, das nach guter deutscher Sitte namentlich in den Kreisen, welche die geistigen Interessen unseres Volkes vertreten, einheimisch, jeden, der sich ihm nähert, mit ihm in Berührung kommen möchte, erst nach seinem Bildungsgange fragt und ihn als einen Unwürdigen abweist, wenn er findet, daß seine Bildung, sein wissenschaftliches Streben wohl ein gediegenes, daß aber die Art und Weise, wie er sich dieselbe erworben, eine von der herkömmlichen so ganz verschiedene, ja daß ihm seine Stellung, sein praktischer Beruf, dem er angehört, von vornherein den Zutritt in seinen Kreis verbieten sollte. Aber mit Macht drängt die Gegenwart hauptsächlich auf praktische Bethätigung des Wissens, und die Forderung unseres Geschlechtes, daß der Mann nach dem, was er ist, und nicht wie er es geworden ist, beurteilt werde, äußert sich auch in diesen Verhältnissen. Die Frage, ist ein Buchhändler seinem ganzen Bildungsgange nach befähigt und berufen, eine Stellung an einer öffentlichen Bibliothek anzunehmen und zu versehen, ist darum keine müßige, und wenn man nur erst dem Begriffe der Bildung seinen wahren, von aller Zünftelei freien Wert geben will, auch eine leicht zu beantwortende.

Ich habe im hier Gesagten nur angedeutet, habe einzelne Gedanken über meinen Gegenstand festgehalten, und bin auch ein oder das anderemal von demselben abgekommen. Vielleicht macht es mir die Redaktion möglich, ein andermal über einzelne Punkte noch Näheres aus der Praxis mitzuteilen!

St. E.

Mißzellen.

Die Tertianer im deutschen Buchhandel. Es ist eine bedauernswerte Thatsache, daß viele junge Leute, wenn es ihnen durchaus nicht glücken will, die ersehnte Untersekunda zu erreichen, sich entschließen, Buchhändler zu werden, und zwar nicht aus besonderer Neigung, sondern einfach aus dem Grunde: weil der Buchhandel in dem Kaufmannsstande die erste Stelle einnimmt. Die jungen Herren malen sich das nämlich sehr schön aus, glauben, man hätte weiter nichts zu thun, als Romane zu lesen und ab und zu sich zu bequemen, einen Käufer zu bedienen. Das wäre ja ganz angenehm, ist aber Gott sei Dank anders. In Großstädten kommt es gewiß seltener vor, daß ein Chef einen Lehrling in seine Handlung aufnimmt, der nicht wenigstens im Besitz des Reifezeugnisses für den einjährig-freiwilligen Dienst ist; in der Provinz ist das Gegenteil der Fall. Und wie es mit der Litteraturkundigkeit der meisten Tertianer aussieht, davon läßt sich viel singen und sagen. Wer Schiller, Goethe und Lessing sind, das wissen die Herren zur Not und kennen „dem Namen nach" vielleicht auch die hauptsächlichsten Werke dieser Klassiker, aber von dem Inhalt derselben haben sie absolut keine Ahnung. Was für ein bodenloses Nichtwissen in dieser Hinsicht gelegentlich zu Tage gefördert wird, sollte man kaum für möglich halten. So passierte es noch vor einigen Tagen in unserer Buchhandlung, daß von einer kleinen Schülerin „Minna von Barnhelm" in der Reclamschen Ausgabe verlangt wurde. Der baumlange, zwanzigjährige Lehrling — der auch zwei Jahre die unterste Bank in Obertertia gedrückt hat — studierte zunächst mit beneidenswerter Langmut den Katalog der Universalbibliothek durch, und als er das Gesuchte durchaus nicht finden konnte, fragte er kaltblütig die kleine Dame: „Von wem ist das?" Nun, er ist nicht rot geworden, wohl aber ich, der ich mich bei ähnlichen Szenen, die leider sehr häufig vorkommen, bis tief in die Seele hinein schäme, daß sich aus solchen Geistern der deutsche Buchhändler rekrutiert. Wenn ich von einem Buchhandlungsbeflissenen auch nicht verlange, daß er fähig ist, eine Professur für Litteratur zu bekleiden, so verlange ich doch mit Fug und Recht, selbst von dem jüngsten Lehrling, daß er unsere größten Klassiker kennt und zwar in Worten und Werken.

Wie ist dem Übel abzuhelfen?

Mein jetziger Chef, der auch ein entschiedener Gegner dieser Sorte Buchhändler ist, glaubte die Sache dadurch aufzubessern, daß er nur junge Leute als Lehrlinge annahm, welche mindestens das Reifezeugnis für Prima hatten. Ja Prosit die Mahlzeit! Da hätte er lange warten können, bis einer gekommen wäre. Drei Jahre hat er Geduld gehabt. In der Provinz sind die Leute mit dem „Einjährigenschein" (wie ein Mitarbeiter der Buchhändler-Akademie sich auszudrücken beliebt) sehr groß, sie halten es unter ihrer Würde, „Kaufmann" zu werden, es stehen ihnen ja „feudalere" Karrièren offen.

Also was ist da zu thun? Guter Rat ist hier gewiß teuer, aber alle Abhilfe ist doch nicht ausgeschlossen. Nachdem wir im Laufe der Jahre notgedrungen mehrere Tertianer in die Geheimnisse unseres Standes eingeweiht und bei unserer Konkurrenz in hiesiger Stadt auch stets zwei oder drei solcher Herren beschäftigt sind, so kam ich schließlich in Übereinstimmung mit einem Kollegen auf die Idee, einen Leseabend einzurichten und auf diese Weise die Bedürftigen mit unseren Klassikern bekannt zu machen und ihnen einigen Geschmack an der Litteratur beizubringen. Alle Sonnabend um 9 Uhr abends versammeln sich die Lehrlinge beider Buchhandlungen auf meiner Stube und dann lesen wir in verteilten Rollen Schiller, Lessing und Goethe. Schon in einem Winter lernt man auf diese Weise sämtliche Dramen dieser Geistesheroen kennen. Hin und wieder treiben wir auch ein wenig Englisch oder Französisch und der Liebe Müh' ist nicht umsonst. Heute trat jemand in die Buchhandlung und forderte: The merchant of Venice. Strahlend vor Freude und mir einen dankbaren Blick zuwerfend eilte der jüngste Lehrling — der sonst keine Ahnung von Englisch gehabt — an das Regal der Tauchnitz-Edition und suchte das Gewünschte hervor. Der Kleine ist furchtbar stolz auf seine neuerworbenen Kenntnisse und steht jetzt im Sommer jeden Morgen um fünf Uhr auf, um Vokabeln zu lernen.

Ich empfehle meinen Kollegen diese Leseabende zur Nachahmung!

Litfaß, Buchdrucker und Buchhändler zu Berlin. Aus der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Leipzig, Duncker & Humblot) abgedruckt mit Erlaubnis des Verlegers. Die noch heute in Berlin unter der Firma „E. Litfaß' Erben" bestehende Buchdruckerei und Verlagshandlung wurde im Jahre 1795 durch Ernst Gregorius L. ins Leben gerufen, und zwar in demselben Hause, in welchem sie sich noch jetzt befindet: Adlerstraße 6. Der lokale Charakter der Druckerei trat schon bald nach der Gründung hervor; nebenher wurde der Verlag von Volksbüchern, Katechismen, Bilderfibeln u. s. w. betrieben. Bekannter wurde der Name L. während der Befreiungskriege durch den Druck und die Ausgabe der Extrablätter mit den Siegesberichten. Inmitten wachsender geschäftlicher Wirksamkeit wurde der Begründer der Firma im J. 1816 durch den Tod abgerufen. Der jüngste Sohn des Verstorbenen, Ernst Theodor Amandus L., war beim Tode des Vaters acht Tage alt. In seinem Stiefvater, dem Buchdrucker und Buchhändler Leopold Wilhelm Krause, einem thätigen und unternehmenden Mann, erwuchs dem bereits in gutem Ansehen stehenden Geschäfte ein kräftiger Förderer. Es gelang ihm, den witzsprühenden, genialen Saphir, der um jene Zeit mit großen Plänen und Hoffnungen, aber leerer Tasche nach Berlin gekommen war, zu fesseln, und dieser gab im Verein mit Angely, Ludwig Rellstab, Zedlitz, Cosmar, Gubitz u. a. in seinem Verlag die „Berliner Schnellpost" heraus, ein Blatt, welches durch sein frisches keckes Auftreten in der damaligen reaktionsschwangeren Zeit sich rasch viele Freunde erwarb. Ein auserlesener Kreis von Schriftstellern, wie Oettinger, Adami, die Gebrüder Markgraff, Leopold Schweitzer, Friedrich von Sallet u. s. w. wurden durch die Mitarbeiterschaft dem Geschäfte näher gebracht; die Frucht dieser Verbindungen war neben anderen Unternehmen die Herausgabe des „Norddeutschen Frühlingsalmanachs" und die Begründung des „Berliner Figaro". Der junge L., welcher sich nach vollendeter Schulbildung dem Buchhandel gewidmet hatte, wurde durch die Regelung seiner Militärverhältnisse von einer größeren Reise zurückgerufen und übernahm im J. 1846 die alleinige Leitung der Druckerei. Er begann, den An-

forderungen der Neuzeit entsprechend, mit einer vollständigen Reform in seiner Offizin durch Aufstellung von Schnellpressen an Stelle der alten hölzernen, Beschaffung neuer Schriften u. s. w. Die Erfahrungen wiederholter Reisen nach Paris, London und Wien wurden benutzt und der Herstellung von Plakaten schon in jener Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch Gründung des „Berliner Tagestelegraph“ (1851), welcher in Verbindung mit der „Zwischenaktszeitung“ noch heute ein beliebtes Hilfsmittel für Einheimische und Fremde ist, kam L. einem dringenden Bedürfnisse für die aufblühende Hauptstadt entgegen. Im folgenden Winter wurde sein Name noch bekannter durch eine Reihe glanzvoller Ballfeste, die er seinen Freunden gab, die sogenannten „Telegraphenbälle“. Daß ihm neben dieser vielseitigen Thätigkeit noch Zeit zu ernsterer Beschäftigung verblieb, zeigt die Vollendung der Krünitz'schen Enzyklopädie, jenes Riesenwerkes, von dem bereits 1856 der letzte 248. Band versandt werden konnte. Es war im April 1854, als bei dem nimmer rastenden Manne die Idee entstand, an Stelle der die Häuser, Wände rc. verunzierenden Plakate an geeigneten Orten Anschlagsäulen von architektonischer Form aufzustellen, eine Idee, die nach ihrer Verwirklichung seinen Namen mit einem Schlage zu dem populärsten Berlins machte und ihm für immer einen Ehrenplatz in der Geschichte der Stadt sichert. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er unter Zuziehung von Sachverständigen an der Ausführung seines Plans; bereits im Januar des folgenden Jahres konnte eine ausführliche Skizze dem Polizei-Präsidium eingereicht und am 20. April das erste Fundament zu den Säulen gelegt werden. Der Tag der Übergabe der zunächst in Aussicht genommenen 100 Säulen und 50 Brunnen-Umhüllungen zur öffentlichen Benutzung, der 1. Juli 1855, war für den Begründer des Unternehmens ein wahrer Ehrentag. Am frühen Morgen wurde er von einem Musikkorps begrüßt, die vor den Fenstern seiner Wohnung stehende Säule war reich bekränzt und Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit kamen von allen Seiten. Bereits 1865 veranlaßte die fortwährende Vergrößerung der Stadt die Aufstellung von weiteren 50 Säulen. Im J. 1856 errichtete L. eine Zentralkanzlei für Künstler jeden Genres, mit Ausnahme des dramatischen, in der Absicht, Engagements zu vermitteln, Kontrakte abzuschließen, geeignete Lokale nachzuweisen, kurz in derselben Weise wirksam zu sein, wie die Theater-Bureaus für die dramatischen Künstler. Der wachsende Umfang der Druckerei veranlaßte ihn indessen bereits 1859 trotz des lebhaften Anklangs, den das Unternehmen fand, dasselbe aufzugeben. In den folgenden Jahren wurde dem Plakat- und Affichenwesen die größte Aufmerksamkeit gewidmet; die Zahl der Besteller mehrte sich von Tag zu Tag, selbst Aufträge von auswärts gingen regelmäßig ein und neue, größere Anschaffungen für die Druckerei waren die Folge der fortwährenden Ausdehnung des Geschäftsbetriebs. Vom J. 1856 ab, wo L. vom Prinzregenten von Preußen, dem jetzigen Kaiser Wilhelm, zum Ehrenmitgliede der allgemeinen Landesstiftung zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger ernannt wurde, datiert seine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete werkthätiger Menschenliebe, die ihm zur höchsten Ehre gereichte und ihm bei seinen Mitbürgern für immer unvergessen bleiben wird. Der durch seinen Beruf fast überlastete Mann versäumte nie eine Gelegenheit, wo es galt, Gutes zu stiften und Leiden zu mildern, und so sehr er bemüht war, im stillen zu wirken, so wurde der edle Geber doch oft genug erkannt und durch Anerkennung jeder Art gefeiert. Die großartigen Festlichkeiten, welche er bis kurz vor seinem Tode im Krollschen Etablissement bei jeder Gelegenheit veranstaltete, wo es galt, schnell Hilfe zu schaffen, und bei denen er stets in

uneigennützigster Weise sämtliche Kosten auf sich nahm und den Reinertrag an die betreffenden Komitees abführte, sind noch in manches Erinnerung. Erwähnt mögen hier nur sein: die Totenfeier für den verunglückten Feuerwerker Dobermont (1857) und die Feste zum Besten der Opfer des dänischen, des böhmischen und des französischen Kriegs. Der Wirkungskreis der Druckerei wurde zu Ende der fünfziger Jahre durch ein großartiges Formular-Magazin erweitert; die 1859 begründete und schnell beliebt gewordene „Theater-Zwischenaktszeitung" wurde mit dem „Tagestelegraph" verbunden. Im Sommer 1859, bei seinem Aufenthalte zu Loschwitz bei Dresden, ließ L. auf seine Kosten an der Schillerlinde des nahen Blasewitz einen Gedenkstein errichten. Die Enthüllung fand am 1. September bei Konzert und Feuerwerk und im Beisein einer ungeheuern von nah und fern herbeigeströmten Menschenmenge statt; den Reinertrag von fast 500 Thalern verwandte er für Feuerbeschädigte im sächsischen Voigtlande und für die Blasewitzer Ortsarmen. Sein industrielles und privates Wirken fand jetzt auch an höchster Stelle gebührende Anerkennung; im J. 1861 wurde er zum Kommissionsrat, 1863 zum königlichen Hofbuchdrucker, 1865 zum Ritter des Kronenordens, endlich 1867 zum Geheimen Kommissionsrat ernannt. Im J. 1861 bereits wurde das Haus in der Adlerstraße 6, in dem die Offizin sich nun seit 87 Jahren befindet, käuflich erworben; bei dieser Gelegenheit erfolgte außer dem Umbau des Hauses eine abermalige großartige Umgestaltung und Erweiterung der Geschäftsräume. Neben der Einführung des Buntdruckverfahrens wurde im Jahre 1868 eine lithographische Anstalt der Druckerei beigegeben. Am 16. Januar 1871 feierte L. unter außerordentlicher Teilnahme der Berliner Bevölkerung das 25jährige Jubiläum seiner Geschäftsleitung. — Der unermüdlich thätige Mann starb am 27. Dezember 1874 in Wiesbaden, wo er sich zur Kur aufhielt; seine Leiche wurde nach Berlin übergeführt und auf dem Werderschen Kirchhofe beigesetzt. Zu seinen Erben hatte er seine minderjährigen Enkelkinder eingesetzt, für welche das Geschäft gegenwärtig unter Leitung des bisherigen Geschäftsführers und des Direktors der Buchdruckerei verwaltet wird. Am 1. Juli 1880 endete die Konzessionsdauer für die Plakatsäulen; der Berliner Magistrat schrieb eine Konkurrenz für dieselben aus, und die Firma Litfaß' Erben wurde mit ihrem Gebote von 35 000 Mark jährlichem Pacht überboten. Seitdem liefert das Geschäft von seiner einstigen Spezialität regelmäßig nur noch die Zettel für die königlichen und einige andere Theater, für den Zirkus Renz und für einige Ball-Lokale. Ernst L. war einer von jenen Männern, die nie rasten können, die, ein höchstes Ziel vor Augen, unentwegt vorwärtsschreiten und durch unermüdliche Ausdauer alle Hindernisse zu überwinden wissen. In seiner Vaterstadt wird sein Andenken für alle Zeiten ein gesegnetes bleiben.

Emil Bauer.



Besprechungen.

Butsch, A. F., Ludwig Hohenwang kein Ulmer, sondern ein Augsburger Buchdrucker. Mit einer Tafel. München 1885. G. Hirths Verlag. Lex.-8⁰. Preis 1 Mark. — Bisher galt der Gelehrte und Buchdrucker Ludwig Hohenwang von Elchingen als Ulmer Typograph. Der bekannte Professor Konrad Dietrich Haßler hat ihn in seiner „Geschichte von Ulms Buchdruckerkunst (1840)" als solchen nachzuweisen gesucht. Nach dieser Untersuchung wurde er in vielen Werken über die Geschichte der Druckkunst gleichfalls als Ulmer Drucker angenommen, und so pflanzte sich dieser Irrtum bis auf den heutigen Tag fort. Butsch hat nun mit vorliegender Schrift den Beweis geführt, daß man in Hohenwang keinen Ulmer, sondern einen Augsburger Drucker vor sich hat, und muß zugestanden werden, daß ihm dieser Beweis vollkommen gelungen ist.

Hohenwangs Name kommt zum erstenmale in der Vorrede einer deutschen Vegetiusausgabe von einem bis jetzt unbekannten Drucker ums Jahr 1470—72 vor. Wenn ihm auch Haßler noch verschiedene Werke als Drucker zuschreibt, so lassen sich doch nur drei Bücher, als bestimmt aus seiner Offizin hervorgegangen bezeichnen und zwar: Die Summa Hostiensis von Henricus de Segusio (Hain 8961) — Die Guldin Bibel des Antonius Rampigollis(Hain 13 690) und Luciani Samosatensis Asinus (Hain 10 264). — Hohenwang nennt sich in allen dreien als Drucker, jedoch nur bei der Guldin Bibel fügt er den Druckort „Augspurg" bei, während diese Bezeichnung bei den zwei weiter genannten Drucken fehlt. Seine Druckthätigkeit läßt sich mithin für Augsburg von 1475—1477 nachweisen, dagegen muß seine Thätigkeit in Ulm als Hypothese bezeichnet werden.

Wenn wir auch die vorliegende Arbeit als eine sehr verdienstliche anerkennen wollen und sie demgemäß durchaus empfehlen können, so hätten wir doch gewünscht, daß der Verfasser dem verdienstlichen Professor Haßler gegenüber sich einer ruhigeren Ausdrucksweise befleißigt hätte und selbst des im Beginn seiner Schrift ausgesprochenen Satzes eingedenk geblieben wäre: „daß es noch viele Fragen zu lösen, von so vielen Geheimnissen den Schleier zu lüften giebt" und daß noch großer „Mangel gründlicher Spezialforschungen" im Gebiete der Geschichte der Buchdruckerkunst die Herausgabe einer allgemeinen und zuverlässigen Geschichte hat scheitern lassen. Aber auch gerade die Anerkennung dieser großen Schwierigkeit hätte den Verfasser milder stimmen müssen, umsomehr, als er auch wohl anerkennen muß, daß gerade in der Geschichte der Buchdruckerkunst, sowie in der Bibliographie sich viele Hypothesen aufstellen, aber auch durch Spezialforschungen erst müssen beseitigen lassen.

Dr. Ernst Kelchner.

Das deutsche Volkslied.

Von

D. A. Frantz.

Fortsetzung.

Wie neuere Dichter den Volkston in der Ballade anzustimmen versuchten, darüber könnten manche glücklich gelungene Proben angeführt werden. Wer denkt nicht an Goethes Erlkönig, an den König von Thule, an Uhlands: Der Wirtin Töchterlein u. a. Ich will hier lieber eine weniger bekannte von einem weniger gekannten Dichter (Reinick) mitteilen, die trefflich auf den Volkston gestimmt ist:

Die Mondsuhr.

Der Förster ging zu Fest und Schmaus,
Der Wildschütz zog in den Wald hinaus.
Es schläft sein Weib mit dem Kind allein,
Es scheint der Mond ins Kämmerlein.
Und wie er scheint auf die weiße Wand
Da faßt das Kind der Mutter Hand:
„Ach Mutter, wie bleibt der Vater so lang,
Mir wird so weh, mir wird so bang."
„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Schließ deine Augen und schlafe ein.""
Der Mondschein zieht die Wand entlang,
Er scheint wohl auf die Büchse blank.
„Ach Mutter, und hörst den Schuß du nicht,
Das war des Vaters Büchse nicht."
„„Kind, sieh nicht in den Mondenschein;
Das war ein Traum, schlaf ruhig ein.""
Der Mond scheint tief ins Kämmerlein
Auf des Vaters Bild mit blassem Schein.
„Herr Jesus Christ im Himmelreich!
O Mutter, der Vater ist totenbleich!"
Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben sie tot ihn hereingebracht.

Die epische Volkspoesie hat sich auch das Komische angeeignet. Das Komische besteht immer in einem Mißverhältnis, in einem Gegensatz, z. B. zwischen Ansicht und Handlung, wenn einer klug ist wie Salomo, und handelt wie ein Narr, wenn er meint, er fängt es recht

an, und muß anlaufen, wenn er sich dünken läßt, er stehe und gehe wie ein Adonis, und er fällt; oder wenn er die wahren Verhältnisse der Dinge falsch ansieht und angreift. Das kann Situationen herbeiführen, die komisch sind; und wenn die Humanität z. B. über einen der gefallen ist, Mitleid fühlt, das Volk fühlt das Komische darin, wenn einer aus der perpendikulären Richtung auf einmal in eine horizontale Lage kommt. Das Volk lacht darüber und macht seine Witze, und hat an dergleichen sein Wohlgefallen, wie denn der Hanswurst der Seiltänzer und Komödianten von Alters her und noch heute sein Liebling ist. Das Komische ist nun auch in mancherlei Gestalten Inhalt des Volksliedes. Es erscheint als das Naive, Heitere, Humoristische und Launige, und selbst in gutmütigem Spott und Scherz.

Den liebekranken Bewerber bedient das Mädchen mit einer naiven Antwort.

Vergebene Müh', cf. Menzel l. l. pag. 323.

Es spottet über die Thränen der schönen Braut. Menzel l. l. pag. 293.

Es hänselt die Schneider, ib. pag. 582 u. 583.

Es verhöhnt den verliebten Schreiber, ib. pag. 597.

Es singt dem Weibel eins, das lieber auf dem Tanzboden als im Hause ist, ib. pag. 603.

Es zeigt, wo dem Mädchen der Finger weh thut, ib. pag. 644 Nr. 2. Oder:

Wie es hergeht, wenn's Weibel zu groß und das Männel zu klein ist, ib. pag. 602.

Es hat wirklich etwas Komisches, wenn kleine Männer große Frauen haben. Das Volk fühlt dies Komische.

Verwandt mit den Spottliedern sind die sogenannten Lügenlieder, in denen sich auch wohl die Spottlust versteckt. So heißt es in einem solchen Liede:

In Greifswald stand ein hohes Haus,
Da flog ne Fledermaus hinaus.
Da borst es in tausend Stücken,
Da kamen elftausend Schock Schneidergesellen,
Die wollten das Haus wieder flicken.

(cf. Erk. Volksl. II pag. 38.)

Scherz und Ernst berühren sich. So muß nun auch hier erinnert werden an das geistliche Volkslied. Manche dieser Lieder wurden aus lateinischen Hymnen übersetzt und kamen aus der Kirche in das Volk; wiederum kam auch manches Volkslied in die Kirche, wie z. B.: Nun bitten wir den heiligen Geist. Es ist hier nur die Rede von den geist-

lichen Liedern, welche im Volke aufkamen und im Volke gesungen wurden. Diese sind in großer Zahl bekannt und entstanden vornehmlich zur Zeit der Reformation, wo der Glaube des Volks an der Lehre des Evangeliums eine neue, mächtige Anregung empfing, zumal da, wo die Predigt des Evangeliums mit aller Innigkeit des Glaubens aufgenommen wurde. Die neuen Glaubenslieder wurden in der Zeit, wo die religiöse Stimmung des Volkes in so mächtige Bewegung gesetzt war, sehr leicht Volkslieder. Manche sind es lange geblieben, manche sind es noch. Zu diesen gehören auch einige Lieder Luthers, der, wie er überhaupt so gewaltig zum Volke zu reden verstand, auch in seinen Liedern den Volkston trefflich anzustimmen wußte, wie in seinem Liede von den dreien Märtyrern in Brüssel; und dann in seinen bekannteren Liedern: Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und Ein' feste Burg ist unser Gott. Indes sang das Volk auch schon lange vor der Reformation deutsche geistliche Lieder, von denen einige rein lyrisch sind, andere dagegen mehr einen epischen Charakter haben, in welchen die Thaten der Erlösung und vor allem die Geburt und Passion des Herrn besungen wurde:

Ein Weihnachtslied von Tauler:

Uns kommt ein Schiff gefahren,
Es bringt eine schöne Last,
Darauf viel Engelscharen
Und hat einen großen Mast.
Das Schiff kommt uns geladen,
Gott Vater hat's gesandt,
Es bringt uns großen Staden (gute Gelegenheit),
Jesum unsern Heiland.
Das Schiff kommt uns geflossen,
Das Schifflein geht ans Land,
Hat Himmel aufgeschlossen,
Den Sohn herausgesandt.
Maria hat geboren
Aus ihrem Fleisch und Blut
Das Kindlein auserkoren,
Wahrer Mensch und wahrer Gott.
Es liegt hier in der Wiegen
Das liebe Kindelein,
Sein Gesicht leucht' wie ein Spiegel
Gelobet mußt du sein!
Maria, Gottes Mutter,
Gelobet mußt du sein!
Jesus ist unser Bruder,
Das liebe Kindelein!
Mögt' ich das Kindelein küsse

An seinen lieblichen Mund,
Und wär' ich krank, gewisse
Ich würd' davon gesund.
Maria, Gottes Mutter,
Dein Lob ist also bereit't!
Jesus ist unser Bruder
Giebt dir groß' Würdigkeit.

An Luthers treffliches Lied: Vom Himmel hoch 2c. muß hier auch erinnert werden.

Ein altes **Osterlied**, bei **Menzel** l. l. pag. 37.

Vorherrschend lyrisch sind viele Marienliedchen, die nur aus konfessionellen Gründen um ihren Kredit gebracht sind.

Das folgende, sehr alte Volkslied hat eine didaktische Tendenz:

Himmelreich, ich freu' mich dein,
Daß ich dich soll schauen.
Gott und die liebe Mutter sein,
Unsre schöne Frauen.
Und der Engel schön Gekröne,
Die da singen also schöne,
Deß freuen sie sich,
Gott, der ist so minniglich.
Wach' über dich!
Hüt' dich vor Sünden tugendlich.

Wenig reden, das ist gut,
Und mit Maße lachen;
Zwing' die Augen und den Mut,
Man soll lange wachen.
Bete gern und wisse, alleine
Flieh die Welt, sie ist unreine,
Ihr falsches Leben,
Gott will sich selbst uns geben.
Wach' über dich!
Hüt' dich vor Sünden tugendlich.

Da ich mich nun hüten soll
Vor des Teufels Plage,
Herre Gott, nun thu so wohl,
Verleih mir deine Gnade.
Ich bitt' dich, Herr, durch deine Güte,
Daß der Leib nicht an mir wüte,
Und die Welt,
Denn sie giebt ein bös' Vergelt.
Wach' über dich!
Hüt' dich vor Sünden tugendlich.

Zu den epischen Volksliedern gehören nun vor allen die **historischen Volkslieder**, welche zu ihrem Gegenstande einen bei dem Volke

beliebten Helden haben, wie das spätere Lied auf Prinz Eugenius, den edlen Ritter; oder eine welthistorische Begebenheit, die das Volk unmittelbar mit erlebt und erfahren hat, wie namentlich Kämpfe und Schlachten, oder sie sind aus geschichtlich vorhandenen Zuständen hervorgegangen und tragen dann einen politischen Charakter.

Die historischen Lieder sind zu lang, als daß sie hier ganz mitgeteilt werden könnten. Auch haben sie durch Übertragung und Umarbeitung von ihrer Volksmäßigkeit viel verloren, wie das Siegeslied von Murten cf. Menzel l. l. pag. 121. Aus einigen anderen Liedern nur einzelne Stellen. So schließt das Siegeslied der Ditmarschen gegen den König von Dänemark aus dem 15. Jahrhundert:

Da ward auch der Holsten König geschlagen
Mit all' seinem großen Heere.
Da lag sein Pferd, da lag auch sein Schwert,
Dazu die Königs-Krone.
Die Krone, die soll uns Maria tragen
Nach Aachen, wohl in dem Dome.

(Eine Anspielung, wie sie nicht übel Lust hatten, ganz Dänemark zu Deutschland zu ziehen).

In einem politischen Liede wird über die Städter geklagt:

Den Städten hat Gott Hoffart geben,
Wie sie dem Adel widerstreben
Und den so ganz vertrieben
Wider Gott ohn' alles Recht
Und damit geistliches Geschlecht —
Sie ließen's besser bleiben.

Sie denken wohl, ihnen sei nichts gleich,
Und nennen sich das römisch Reich,
Und doch sind sie nur Bauren.
Sie stehen mit Ehren hinter der Thür,
Wo die Fürsten gehen herfür,
Die Land und Leut beschauren (beschützen).

König Siegmund war der Sinne beraubt,
Da er Drommeten und Pfeifen erlaubt
Den Städten so gemeine.
Das hat ihnen bracht viel Übermut;
Es gehört nach rechter Gewohnheit gut
Den Fürsten ganz alleine.

Ob sie nun tragen Marder-Gewand,
Gehört ihnen doch nicht alles Land,
Als sie sich des bedünken.
Es stand viel besser zu alter Zeit,
Da Fuchsfell war ihr bestes Kleid
Und ihnen die Stiefel stunken.

Ihr' Weiber sind mit Hermelin beschnitten,
Geziert ganz nach des Adels Sitten,
Wer kann sie unterscheiden!
Den Adel machen sie gemein
Und sind geistlicher Überpein,
Das wird ihnen bringen Leide.

Dann wird geklagt, wie sie die Klöster zerstören, die Gotteshäuser mit Büchsen zerschießen.

Nun merk ein jeglich Christeman,
Was Grund die Städte im Glauben han,
So sie Gott selbst bekriegen. rc. rc.

Zuletzt wünscht der Dichter, daß die Städte
. . . . sich vor dem Adel schmiegen
Und nichts gewinnen in den Kriegen
Als Reue, Leid und Schmerzen.

Ein politisches Lied ist auch der unter Kaiser Karl V. vielgesungene Buzemann, bei Menzel l. l. pag. 123.

Die Volkslieder haben nicht selten einen didaktischen Zweck, der in volkstümlicher aber mannigfacher Weise ausgesprochen wird, bald mehr lyrisch, bald episch.

a) Die Mädchen sind mit 14 Jahren schon verliebt. Menzel l. l. pag. 338.
b) Die Mädchen sollen fein zu Hausen bleiben. Menzel l. l. pag. 368.
c) Unschuld und Liebe thun in der Ehe not. Menzel l. l. pag. 358.
d) Untreue findet überall Gelegenheit. Menzel l. l. pag. 405. Zwei Röselein.
e) Schlimm, wenn ein Madel zwei Knaben lieb hat. Menzel l. l. pag. 551. Untreue, ein viel gesungenes mit mancherlei Veränderungen, und auch bei unserm Landvolke bekanntes Lied.

Die Lehr- und Erfahrungssätze, welche hier in der poetischen Form eines Liedes ausgesprochen und wie in Beispielen vor das Auge gestellt sind, können auch schlicht und einfach, ohne Bild und Lied ausgesprochen werden und sind dann lediglich Prosa. Die kürzeste poetische Form für ein einfaches Urteil, für einen einfachen Gedanken ist das Epigramm, in welchem ein solcher Gedanke in Bild und Gleichnis gekleidet erscheint. Das Epigramm ist eine Kunstform der Kunstpoesie, in welcher der Verstand mehr als das Gemüt poetisch ist. Nun fehlt es dem Volke keineswegs an guten Gedanken, guten Lehren und Erfahrungs-Grundsätzen, es spricht sie aber nicht in der Kunstform des Epigramms, sondern, wenn nicht in Liedern, in gereimten Sprüchen aus. Der gereimte Spruch ist das volkstümliche Epigramm. Wie reich das deutsche Volk an solchen Sprüchen ist, zeigt schon die Menge seiner Sprichwörter, wozu auch noch neuerdings aufmerksam gemacht ist auf die Volksinschriften an Häusern. Wo diese Sprüche herkommen? Ge-

wiß nicht allein aus alten Liedern. Sie sind gelegentlich ausgesprochen und haben sich spruchweise fortgepflanzt von Mund zu Mund, wie die Lieder gesangsweise von einer Generation auf die andere gekommen sind. Schon im 17. Jahrhundert, da die Volkspoesie erklang, fing man an, die Sprüche zu sammeln, und wie viele man seitdem noch gesammelt hat, es treibt sich noch manch Vögelein auf der grauen Heide oder im grünen Wald umher, ungekannt und ungefangen.

Wo ist ein Mann und kein Weib,
Da ist ein Haupt und kein Leib.
Wo ein Weib ist ohne Mann,
Da ist ein Leib und kein Haupt daran.

Frauen haben lange Haare, kurze Sinne,
Wer es nicht glaubt, der werde es inne.

Ich lebe, weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht wann; —
Ich fahre, weiß nicht, wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Viel sehen, wenig sagen,
Gehört zu guten Tagen.

Langsam zum Säckel, hurtig zum Hut,
Hilft manchem jungen Blut.

Wer gern will wissen, wer er sei,
Der schelte nur seiner Nachbaren drei.

Der liebe Schenker ist gestorben,
Der Wiedergeber ist verdorben,
Der Leiher nur hat nicht viel erworben.

Inschriften an Häusern sind viele bekannt.

Der gereimte Spruch ist das Epigramm der Volkspoesie. Das Epigramm drückt einen einfachen Gedanken poetisch in einem Bilde aus. Zum Beispiel der Gedanke der vergeblichen Arbeit. Die Arbei ist vergeblich, das ist ein einfaches Urteil, rein prosaisch ausgedrückt. Das Epigramm drückt es poetisch, in einem Bilde aus, wie in dem Xenion:

Lange schöpfen sie in ein Sieb und brüten den Stein aus;
Aber das Sieb wird nicht voll, aber der Stein wird nicht warm.

Der Gedanke ist allerliebst ausgesprochen auch in einem Volksliede: Menzel pag. 323.

Man könnte nun aber auch dasselbe Urteil an einer Reihe von Beispielen erläutern, die Beispiele hinstellen, und dann zum Schluß sagen: seht, das ist vergebliche Arbeit. Und in der That gehet die Volkspoesie häufig so zu Werke, woraus ihr eine eigene Art der didaktischen Poesie erwächst:

Wer baden will einen Rappen weiß
Und daran setzet seinen Fleiß,
Und an der Sonne Schnee will dörren,
Und Wind will in den Kasten sperren,
Und Ungelück will tragen feil,
Und Wasser binden in ein Seil,
Und einen Kahlen will bescheren,
Der thut, was unnütz ist, wohl gern.

Also vergebliche Arbeit. Diese Form heißt **Priamel**; sie besteht aus einer Reihe Vordersätze, die ein einziger Schlußsatz zusammenfaßt. Das Wort ist vermutlich korrumpiert aus praeambulare. Es wird, wie Herder sagt, immer erst lange präambuliert und dann folgt der kurze Schluß oder Aufschluß. Lessing hält die Priamel für die frühesten Epigramm; und daß sie epigrammatisch sind, habe ich eben gezeigt; sie drücken ein einfaches Urteil aus, durch eine Reihe Vordersätze oder Beispiele erläutert, und sind also Epigramme, aber nicht in epigrammatischer Kunstform.

In volkstümlichen Liedern findet sich die Priamel häufig. So singt **Rist** in einem Liede:

Was am Himmel ist schön zu finden,
Was die Blumen kann überwinden,
Was der Nachtigall Kunst nicht weichet,
Was der Perlengestalt sich gleichet,
Was mit Freundlichkeit ist begabet,
Was durch Tugend das Herz erlabet,
Was dem Schönsten den Preis benommen,
Das macht Röschen ganz vollkommen.

Endlich sind noch bei der didaktischen Volkspoesie die Rätselspiele zu nennen; Lieder, in welchen die ersten Verse oder Zeilen Rätsel, und die folgenden Verse oder Zeilen die Aufgabe enthalten. Zum Beispiel aus dem Trugemund (Dolmetscher):

Nun sage mir, Meister Trugemund,
Zwei und siebzig Länder sind dir kund.
Was ist weißer, denn der Schnee,
Was ist schneller als das Reh,
Was ist höher, denn der Berg,
Was ist finsterer, denn die Nacht.
Kannst du mir jetzund das sagen,
Will ich dich für einen leidlichen Knappen haben.
Das hast du gefragt einen Mann,
Der dir es sehr wohl sagen kann:
Die Sonn' ist weißer, denn der Schnee,
Der Wind ist schneller, denn das Reh,
Der Baum ist höher, denn der Berg,
Der Rab' ist finsterer, denn die Nacht.

Doch will ich dir getreulich sagen,
Fragst du mich jetzund mehr
Ich sage dir's bei deiner Ehr ꝛc.

(cf. das Rätsellied bei Erck V pag. 32).

Wir haben uns ein wenig umgesehen in dem Kreise des Volksliedes, wie es sich in der Zeit seiner Blüte mannigfaltig gestaltet und entwickelt hat. Manches Lied ist verklungen, manches lebt noch heute fort im Volksmunde, manches ist Saat für neue Blüten, Wurzel für neue Triebe gewesen. Der Unterschied des Volksliedes von dem Liede der Kunstpoesie ist unverkennbar. Es sind dieselben Empfindungen, die der Kunstpoet, wie der Volksdichter ausdrückt, die Liebe mit ihren Freuden und Schmerzen, mit ihrem Hangen und Bangen, Scherzen und Launen, Freude an der Natur, am Beruf, Lust und Frohsinn und dergl., und es gibt kein Thermometer, die Stärke und Schwäche, die Wärme oder Kälte dieser Empfindungen zu messen und zu vergleichen, ob sie stärker in dem Naturpoeten oder in dem Kunstpoeten ist; manchmal mag sie reiner und unverdorbener sein in dem Sohne der Natur, manchmal mag sie es auch nicht sein. Nicht in der Empfindung liegt der Unterschied, er liegt in den Mitteln der Darstellung, in der Sprache, dem Bilde, dem Gleichnis, der Erfahrung, in dem Erlebnis, das der Volksdichter aus seinem unmittelbaren Lebenskreise nimmt, aus der Welt, in welcher er lebt und webt, und unmittelbar zu Hause ist, während dem Kunstdichter durch Schule und Bildung, Verkehr und Umgang doch noch eine fremde Welt eröffnet ist, in welcher er nicht unmittelbar lebt und mehr nur mit seinen Gedanken, mit seiner Phantasie, oder ganz äußerlich nach konventionellen Formen lebt. Ihm stehen reichere, gebildetere Ausdrucksmittel zu Gebote, wenn auch darum noch nicht natürlichere und reinere. Der Volksdichter singt, was er selbst erlebt und erfährt. Er singt nicht Hektors Abschied von seiner Andromache, der in einer Welt liegt, die niemand mehr unmittelbar fühlt und erlebt und die erst aus einem Traumbilde ins Leben gezaubert werden muß; er singt keine isthmischen Spiele, keine Kämpfe in Löwengärten, keinen Hain, der von der Götter Frieden, wie vom Tau die Rose träuft, — keine Frucht der Hesperiden; er träumt sich nicht in eine Welt hinein, die aus einer alten, längst zerronnenen poetischen Welt sich zum zweitenmale poetisch entpuppen muß; er ruft nicht die Götter und Musen an; er versteht es nicht, mit wesenlosen Schatten zu spielen oder sehnsüchtig die Hand darnach auszubreiten; — aber er kennt den Rosengarten, kennt das Jungfräulein, das die Blumen darin pflegt, kennt den Knaben, der sie mutwillig und unbesonnen zertritt;

und aus diesen Elementen bildet sich ihm das Bild eines vorwitzigen Liebhabers, der mit seiner Bewerbung dem Jungfräulein das Konzept seiner Gedanken und Wünsche verrückt und mithin aus dem Rosengarten gewiesen wird:

„Warum du mich gebeten,
Gesell, das kann nicht sein,
Du würdest mir zertreten
Die liebsten Blümlein mein.
So kehr' du wieder um
Und geh' nur wieder heim,
Du brächtest mich zu schanden,
Ist mir fürwahr nicht klein." (Kurz II pag. 48.)

Er setzt sich auch nicht hin, sucht einen Stoff in Chroniken und Romanen, überlegt auch nicht, wie er es anfängt und zustande bringt; sondern geht durch Feld und Flur und Wald, pflückt die Blume, wo er sie findet, und windet sein Sträußchen, so gut wie es geht. Und so ein Lied ist dann auch wie das Sonntagssträußchen, das sich die Mädchen im Garten pflücken, wenn sie zur Kirche gehen. Violen, Majoran und Thymian, eine Rose und Nelke dabei. Und was sie über dem Sträußchen denken und empfinden; sie verraten es nicht, wiegen sich aber darin, als wär's ihr Glück und ihre Wonne; und hat die Rose Dornen, so muß es doch auch Schmerzen geben, die süß sind, warum quälten sich sonst die Menschen damit.

Allerdings sind die Volkslieder nur Feldblumen, die kein Mensch als Schmuck- und Kaiserblumen beäugen, zerpflücken und zergliedern darf. Wer nur ein Lied zur Parade haben will, nur starke, blendende Effekte begehrt, sich nicht herabstimmen kann zu dem einfachen und einfältigen Ton und Bedürfnis der Natur; der mag sie bei Seite liegen lassen; sie verlieren beide nichts aneinander.

Die Volkslieder sind nicht in Gewächs- und Palmenhäusern gezogen, würden es auch nicht vertragen und gedeihen besser im Freien auf Feld und Flur. Sie sind auch nicht reich komponierte, farbenreiche Gemälde, machen nicht Anspruch auf Glanz und Politur. Sie sind Lieder, deren Wesen nicht das Gemälde ist, sondern der Gesang; sie sind nicht für das Auge, sondern für das Ohr, und was Goethe von seinen Liedern an Lina sagt:

Nur nicht lesen! Immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein.

das gilt in vollem Maße auch von den Volksliedern. Sie wollen nicht gelesen, nicht deklamiert sein, wie eine Heroide, sie wollen gesungen sein; und wer sie liest, muß sie wenigstens in Gedanken hingleiten

lassen auf den rhythmischen Wellen einer einfachen Melodie. Ihre Schönheit liegt in dem melodischen Gange und Fortschreiten der Empfindung, in dem Tone, der sie beherrscht, in der poetischen Modulation, die sie belebt. Dies Musikalische ist der Geist, der ihnen eingehaucht ist aus dem Geist und Wesen der Empfindung, die sie geboren hat. Die Empfindung selbst ist ihrem geheimnisvollen Wesen nach Musik, Ton, Bewegung, Rhythmus, gemessen an den rhythmischen Pulsschlägen des Herzens, darin sie wohnt. Ein fröhliches Herz ist des Menschen Leben, und des Herzens Traurigkeit schwächet die Kräfte, sagt Sirach. Ein fröhliches Herz schlägt lebendiger und lauter, ein betrübtes Herz matter und langsamer. Dies Tempo der Empfindung in Freud oder Leid geht denn auch über in die Rhythmik des Liedes und hüpft oder schleicht in natürlicher Einfalt und Unmittelbarkeit, ohne über ein passendes Metrum zu reflectieren und zu feilen, in dem Volksliede. Selbst der Leser kommt in diese rhythmische Bewegung hinein und empfindet den Unterschied im Tempo der Freude und des Schmerzes. Wie ein Waldbächlein hüpft im leichten muntern Wellenschlag das in echtem Volkston angestimmte Lied:

Und die Würzburger Glöckli 2c. Menzel l. l. pag. 373.

oder das verwandte Lied:

Wenn ich sonst 'nen Schatz mögt. ib. pag. 373.

Und wiederum, wie schleicht der Schmerz und die Trauer in dem in seiner Art schönen und mit der von C. Maria v. Weber notierten Melodie noch schönern Volksliedchen aus des Knaben Wunderhorn:

Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin. Menzel l. l. pag. 393.

Das ganze Liedchen ist Empfindung und darum auch Musik. Erst Traurigkeit, daß der Schatz so fern ist, dann gesteigert durch die Ungewißheit, ob er nicht gar tot sei; durch keine Reflexion unterbrochen. — Nun haben auch Lästerzungen geschwatzt und Argwohn gesäet in das liebende Herz — das sticht wie Dornen —, dazu muß sich die Liebe so still verbergen im Herzen, darf sich nicht zeigen und aussprechen — das brennt wie Kohlen im Herzen. In dieser Pein wäre der Tod süß. Und nun noch die bittere Pein, daß das liebende Mädchen an einen Mann gefesselt werden soll, den sie nicht lieben kann. Diese Empfindung haucht in dem Liedchen, fühlbar für jeden. Und dabei welche fortwellende Modulation der Empfindung. Traurigkeit ist der Grundton, so tief, daß er nicht erfaßt, nicht begriffen werden kann: Ich weiß nicht, was ich so traurig bin. Dann die Steigerung in dem Gedanken an den Tod, und wieder die peinliche Dissonanz in dem Gedanken an die mögliche Untreue des Geliebten, die sich fort-

spielt durch die Pein der heimlichen Liebe und sich auflösen möchte in dem Gedanken an den Tod und endlich wehmütig verklingt in dem Gefühle der trostlosen Gegenwart an der Seite eines fremden Mannes. — Dabei wie gehalten, sanft, mild, rührend, wehmütig ist die Bewegung der Empfindung, nichts geziertes, affektiertes oder exaltiertes darin. Und dabei alles in der schlichtesten, simpelsten Form der Sprache, der Bilder und Erlebnisse: der Schatz auf der Wanderschaft; — der Gang nach der Kirche in seinem Arme, und in dem Augenblicke, wo die Liebe eintauchen möchte in die Weihe der Andacht, der Stich der Lästerzunge. — Rose und Nelken blühen im Gärtchen vor dem Fenster — Feuer und Kohlen mit ihrer tödlichen Glut — der Tod wäre besser als Leben — und endlich die unabwendbare Unterwerfung unter den elterlichen Willen, mit dem tiefen, schmerzlichen Seufzer: Ach Gott — was hat mein Vater und Mutter gethan! — mit dem Bekenntnis zum Schluß, worin sie die trostlose und trauerreiche Lage ihrer Liebe durchschaut hat und sie dann, als einen verzehrenden Kummer an ihre Lebenstage heftet. So fällt der Vorhang vor ihrem Leben — und wer ruft ihr nicht nach: Du armes Mädchen! —

Es knüpft sich hier eine Bemerkung an, die sich leicht aus allen besseren Volksliedern bestätigen läßt. Im Volksliede ist alles individuell, die Situation des Dichters — die Erfahrung, die Sprache, die Natur und ihre Gegenstände, der Baum, die Linde, der Wald, die Heide, der Knabe, das Jungfräulein rc. Der Volkssänger singt, was er selbst unmittelbar erlebt, gesehen, empfunden hat. Wer kennt nun aber diese Spezialitäten, diese kleinen Vorfälle des Volkslebens, die nicht einmal über die Marke eines Dorfes, über den Zaun eines Gartens hinaus bekannt werden? Wenn nun aber nach Goethes Bemerkung die Aufgabe der Poesie ist, daß sie das Besondere, Individuelle zum Allgemeinen erhebt, so sind in dieser Beziehung die Volkslieder wirklich Poesie, und sind es selbst im hohen Grade. Sie haften nicht an dem Individuellen und Besondern, sie wissen immer das Allgemeine darin herauszufinden und sprechen aus, was alle empfinden, erfahren und erleben, worin alle sich selbst wieder erkennen können.

Wie die zahllosen Liebesliedchen immer nur die Liebe zeigen, wie sie bei allen den Lebensstrick zu einer dünnen Saite spinnt, ihr Stückchen darauf zu spielen; so zeigen sie in andern Dichtungen mit sicherem Gefühl bald das Komische, bald das Tragische, oder das Gemütliche und Erheiternde in dem, was sie darstellen; — sie lassen sich nicht auf eine breite, umständliche Schilderung des Individuellen und Besonderen ein; es ist ihnen gleichgültig, ob das Jungfräulein x, der Graf v. Falken-

stein y oder z heißt, und dergl. mehr. Wie wichtig dies alles für den Dichter selbst war; er weiß, daß es andere nicht interessieren kann, er dichtet auch nicht für Gelehrte, die auf grund seines Liedchens genealogische, topographische oder antiquarische Forschungen anstellen wollen; er deckt sein Tischchen und trägt auf, was alle kennen und genießen mögen. Und darum klingen auch diese Lieder, auch wenn sie auf dem individuellsten und unbekanntesten Vorfall beruhen, in den verschiedensten Gegenden und in den fernsten Zeiten wieder. — Wie die Empfindungen, so ist auch die Musik ein Allgemeines. Wo sie angeregt sind, kann ihnen jeder eine besondere Gestalt und Melodie geben; es besinnt sich dann leicht ein jeder, wie er hier und da wohl auch empfunden hat, oder wie dies oder jenes auch einmal wie Musik durch sein Leben erklungen ist. Und das meint Goethe mit den Worten:

Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein.

Empfindung ist ihrem Wesen nach Musik, Bewegung, Rhythmik. Darum, wo die Empfindung in Bewegung kommt, da setzt sich auch die Stimme, der Gesang, und ist die Empfindung lebendiger bewegt, auch wohl der Gang und die Füße in Bewegung. Sonderlich bei dem Volke, wo die Bewegung der Empfindung durch Zucht und Regel der Schule und Konvenienz nicht geniert ist. Auch fröhliche Kinder sieht man singend und tanzend ihren Weg gehend; und dabei sprechen sie auch wohl in rhythmischer Bewegung aus, was sie so fröhlich macht. „Morgen zieh' ich mein neues Kleid an." In dem Gedanken liegt für ein kleines Mädchen eine Welt voll Poesie. Nun höre man, wenn das Kind diese Worte singend und tanzend ausspricht, wie sie sich da in den Rhythmus der Bewegung fügen müssen. Das Kind könnte darüber zum Dichter werden, wenn es Stoff hätte zu weiterer Kombination; und wenn es ihn hat, wenn die Mutter etwa gesagt hat: morgen, wenn Sonntag ist und gutes Wetter ist —, so singt es das Kind tanzend und rhythmisch und unwillkürlich reimend nach:

Wenn Sonntag ist, —
Gut Wetter ist.

So steht der Anfang gewiß vieler Volkslieder vor unseren Augen. Sie sind singend und selbst auch tanzend entstanden. Die Empfindung will sich in ihrem unmittelbaren Wesen zeigen, mit der Modulation und Rhythmik ihrer Bewegung. Wie melodisch rhythmisch accentuiert sich nicht ein kleines Liedchen, und wie wohl stimmt diese Accentuation zu der mehr verdrießlich als elegisch bewegten Empfindung des verlassenen Mädchens:

„Wann i zum Brünnle geh' rc. Menzel l. l. pag. 394.

Ich sage nicht, daß dies Liedchen notwendig mit Gesang auf die Welt gekommen sein müsse; es zeigt aber sehr wohl die melodisch-rhythmische Bewegung der Empfindung, die bei andern Liedern sogleich auch in Melodie, in Gesang und Tanz übergeht. Auch ist wohl ein Unterschied zwischen süddeutschen und norddeutschen Volksliedern. In jenen ist das Gesang- und Tanzartige fühlbarer, fast greifbar. Man höre nur die in des Knaben Wunderhorn aufgenommenen Lieder:

Das Ringlein. }
Der Tanzreim. } Menzel l. l. pag. 356 und 357.

Das österreichische Lied: Auf der Alm, ib. pag. 358.
Das Heilbronner Lied ib. 360

Man nehme solchen und vielen ähnlichen Liedern Melodie und Rhythmus, Gesang und Tanz, so nimmt man ihnen den besten Schmuck. Hat doch manches Volkslied kaum einen andern Inhalt als seinen Gesang und Rhythmus, wie z. B. ein schwäbisches Volksliedchen:

Vögel im Tannenwald, pfeifet so hell,
Pfeift den Wald aus und ein.
Wo wird mein Schätzel sein?
Vögel, im Tannenwald rc.

Vögel am kühlen Bach, pfeifet so süß,
Pfeift den Bach auf und ab,
Bis ich mein Schätzel hab.
Vögel am kühlen Bach rc. cf. Erk I, pag. 37.

Oft soll auch nur gesungen sein; was? darauf kommt es eben nicht an; wenn es nur zum Gesange, zum Rhythmus paßt. Man denke nur an die Wiegenlieder. Die einschläfernde Melodie ist die Hauptsache, und was für Dinge und Reime sind dabei den singenden Müttern eingefallen, die nur da sind, um den Gesang zu tragen und zu rhythmisieren! Ich will hier Texte nennen, die vielleicht vergessen sind; aber die Mutter will ich sehen, die jemals ihr Kind selbst gewiegt hat, ob ihr nicht dabei eine Melodie einfällt, die auch hier die Hauptsache ist.

Schlaf, Kindchen, süße —
Vier weiße Füße —
Vier weiße Beinichen —
Mein Kindchen schläft alleinichen.

Die Mütter nennen ihr Kind „mein Puttchen, mein Hühnchen". Da findet sich denn auch wohl ein Schlafreim:

Put, put, put, mein Hühnichen,
Was machst auf meinem Hof?
Du pflückst uns alle Blümichen,
Du machst es gar zu grob.

Auch mit dem Zusatze:

Mammachen, die wird keifen,
Pappachen, der wird schlagen.
Pathühnichen, Pathühnchen, wie wird es dir ergehn!

Das Schäfchen und Lämmchen sind symbolische Anspielungen auf den Herrn Christus, der das Kind in seinen Schutz nehmen soll. Daher kommen sie in vielen Wiegenliedern vor. Wie in dem hübschen Wiegenliede bei Menzel l. l. p. 638; ist aber mehr Kunstlied als Volkslied, die im allgemeinen kürzer sind.

Schlaf, Kindchen, schlafe!
Da draußen gehn zwei Schafe,
Ein schwarzes und ein weißes,
Wenn das Kind nicht artig ist,
Dann kommt das schwarze und beißt es.

(Das schwarze Schaf oder schwarze Hundelein in anderen Wiegenliedern ist der Böse.)

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Vor der Thüre steht ein Schaf,
Auf der Flure steht 'ne bunte Kuh,
Kindchen thu die Augen zu!
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlafe!
Dein Vater hütet die Schafe,
Deine Mutter sitzt im Rosengarten,
Spinnt das beste Seidengarn.
Schlaf, Kindchen schlaf!

Der Bischof Buko von Halberstadt, ein großer Kinderfreund, lebt noch in den Wiegenliedern als Mokuh von Halberstadt, oder gar als

Motschekuhchen von Halberstadt,
Bring doch unserm Kindchen was?
Was soll ich denn bringen,
Schöne Schuh mit Ringen,
Schöne Schuh mit Gold beschlagen,
Die soll unser Kindchen tragen.

Ist in diesen Liedern noch ein greifbarer Anhaltepunkt, so fällt dieser in den folgenden Liedern ganz weg:

Suse, liebe Suse, was raschelt denn im Stroh?
Das sind die lieben Ganschen, die haben keine Schuh;
Der Schuster hat Leder, keine Leisten dazu,
Sonst hätten die Gänschen wohl auch ein Paar Schuh.

Suse, liebe Suse,
Wo wohnt Peter Kruse?
Wo die kleinen Mädchen gehn,
Wo die kleinen Pantoffelchen stehn,
In dem bunten Huse —
Da wohnt Peter Kruse.

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Dein Vater ist kein Graf,
Deine Mutter ist keine Bauerndirn.
Sie kann ihr Kind alleine wiegen.

Schlaf, Kindchen feste!
Der Bettelmann hat Gäste,
Er hat ein dick fett Schweinchen geschlacht,
Hat die Kaldunekken nicht reine gemacht,
O, der alte Hallunke!
Kaldunekken haben gestunken.

Suse, Jusken suse —
Die Mutter is nich to Huse.
Der Vader is in'n Busch gegangen,
Will dem Kindchen Vögel fangen,
'n rechten schönen gälen
Wo't Kindchen kann mit spählen.

Das alles sind schlichte, einfältige Volksreime, zu denen sich unmittelbar die Melodie hinzuthut, und wie natürlich und kindlich nehmen sie sich aus vor manchem gespreizten Wiegenliede der Kunstpoesie, wie, wenn eine Fürstin von Neuwied singt:

Schlafe, mein Prinzchen, es ruhn
Schäfchen und Vögelchen nun!

(Sonst sind Schäfchen und Vögelchen im Volksliede wach genug.)

Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr summt.
Nur in der Zofe Gemach,
Tönet ein schmelzendes Ach!
Was für ein Ach mag das sein?
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein.

Doch genug von diesen Kleinigkeiten, die jedoch auch zur Charakterisierung des Volksliedes gehören. Und wenn ein Musikkenner statt der Texte die Melodieen der Volkslieder studieren wollte, die nicht selten die Hauptsache dabei sind, er würde die Schlummerlieder nicht vergessen dürfen. Ist es doch schon interessant genug, wie sie fast alle einen Rhythmus, einen gleichen Tonfall haben, und selbst fast alle nach einer Melodie gesungen werden, die mit der Quinte anhebt, recht als wollte die Mutter ihr Liedchen aus der Tiefe ihrer Mutternot und Sorge hervorholen. Eine heilsame Erinnerung an das Wort: „Vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist!“ — Das hat der volkstümliche C. M. v. Weber in seinem bekannten Schlummerliede: „Schlaf Herzens-Söhnchen“ auch dem Volke abgelauscht. Es beginnt auch mit der Quinte, und gewiß nicht zufällig. (Schluß folgt).

Friedrich der Große und die deutsche Litteratur.

Von
Rich. Jul. George.

Im Zeitalter Friedrichs des Großen entfaltete sich das gesamte deutsche Geistesleben zu nie geahnter Blüte. Auf keinem Gebiete ist dieser Aufschwung ein so herrlicher als auf dem unserer Nationallitteratur. Nirgends finden wir in der Geschichte derselben einen geistigen und ästhetischen Fortschritt, der dem in jener Epoche gleicht. Der Regierungsantritt des großen Preußenkönigs fällt zusammen mit der Verdrängung Gottscheds aus der dominierenden Stellung, welche derselbe von 1730—1740 als unbestrittene Autorität in den Sachen des Geschmackes eingenommen hatte. Auf die litterarische Alleinherrschaft dieses trocknen und nüchternen Pedanten, in dessen Werken sich eine abgeschmackte Nachahmung französischer Vorbilder wiederspiegelt, folgt die Zeit der Wiedergeburt unserer Litteratur. Ein glänzendes Dreigestirn taucht am Horizont der letzteren auf: die ganze Gemütstiefe und Vaterlandsliebe des Deutschen, die erhabenste Glaubensinnigkeit kommen in Klopstock zum Ausdruck; Lessing schenkt den Deutschen das erste klassische Lustspiel, das erste klassische Trauerspiel und als kostbarstes Kleinod „Nathan den Weisen"; das heitere Erzählergenie Wielands gewinnt die höheren Stände Deutschlands für unsere Litteratur und führt die graziöse Anmut und frische Lebendigkeit des Französischen in unsere Muttersprache ein. Um diese drei Persönlichkeiten, welche unsere Litteratur in wenigen Jahrzehnten mit den herrlichsten Schöpfungen bereichern, welche sie vor allen Dingen von dem schmachvollen Joche der ausländischen Vormundschaft befreien, gruppiert sich eine Reihe lichtvoller Köpfe, von denen hier nur Johann Joachim Winckelmann, der Vater der Kunstgeschichte, der den Sinn für antike Formenschönheit in unserem Volke weckte, hervorgehoben sei.

Forschen wir nach den Ursachen des gewaltigen Aufschwunges, den unsere Litteratur zur Zeit Friedrichs des Großen nahm, so müssen

wir, obwohl dieser hervorragende Herrscher der deutschen Litteraturbewegung völlig fremd gegenüberstand, vor allen Dingen den Einfluß berücksichtigen, den er durch seine innere und äußere Politik auf die Entwickelung des deutschen Geisteslebens geübt hat. Er gab seinen Staaten Gewissens- und Glaubensfreiheit; Wissenschaft und Dichtung konnten sich ungehindert entfalten. Es erstand dem deutschen Volke in Friedrich ein Herrscher, der dem Auslande die Achtung vor dem deutschen Namen und der deutschen Kraft zurückeroberte, dessen Siege das deutsche Nationalbewußtsein stärkten und so auch die deutsche Litteratur von den Fesseln losmachten, in welche die blinde Nachahmung des Auslandes sie geschlagen.

Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß Friedrich der Große die Dienste, welche er unserer Litteratur leistete, selbst nicht verstand, daß seine Einwirkung auf die Entwicklung derselben eine unbewußte war. Verachtete er doch zeitlebens die deutsche Sprache und die deutsche Dichtung. Er hielt einen Aufschwung der deutschen Litteratur, der sich doch unter seinen Augen vollzog, geradezu für unmöglich. Bezeichnend für das Verhältnis des Königs zu unserer Litteratur ist ein Brief, den er an Chr. Heinr. Müller, den Herausgeber deutscher Gedichte des Mittelalters richtete. „Hochgelahrter, lieber Getreuer“, schreibt er dem verdienstvollen Gelehrten, „Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert, und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung würde ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht demselben aber nicht Ew. sonst gnädiger König.“

Wir dürfen Friedrich die Nichtachtung der deutschen Litteratur, die er in diesem Briefe und bei vielen andern Gelegenheiten kundthat, nicht allzu hoch anrechnen. Entsprang dieselbe doch dem Umstande, daß unsere nationale Dichtkunst in den ersten schwachen und unbeholfenen Anfängen ihrer Wiedergeburt naturgemäß einen so reichen und geschmackvollen Geist wie den des Königs nicht anziehen und befriedigen konnte. Sein durch und durch französischer Bildungsgang legte die ausschließliche Beschäftigung mit der französischen Litteratur, welche Namen wie Corneille, Racine, Molière und Voltaire aufzuweisen hatte, nur zu nahe. Er las ausnahmslos nur französische Schriftsteller oder lateinische und griechische Klassiker, soweit sie ihm durch

eine französische Übersetzung zugänglich waren. Friedrich verstand es, eine Reihe geistvoller Franzosen an seinen Hof zu fesseln; er sprach im Privatleben mit Vorliebe französisch. Seine an Form und Inhalt so gediegenen politischen und historischen Schriften, seine zahlreichen Briefe sind französisch geschrieben. Welch eine herrliche Bereicherung der deutschen geschichtlichen Litteratur wäre es gewesen, wenn der große König seine „Histoire de la guerre de sept ans“, seine „Histoire de mon temps“ in seiner Muttersprache geschrieben hätte! Leider wäre er hierzu selbst bei vorhandener Absicht gar nicht imstande gewesen, da er bekanntlich ein ganz barbarisches Deutsch sprach.

Zum Beweise, daß Friedrich der Große trotz alledem eine kerndeutsche Gesinnung besaß, sei es mir gestattet, zwei besonders charakteristische Stellen aus seinem Briefwechsel hervorzuheben, die ich leicht um eine bedeutende Anzahl vermehren könnte. 1740 nennt er die Franzosen in einem Briefe an Jordan „ein thörichtes, leichtfertiges und lüderliches Volk, übermütig im Glück und kriechend im Unglück“. Noch schärfer geht er zwei Jahre später in einem Briefe an Voltaire mit ihnen ins Gericht, wo er das deutsche Volk im Vergleich mit dem französischen gar nicht genug rühmen kann. Vorübergehend erwachte in Friedrich auch ein gewisses Interesse für die deutsche Litteratur. So ließ er bei seiner Anwesenheit in Leipzig den Professor Gottsched zu sich rufen, welchen er am 15. Okt. 1757 empfing. „Ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen," sagte Friedrich zu Gottsched, „und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher)." Er sah den Professor in der Folgezeit noch öfter, ohne seinen dichterischen Produktionen Geschmack abgewinnen zu können. Viel besser gefiel ihm Gellert, den er am 18. Dezember 1760 in Leipzig empfing. Gellert sagte auf Wunsch des Königs eine seiner Fabeln her, mit welcher der letztere sehr zufrieden war: „Das gefällt mir," sagte er zu Gellert. „Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen. Das verstehe ich alles: da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden: sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen." „Ihre Majestät," entgegnete Gellert, „den werfe ich auch weg." Nachdem sich Gellert entfernt hatte, bemerkte Friedrich: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched“. Bei Tafel nannte er ihn später „les plus raisonnable de tous les savants allemands“.

Wie aufrichtig der König das Lob meinte, welches er Gellert mit diesen Worten spendete, geht aus folgender Thatsache hervor: Nach der ersten Zusammenkunft mit Gottsched hatte er ein französisches Gedicht

an diesen gerichtet, worin er ihn den sächsischen Schwan nannte, der berufen sei, den litterarischen Ruhm Deutschlands zu begründen. Es versteht sich wohl von selbst, daß Gottsched diesen Versen die denkbar größeste Verbreitung zu geben suchte. Wie groß mag jedoch seine Überraschung gewesen sein, als der König sie in seinen Werken an die Adresse Gellerts richtete! Sie sind interessant genug, aus der Vergessenheit gerissen zu werden. Es gereicht mir daher zum Vergnügen, sie den Lesern der Buchhändler-Akademie im Nachstehenden mitteilen zu können:

Au Sieur Gellert.

Le Ciel en dispensant ses dons
Ne les prodigua point d'une main libérale,
Il nous refuse plus que nous ne recevons.
Pour tout peuple à peu près la faveur est égale.
Les François sont gentils, les Anglais sont profonds.
Mais s'il se dénie à l'un ce qu'il accorde à l'autre,
Notre orgueil fait changer en roses nos chardons.
Au talent du voisin nous préférons le nôtre.
A Sparte régnoit la valeur;
Mars se plut d'y former de fameux capitaines,
Tandis que la molle douceur
Des beaux arts enchanteurs respiroit dans Athènes.
De Sparte nos vaillans Germains
Ont hérité l'antique gloire.
Combien de grands exploits ont rempli leur histoire?
Mais s'ils ont trouvé les chemins
Qui vont au temple de mémoire,
Les fleurs se fauent en leurs mains
Dont ils couronnent la victoire.
C'est à toi, Cygne des Saxons,
D'arracher ce secret à la nature avare;
D'adoucir dans tes chants d'une langue barbare
Les durs et détestable sons.
Ajoute par tes vers que ta Muse prépare,
(Sur les pas du divin Maron)
Aux palmes des vainqueurs dont le Germain se pare,
Les plus beaux lauriers d'Apollon.

Erkannte hier Friedrich der Große mit richtigem Blick den gewaltigen Abstand zwischen Gottsched und Gellert, so gelangte er doch niemals dazu, das Wesen und den Wert unserer Litteratur in der richtigen Weise zu würdigen. Dies zeigte sich deutlich in seiner Schrift „De la littérature allemande“, welche gegen Ende 1780 erschien. Der König bewies in derselben, daß er von Klopstock, Wieland und Herder nichts wußte und von Lessing nichts wissen wollte. Er urteilt über unsere

Litteratur, als befände sie sich noch in demselben Stadium der Entwicklung, das er in seiner Jugend kennen gelernt hatte. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, müssen wir ihm zugestehen, daß seine Aussprüche oft eine überraschende Schärfe und Einsicht verraten. Und doch können wir uns eines Lächelns nicht enthalten, wenn wir lesen, mit welchem Eifer er längst überwundene Geschmacklosigkeiten rügt. Auch in dieser Schrift spricht er mit großer Anerkennung von Gellert; die Namen Gleims, Ewald von Kleists, Ramlers erwähnt er gar nicht, während er an den Idyllen Salomon Geßners Gefallen gefunden zu haben scheint. Von den Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit hat Goethes Götz den Unwillen des Königs in besonderem Maße erregt; er nennt ihn eine „imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises (de Shakespeare) und voll dégoûtantes platitudes". Besonders interessant ist diese Schrift Friedrichs für uns, weil sie Zeugnis von dem warmen Patriotismus des Königs ablegt. Wie falsch derselbe jedoch das ganze Wesen und den Geist des deutschen Volkes auffaßte, geht auch aus einem Briefe an den Marquis d'Alembert hervor, an den er Januar 1781 bei Übersendung der Broschüre über die deutsche Litteratur schrieb: „La langue allemande n'en a pas valu la peine d'être apprise jusqu'ici; car une langue ne mérite d'être étudiée qu'en faveur des bons auteurs qui l'ont illustrée et ceux-là nous manquent entièrement; mais peut-être paroîtront-ils quand je me promènerai dans les champs élysées où je présenterai au cygne de Mantone les idylles d'un Germain nommé Gessner et les fables de Gellert. Vous vous moquerez des peines que je me suis données pour indiquer quelques idées du goût et du sel attique à une nation qui jusqu'ici n'a su que manger, boire, faire l'amour et se battre".

Nachdem ich im Vorstehenden die Ansichten des Königs über die deutsche Litteratur und seine direkten Beziehungen zu derselben erläutert habe, werde ich versuchen, seine indirekte Einwirkung auf die Entwicklung unserer Dichtkunst zu schildern. Ich kann diese Schilderung nicht beginnen, ohne zuvor an den Ausspruch Goethes erinnert zu haben, welcher den Einfluß Friedrichs mit den Worten charakterisiert: „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und durch die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie". Die Wahrheit dieses Ausspruches wird uns klar, wenn wir die erste Meisterschöpfung Lessings, seine „Minna von Barnhelm", betrachten. Übertreiben wir doch nicht, wenn wir behaupten, daß in diesem Drama zum ersten Male die nationale Tüchtigkeit, die Charakterfestigkeit und Eigenart des Deutschen verherrlicht wurde. Lessing brachte in diesem

Stücke den deutschen Frauen eine Huldigung dar, feierte in ihm die siegreiche Armee des Preußenkönigs, dessen edle Gestalt, Gerechtigkeit übend, im Hintergrunde der Handlung steht. In noch erhöhterem Maße machte sich der Einfluß der Heldenthaten Friedrichs auf dem Gebiete der Lyrik geltend. 1749 dichtete Klopstock sein herrliches „Kriegslied", das er freilich später auf Heinrich den Vogler bezog; Ewald von Kleist besang den großen König und fand den gewünschten Tod fürs Vaterland in der Schlacht bei Kunersdorf (1759); Abraham Gotthelf Kästner feierte die Schlacht bei Roßbach in schwungvollen Epigrammen; Ramler erwarb sich durch seine kunstvollen Oden den Namen des preußischen Horaz; Johann Gottlieb Willamov, der preußische Pindar, verherrlichte Friedrich in seinen Dithyramben. Am glücklichsten war jedoch Gleim, dessen „preußische Kriegslieder von einem Grenadier" einen wahren Sturm der Begeisterung hervorriefen.

Begrüßte so die nationale Dichtung in Friedrich mit Jubel den längst ersehnten Nationalhelden, zu dessen Verherrlichung sie ihre höchsten Kräfte einsetzte, so darf es uns auch nicht überraschen, daß sie nach dem Beifall und der Anerkennung des Königs strebte. Der Ästhetiker Johann Georg Sulzer ließ es sich namentlich angelegen sein, das Verständnis des Königs für die aufblühende Dichtkunst zu erwecken. Wie unverständig war es jedoch von ihm, die Vermittelung Maupertuis' und Voltaires anzurufen, als er die Aufmerksamkeit des Königs auf Klopstocks „Messias" lenken wollte! Ramler, der Friedrich so oft poetisch verherrlichte, erhielt von ihm nicht die geringste Gunstbezeigung. Bekannt ist, daß Wieland sein episches Fragment „Cyrus", zu dem ihn die Heldenthaten des Königs begeisterten, in der Absicht verfaßte, durch dasselbe seine Berufung nach Preußen herbeizuführen. Diese Hoffnung des Dichters, welcher damals bei Bodmer in Zürich weilte, erfüllte sich nicht, obwohl der letztere mit Sulzer eine eifrige Korrespondenz über diesen Gegenstand führte. Sehr zu bedauern ist es, daß auch Winckelmann und Lessing dieselbe Enttäuschung erfahren mußten. Als 1765 durch den Tod von Gaultier de la Croze die Stelle des Direktors der königlichen Bibliothek zu Berlin frei geworden war, brachte der Oberst Quintus Icilius Lessing in Vorschlag. Letzterer wurde jedoch vom König zurückgewiesen, da derselbe den Namen des Dichters noch in der Erinnerung hatte von einer unbedeutenden Streitigkeit her, welche Voltaire einst mit Lessing gehabt hatte. Mit Winckelmann zerschlugen sich die Verhandlungen, weil er, was man ihm als erreichbar hingestellt hatte, ein Gehalt von 2000 Thalern verlangte, und Friedrich erklärte, die Hälfte sei für einen Deutschen genug. So mußten der

Dichter der „Minna“ und der Schöpfer der Kunstgeschichte hinter einem unbedeutenden Franzosen zurückstehen, der weiter keinen Vorzug hatte, als daß er einer Nation angehörte, welche nach der Ansicht des Königs allein befähigt war, auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften Ersprießliches zu leisten.

Diese Ansicht, bedingt durch den ganzen Bildungsgang Friedrichs und die Umgebung, in der er sich zeitlebens bewegte, hielt dieser große Mann bis zu seinem Tode fest. Den deutschen Litteraturfreund muß sie aufs tiefste schmerzen, da das deutsche Geistesleben und vor allem die vaterländische Dichtung, falls sich der große Preußenkönig an die Spitze des ersteren gestellt, unzweifelhaft einen noch höheren Aufschwung genommen hätte, als es thatsächlich der Fall ist. Doch auch das, was der Vorkämpfer der deutschen Einheit unbewußt und ohne Absicht für die Entwicklung der deutschen Litteratur gethan hat, darf keineswegs unterschätzt werden, da es wesentlich dazu beigetragen hat, die zweite Blütezeit unserer Dichtkunst herbeizuführen.



Die Entscheidungen des Reichsgerichtes für den Buchhandel.

Von einem Leipziger Juristen.

11.

Ist ein Vertrag rechtswirksam, welcher die Übertragung einer Firma ohne Mitübertragung eines bereits betriebenen Geschäftes zum Gegenstande hat?

Der Fall, welcher hier in Frage kommt, wird am besten ebenfalls durch ein Beispiel klar werden. Nehmen wir an, irgend ein Kaufmann oder Gewerbtreibender, der einen Namen hat, welcher demjenigen irgend einer renommierten Sortimentsbuchhandlung ziemlich gleich ist, wird von einem Buchhändler angegangen, ihm doch seinen Namen zur Führung einer Buchhandlung zu überlassen, und erklärt sich damit einverstanden. Da der bloße Name nach bekannten rechtlichen Grundsätzen kein Objekt der Veräußerung bilden kann, so schreiten die beiden Kontrahenten nun zu folgendem Ausweg. Der Kaufmann thut die nötigen Schritte, um eine Sortimentsbuchhandlung einzurichten. Er mietet zu diesem Zwecke auch einen entsprechenden Laden mit Firmenschild, läßt die Firma im Handelsregister eintragen und beschafft die nötigen Waren. Nachdem so die Buchhandlung etabliert ist, verkauft er sofort die Waren, das gesamte Inventar samt der Firma an den Buchhändler, und dieser führt nun das buchhändlerische Geschäft unter dem fremden renommierten Namen weiter fort. Ist nun der Vertrag zwischen dem Kaufmann und dem Buchhändler als rechtswirksam anzusehen, d. h. ist der Buchhändler als Erwerber berechtigt, sein Geschäft unter der fremden Firma weiter zu führen. Fälle dieser Art sind, wie wir beiläufig bemerken wollen, vor den Gerichten Preußens, Bayerns und auch Sachsens mehrfach zur Sprache gekommen. Das Reichsgericht hat nun in der diesbezüglichen Entscheidung das folgende zur Ausführung gebracht: Das deutsche Handelsgesetzbuch hat für die Handelsfirmen das Erfordernis der Wahrheit, das ist der Übereinstimmung des zu wählenden Firmen-

namens mit dem wirklichen Namen der Person des Firmenträgers aufgestellt. Von diesem Erfordernisse aber läßt es nur Befreiungen zu Gunsten bereits bestehender Handelsgeschäfte zu. Bereits bestehende Handelsgeschäfte sollen nämlich mit der für sie geführten Firma auf andere Personen übergehen können, sei es, daß das bestehende Handelsgeschäft durch Vertrag oder Erbgang gänzlich auf andere Personen übergeht, sei es, daß nur eine teilweise Personenveränderung durch Eintritt oder Austritt eines Gesellschafters erfolgt. (Art. 16. 17. 18. 22. 24. des H.-G.-B.) Diese Ausnahmen beruhen auf der Anerkennung, daß für ein bestehendes Geschäft, dessen Firma eine vermögensrechtliche Bedeutung hat, und daß insbesondere ohne die Möglichkeit ihrer Mitübertragung die Fortführung des Geschäftes durch andere Personen erheblich gehindert werden würde, wie es auch die Motive zum preußischen Entwurfe des Handelsgesetzbuches deutlich ausdrücken. Ein Interesse, lediglich seinen Namen zum Gegenstande einer vermögensrechtlichen Ausbeutung durch Veräußerung zu machen, bez. auf Seiten des Erwerbers, unter fremden Namen mehr zu erlangen, als dem eigenen voraussichtlich zufallen möchte, wie es in unserem Beispiel der Fall sein würde, wird vom Gesetz ausdrücklich nicht anerkannt. Deshalb sagt auch Artikel 23 des H.-G.-B. noch besonders: „Die Veräußerung einer Firma als solche, abgesondert von dem Handelsgeschäfte, für welches sie bisher geführt wurde, ist nicht zulässig." Es ist daher keine Firmenübertragung zulässig, wenn der Firmeninhaber das von ihm betriebene Geschäft in Wahrheit ganz aufgibt, mag er auch ein Quantum Waren aus dem Geschäfte an den Erwerber übertragen, und diese sein Geschäft nennen. Ebenso ist eine Firmenübertragung unzulässig, wenn der Übertragende ein zu übertragendes Geschäft gar nicht betrieben hat, wie es in unserem Beispiel der Fall sein würde, vielmehr sich erst zur Erfüllung eines die Übertragung seines Namens als Firma bezweckenden Vertrags den Komplex von Gegenständen, welche ein Geschäft darzustellen vermögen, anschafft, um statt eigenen Betriebes eines solchen, sofort mit erlangtem Eintrage des Namens als Firma auf Grund gedachter Veranstaltungen den Namen und jenen Komplex von Waren in Erfüllung der übernommenen Verpflichtung auf den Gegenkontrahenten zu übertragen. Die betreffenden Vorschriften im H.-G.-B. bezwecken ja nicht blos den Schutz desjenigen, dem eventuell die wirkliche Führung des betreffenden Firmennamens durch solche Übertragung verkümmert wird, sondern es sind zwingende Vorschriften im Interesse des Publikums, auf dessen Täuschung ja derartige Manöver in den meisten Fällen lediglich hinauslaufen werden.

12.
Darf eine Firma durch den Konkursverwalter veräußert werden?

Über das Vermögen des Buchhändlers B. Fr., alleinigen Inhabers der Firma Fr. & Co., war der Konkurs eröffnet worden. Der Konkursverwalter verkaufte nun zu Gunsten der Masse das gesamte Handelsgeschäft mit der Firma an den Buchhändler S., der auch mit dem Konkursverwalter vor dem Handelsregister-Richter erschien, und als neue Firma die Firma „Fr. & Co., Nachfolger" eintragen ließ. Nachdem das Konkursverfahren beendigt war, und der neue Inhaber der Firma bereits im Handelsregister eingetragen war, auch an seinem Geschäft Firmenschilder in der oben erwähnten Weise hatte anbringen lassen, klagte plötzlich der in Konkurs verfallen gewesene Fr. gegen S., sich der Führung des Namens B. Fr. zu enthalten, dessen Löschung im Handelsregister, sowie Wegstreichung auf den Firmenschildern herbeizuführen, und ihm den aus der unberechtigten Führung des Namens entstandenen Schaden zu ersetzen. Der Beklagte schützte nun seinerseits vor, daß er die Firma des Gemeinschuldners mit dessen Geschäft vom Konkursverwalter käuflich erworben habe. War der Konkursverwalter nun zur Veräußerung der Firma des Gemeinschuldners befugt? Das Reichsgericht hat diese Frage unbedingt verneint. Ohne einen besondern Rechtssatz, führt die betreffende Entscheidung aus, würde ein Kaufmann auch in seinem Handelsbetriebe sich wirksam nur seines bürgerlichen Namens bedienen können. Schon frühere Gesetze und früheres Gewohnheitsrecht haben es aber, unbeschränkt oder unter gewissen Beschränkungen, zugelassen, daß der Kaufmann in seinem Handelsbetriebe sich eines mit seinem bürgerlichen Namen nicht übereinstimmenden Namens bediene. Auch das Handelsgesetzbuch gestattet dies unter gewissen Voraussetzungen. Der Name, dessen sich der Kaufmann beim Betriebe seines Handelsgewerbes bedient, sei es, daß derselbe mit seinem bürgerlichen Namen übereinstimmt oder nicht, wird als seine Firma bezeichnet. Artikel 15 des Handelsgesetzbuches sagt: „Die Firma eines Kaufmannes ist der Name, unter welchem er im Handel seine Geschäfte betreibt und die Unterschrift abgibt". Die Firma ist also Name, Personenname, nicht Geschäftsbezeichnung. Dies gilt ganz allgemein, auch selbst von der Firma einer Aktiengesellschaft 2c. Eine Personifikation des Geschäftes selbst in der Art, daß dasselbe als ein von der Person des Inhabers ablösbares besonderes Wesen erschiene, kennt das Recht nicht. Es kann also wohl von einer (für das Recht gleichgil-

tigen) Bezeichnung des Geschäftes, nie aber von dem Namen eines solchen die Rede sein. Das Recht zur Führung eines bestimmten Namens kann, namentlich auch beim Betriebe des Handels, thatsächlich Vorteile gewähren, ist aber darum nicht selbst ein Wertgegenstand, ein Vermögensrecht. Dies gilt auch vom kaufmännischen Namen. Hiergegen kann nicht geltend gemacht werden, daß das Gesetz den Übergang einer Firma durch Vertrag gestattet. Korrekt gefaßt handelt es sich nämlich dabei nicht um eine Veräußerung, sondern das Verhältnis ist folgendes: Das Gesetz spricht aus, wenn jemand ein Handelsgeschäft, z. B. eine Sortimentsbuchhandlung erwirbt, so darf er sich desjenigen Namens, dessen sich der bisherige Inhaber beim Betriebe dieses Geschäftes bediente, dann bedienen, wenn der bisherige Inhaber dazu einwilligt. Diese Einwilligung kann zum Gegenstande eines besonderen Vertrages gemacht oder in dem Vertrage über das Geschäft enthalten sein, es kann für die Erlangung dieser Einwilligung eine Leistung versprochen und gemacht werden, die Einwilligung selbst wird dadurch nicht zum Vermögensgegenstande, noch durch das Recht, auf welches sie sich bezieht. Hieraus folgt, daß in die Firma, bez. in das Recht zur Führung der Firma keine Zwangsvollstreckung genommen werden kann, und daraus wieder, daß der Konkurs dieses Recht auch nicht umfaßt. Dasselbe kann also auch vom Konkursverwalter nicht wirksam veräußert werden. Der Konkursverwalter kann bei Versilberung der Masse möglicherweise so vorgehen, daß die notwendige Voraussetzung der Zulässigkeit der Firmenveräußerung als vorliegend anzunehmen ist, allein das Recht zur Fortführung der Firma kann der Erwerber des Geschäftes nur dann erwerben, wenn die Einwilligung dazu vom Gemeinschuldner erteilt wurde.

13.

Der Kauf „wie zu besehen" im Buchhandel.

Die Frage, welche hier in betracht kommt, lautet: Wie verhält sich die Zusicherung einer bestimmten Beschaffenheit der Ware zu der Vertragsbestimmung, daß die Ware „wie zu besehen" verkauft werde?

In einer von einem Buchhändler in Utrecht abgehaltenen Versteigerung von Büchern und Stichen erstand ein Beamter verschiedene Werke, verweigerte aber demnächst deren Abnahme und Bezahlung wegen Unvollständigkeit der Bücher, deren Vollständigkeit im Auktionskataloge garantiert gewesen sei. Letzterer enthielt nämlich die Bemerkung, daß die Werke an zwei bestimmten Tagen vor Beginn der Auktion besichtigt werden könnten, und unter den Bedingungen auch folgenden Satz: „Alle Werke sind garantiert vollständig, wo nicht das

Gegenteil im Katalog angezeigt ist. Nach dem Zuschlag wird indessen kein Werk zurückgenommen, es sei aus welchem Grunde es wolle". Die vor Beginn der Versteigerung verlesenen Verkaufsbedingungen enthielten noch den Satz: „Von dem Augenblicke der Zuweisung an, sind alle sich ergebenden Fehler und Schäden zum Nachteile des Käufers". Auf Grund dieser letzten Bestimmungen nun erfolgte die Entscheidung zu Gunsten des Buchhändlers und der Käufer wurde verurteilt, die Waren gegen Entrichtung des Kaufpreises abzunehmen. Wenn bei einem Verkaufe, insbesondere bei einer Versteigerung von Waren, führt die betreffende Entscheidung des Reichsgerichtes aus, eine gewisse Beschaffenheit derselben zugesichert, aber durch die Klausel „wie zu besehen" oder eine Bestimmung gleichen Sinnes bedungen ist, daß eine Besichtigung der Waren gestattet sei, und für die bei einer Besichtigung erkennbaren Mängel der Verkäufer keine Haftung übernehme, so kann es nicht als allgemeine Regel hingestellt werden, daß der Verkäufer für die zugesicherte Beschaffenheit der Ware ungeachtet jener Klausel hafte, wenn nicht dem Käufer das Nichtvorhandensein derselben beim Vertragsabschlusse bekannt gewesen. Vielmehr ist es ebenso möglich, daß die Zusicherung einer gewissen Beschaffenheit nicht eine Ausnahme oder Beschränkung gegenüber der Klausel „wie zu besehen" bedeutet, sondern daß die Meinung beim Vertragsabschlusse dahin geht, daß über die Frage, ob die zugesicherte Beschaffenheit vorhanden sei, die Besichtigung entscheiden, und der bei der Besichtigung erkennbare Mangel derselben hinterher nicht geltend gemacht werden soll. Ob die eine oder die andere Deutung anzunehmen sei, kann nur in jedem einzelnen Falle nach dem Inhalte der abgegebenen Erklärungen und nach den Umständen, unter welchen sie abgegeben worden sind, entschieden werden. Wenn nun in dem vorliegenden Falle, in welchem der buchhändlerische Auktionskatalog unter andrem die Bestimmung enthielt, daß vor der am 16. Dezember 1879 beginnenden Versteigerung am 13. und 15. Dezember zu bestimmten Stunden die Besichtigung gestattet sei, nach dem Zuschlage aber kein Buch zurückgenommen werde, so beruht es auf keinem Rechtsirrtum, wenn man annimmt, daß die Garantie für Vollständigkeit der zur Auktion kommenden Werke nur in der Beschränkung übernommen worden sei, daß nach dem Zuschlage überhaupt, also auch in dieser Beziehung eine Garantie des Verkäufers nicht mehr stattfinde. Überdies sind als die Bedingungen, unter welchen die versteigerten Gegenstände in der Auktion ausgeboten und die Gebote darauf abgegeben, mithin die durch den Zuschlag vermittelten Käufe abgeschlossen wurden, diejenigen anzusehen, welche vor Beginn der Versteigerung, wie feststeht,

als Versteigerungsbedingungen öffentlich kundgemacht worden sind; diese Bedingungen enthielten aber die völlig unzweideutige Bestimmung, daß nach dem Zuschlage **alle** sich ergebenden Fehler und Schäden zum Nachteile des Käufers sein sollten.

Die Entscheidung entspricht auch in der vorliegenden Angelegenheit völlig den praktischen Forderungen. Es ist unmöglich, daß ein Antiquariatsbuchhändler, selbst wenn er sich oberflächlich davon überzeugt hat, daß im wesentlichen irgend ein Mangel an den zur öffentlichen Auktion gelangenden Werken nicht vorhanden ist, deshalb verbunden sein sollte, nach erfolgter Zuschlagung noch für einen sich herausstellenden Mangel haftbar zu sein. Der Kauf auf „wie besehen" ist eben deshalb ins Leben gerufen worden, um ihn vor derartigen Eventualitäten zu schützen. Uns sind übrigens auch Entscheidungen anderweiter Gerichtshöfe bekannt, die ziemlich dieselben Ausführungen, wie unser oberster Gerichtshof in dieser Frage geboten haben, ein Beweis, daß diese Entscheidung dem allgemeinen Rechtsgefühl entspricht.

14.

Von der kaufmännischen Buchführung.

Bekanntlich werden nach der Konkursordnung in Verbindung mit dem Strafgesetzbuch, Schuldner, welche ihre Zahlungen eingestellt haben, oder über deren Vermögen das Konkursverfahren eröffnet worden ist, wegen einfachen Bankerotts mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft, wenn sie Handelsbücher zu führen unterlassen haben, deren Führung ihnen gesetzlich oblag, oder dieselben verheimlicht, vernichtet, oder so unordentlich geführt haben, daß sie **keine Übersicht ihres Vermögenszustandes** gewähren. In einer Strafsache gegen einen Kaufmann stellte nun das Landgericht in B. fest, daß die Buchführung des wegen Bankerotts Angeklagten insofern eine ungenügende sei, als die sogenannten toten Konti, d. h. die Konten, welche sich auf Geschäftsunkosten, Haushaltung, Gewinn und Verlust 2c. beziehen, nicht in besonderen Büchern geführt, und auch nicht im Hauptbuche aufgezeichnet wären, so daß man, ohne den Angeklagten persönlich fortwährend zu interpellieren, aus der Buchführung nicht klug werden, am allerwenigsten aber eine vollständige und richtige Übersicht des Vermögensstandes des Angeklagten erhalten könne, wenn die Buchführung auch sonst danach angethan sei, jemandem, der sich monatelang mit ihr beschäftige, ein Bild der ungefähren Vermögenslage des Angeklagten zu verschaffen. Man gelangte deshalb zu einer Verurteilung des Kaufmannes. Derselbe focht jedoch das Urteil an, indem er betonte, daß die Konkurs-

ordnung durchaus nicht verlange, daß ein vollständiges Bild aus den geführten Büchern hervorgehe, sondern daß ihr schon mit einer ungefähren und allgemeinen Übersicht von der Vermögenslage genügt sei.

Das Reichsgericht hat nun in dieser Angelegenheit eine Entscheidung gefällt, welche für alle Handelskreise von hervorragender Bedeutung ist, weil in ihr gleichsam eine Feststellung des Zweckes der kaufmännischen Buchführung im allgemeinen, wie besonders der Verpflichtung zu finden ist, die Handelsbücher so zu führen, daß sie eine „Übersicht des Vermögenszustandes" gewähren.

Das Reichsgericht hat die Revision des Kaufmannes verworfen und das verurteilende Erkenntnis des Landgerichtes bestätigt und zwar aus folgenden Gründen:

„Der Artikel 28 des Handelsgesetzbuches gibt als Zweck der Buchführung an, daß aus den Büchern die Handelsgeschäfte des Kaufmannes und die Lage seines Vermögens vollständig zu ersehen sein sollen. Allerdings bedient sich der § 210 der Konkursordnung des Wortes „vollständig" nicht, sondern bedroht die unordentliche Buchführung dann, wenn sie keine Übersicht des Vermögenszustandes gewährt. Indessen umfaßt das Requisit der Übersicht nicht etwa nur eine rechnerische Summierung und Gegenüberstellung der Buchungen (nicht eine Übersicht der Eintragungen) sondern vielmehr neben der ziffermäßigen Aufstellung eines Aktiv- oder Passiv-Saldos auch eine Klarlegung der einzelnen Faktoren, aus welchem das Vermögen besteht (eine Übersicht des Vermögensstandes). Es sollen die Bücher ergeben, wie das Vermögen steht, wie also sich die Aktiva zu den Passivis verhalten, und wie sich die einzelnen Posten zusammensetzen. Nur dann aber wird dieses Ergebnis der Bücher zu einer Übersicht, wenn es eingehend und erschöpfend den Vermögensstand darlegt und die Annahme rechtfertigt, daß es nicht ein bloß fingiertes Gesamtbild bietet, sondern mit der wahren Lage übereinstimmt. Diese Auffassung folgt nicht allein aus der Bedeutung des Wortes „Übersicht" und aus dem Zusammenhange, in welchem der § 210 der Konkursordnung mit dem Handelsgesetzbuch steht, und der durch die Wendung „deren Führung ihnen gesetzlich oblag" genügend gekennzeichnet wird, sondern auch aus der Absicht des Gesetzes, die in den Motiven dahin angegeben wird, daß das leichtsinnige Mißbrauchen des Kredits gestraft werden soll, soweit es durch unordentliche Buchführung, also durch die Unmöglichkeit den wahren Stand des Vermögens zu übersehen, herbeigeführt wird. Hiernach kann nur diejenige Übersicht die Anwendbarkeit des § 210 der Konkursordnung ausschließen, welche vermöge ihrer Vollständigkeit und Genauigkeit ein getreues

Bild des gegenwärtigen Standes des Vermögens bietet, wobei das Fehlen der Buchung einzelner Posten nur dann unbeachtet bleiben kann, wenn sie infolge ihrer Beschaffenheit für den Gesamtstand des Vermögens unwesentlich sind. Ist dagegen das durch die Übersicht gewonnene Bild nur ein ungefähres und allgemeines, so entspricht es der wahren Sachlage nur annähernd und in ihren Grundlagen, läßt die Einzelheiten unaufgeklärt und das richtige Ergebnis zweifelhaft, und reicht deshalb nicht aus, um das gesetzliche Erfordernis einer Übersicht des Vermögenszustandes zu erfüllen."

Diese zuerst im „Leipz. Tgbl." publizierte Entscheidung dürfte für alle kaufmännischen, also auch buchhändlerischen Kreise von hoher Bedeutung sein.



Allerlei aus der Buchführung.

III.

Im ersten Bande dieser Zeitschrift (Seite 358 u. ff.) wird dem Verlagsbuchhandel die Errichtung eines eigenen Absatz-Kontos empfohlen und dessen Zusammenstellung näher erläutert. An sich ist für die doppelte Buchführung dies Absatz-Konto nicht unumgänglich notwendig, sämtliche Posten desselben gehören auf General-Verlags-Konto; oft kann aber eine Entlastung dieses Kontos von Einzelheiten auf einem besondern Hilfs-Konto, wie dem Absatz-Konto, sehr erwünscht sein und dessen Einrichtung empfehlen, um beim Bücherabschluß den Totalabsatz der Rechnungsperiode (unter Abzug von Remittenden und Disponenden) in einem einzigen Posten dem Generalverlags-Konto gutschreiben zu können.

Weniger empfehlenswert scheint uns dagegen die Anleitung zur Zusammenstellung dieses Kontos aus den einzelnen Sortimenter-Konti, weil diese Arbeit erst nach der Abrechnung erfolgen kann, also nur einmal im Jahr den Absatz der einzelnen Verlagsartikel nachweist, und weil für diese Arbeit sämtliche Remittenden und Disponenden auf den einzelnen Konti spezifiziert gutgeschrieben werden müssen, Nachremittenden sehr schwer zu berücksichtigen sind und alle Disponenden spezifiziert wieder vorzutragen sind. In dem angeführten Beispiele (Bd. I Seite 358) treten diese Schwierigkeiten nicht hervor; aus einem Konto von sechs verschiedenen Posten von nur je einem Exemplar lassen sich sehr leicht die abgesetzten Exemplare herausfinden; je umfangreicher aber das Konto, um so schwieriger wird diese Arbeit, zumal in größeren Verlagsgeschäften, wo dieselbe gar nicht zu bewältigen sein würde. Der genaue Überblick über den Absatz des einzelnen Sortiments von einem bestimmten Werke, scheint uns für den Verleger nicht so notwendig, um eine solche Arbeitslast zu rechtfertigen, besonders da man derartige Spezialfragen auf andere Weise leichter und sicherer erreichen kann. Wünscht beispielsweise ein Verleger über den Absatz eines Spezialwerkes den genauen Nachweis, welche Firmen dasselbe absetzten,

so erhält er diese Übersicht leicht, wenn er in ein gedrucktes Verzeichnis der Sortimenter nach deren Konti die Auslieferung, und nach deren Remittenden-Fakturen die Remittenden einträgt. Von jedem seiner Verlagsartikel wird selten ein Verleger derartige Spezialnachweise gebrauchen, der Totalabsatz eines Sortiments wird ihm in der Regel über deren Verwendung für seinen Verlag genügend unterrichten, wenn wir auch gerne zugeben, daß derartige Absatzlisten oft interessant sind, so betonen wir umsomehr die dadurch verursachte Arbeitslast bei größeren Konti.

Auch für die doppelte Buchführung sind derartige Spezialnachweise keineswegs erforderlich, diese hat es nur mit den Hauptsummen zu thun, sie kann vollständig, genau und richtig sein, ohne daß sie von dem Absatz der einzelnen Verlagswerke, deren Kosten 2c. in Einzelheiten überhaupt irgendwelche Notiz nimmt, sobald nur deren Gesamtsummen auf dem richtigen Konto gebucht werden. Wir wollen dies an einem Konto des Hauptbuches dem „General-Verlags-Konto“ näher erläutern.

Ohne Hilfs-Konti, wie Verlagskosten-Konto und Absatz-Konto, welche nach Bedarf geführt und weggelassen werden können, wird dies Konto folgende Posten enthalten:

General-Verlags-Konto.

Soll.					Haben.				
1884.					1884.				
Jan.	1	Vortrag für Vorrat	200 000	—	Jan.	1	Vortrag der Disponenden	40 000	—
„	31	Ausgaben für Verlag lt. Kassa-Konto	5 000	—	„	31	Auslieferung geg. Bar lt. Ausliefergsbch.	8 000	—
„	31	„ „ „ lt. Wechsel-Konto	6 000	—	„	31	„ in Rechnung „	15 000	—
Febr.	28	„ „ „ „	4 000	—	Febr.	28	„ „ „	20 000	—
„	28	„ „ „ lt. Kassa-Konto	6 000	—	„	28	„ gegen Bar „	10 000	—
März	31	„ „ „ „	3 000	—	März	31	„ „ „	10 000	—
„	31	„ „ „ lt. Wechsel-Konto	2 000	—	„	31	„ in Rechnung „	25 000	—
April	30	„ „ „ „	1 000	—	April	30	„ „ „	30 000	—
„	30	„ „ „ lt. Kassa-Konto	4 000	—	„	30	„ gegen Bar „	9 000	—
Mai	31	„ „ „ „	6 000	—	Mai	31	„ „ „	10 000	—
„	31	„ „ „ lt. Wechsel-Konto	2 000	—	„	31	„ in Rechnung „	45 000	—
Juni	30	„ „ „ „	3 000	—	Juni	30	„ „ „	28 000	—
„	30	„ „ „ lt. Kassa-Konto	5 000	—	„	30	„ gegen Bar „	10 000	—
		Jahresremittenden	6 000	—			Vorrat lt. Inventur	230 000	—
		O. M. Remittenden	120 000	—					
		„ Disponenden	50 000	—					
		„ Zahlungen	25 000	—					
		Saldoreste lt. Debitoren-Konto	2 000	—					
		Gewinn	40 000	—					
			490 000	—				490 000	—
Juli	1	Vorrat lt. Inventur	230 000	—	Juli	1	Vortrag der Disponenden	50 000	—

Ein General-Verlags-Konto in dieser Form enthält den vollständigen Nachweis über die ganze Bewegung des Verlages in dem betreffenden Zeitraum, sowohl dessen, was zu Lasten des Verlages ausgegeben, als auch was zu Gunsten desselben eingegangen ist; angenommen ist, daß das Geschäft Kredit nicht benutzt, sondern jede Verpflichtung sofort durch Barzahlung oder Wechsel ausgleicht; also Kassa- und Wechsel-Konto die Gegenposten des Soll enthalten. Würde dagegen Kredit benutzt, so ist es am einfachsten, alle Rechnungen für Herstellung von Verlagsartikeln dem Kreditoren-Konto gutzuschreiben und von diesem dem General-Verlags-Konto zu belasten, das letztere ist dabei stets genau auf dem Laufenden, einerlei ob der betreffende Posten bezahlt ist oder nicht, worüber das Kreditoren-Konto Rechnung zu führen hat.

Die Gegenposten des „Haben" vom General-Verlags-Konto sind für die Disponenden und Rechnungsauslieferung die einzelnen Sortimenter-Konti, im Hauptbuche durch das „Debitoren-Konto" vertreten, für die Barauslieferung das Konto des oder der Kommissionäre und die Kasse. Bar-Remittenden sind diesen Konti wieder gutzuschreiben (bei unserem Beispiel sind dieselben in den Jahres-Remittenden mit enthalten), Rechnungs-Remittenden, Disponenden, Zahlungen sind natürlich den einzelnen Sortimenter-Konti gutzuschreiben, ebenso derem Vertreter im Hauptbuche, dem Debitoren-Konto, zu Lasten des General-Verlags-Kontos.

Man hat es hierbei ganz in der Hand, ob man die Belastungen des „General-Verlags-Konto" jedesmal aus den Grundbüchern direkt in einzelnen Monatsposten oder erst auf einem Hilfs-Konto dem „Verlagskosten-Konto" gesammelt am Schlusse der Rechnungsperiode in einer Summe vornehmen will; beides ist richtig und führt zu gleichem Resultate; ebenso kann man für das Haben des „General-Verlags-Konto" ein Hilfs-Konto, das „Absatz-Konto" für die einzelnen Monatsposten und das Abschreiben der Remittenden ꝛc. benutzen und beim Abschluß hat man nur den Saldo in einer Summe auf das General-Verlags-Konto zu übertragen.

Hieraus erhellt nun, daß für die doppelte Buchführung weder ein Absatz-Konto, wie in Bd. I Seite 358 beschrieben, an sich notwendig, noch in der beschriebenen Weise praktisch durchführbar ist; wir wiederholen, daß die doppelte Buchführung nur mit den Hauptsummen operiert, welche sie aus den üblichen Hilfsbüchern meistens monatlich, in je einem Posten entnimmt, eine weitere Spezifikation würde die Anwendung der doppelten Buchführung auf den Verlag infolge der riesig an-

wachsenden Arbeitslast ganz ausschließen, wenigstens übermäßige Kosten verursachen. Ferner erhellt hieraus, daß man aus den Büchern der doppelten Buchführung nicht so ohne weiteres die Erfolge jedes einzelnen Verlagswerkes ersehen kann; wo hierauf Wert gelegt wird, ist für diese Nachweise ein Nebenbuch zu führen, in welchem jeder Verlagsartikel ein eigenes Konto erhält und für alle Auslagen und sonstigen Aufwendungen belastet wird, und wo jeder Erlös daraus gutgeschrieben wird.

Sämtliche Posten des General-Verlags-Kontos im Hauptbuche werden hier in diesem Nebenbuche auf den Konti der einzelnen Verlagsartikel wieder erscheinen und muß dessen Gesamtsumme mit den Summen des sie vertretenden Kontos im Hauptbuche natürlich genau übereinstimmen. Dies wird sehr leicht erreicht, wenn die Zusammenstellung der Posten aus den Grundbüchern in dem Journal schon auf diese Übertragung Rücksicht nimmt und die verschiedene Artikel betreffende Rechnungen und Ausgaben spezifiziert aufführt; die dem General-Verlags-Konto gutgeschriebenen Summen der Auslieferung müssen aber für dies Nebenbuch erst in die Beträge für jeden einzelnen Artikel geschieden werden; ebenso die Remittenden und Disponenden. Zu dieser Ausscheidung, welche zweckmäßig jeden Monat erfolgt, benutzt man mit Vorteil Formulare, welche für jeden Verlagsartikel eine Zeile oder eine senkrechte Rubrik enthalten, so daß man möglichst alle einzelnen Artikel auf einem solchen Formular vereinigt. Für eine kleinere Zahl von Verlagswerken empfiehlt sich die Anwendung senkrechter Rubriken, welche breit genug sind, neben der Anzahl der ausgelieferten Exemplare auch noch die Summe der berechneten Preise aufzunehmen. Ein derartiges Formular lassen wir hier folgen:

Andersen Märchen	Augustin Bekenntnisse	Balbi Schöpfung	Daniel Lehrbuch.	Ernst Sammlung	Alter Verlag.
1. 3. —.	2. 5. —.				1 Stern 1. 50.
1. 3. —.	4. 10. —.				1 Cicero 1. —.
5. 15. —.	12. 28. —.				1 Lyser 3. —.
6. 18. —.	10. 25. —.				1 Rümelin —. 50.
4. 12. —.	3. 7. 50				1 Titus —. 60.
1. 2. 50.	2. 4. 80.				6. 60.
18. 53. 50.	33. 80. 30.				

Die Anwendung ergiebt sich von selber; nach dem Auslieferungsbuche werden die dort verzeichneten Posten hier, ohne Nennung der Firma des Empfängers, der Anzahl und dem Betrage nach aufgeführt

und am Schlusse addiert; für die älteren Verlagsartikel, welche nur noch ausnahmsweise vorkommen, denen man daher keine eigene Rubrik mehr geben will, wird eine Sammelrubrik benutzt. Ist die Auslieferung von den einzelnen Verlagswerken klein, so kann man für die ganze Auslieferung mit einem Formular auskommen, sonst ist es sehr zweckmäßig, die Barauslieferung von der Rechnungsauslieferung bei dieser Ausscheidung zu trennen; eventuell auch noch fest und à Cond. je für sich. Für eine kleinere Zahl von Verlagsartikeln empfiehlt sich dies Formular besonders dann, wenn man verschiedene Preise hat, also Rechnungs-, Bar- und Partiepreise; kann man aber die nötigen Rubriken in dieser Anordnung nicht mehr auf einem Blatt unterbringen, so empfiehlt sich die Anordnung in Zeilen wie hier:

Dickens, Heimchen br.	卌 卌 卌 卌 1/6 卌	1/31	31	—
„ „ geb.	卌 1/6 1/6 1/6 卌 卌	3/33	49	50
Ebers, Papyrus	卌 卌 卌 卌	20	100	—
Eckstein, Claudier	卌 卌 卌 卌 卌 III	28	168	—
Engelmann, Sagen	卌 1/5 卌 1/6 卌	2/26	78	—

Wenn Rechnungs- und Barpreise differieren, muß man bei diesem Formulare unbedingt die Auslieferung darnach trennen, für Ausnahmepreise muß man sich besondere Notizen sammeln; in das Formular dürfen eben nur die zu dem gewöhnlichen Preise ausgelieferten Exemplare verzeichnet werden. Die Summen müssen mit den Summen des Auslieferungsbuches übereinstimmen; ist dies nicht der Fall, so sind Fehler gemacht.

Remittenden und Disponenden werden ebenso ausgeschieden. Hat man nun durch diese Ausscheidung festgestellt wie viel Exemplare und zu welchem Betrage von jedem einzelnen Verlagsartikel ausgeliefert ist, so kann man auf dem Konto jedes desselben die betreffende Gutschrift ausführen, deren Gesamtsumme nach dem Auslieferungsbuche dem General-Verlags-Konto bereits gutgeschrieben ist.

Die durch die Ausscheidung ermittelte Zahl der von den einzelnen Verlagsartikeln ausgelieferten Exemplare kann man dann auch noch bequem zu einer Kontrole des Lagers benutzen, wenn man ein anderes Nebenbuch einrichtet, in welchem jeder Verlagsartikel gleichfalls ein eigenes Konto erhält, auf welchem aber nur die Exemplare sowohl des Eingangs vom Buchdrucker 2c. einschließlich Remittenden belastet und

die ausgelieferten Exemplare gutgeschrieben werden. Für eine derartige Lagerkontrole ist die Trennung der Bar- Fest- und à Cond.-Auslieferung sehr erwünscht, weil nur diese eine genaue Übersicht über die wirklich vorhandenen Vorräte gestattet, da die à Cond. ausgelieferten Exemplare einschließlich Disponenden stets als Vorrat auf auswärtigen Lagern zu betrachten sind und nur die Fest oder Bar ausgelieferten Exemplare als definitiv abgesetzt gelten können.

Verleger, welche bei Barbezug höheren Rabatt gewähren, haben nur eine geringe Auslieferung in feste Rechnung und können diese gerne mit der à Cond.-Auslieferung zusammenfassen.

Die Ausscheidung in der hier beschriebenen Weise nach dem Auslieferungsbuche ist viel sicherer und weniger zeitraubend als das Heraussuchen der einzelnen abgesetzten Bücher aus den Sortimenter-Konti; ein weiterer wesentlicher Vorteil ist noch, daß man jeden Monat über die Auslieferung von jedem einzelnen Verlagswerke orientiert ist und daß nicht die ganze Arbeit kurz vor dem Bücherabschluß sich zusammendrängt und diesen dadurch bedeutend verzögert.

Novaversendung und Kontinuationssendungen, welche in Listen spezifiziert sind, werden nur mit ihren Summen im Auslieferungsbuche verbucht und auch bei der Ausscheidung nur in einer Summe übertragen.

Das Resultat ist natürlich dasselbe, einerlei ob man die ganze Auslieferung ausscheidet und dann die Remittenden und Disponenden abzieht und so den Absatz findet oder ob man nur die abgesetzten Posten ausscheidet; auch ist es gleichgültig, ob man dies Resultat auf einem besonderen Absatz-Konto sammelt oder direkt auf dem General-Verlags-Konto gutbringt; ebenso gut ist diese Ausscheidung bei der einfachen Buchführung anzuwenden, denn, wie schon erwähnt, sind diese Buchungen und Kontrolen von dem System der eigentlichen Buchführung unabhängig, sie können allerdings in das System derselben eingezogen werden, doch ist dies nicht sehr empfehlenswert, damit nicht die Hauptbücher ihre Posten aus den Grundbüchern erst auf dem Umwege durch solche Nebenbücher erhalten; weil dadurch das Auffinden etwaiger Übertragungsfehler sehr erschwert wird.



Briefe über die deutsche Rechtschreibung.

3.

Verehrter!

Bevor ich Sie mit denjenigen Grammatikern näher bekannt mache, welche sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts um unsere Orthographie verdient gemacht haben, muß ich die drei Grundsätze vorausschicken, welche bei der Bestimmung einer Orthographie geltend gemacht werden und die demgemäß alle Orthographie-Reformer in drei Klassen teilen.

Die erste derselben vertritt das phonetische Prinzip in der Schreibung. Sie leitet von dem Zweck der Schrift, die Sprache zu fixieren, den Grundsatz ab, nach welchem die Laute der Rede genau nach dem Gehör geschrieben werden müssen. Diese Regel wäre überaus einfach, aber ihre Ausführbarkeit hat zur Voraussetzung, daß unser Alphabet durchaus vollkommen wäre, d. h. daß es für jeden einfachen Laut ein einfaches Zeichen hätte und nur eines, was aber leider nicht der Fall ist, wie ich Ihnen bereits in dem vorigen Briefe andeutete. Kann nun dieser Vorwurf auch nicht gegen die Bezeichnung der Vokale erhoben werden (denn die langen und kurzen Vokale unterscheiden sich ja nicht im Laute und müssen demnach mit denselben Zeichen geschrieben werden), so genügen dagegen die Konsonanten dem eben erwähnten Erfordernis nicht. Unter tausend Schreibern weiß z. B. kaum einer, warum er Christ und nicht Krist, Venus und nicht Wenus, wachsen statt wacksen oder gar waxen, vor statt for, für und nicht vür schreiben soll, da er doch thatsächlich die letzteren Formen gerade so spricht, wie die anderen. Diese mehrfachen Zeichen für einen Laut würden also eine große Verwirrung in der Schreibung hervorrufen, falls man die obige Regel allein aufstellen wollte.

Aber ebensowenig unser Alphabet für jeden Laut nur ein bestimmtes Zeichen besitzt, kann es in umgekehrter Weise für jeden einfachen Sprachlaut ein einfaches Zeichen aufweisen.

In früheren Zeiten kannte unsere Sprache den einfachen Zischlaut nicht, den wir heute in der Schrift sehr mangelhaft durch die Zeichen Sch darstellen. Die Wörter, die wir jetzt mit diesen Zeichen schreiben,

hatten früher nur ein ſ. So ſprach man ſneiden, ſlagen, ſwimmen, ſmelzen ꝛc. und ſchrieb richtig in dieſen Formen. Die Sprache hat ſich aber vom Mittelalter an dahin entwickelt, den Ziſchlaut (ſ) vor Konſonanten in den Sauſelaut (ſch) zu verwandeln. Dieſer Bewegung mußte die Schrift, die ſtets als ihr Hauptgeſetz die Phonetik anerkannt hat, Rechnung tragen. Nun iſt es aber gar nicht ſo einfach, wie es auf den erſten Blick ſcheint, einen neuen Buchſtaben zu erfinden. Als unſere Schriftzeichen wurden, hatten ſie ihre Embryos in den Hieroglyphen, aus denen ſie ſich entwickelten und im Grunde genommen als keine neuen Schöpfungen erſchienen. Damals entbehrte man aber ſolcher Anhaltspunkte, und zur Einführung eines willkürlichen Zeichens für jenen neuen Laut fehlte ein Geſetzgeber. Aus dieſer Verlegenheit half man ſich, indem man drei bekannte Zeichen zuſammenſtellte und ſch zur Wiedergabe des Sauſelautes als geeignet proklamierte. Nun iſt das letztere aber keineswegs der Fall, wie jeder aus der Analyſe des Zeichens erſehen kann, und die Weſtfalen ſprechen noch heute phonetiſch richtiger ſ-ch.

Auch in ſp und ſt ſprechen wir, der eben erwähnten Entwickelungsrichtung der Sprache zufolge, richtig den Sauſelaut, obſchon die Hannoveraner ſich von der zeichentreuen Ausſprache bis heute noch nicht haben abwenden können. Sie fragen mit Recht, Verehrter, warum man nicht der Analogie gemäß ſchp und ſcht ſchreibt. Auch dies hat ſeine Gründe. Früher war die Schrift jeder Modulation der Sprache treu gefolgt, und bei der Veränderung in der Ausſprache des Ziſchlautes vor den Liquiden haben Sie dies Verhältnis von Sprache und Schrift beſtätigt gefunden. Dieſes veränderte ſich aber mit der Zeit. Die Schrift erſtarrte gleichſam allmählich, nahm beſtimmte, konſtante Formen an, die ſich nicht mehr wie die früheren jeder veränderten Ausſprache anpaßten. Als die mehrerwähnte Veränderung des Ziſchlautes nun auch ſpäter vor p und t ſtattfand, war die Erſtarrung der Schrift ſchon vor ſich gegangen, und ſo veränderte ſich nicht, wie früher, die Schrift, ſondern die Ausſprache der Zeichen. Vor k iſt die Ausſprache des ſ noch ſchwankend; d. h. nur in Fremdwörtern wie Sklave, Skelett, Skandal u. a., während deutſches ſk längſt zu ſch geworden iſt. Ebenſo ſl in Slave ꝛc.

Die Zeit, in welcher die Umwandelung des Ziſchlautes in den Sauſelaut vor ſich gegangen iſt, konnte noch nicht beſtimmt feſtgeſtellt werden. Doch findet ſich z. B. auf dem Deckel eines Käſtchens mit Wismutmalerei, deſſen Entſtehung man in Rückſicht auf die Trachten in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts ſetzt, der Spruch: „Ich will

das S ch piel gewinnen". Eine allgemeine Anerkennung errang sich aber der Sauselaut vor t und p erst nach dem gänzlichen Aussterben des Mhd., d. h. nach dem Aufhören der streng lauttreuen Schreibung, weshalb, wie bereits erwähnt, scht und schp nicht in die Schreibung übergingen.

Diese Mängel unseres Alphabets müssen also zuerst beseitigt werden, ehe man das einfache, phonetische Prinzip als das einzig maßgebende aufstellen kann und Sie werden später sehen, daß die Phonetiker der neuesten Zeit sie auch wirklich zu beseitigen bemüht sind.

Der genannten diametral gegenüber steht die zweite Klasse der Orthographie-Reformer, die das historische Prinzip in der Schreibung vertritt. Sie erkennt als oberstes Gesetz die geschichtliche Entwickelung der Sprache an. Im Gegensatz zu unserer haben sich die englische und französische Schreibungen nach diesem Grundsatz entwickelt und so kommt es, daß diese Völker heute ihre Sprache nicht mehr lautgetreu darstellen, sondern so, wie ihre Vorfahren einmal lautgetreu geschrieben haben mögen. Die Engländer z. B. schreiben laughter und sprechen lafter, die Franzosen noir und sprechen noar.

Anastasius Grün singt in bezug darauf:

> — ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben,
> Die anders schreiben als sprechen,
> Und anders lesen als schreiben!

und von der englischen Orthographie sagte kürzlich ein Sprachforscher: „Die Engländer schreiben Jerusalem und sprechen Konstantinopel".

Dieses Prinzip hat für unsere Sprache der vielgerühmte Sprachforscher Jakob Grimm zum erstenmale aufgestellt.

Das dritte orthographische Prinzip nimmt eine Vermittelungsstellung zwischen den beiden vorgenannten Richtungen ein und dieses will ich Ihnen, Verehrter, an der Hand des vielgenannten Grammatikers Adelung darzulegen versuchen.

Im Jahre 1782 erschien dessen bedeutendstes Werk unter dem Titel: „Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache" von Joh. Christoph Adelung. (2 Bde. Leipzig. Joh. Gottlob Imm. Breitkopf). Der zweite Teil desselben ist betitelt: „Von der Orthographie oder der Fertigkeit richtig zu schreiben". In dieser umfangreichen Arbeit stellt der Verfasser als obersten Grundsatz der Orthographie den Satz auf: „Schreib wie du sprichst", den er darauf begründet, daß die Deutschen zu allen Zeiten so geschrieben, wie sie gesprochen haben. Doch läßt sich dies Gesetz, wie ich Ihnen bereits angedeutet habe, nicht so ohne weiteres anwenden. So sieht auch Adelung die erste Schwierigkeit seiner Durchführung in den „angenommenen fremden

Schriftzügen, deren Laute den Lauten der deutschen Sprache nicht so vollkommen angemessen sind, daß nicht auf der einen Seite mancher Überfluß, und auf der anderen mancher Mangel herrschen sollte". An einer anderen Stelle erläutert er: „Es verhält sich dieses allgemeine Gesetz zu der Sprache gerade so, als das Naturgesetz zur bürgerlichen Gesellschaft. So wie diese die Einschränkung jenes durch positive Gesetze notwendig macht, je enger die gesellschaftliche Verbindung wird, ebenso muß das Naturgesetz für die Schrift immer mehr eingeschränkt und näher bestimmt werden, je weiter eine Sprache ausgebildet und durch die Verengung der bürgerlichen Gesellschaft verfeinert wird. Kurz, die Schrift muß positive Gesetze haben". Diese Einschränkungen des Hauptgesetzes müssen nach seiner Meinung in jeder Sprache und ihrem Gange selbst aufgesucht werden und die aufgefundenen Gesetze von dem größten Teile des Volkes anerkannt und mit Bewußtsein, wenigstens mit dunkler Empfindung der Ursachen befolgt werden können. Hieraus folgt das alles umfassende Grundgesetz: Man schreibe das deutsche so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung, und des allgemeinen Gebrauches.

Dies Gesetz fußt also auf dem phonetisch-historischen Prinzip. Doch betont Adelung durch die ganze Abhandlung hindurch, daß die Abstammung nur in d e n Fällen auf die Schreibung eines Wortes Einfluß haben könne, wo sie sich nicht übereinstimmend phonetisch feststellen läßt, und dann müsse die Abstammung nicht nur von Gelehrten erweislich sein, sondern die als richtig angenommene Schreibweise müsse von dem allergrößten schreibenden Teile auch selbst „dunkel befolget werden können". Ist die Abstammung nicht genau erweislich, so entscheidet der allgemeine Gebrauch; ja in manchen Fällen spricht ihm Adelung noch eine größere Kompetenz zu als der Ableitung. So stammt z. B. behende zuverlässig von Hand, Hände ab und müßte demnach mit ä geschrieben werden. Die Schreibung mit e ist aber üblich, vom Volke angenommen und deshalb richtig. Überhaupt kann nach seiner Meinung von einer eigentlich unrichtigen Schreibung nicht die Rede sein, die das Volk durch den allgemeinen Gebrauch sanktioniert hat.

Damit habe ich Ihnen nun den Standpunkt gekennzeichnet, von welchem aus die meisten Orthographen die Vervollkommnung der Schrift angestrebt haben. Um Ihnen nun noch eine Probe der Adelungschen Schreibweise, die in jener Zeit als die richtige angenommen wurde, zu geben, teile ich Ihnen zuletzt noch die Stelle aus dem öfters angezogenen Werke mit, an welcher er die Verirrung Klopstocks brandmarkt, von

der ich am Schlusse meines jüngsten Briefes bereits gesprochen habe. Er schreibt dort:

Der zweyte Grund [von denen, welche als Bestimmungsgründe der Schrift angegeben werden] ist erst in den neuesten Zeiten aufgestellet worden, und bestehet in dem Gesetze der größten möglichen Sparsamkeit. Soll dieses so viel sagen, daß nichts geschrieben werden darf, was nicht in der guten Aussprache wirklich gehöret wird, so ist es vollkommen richtig; allein es ist unnöthig, es als einen besonderen Bestimmungsgrund der Schrift anzugeben, weil er schon in dem allgemeinen Grundgesetze der Schrift, schreib wie du sprichst, liegt. Nur die Anwendung, welche man davon gemacht hat, ist ein wenig sonderbar. Man schrieb, dem Gesetze der Sparsamkeit zur Folge Damf, Ferd für Dampf, Pferd, . . . schlif, es mochte schlief oder schliff bedeuten, zert, es mochte von zehren oder zerren abstammen, Haken, es mag hacken oder einen Haken bedeuten u. s. f. Man könnte fragen, nicht bloß, ob ein Hochdeutscher so spricht, oder jemahls so gesprochen hat, sondern selbst, ob irgend in einer Provinz so gesprochen wird . . . . Mit so willkührlich angenommenen Grundsätzen, wobey die ganze Absicht der Schrift, die allgemeine Verständlichkeit, und die darauf gegründete Aussprache, zerstöret wird, kann man mit eben dem Rechte auch alle Vocale verwerfen und flt, fllt, zrn, dmf u. s. f. schreiben, denn die Vocale werden hier doch nicht mehr gehöret, als die weggelassenen Consonanten.

Ich weiß, daß Herr Klopstock es ist, welcher diesen Satz der größten Sparsamkeit nicht allein aufgestellet, sondern auch die jetzt gedachte Anwendung davon gemacht hat. Allein ein Mann, welchem ein großer Theil der Nation viele Sprachkenntnisse zutrauet, der sich selbst als einen tiefen Sprachkenner angekündiget hat, konnte unmöglich etwas im Ernste behaupten, was auch den gemeinsten und ungelehrtesten Menschenverstand zurückstoßen muß. Ich bin daher vollkommen überzeugt, daß er diesen Satz bloß in einer kleinen boshaften Laune dahin geworfen hat, den Schwarm unverständiger Nachahmer zum Besten zu haben, und die Welt zu überführen, daß keine Ungereimtheit zu groß ist, welche nicht ihre Anhänger bekommen sollte, zumahl wenn sie dem Scheine nach von einen berühmten Nahmen unterstützet wird. Klopstock fand Thoren genug, welche seinen Hohn verkannten, sich vor der vernünftigen Welt lächerlich machten und ungelesen blieben . . . .

Es wäre sehr leicht zu zeigen, daß eben diese Herren, welche dem Scheine nach mit Buchstaben und einzelen Worten so geitzen, in dem Falle der Pharisäer in dem Evangelio sind, welche Mücken säugen und Kamehle verschlucken. Wie unendlich besser könnten sie ihre Sparsamkeit

anbringen, wenn sie selbige auf ihre Gedanken ausdehnten, und das Publikum mit so vielen unverdauten, nur halb verstandenen und noch übeler ausgedruckten Vorstellungen und Begriffen verschonten. Sie würden alsdann Platz genug übrig behalten, das wenige Gute und Nützliche, was sie zu sagen haben, auf eine verständliche und folglich desto gemeinnützigere Art vorzutragen.

Wie Sie sehen, Verehrter, verstand es der empörte Grammatiker, dem Messiadendichter fein durch die Blume und doch recht deutsch zu sagen, was er von dessen Neuerung hielt. Aus der mitgeteilten Probe erkennen Sie aber auch, daß die Orthographie Adelungs von der unsrigen nur wenig abweicht und das nächste Mal werde ich Sie endlich mit den beiden Männern bekannt machen, welche unserer Schreibung im Anfang dieses Jahrhunderts die feste Form gegeben haben, wie sie noch bis vor einigen Jahren als maßgebend anerkannt wurde.

4.

Verehrter!

Gestatten Sie, daß ich auf einige Stellen ihres letzten Briefes etwas näher eingehe. Es erscheint Ihnen nach dem bisher mitgeteilten einfach und alle Mißstände unserer Rechtschreibung auf einmal hebend, wenn man das Alphabet so vollkommen machte, wie es von der richtigen Aussprache des Deutschen verlangt wird. Sie sind der Ansicht, daß man für die fünf Vokale nur noch fünf Nebenformen einzuführen brauche, und jede Konsonantenverdoppelung und jedes Dehnungszeichen erscheine in der Schrift überflüssig. Theoretisch ist ihr Vorschlag nahezu richtig, praktisch aber nicht durchführbar, wie dies aus folgenden Erwägungen erhellen wird.

Erstens ist es, wie ich Ihnen schon früher sagte, sehr schwer, einen neuen Buchstaben zu erfinden; ein einfacher Versuch wird Sie sehr rasch davon überzeugen. Wir könnten zwar, glauben Sie, einige Zeichen aus fremden Alphabeten entnehmen, aber Sie übersehen dabei, daß, wie jedes Ding in der Welt durch seinen eigentümlichen Charakter individualisiert wird, so auch unsere Schriftzeichen ihren „Stil" besitzen, dessen Gesetzen sich jedes neue Zeichen anpassen müßte. Dann aber befinden Sie sich in einem Irrtum, wenn Sie glauben, mit fünf neuen Zeichen sei uns geholfen. Auch für die fünf Umlaute müßten solche erfunden werden und wenn selbst dies Hindernis beseitigt wäre, so bliebe uns noch das größte, geradezu unüberwindlich scheinende. Denken Sie sich einmal, Verehrter, es hätte Jemand den Mut, mit zehn neuen

Buchstaben hervorzutreten und deren Anwendung vorzuschlagen. Was würde dies Wagnis, ein solches Attentat auf die „Autoritäten" und auf die liebe Gewohnheit des Volkes zum Gefolge haben? Glauben Sie nicht, daß sich bei uns zwei „Autoritäten" finden würden, die sich über zehn ganz neue Buchstabenformen einigen könnten. Und was würde endlich eine zwangsweise, etwa von der oder vielmehr den Regierungen oktroyierte Einführung nützen? Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß schon die Weglassung des einfachen Dehnungs-h genügt hat, eine vollständige Verwirrung in der Orthographie hervorzurufen, sodaß heute noch in vielen Fällen Jeder schreibt wie er will und ihm kein Mensch beweisen kann, daß seine Schreibung unrichtig sei, da man in Deutschland doch keinen Gesetzgeber anerkennt, als welchen man in Frankreich z. B. die Pariser, in Spanien die Madrider Akademie betrachtet. Ich erinnere Sie nur an die Schreibweisen allmälig, allmählich, gieb, gib u. a. Haben uns doch die geringen Veränderungen, welche die neue ministerielle Schreibung lehrt, das seltsame Schauspiel gewährt, selbst bedeutende Männer mit der größten Unsinnigkeit und Unwissenheit gegen jene Vereinfachungen kämpfen zu sehen, meist natürlich mit der leicht zu führenden Waffe — Spott. Nein, Verehrter, der glückliche Erfinder von zehn ganzen Buchstaben dürfte sich in Deutschland nicht ans Tageslicht wagen, so ihm sein Leben lieb wäre.

Dann erlauben Sie mir eine Bemerkung in meinem zweiten Brief klarer zu stellen, welche leicht zu einer irrtümlichen Auffassung Anlaß geben könnte. Dort habe ich beiläufig erwähnt, daß die griechische Sprache, d. h. wie sie heute in den Schulen gelehrt wird, bei zwei Vokalen eine Unterscheidung in ihrer Länge und Kürze mache. Jedoch darf man von dieser Thatsache nicht in der Weise auf die Sprache der alten Griechen zurückschließen, daß man etwa behaupten wollte, die Alten hätten uns in der Vollkommenheit ihres Alphabets übertroffen. Sie müssen, Verehrter, sich vielmehr hierbei erinnern, daß wir durchaus keine klare Vorstellung von der ursprünglichen Aussprache der alten Sprachen haben, und daß die Griechen mit diesen vier Buchstaben, die wir heute für nur zwei Vokale gebrauchen, deren vier bezeichnet haben können. Der bekannte Gräkologe Rangabé spricht sogar in seiner Studie „Über die Aussprache des Griechischen" sehr bestimmt die Ansicht aus, daß die alten Hellenen das η wahrscheinlich wie i ausgesprochen haben. So giebt die neugriechische Schreibung, die sich vollständig an die altgriechische anschließt, ebenfalls den Laut i durch fünf verschiedene Zeichen wieder. Damit fällt denn von selbst die angebliche

Unterscheidung der Lautlängen in ε und η fort. Erst Erasmus von Rotterdam (1466—1536) hat die Aussprache des Griechischen, so wie sie jetzt gelehrt wird, festgestellt, ohne aber dabei einen anderen Anhalt zu haben, als welchen etwa die Analogie der Buchstaben mit den lateinischen darbietet. Die ganze moderne Lautlehre des Griechischen ist eine Hypothese ebenso wie die römische. So haben z. B. die Römer erwiesenermaßen ihr c in allen Fällen wie k ausgesprochen, und erst spätere Grammatiker stellten, als das Lateinische in das Italienische überging, die Regel auf, daß dieser Konsonant vor a und i den Zischlaut erhalten müsse. Doch genug hiervon. Ich hoffe nicht, daß Sie diese Abschweifung verdrießen wird und nehme den eigentlichen Faden wieder auf.

Die beiden Männer, welche die Orthographie auf der festen Grundlage Adelungs so weit entwickelten, wie wir sie bis 1880 anwandten, sind die Grammatiker Ferdinand Becker und Christian August Heyse.

Es gab in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine Zeit, wo alle Schulen sich der Beckerschen Grammatik bedienten und in Folge dessen auch seine Schreibweise als maßgebend anerkannten. Auch diese beiden Reformatoren nehmen die Adelungschen Gesetze von der Aussprache, der Abstammung und dem Schriftgebrauche als grundlegend an.

In seinen „Allgemeinen Grundsätzen der Orthographie" gibt Becker zum ersten Mal eine korrekte Definition der Buchstaben, wodurch die Meinung Gottscheds, alle gleichlautenden Wörter mit verschiedenen Bedeutungssinn durch die Schreibweise zu unterscheiden, von vornherein den Boden verliert. Er sagt sehr richtig: „Die Zeichen der deutschen Schriftsprache, welche wir Buchstaben nennen, sind Lautzeichen; und wir bezeichnen und unterscheiden durch sie nicht eigentlich die Begriffe und Verhältnisse der Begriffe, sondern Laute und Verhältnisse der Laute. Wir schreiben z. B. Weine in „französische Weine" und „Weine nicht", obgleich die Begriffe unterschieden sind, doch wegen des gleichen Lautes mit denselben Buchstaben." Ein Verdienst Beckers ist es auch, das y in vielen deutschen Wörtern selbst auch da abgeschafft zu haben, wo ihm noch Adelung eine Berechtigung zugestand. Dieser Buchstabe gehörte ursprünglich ebensowenig wie c und x in das deutsche Alphabet und ist hauptsächlich den fremden Wörtern zu liebe darin aufgenommen worden. Seine Entfernung ist deshalb verdienstlich, weil wir für den damit bezeichneten Laut andere Buchstaben besitzen. Man behielt ihn bisher in den Wörtern griechischen Ursprungs bei und gab ihm hier den Laut ü, weil wir das griechische υ so aussprechen. Allein aus dem Vorhergehenden wird Ihnen die zweifelhafte Richtigkeit dieser Aussprache klar sein.

Ich habe nicht nötig, näher auf die Rechtschreibung Beckers hier einzugehen, denn Sie, Verehrter, haben dieselbe in ihren Grundzügen mit all ihren Schwächen schon in der Elementarschule kennen gelernt. Viele Regeln verlieren fast durch die Unzahl der Ausnahmen den Charakter von Regeln und andere sind von vorn herein so unbestimmt gehalten, daß man unmöglich sich darnach richten kann. Statt vieler will ich Ihnen dazu ein Beispiel aus dem neuesten ministeriellen Regelbuche anführen. Dort lernt man Seite 8, der gewöhnliche Buchstabe für den f-Laut sei f. Also giebt es auch ungewöhnliche Buchstaben dafür? Wo diese aber anzuwenden sind, darüber suchen wir vergeblich nach einer bestimmenden Regel. Man soll zwar Fahne schreiben, aber das folgerichtige Fater wird als grundfalsch betrachtet. Man ist gehalten, hier einen „ungewöhnlichen" Buchstaben, nämlich v, anzuwenden. Ebenso bei der Vorsilbe ver, obwohl man lernt fertig, fern u. s. w. zu schreiben. Erst allmählich wird der Schüler sich klar, daß dieselbe Unregelmäßigkeit bei Vetter, Vieh, viel, Vogel, Volk; voll neben füllen, vor, vorder neben fordern und fördern u. a. stattfindet. Indes sind wir auch hier noch nicht zu Ende. In unserer „Phantasie" taucht noch ein zweiter „ungewöhnlicher" Buchstabe für den f-Laut auf: das ph, welches aber, lauttreu ausgesprochen, noch weniger seinem Zwecke entspricht, als das sch. Und wann wird nun dieses wunderliche Zeichen angewandt? In diesem Falle hat das Regelbuch eine Regel: Es ist zu gebrauchen in Wörtern griechischer Abstammung, dagegen zu vermeiden in den ursprünglich deutschen. Nichtsdestoweniger verlangt man unmittelbar darauf, die Fremdwörter Elefant, Fasan, Sofa u. s. w. mit f, das deutsche Wort Epheu dagegen mit ph zu schreiben! Das heißt aber die Regel geradezu auf den Kopf stellen.

Bei Gelegenheit werde ich Ihnen, Verehrter, im nächsten Brief eine zweite „Regel" anführen, welche an Regellosigkeit die erwähnte noch um vieles überbietet.



Zur Lehre von der juristischen Stellung der unverlangten Ansichtssendungen.

Zwei Rechtsfragen aus dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel beantwortet von

Dr. Konr. Weidling.

Vor wenig Wochen fanden sich im Sprechsaal des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel unter der Überschrift: Anfrage wegen Verlustabwendung bei Ansichtssendungen zwei Rechtsfragen gestellt, die, wie es im bedauerlichen Geschick des offiziellen Vereinsblatts zu liegen scheint, gleich der überwiegenden Mehrzahl ihrer Vorgängerinnen keine Beantwortung erfahren.

Es wird sich hier vielen naturgemäß die Frage aufdrängen müssen, warum der bestellte „Rechtskonsulent" des Börsen-Vereins sich nicht der im anerkannten Vereinsorgan aufgeworfenen Rechtszweifel annimmt oder dazu seitens des Vorstandes ersucht wird, eine Frage, deren Erledigung hier nicht am Orte ist. Es mag jedoch darauf hingewiesen sein, daß ein lobens- und nachahmenswertes Beispiel in dieser Hinsicht die alljährlich in Kürschners Litteraturkalender veröffentlichten Rechtsgutachten des Syndikus vom Allgemeinen deutschen Schriftstellerverband Dr. A. Gerhard bieten, der in seinen sorgfältigen Antworten nicht selten die geringsten Interessen der anfragenden Verbandsmitglieder in Rücksicht nimmt.

Daß „wissende" Fachkreise häufig nicht sonderliche Lust verspüren, sich über zahlreiche Fragen zu äußern, entspringt wohl einem durchaus begreiflichen Grunde. Die Mehrzahl der Anfragen im Vereinsorgan wird nämlich aus — Sparsamkeitsrücksichten an diesem Orte gestellt, um den geringen Konferenzgebühren für einen Rechtsanwalt (meist $^{3}/_{10}$ des Objektwerts) zu entgehen. Es werden da oft so unglaublich wunderliche Fragen aufgeworfen, daß Aufnahme und Abdruck derselben sich nur aus übergroßer Kulanz der allerdings in einer schwierigen Lage

befindlichen Redaktion erklären lassen, Fragen, auf die der erste beste Rechtsanwalt ja selbst Winkelkonsulent und Pfuschadvokat am Orte des Fragestellenden eine klare und bündige Auskunft sofort zu erteilen imstande wäre. Durch ein derartiges Verfahren wird naturgemäß das Interesse und die Bereitwilligkeit der Fachkreise auch für andere allerdings nur in verschwindend geringer Anzahl aufgeworfene Rechtszweifel abgestumpft, deren Nichterledigung durchaus keine ebenso wohl verdiente ist, wie diejenige der aus „haushälterischen" Erwägungen herzuleitenden. Dies sind alle Rechtsfragen, deren Kernpunkt eine zweifelhafte und unsichere Handelsgewohnheit bildet. Erst wenn der angegangene Anwalt einen etwa bestehenden buchhändlerischen Brauch als für das vorliegende Rechtsverhältnis entscheidend bezeichnet und dessen Vorhandensein entweder überhaupt oder nur in der angegebenen Form zweifelhaft erscheint, sollte man durch Stellung einer Rechtsfrage im Börsenblatt einen öffentlichen Meinungsaustausch herbeizuführen suchen. Es gibt ja bekanntlich eine nicht geringe Anzahl derartiger buchhändlerischer Geschäftsgewohnheiten. Durch rücksichtsloses Zurückweisen alles Anderen und ausschließliches Beschränken auf das allein Nötige würde gewiß die Teilnahme der Fachwelt an der unbedingt erforderlichen und für die Fortentwicklung und Klarstellung der buchhändlerischen Bräuche nur segensreichen öffentlichen Erörterung zweifelhafter Handelsgewohnheiten wieder geweckt und rege erhalten werden. Die Beantwortung der aus „Billigkeitsrücksichten" im Börsenblatt aufgeworfenen „Rechtsfragen" könnte dann, wenn selbige überhaupt Aufnahme fänden, in einer besonderen Abteilung durch den offiziellen Syndikus erfolgen.

Ein weiteres Resultat aufmerksamer Durchsicht der „Rechtsfragen" im Börsenblatt ist die wenig erfreuliche Erkenntnis, in wie bedauerlich geringem Maße der deutsche Buchhandel mit der Litteratur seines Standes bekannt ist. Daß fachlitterarische Zierden, wie Schürmanns „Magazin für den deutschen Buchhandel" sich nur infolge offizieller Subvention eine kurze Zeit lang halten konnten, um dann nach dreijährigem Bestehen (1874—1876) aus Mangel an Abonnenten und Mitarbeitern zum Eingehen gezwungen zu sein, ist eine ebenso bekannte wie beschämende Thatsache. In einer durchaus nicht unübersichtlichen weil nur erst kleinen Anzahl von Schriften, die sich mit dem Rechte des deutschen Buchhandels beschäftigen, ist die Mehrheit aller bisher aufgeworfenen Rechtsfragen häufig sogar mit erschöpfender Ausführlichkeit behandelt. Die Aufzählung derselben ist hier nicht am Orte, an der Spitze aller steht das meisterhafte, nur in Kleinigkeiten anfechtbare und nicht genug zu würdigende Werk Schürmanns über „Organisation

und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels" (2. Aufl. Halle 1880. 1881). Aus diesen Fachschriften könnten die nur aus Sparsamkeits- und Bequemlichkeitsrücksichten davon abgehaltenen Fragesteller mit Leichtigkeit weitaus die Mehrzahl ihrer Fragen selbst erledigen.

Unbedingt wünschenswert muß es aber erscheinen, daß die Leiter des offiziellen Organs derartigen sich selbst beantwortenden Anfragen, wenn sie ihnen überhaupt einmal Raum gewähren, sofort die ihnen selbst aus der Fachlitteratur zu Gebote stehen müssende und gewiß auch stehende Antwort unmittelbar beifügen, wie dies z. B. auf anderem Felde im diesjährigen Juniheft der „Buchhändler-Akademie" geschehen ist. Statt dessen bleibt die unglückselige „Rechtsfrage" unbeantwortet und hilflos stehen, sinkt schließlich in das Meer der Vergessenheit, und außerhalb der einschlägigen Verhältnisse Stehende glauben sich durch diese Erscheinung zu der falschen Folgerung berechtigt, daß selbst hinsichtlich der simpelsten Dinge im deutschen Buchhandel eine bedenkliche Rechtsunsicherheit bestehe.

Dies im allgemeinen über die Rechtsfragen des Börsenblatts und ihre Behandlung. Die beiden anfangs erwähnten in derselben Nummer des Organs gestellten Anfragen lauten nun:

> Ein Sortimenter verschickt ein teures fachwissenschaftliches Werk an die Interessenten auch nach außerhalb unverlangt zur Ansicht. Er erhält ein Exemplar Seite für Seite vollständig aufgeschnitten zurück. Zahlung wird verweigert. Kann der Sortimenter mit Aussicht auf Erfolg auf Zahlung klagen?
>
> Ein anderes Exemplar erhält er gar nicht zurück trotz aller Aufforderungen und trotzdem er dem Interessenten das Porto zur Retournierung des Buches per Kreuzband einschickt. Er avisiert endlich Postauftrag, schickt denselben nach 8 Tagen ab; aber auch dieser wird nicht angenommen.
>
> Was kann der Sortimenter thun, um sein Buch zurück oder den Betrag dafür zu erhalten?

Da ich in der Beantwortung der ersten Frage mit den von Schürmann in seinem genannten Werke dargelegten Ansichten in keiner Weise übereinzustimmen vermag und des genannten Autors Meinung wenigstens nicht ausdrücklich auf den zweiten Fall angewandt ist, so sei die gewünschte Erörterung in Hinsicht auf das allgemeine Interesse hiermit in einem Organe minder ephemerer Natur, als es das offizielle Anzeigeblatt ist, versucht.

Ad. 1. „Ist der Sortimenter gehalten, ein zur Ansicht versandt gewesenes und vollständig aufgeschnitten zurückkommendes Buch wieder anzunehmen?"

Schließen wir unsere Erörterung einer Wiedergabe der Schürmannschen Ansicht (Usancen 2. Aufl. 1881 pag. 176 sq.) an.

Das Verhältnis zwischen Sortimenter und Publikum, sagt der genannte Autor, ist in seinen Grundzügen ein Abbild des Verhältnisses zwischen Verleger und Sortimenter. Den Nova- und Konditionssendungen des Verlegers stehen die Ansichtssendungen des Sortimenters in ihrer Art gleich. Bei aller Verwandtschaft zwischen beiden ist jedoch das durch die einen und die anderen begründete Rechtsverhältnis ein sehr verschiedenes. Die Nova- und Konditionssendungen verbinden Verleger und Sortimenter im gleichen Geschäftsinteresse zu bestimmten Leistungen und Gegenleistungen, die Ansichtssendungen beruhen dagegen auf keinem solchen gleichgearteten Interesse, vielmehr tritt dabei das Interesse des Geschäftsmanns dem völlig verschiedenen Interesse des Privatmanns gegenüber. Für den Buchhändler liegt das Interesse an der Sendung in einem durch etwaigen Verkauf bezweckten Vorteil, für den Kunden nur in einer größeren Bequemlichkeit der Prüfungsart. Der Empfänger steht danach im Recht, die Bücher soweit in Gebrauch zu nehmen, als die Kenntnisnahme und Prüfung derselben für den Zweck des Ankaufs es notwendig machen. Auf den Umschlägen mancher Bücher heißt es nun: „Beschmutzte oder aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen". Es versteht sich von selbst, daß für eine durch bösen Willen wie grobe Nachlässigkeit verursachte Beschädigung selbst der Empfänger gänzlich unverlangter Ansichtssendungen zu haften hat, während bekanntermaßen der Besteller erfolgter Ansichtslieferungen sogar für leichte Verschuldung aufkommen muß. Diese Rechtsfolge tritt unter allen Umständen ein, auch wenn eine Bemerkung: „Beschädigte Exemplare werden nicht zurückgenommen", auf dem Buche nicht anzutreffen ist. Es ist darum ein derartiger Vorbehalt des Verlegers überflüssig, da man einer in der angegebenen Weise gestellten Bedingung durchaus nicht eine so scharfe Auslegung zu teil werden lassen kann, als ob selbst die geringste Beeinträchtigung der ursprünglichen äußeren Frische zur Zurückweisung berechtigt, das Konditionsversenden wäre sonst überhaupt zwecklos.

Diesen das Wesen der Sache klar erkennenden Ausführungen Schürmanns kann man nur voll und ganz beistimmen. Nicht so dem nun Folgenden.

Hat der Empfänger einer Ansichtssendung ferner, so nämlich gehen die Darlegungen Schürmanns auszugsweise weiter, das Buch teilweise oder gar vollständig aufgeschnitten, so daß es als neu oder ungebraucht im gewöhnlichen Sinne nicht mehr gelten kann, so muß angenommen

werden, daß er es in definitive Benutzung genommen hat, womit der Kauf als abgeschlossen zu betrachten ist. Es ist also auch der Vorbehalt: „Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen" zwecklos und überflüssig. Mit diesen Worten widerspricht Schürmann dem von ihm im Vorangehenden Gesagten, wo er voll begründet ausführt, daß der Empfänger im Recht stehe, „die Bücher soweit in Gebrauch zu nehmen, als die Kenntnisnahme und Prüfung derselben für den Zweck des Ankaufs es notwendig machen". Mit Recht wird sonach die Entscheidung, wie weit ein Buch prüfungshalber aufgeschnitten werden darf, nicht in einer im Buche selbst liegenden und außerhalb der Bestimmung des Lesenden befindlichen Thatsache gesehen, sodaß man sagen könnte, ein bestimmtes Werk kann nur in bestimmt begrenzter Weise aufgeschnitten werden, sondern die Entscheidung liegt in dem individuellen Urteil des Prüfenden selbst, der je nach seiner Gründlichkeit einerseits und Fähigkeit andererseits dabei verfahren wird. Hierbei spielt naturgemäß die mehr oder weniger streng wissenschaftliche und schwer verständliche oder populäre und leicht faßliche Art des betreffenden Stoffes und seiner Bearbeitung eine wesentliche, jedoch keineswegs entscheidende Rolle. Dem Fachgelehrten wird zur definitiven Willensentscheidung nur ein kurzer Blick in eine spezielle Erscheinung seiner Wissenschaft genügen, die der Neuling, um ihren Wert für sich beurteilen zu können, oft Seite für Seite durchstudieren muß. Der eine geht seiner Naturanlage nach ungemein vorsichtig bei der Prüfung zu Werke, der andere flüchtiger und oberflächlicher, der eine hält es für seine Pflicht, ehe er ein ihm zur Ansicht gesandtes und zum Geschenk für eine bestimmte Person ausersehenes Werk ankauft, dasselbe den Zeilen nach auf seinen Inhalt zu prüfen, dem anderen erscheint im gegebenen Falle eine so eingehende Durchsicht überflüssig. Besonders bei streng wissenschaftlichen Werken, die man nicht kauft, wie Romane, um sie zu lesen, sondern um sie zu besitzen und zu gebrauchen, ist ein vorheriges genaues Durchstudieren, ehe man sie seiner Bibliothek einverleibt, durchaus begreiflich und erscheint sogar fast geboten.

Die Ansichtssendung des Sortimenters an den Privaten ist juristisch betrachtet eine Kaufofferte. Wodurch erfolgt nun ihre Annahme? Durch den Entschluß, das Werk zu behalten, resp. einen derartigen Entschluß bethätigende Handlungen. Dieser Entschluß folgt begrifflich stets dem Aufschneiden des Exemplars nach, da man ja die Seiten von einander trennt, um zu prüfen, d. h. um zu einen Entschluß erst zu kommen. Wie weit der Private seine Prüfung ausdehnen will, liegt, wie aus dem oben Angeführten ersichtlich, ausschließlich in seinem

individuellen Belieben. Man entschließt sich also nicht und schneidet dann die Seiten auf, man entschließt sich auch nicht während dieser Thätigkeit, dies alles ist logisch unhaltbar, sondern man schneidet beim Prüfen der Offerte nach Gefallen das Werk auf und dann entschließt man sich über den Kaufantrag. Es steht sonach dem Sortimenter kein Recht zu, ein gänzlich aufgeschnitten zurückkommendes Werk abzuweisen. Eine gewohnheitsrechtliche Bestimmung, die dem Empfänger unverlangter Zustellungen die Verpflichtung auferlegte, seine Prüfung innerhalb gewisser Grenzen zu halten, ist ebensowenig nachweislich wie eine gesetzlich bestehende. Gegen den ihm hieraus unbedingt dem Verleger gegenüber erwachsenden Nachteil — denn letzterem steht ein Abweisungsrecht unbestritten zu — vermag sich der Sortimentshändler nur durch eine seiner Nota beigefügte Bemerkung zu schützen etwa folgenden Inhalts: „Gänzlich oder zum überwiegenden Teil aufgeschnittene Exemplare bedaure ich nicht zurücknehmen zu können."

Die oben gegebene Regel erleidet jedoch hinsichtlich der Ansichtssendungen überhaupt drei Ausnahmen. Die eine ergibt sich von selbst, wenn nämlich das Buch die durchaus nicht ‚überflüssige' Bemerkung trägt: „Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen". Sie bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Eine zweite Ausnahme tritt ein, wenn der Empfänger die Sendung bestellt hatte. Hier wird seine Bewegungsfreiheit eine beschränktere. Einmal haftet er auch für durch leichtes Verschulden verursachte Beschädigung oder Vernichtung der Sendung, während ein durch Zufall veranlaßtes Unglück stets den Sortimenter trifft, er müßte denn, soweit es sich um Konditionsgut handelt, nachzuweisen vermögen, daß dieser Zufall die Exemplare auch in seiner Hand betroffen hätte, in welch letzterem Falle der Schaden auf den Eigentümer, d. h. den Verleger fällt. Dann aber legt dem Privaten ein in den Handelsbeziehungen zwischen Sortimenter und Publikum hinsichtlich verlangter Ansichtssendungen bestehender und nachweislicher Brauch die Verpflichtung auf, das Werk nur insoweit ersichtlich zu prüfen, als es nach erfolgter Prüfung, wenn vom Sortimenter remittiert, seitens des Verlegers wieder angenommen wird, resp. auf Annahme rechnen könnte, d. h. es weder ganz noch zum größeren Teile aufzuschneiden. Von diesem rechtlichen Standpunkte betrachtet, ist ein in größerem Maßstabe erfolgtes Aufschneiden bestellter Ansichtslieferungen der Annahme der Kaufofferte gleich zu erachten. Hier tritt wieder die Richtigkeit der oben gegebenen Schürmannschen Darlegung zu Tage, daß das Verhältnis zwischen Sortimenter und Publikum in seinen Grundzügen ein Abbild des Verhältnisses zwischen Verleger und

Sortimenter sei und die Konditionssendungen des Verlegers den Ansichtssendungen des Sortimenters in ihrer Art gleich ständen. Unter diesen Verhältnissen, wie bei allen Konditionssendungen, letzteres soweit es sich um die Beziehungen zwischen Verleger und Sortimenter handelt, ist auch die Bemerkung auf dem Buche selbst überflüssig, daß aufgeschnittene Exemplare nicht zurückgenommen würden, da niemand diese Bestimmung so rigoros wird auslegen können, als ob jede Spur erfolgten Aufschneidens zur Abweisung befugte, und andererseits bei in größerem Maßstabe erfolgter Ingebrauchnahme eine solche auch ohne derartige Bedingung gerechtfertigt erscheint.

Dieselben Rechtsfolgen, wie bei den bestellten Ansichtssendungen, treten auch ein — und dies ist die dritte Ausnahme —, wenn sich an eine solche, sei sie verlangt oder unverlangt erfolgte, Ansichtslieferung eine dauernde Geschäftsverbindung zwischen dem Sortimenter und dem betreffenden Privaten derart anschließt, daß der Buchhändler dem Kunden von Zeit zu Zeit unverlangte Ansichtssendungen macht, und letzterer aus denselben nach Belieben einzelne Artikel behält. Die dargelegte Rechtsfolge ist aus der im Schweigen des Privaten liegenden Zustimmung zu den Lieferungen erweislich, da ihm der Lage der Umstände nach die Pflicht oblag, sich nichtkonvenierendenfalls derartige Sendungen zu verbitten, der Sortimenter aber mangels dessen aus den einzelnen den Sendungen entnommenen Ankäufen auf eine Billigung derselben seitens des Kunden zu schließen berechtigt war.*)

*) Von geschichtlichem Interesse für das Verhältnis zwischen Verleger und Sortimenter hinsichtlich aufgeschnitten zurückkommenden Konditionsgutes ist schon aus dem Jahre 1788 die sogenannte „Schlußnahme" der Reichsbuchhändler, ein scharf gefaßtes Manifest, dessen siebenter und letzter Punkt folgendes als die Geschäftsmaxime der süddeutschen Buchhändler aufstellte:

„Was wir vor Bezahlung unseres Saldo von unverkauften Büchern, ungebunden, oder in Heften unaufgeschnitten denen Herren franco in Leipzig zurückgeben, das sollen sie in ordinairem Preise ohne Widerrede in Zahlung nehmen &c."

Ferner ein Zirkular Joh. Chr. Sommers in Leipzig von 1797: „Aufgeschnittene und beschmutzte Sachen nehm' ich auf keinen Fall zurück"; ein solches von Frdr. Severin & Co. in Weißenfels aus dem Jahre 1798: „Diese aufgeschnittenen oder beschmutzten Sachen . . . . nehmen wir auf keinen Fall zurück". Demgegenüber steht die siebente Bestimmung des „Vertrages der Buchhändler über einige Gegenstände ihres Handels" von 1804: „Beschädigte Bücher . . . . dürfen nicht remittiert werden; wohl aber ein aufgeschnittenes, nicht beschädigtes Buch, wenn es in Kommission genommen oder als Novität unverlangt eingesandt ist; denn niemanden darf zugemutet werden, daß er ein Buch kaufe, dessen Inhalt er nicht kannte." Man sieht, die Anschauungen wechselten.

Ad 2. „Ist ein nicht am Orte des Sortimenters wohnender Privatmann verpflichtet, dem ersteren ein unverlangt zur Ansicht erhaltenes Werk selbst nach vorheriger Zustellung des Portos zurückzusenden?" Antwort: Nein! Gründe: Das Interesse an der Ansichtssendung liegt für den Privaten ausschließlich in der größeren Bequemlichkeit der Prüfungsart, wie schon oben ausgeführt. „Daraus ergibt sich denn, wie Schürmann darlegt, daß den Empfänger in der Hauptsache auch keine andere Verpflichtung treffen kann als Entrichtung des Kaufpreises, sofern er sich für den Kauf entscheidet." Diese Verpflichtung des Privaten ist mit Recht die alleinige, die ihn trifft. Die einzige Thätigkeit, der er sich bei Nichtannahme des Kaufantrages zu unterziehen hat, ist die, dem sich zu persönlicher Abholung meldenden Sortimenter oder dessen Boten das Gesandte auszuhändigen. „Der Buchhändler, welcher weder seine Bücher noch das Geld dafür erhält, wird sich zunächst der Abholung derselben unterziehen müssen und nur erst, wenn die Ausantwortung seitens des Empfängers verweigert wird, auf Rückgabe der Bücher, eventuell auf Bezahlung des Ladenpreises dringen können," führt Schürmann mit Recht aus und seine Darlegungen werden auch auf den vorliegenden Fall Anwendung zu finden haben. Der Empfänger unverlangter Sendungen kann dieselben sofort auf Kosten und Gefahr des Sortimenters in einem öffentlichen Lagerhause deponieren, er kann sie „auf dem für ihn gelegensten Wege an den Absender zurückgehen lassen, gleichviel welche Spesen hieraus für den letzteren erwachsen; er kann auch abwarten, bis der Absender sich wieder zur Empfangnahme meldet" (Schürmann). Er kann die ihm für Anfertigung des Streifbandes oder Postpackets, mittels dessen er die Sendung remittiert, entstandenen Auslagen sowie eine Anrechnung seines hierdurch entstandenen Zeitverlustes dem Sortimenter belasten, eine Pflicht jedoch, solche Postsendungen überhaupt zu expedieren, kann ihm nicht auferlegt werden. Die Pflicht des Sortimentsbuchhändlers, unverlangte Novitätensendungen seitens des Verlegers demselben event. gegen Spesenberechnung bei ihm bestpassender Gelegenheit zu remittieren, beruht auf im Verkehr mit dem Publikum nicht zur Geltung kommender besonderer Handelsgewohnheit.

Über die Fremdwörter

Gottlob! — so schrieb Dr. Paul Schramm vor einigen Monaten im „Deutschen Schulwart" — Sprachreinigungsvereine mit Satzungen, Vorsitzenden und dem Zwange wiederkehrender Versammlungen haben wir noch nicht!

Hatte dieser Ausruf schon damals seine volle Berechtigung nicht mehr — indem nämlich in Mannheim wirklich ein solcher Verein besteht, der sich „Nur deutsch" nennt und an dessen Spitze statt des Präsidenten ein „Stuhlherr" steht —, so hat er sie jetzt recht verloren, nachdem Prof. Hermann Riegel einen „Allgemeinen deutschen Sprachverein" ins Leben zu rufen begonnen hat. — Außerdem gibt es in Magdeburg eine Gesellschaft „Deutschsprecher", deren Mitglieder sich verpflichten, für jedes gebrauchte, leicht vermeidbare Fremdwort fünf Pfennig zu Gunsten der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu zahlen. Sie hat im Verlauf eines Jahres 500 Mark in dieser Weise gesammelt und versandte vor einem Monat eine hübsch gedruckte Karte mit dem Zuruf „Sprich deutsch!", womit sie zu einem ähnlichen Vorgehen aufforderte. —

Prof. Riegel, der Direktor des Braunschweigischen Museums stellt in seinem neuesten Werkchen*) den Grundsatz auf: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!", dem gewiß jeder gut gesinnte Deutsche voll und ganz beistimmen wird. Ob aber eine Änderung des jetzigen Zustandes der „Fremdwörterseuche" durch einen „Sprachverein" herbeigeführt werden kann, dürfte von mancher Seite bezweifelt werden. Die Beihilfe der Regierungen, der Behörden oder gesetzgebenden Gewalten ist zur Erreichung eines nennenswerten Erfolges unumgänglich notwendig. Wie aber sieht es hier aus? Riegel sagt in seiner Broschüre inbetreff des amtlichen Regelbuches über die neue Rechtschreibung: „Ich hatte bis dahin das kleine Buch noch nicht in die Hand genommen, weil ich von der ganzen Neuerung, die mir ebenso überflüssig als willkürlich

*) Der allgemeine deutsche Sprachverein (Heilbronn, Henninger).

erschien, nichts wissen mochte und sie für meine Person unbedingt ablehnte. Ich kaufte mir also das Heft und sah dasselbe durch . . .; ich halte dasselbe nach wie vor, um mit den Worten des Reichskanzlers zu reden, für willkürliche Entstellung unserer hergebrachten Rechtschreibung. Aber das Wörterverzeichnis! Wahrlich, die Magdeburger Zeitung hatte Recht: man meint ein Fremdwörterbuch vor sich zu haben! . . . Das Wörterbuch umfaßt 25 Druckseiten zu je drei Spalten, im ganzen etwa 3500 Wörter und darunter rund 1500, in Buchstaben eintausend fünfhundert fremde, nicht deutsche. . . . Das Wörterverzeichnis scheint nun aber in der That diese Verwälschung, die echte und richtige Fremdwörterseuche recht hegen und pflegen zu wollen. Das Gift wird der Jugend nicht tropfenweise, nein gleich eimerweise eingeflößt, die Verquatschung der Sprache wird methodisch betrieben und zu einer Aufgabe der Schule gemacht."

Soweit Riegel. Ist es schon sonderbar, daß ein Mann, der sich seit Jahren mit der deutschen Sprache befaßt, ohne Prüfung eine amtliche Verbesserung unserer Rechtschreibung von vornherein verwirft (auch seine neueste Schrift zeigt noch die „alte, ehrliche Orthographie"), so ist auch seine Entrüstung über das Wörterverzeichnis nicht so ganz berechtigt. Der Gelehrte, welcher von der Regierung mit der Abfassung des Regelbüchleins betraut wurde, hatte unzweifelhaft mit den vorhandenen Fremdwörtern, soweit sie nun einmal in Gebrauch sind, zu rechnen, und daß sie gerade in so großer Anzahl in dem Verzeichnis sich vorfinden, hat wohl seinen Grund darin, daß ihre Schreibung — und hierauf kam es ja nur an — am meisten Schwierigkeiten verursachte, wie auch ein Blick in den „Kommentar zur preußischen Schulorthographie" zeigt.

Doch ist es kein unbilliges Verlangen, daß amtliche Erlasse, Gesetze u. s. w. inbezug auf die Vermeidung der Fremdwörter mit gutem Beispiel vorangingen. Hier verdient ein Erlaß des Großherzogs von Sachsen-Weimar, welcher im vorigen Jahre an sämtliche Behörden des Herzogtums erging, lobende Hervorhebung. Darin heißt es: „In erfreulicher und anzuerkennender Weise haben neuerer Zeit die Bestrebungen, dem unberechtigten Gebrauche von Fremdwörtern in der deutschen Sprache wirksam entgegenzutreten, Ausbreitung und Verstärkung gewonnen. Eine wesentliche Förderung werden dieselben erfahren, wenn die Reinhaltung der Sprache der Behörden von Fremdwörtern in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes in die Aufgaben der letzteren mit inbegriffen wird, vorausgesetzt, daß das Ziel in Lösung dieser Aufgabe mit einiger Beharrlichkeit, aber auch in besonnener

Weise und mit Vermeidung jeglicher Übertreibung verfolgt werde. Es ist deshalb der Wille Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs, daß den großherzoglichen Behörden die Reinhaltung aller amtlichen Ausfertigungen, ganz besonders aber aller zur Veröffentlichung bestimmten Erlasse, Verordnungen u. s. w. von unnötigen Fremdwörtern angelegentlichst empfohlen werde."

Allein in andern Ländern haperts in dieser Beziehung noch gar sehr, von der Militärsprache ganz zu schweigen. Auch sind manche Gesetze ziemlich rein von Fremdwörtern, wohingegen sich in dem Gesetz über die Presse z. B. die Wörter Redaktion, periodische Druckschriften, Exemplare und ähnliche finden. Sind diese vielleicht noch mit der Schwierigkeit der Übersetzung zu entschuldigen, so wären andere im Bankgesetz, und hauptsächlich im Gerichtsverfassungsgesetz sehr wohl zu vermeiden, z. B. eventuell, solid, Präsentation, Bankkuratorium, Zentralausschuß, Legitimationsscheine, definitiv, spezielle Kontrole, suspendiert, Liquidation, Universität, Plenum, Replik, Regreß, Revision. Auch das Unfallversicherungsgesetz weist noch Tantieme, Aszendenten, fixiert, provisorisch, und viele andere auf, die mit geringer Mühe hätten vermieden werden können.

In dem ersten Teile seiner Broschüre, welcher die Erfolge der letzten zwei Jahre behandelt, wird das Vorgehen des Präsidenten der Eisenbahnverwaltung zu Elberfeld gerühmt. Herr Thielen forderte in seinem Erlaß vom 6. August v. J., daß die ihm unterstehenden Beamten sich möglichst deutscher Ausdrücke bedienen. Allein er verbietet es, wie aus dem Wortlaut der Bestimmung (den Riegel nicht anführt) hervorgeht, „solche Fremdwörter, welche vielleicht ebenfalls durch gute deutsche Wörter ersetzt werden könnten, welche aber zur Zeit noch amtlich vorgeschrieben oder hergebracht sind, z. B. Direktion, Etat, Titel, Billetschalter, Stationsassistent, Materialienbureau, Position des Etats, diätarische Besoldung oder Remuneration u. s. w. durch vermeintlich gleichbedeutende deutsche Wörter ersetzen zu wollen".

Wir haben dies Beispiel angeführt, um zu zeigen, wie wenig selbst ein hochstehender Beamter ohne Genehmigung von höchster Stelle in solchen Angelegenheiten ausrichten kann. Daß aber die Regierung noch lange mit geeigneten Maßregeln zur Bekämpfung der Fremdlinge im Deutschen zurückhält, ist nach dem Vorgange hauptsächlich des Generalpostmeisters nicht mehr zu erwarten. Allein es gibt wohl kaum eine Frage auf sprachlichem Gebiet, die mit mehr Vorsicht behandelt werden muß, als die der Fremdwörter.

Aus dem Wesen des Fremdwortes entspringt nun aber die Be-

rechtigung seines Ausschlusses aus der deutschen Wortgemeinde. Wir müssen uns daher vor allem die Frage vorlegen, was man unter einem Fremdwort, wie sie bekämpft werden sollen, versteht. J. H. Kampe, der sich durch sein „Wörterbuch zur Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" (Braunschweig 1813) verdient gemacht hat, gibt die Erklärung, daß die zu verbannenden Fremdlinge Wörter seien, welche, aus anderen Sprachen entnommen, entweder keine echt deutsche Form und Betonung (wie z. B. Klavier) angenommen haben, oder deren Bedeutung nicht jedem Deutschen bekannt ist.

Wir müssen von diesen sehr strenge unterscheiden die Lehnwörter oder die sogenannten eingebürgerten Fremdwörter. Unser Sprachschatz hat sich in hohem Maße durch die Aufnahme fremder Wörter bereichert. Die jetzt unentbehrlich gewordenen Ausdrücke wie Kammer, Fenster, Kanzel, Küche, Insel, Tisch, Kissen, Schlüssel, Flasche, Birne, Pflaume und viele andere sind eingewanderte Fremdlinge und hiergegen wird sich gewiß keine Hand erheben. Aber in anderen Fällen ist die Grenze zwischen eingebürgerten und entbehrlichen Fremdwörtern schwer zu ziehen. Viele werden auch in mannigfacher Beziehung gebraucht, die sich nicht mit einem deutschen Ausdruck wiedergeben lassen, so z. B. Interesse. In seiner Bedeutung: Wichtigkeit, Nutzen, Eigennutz läßt es sich wohl durch diese Wörter ersetzen, wie aber soll man den Begriff wiedergeben den Herbart durch „Vielseitigkeit des Interesse" ausdrückt? Ferner wird durch Interesse der Begriff der Teilnahme bezeichnet, ohne daß sich jedoch beide Wörter decken, denn man kann z. B. in dem Satz: Ich habe das Buch mit Interesse gelesen, das Wort Teilnahme nicht anwenden, ebensowenig, wie man sagt: Ich habe mit Interesse von Ihrem Unglück gehört.

So macht auch ein Kritiker des Büchleins von Denk „Die Verwelschung der deutschen Sprache"*) dem Verfasser zum Vorwurf, Charakter als entbehrliches Fremdwort beibehalten zu haben, ohne zu bemerken, daß dieser Ausdruck in seiner Deckungsfähigkeit für viele Begriffsabschattungen nicht leicht ersetzt werden kann. Zwar führt er als Übertragung „Gesinnung", „Sinnesart" an, jedoch würden diese Wörter in den Beispielen „Charakter eines Bauwerkes", einer „Skulptur" und ähnlichen den vollen Sinn nicht wiedergeben.

Abgesehen aber von diesen Lehnwörtern gibt es noch eine Menge eigentlicher Fremdwörter für ganz moderne Begriffe, die wohl nicht gut durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden dürften. So z. B. Phonograph,

*) Im Litterar. Merkur Nr. 21/22.



Mikrophon, Mikroskop, Photographie &c. &c. So werden ferner viele technische Ausdrücke in der Pharmazie, Medizin, in Handel und Verkehr, Künsten und Gewerben nicht entbehrt werden können. Und wie schwer bürgert sich ein deutsches für ein gebräuchliches Fremdwort ein! Obschon man in der Schule lernt, daß die Einheit des Längemaßes das Meter oder „der Stab" ist, hat sich die deutsche Bezeichnung dafür nicht einzubürgern vermocht. Niemandem fällt es ein, für Litteratur die verrückte Übersetzung Bücherwelt zu gebrauchen oder Glimmstengel für Zigarre zu sagen, wohingegen die Bibliothek bereits den Kampf mit dem schönen Wort Bücherei aufnehmen mußte. Glücklicherweise ist bis jetzt staatsgesetzlich noch jedem erlaubt, inbetreff der Fremdwörter zu sprechen, wie es ihm beliebt, und wer für Optik, wie man sich das von Kampe erzählt, Lichtstrahleneigenschaftswissenschaft, und für Orgel Windtastenkasten sagen will, der unterlasse es ja nicht, und man verderbe einem solchen seine Freude bei Leibe nicht. —

Bei der Ausmerzung der Fremdwörter muß also sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, so groß auch immer das Bedürfnis der Sprachreinigung geworden sein mag. Und lieber mögen wir etliche mehr behalten, als ein einziges, dem Sprachschatz wichtiges zu dessen Schaden opfern. Die Sprache hat den Beruf, schrieb vor kurzem ein Sprachgelehrter, Gedanken auszudrücken und die möglichst umfassende Erfüllung dieses Berufes bedingt ihren Wert. Nicht diejenige Sprache, welche keine Fremdwörter aufgenommen hat oder aufnimmt, ist die vollkommenste, sondern die, welche jeden Begriff und jede Beziehung der Begriffe unter einander auszudrücken vermag. Der Freund unserer Muttersprache, welcher unterschiedslos jedes Fremdwort unter das Fallbeil legt, wird in Wahrheit ein Feind derselben.

Das ist jedoch glücklicherweise bei Riegel nicht der Fall. Geht er auch schneidig gegen die Sprachsünder, Schriftsteller und Zeitungsschreiber vor, die oft merkwürdig erfinderisch in der Einkleidung eines einfachen Begriffs in fremdländischen Popanzflitter sind, so ist ihm doch bisher noch nicht der Vorwurf des blinden Eiferers gemacht worden.

Wenn auch der Sprachverein selbst das Ziel nicht erreicht, das er sich gesteckt hat, so wird er doch jedenfalls dazu beitragen oder vielleicht gar den Anstoß geben, daß die notwendige Reinigung unserer Muttersprache von maßgebender Stelle aus veranlaßt wird. In diesem Sinne begrüßen wir sein Zustandekommen mit Freude.



Besprechungen.

Ottomar Volkmer, Die Technik der Reproduktion von Militär-Karten und Plänen nebst ihrer Vervielfältigung. Wien, Hartleben, 1885. — 4,50 Mark ord.

Der Landkarten-Handel bildet naturgemäß einen integrierenden Teil des Buchhandels. Während manche andere mit dem Buchhandel verbundene Thätigkeitszweige aus verschiedenen Gründen sich mehr und mehr von ihm trennen werden (so der immer ausschließlicher in die Hände der Post übergehende Zeitungs-Vertrieb und der vielfach ein anderes kaufendes Publikum und eine andere Ausbildung des Verkäufers voraussetzende Kunsthandel), liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß auch der Landkarten-Handel sich vom Buchhandel trennen werde.

Und wie kein Buchhändler die innige Wechselwirkung verkennen wird, die zwischen seiner Thätigkeit und jener des Buchdruckers besteht, so sollte er auch jenen Techniken sein Interesse zuwenden, welche durch die Herstellung der Landkarte bedingt werden. Freilich wird ihm gerade hierin jene Orientierung, die ihm zwar nicht als einem Fachmann, so doch als einem Interessenten erwünscht sein muß, sehr erschwert. Zur Entstehung einer Karte helfen eine Reihe von Techniken mit, die eben zum Teil sonst nie oder nur selten Verwendung im graphischen Gewerbe finden; es sind ferner wegen des verhältnismäßig geringen Bedarfs an Karten die Betriebsstätten für ihre Herstellung natürlich sehr sparsam gesäet, sodaß mancher Buchhändler kaum je in die Lage kommt, sich durch eigene Anschauung ein genaueres Bild über die Kartenreproduktion und Vervielfältigung verschaffen zu können.

Um so dankenswerter ist der uns vorliegende Versuch Volkmers, durch eine übersichtliche und eingehende Darstellung der für die Karten-Herstellung nach und außer der Zeichnung erforderlichen Vorgänge nun jedem Gebildeten eine solche Orientierung zu ermöglichen.

Volkmers Schrift bildet einen Band der bekannten Hartlebenschen „Chemisch-technischen Bibliothek“, ist also allerdings in erster Linie für solche berechnet, die „chemisch-technischen“ Thätigkeiten nahestehen; indessen enthält sie doch nur wenig Stellen, für deren Verständnis chemische Vorkenntnisse erforderlich sind. Im allgemeinen darf sie durchaus das keineswegs geringe Verdienst beanspruchen, eine im guten Sinne des Worts populäre Darstellung zu bringen.

Die Einleitung des Buches greift auf Sesostris, Anaximander (nicht „Anaximandes“) und Sokrates zurück, um dann in mächtigem Sprunge sofort mit dem im Jahre 1561 erschienenen Atlas der deutsch-österreichischen Erblande von W. Latz auf die Geschichte der speziell österreichischen Kartographie überzuleiten! Volkmer ist Gruppenvorstand im k. k. militärgeographischen Institut in Wien und berücksichtigt in seiner Schrift besonders jene Verfahren, welche in diesem berühmten Institute ausgeübt werden.

Im ersten Abschnitt bespricht der Autor die verschiedenen Reproduktionsverfahren, und zwar zunächst die photographischen Kopiermethoden. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Nutzen und die Verwertung der Photographie im Kartenfache schildert er die photographische Camera mit den dazu gehörigen Objektiven, sodann die photographische Aufnahme der Originale und wendet sich hierauf zur eingehenderen Darstellung der eigentlichen Kopierverfahren, wobei er seine Schilderung nach den drei benutzten Methoden (Silber-Kopierverfahren, Pigment-Druck, Platinotypie) übersichtlich gliedert. — Den photographischen Verfahren folgen die lithographischen, wiederum eingeleitet durch einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen des Steindrucks und über Zubereitung der Steine. Hierbei findet sich eine Mitteilung über die Kalksinter-Zinkplatten, welche bekanntlich neuerdings für Steindruckereien offeriert werden; bei dem großen Interesse, das alle beteiligten Kreise naturgemäß jedem Ersatz für die Solenhofener Steine entgegenbringen, erscheint es angezeigt, das Urteil hier wiederzugeben, das Volkmer darüber fällt. Er sagt: „Als Ersatz der heute schon sehr teueren und immer seltener werdenden lithographischen Steine bedient man sich seit jüngster Zeit der von O. Müller in Leipzig-Neuschönfeld in den Handel gebrachten sogenannten Kalksinterplatten, mit welchen auch im k. k. militärgeographischen Institute Versuche, die sehr befriedigend ausfielen, durchgeführt wurden. Die sehr dünne Kalksinterfläche befindet sich auf dünnem Zinkblech, ist vollkommen eben wie die Oberfläche eines geschliffenen und gebimsten Steines und kann mit Vorteil zur Anfertigung von Umdruck und Federzeichnung, als auch für die Gravur verwendet werden." — An die Beschreibung der eigentlichen Lithographie schließt Volkmer jene der Photo-Lithographie und (sehr kurz) der Autographie, sowie des anastatischen Druckverfahrens, des Umdrucks von Metall- und Stein-Originalplatten behufs Vervielfältigung mit der Schnellpresse, und der Chromo-Lithographie. Ein besonderes Kapitel widmet er der Beschreibung verschiedener Lithographie-Verfahren, die im niederländischen topographischen Bureau besonders gepflegt werden.

Als drittes Reproduktionsverfahren führt uns das Buch das auf der Benutzung des Kupfers oder Zinks beruhende vor und bespricht hier den Kupfer- und Zinkstich, die Galvanoplastik, die Heliographie, die Photozinkographie, die Chemigraphie und die Photo-Chemigraphie. Dieser Abschnitt ist unzweifelhaft der wertvollste und interessanteste des Buches; ist doch gerade im Wiener militärgeographischen Institute die Heliographie (der „Sonnenkupferstich", wie Petermann in einem überaus anerkennenden Aufsatz über die derartigen Arbeiten des genannten Instituts sich ausdrückte) zu einer mit Recht vielbewunderten Vollendung gebracht und zwar gerade unter der Oberleitung Volkmer's!

Der zweite Abschnitt behandelt die Evidenthaltung eines Kartenwerks, ausschließlich der zeichnerischen Thätigkeit, der dritte die Einrichtung zur Vervielfältigung, also den Kartendruck und die mit ihm zusammenhängenden Fragen der Druckpapier-Behandlung.

Nachdem dann im vierten Abschnitt die Hilfsmaschinen für die verschiedenen Zweige der Kartenreproduktion besprochen sind, welche im Wiener Institute zur Verwendung gelangen, schildert der folgende speziell den technischen Vorgang bei der Herstellung einiger größeren Kartenwerke des genannten Staats-Instituts. Bei letzterer Gelegenheit gelangen auch „Schulkarten für den geographischen Heimatsunterricht" zur Besprechung. Da die letzteren indessen eine „durch physikalische Mittel erzielte unmittelbare Reproduktion des im k. k. militärgeographischen

Institute erzeugten Grundmaterials" bilden (direkte photolithograhische Reproduktion der Original-Aufnahme-Sektionen in 1:25000), so sind sie keine selbständigen schulgeographischen Arbeiten. Diejenige Bedingung, welche vom Standpunkte eines wissenschaftlich basierten geographischen Unterrichts geradezu als das erste und wichtigste Erfordernis für ein gutes erdkundliches Unterrichtsmittel aufrecht zu erhalten ist, also der ausschließliche Aufbau der Karte auf pädagogischen Prinzipien — diese Kardinalregel für Schaffung eines pädagogisch wertvollen Unterrichtsmittels kann bei einer mechanischen Reproduktion der zu ganz anderen Zwecken und nach ganz anderen Gesichtspunkten bearbeiteten Landes-Aufnahme-Blätter selbstverständlich nicht erreicht werden! Wenn also jene Schulbezirkskarten wirklich derartige rein mechanische Reproduktionen sind und nicht etwa noch anderweitige pädagogische Bearbeitung des Steines vor der Drucklegung erfolgt (was eben nicht der Fall zu sein scheint), so können wir in ihnen nur Arbeiten des kartographischen Technikers erblicken, aber keineswegs solche des pädagogischen Kartographen. Es ist uns daher aus Volkmers Beschreibung durchaus unerfindlich, mit welchem Rechte er derartige Karten als „den Bedürfnissen der Schule ganz angepaßte" zu bezeichnen vermag.

Im sechsten Abschnitt werden neuere Reproduktionsverfahren von allgemeinerem Interesse besprochen, im siebenten die Verwertung des elektrischen Lichtes zu photographischen Aufnahme- und Kopierzwecken.

Den Schluß des lehrreichen Werkchens bildet ein „Resumé über die Verwertung der verschiedenen Reproduktionsverfahren zur Herstellung der Generalstabs-Kartenwerke in den Großstaaten Europas", das manches Interessante enthält, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. In einem Anhang sind Mitteilungen über Zweck, Organisation und Personalstand des k. k. militärgeographischen Instituts beigefügt.

Als allgemein verständliches und klares Orientierungsmittel über die auch für den Buchhändler interessante Technik der Karten-Reproduktion sei die fleißige Schrift Volkmers allen jenen empfohlen, die nicht nur dem Buchhandel im engsten Wortsinne, sondern auch den dem Buchhandel nahestehenden Thätigkeiten Interesse entgegenbringen. K.

Van Havre, Chev. G., Marques typographiques des imprimeurs et libraires Anversois. Antwerpen, J. E. Buschmann, Gent, Ad. Hoste. 1883. gr. 8. Vol. I. 297 p.

Im Jahre 1730 gab Friedrich Rothscholz seinen „Thesaurus symbolorum ac emblematum, id est insignia bibliopolarum et typographorum" heraus und konnte selbst diesen nicht vollenden, und zwar möglicherweise durch die Teilnahmlosigkeit des betreffenden Publikums, wenn man den Grund nicht in der schlechten und ungenauen Ausführung der Tafeln suchen will. Dann erschienen noch Abbildungen von Signeten von Buchdruckern und Buchhändlern Deutschlands in dem bekannten Werke von Geßner „Die so nöthig als nützliche Buchdruckerkunst und Schriftgießerey ꝛc. Leipzig 1740", die, wenn nicht dem Rothscholzschen Werke entnommen, doch demselben nachgebildet sind, und damit schließt die Litteratur bis auf den heutigen Tag für Deutschland ab. Dagegen muß es für uns Deutsche, als Landsleute des Erfinders der Buchdruckerkunst, beschämend sein, wenn wir auf dieselbe Litteratur des Auslandes blicken, denn hier sind verschiedene Werke zu verzeichnen, die diesen Gegenstand behandeln. Wer kennt nicht das schöne und gut

ausgeführte Werk von L. C. Silvestre, Marques typographiques (Paris 1853—67. 2 vols.), welches allerdings die Marken der französischen Buchdrucker hauptsächlich enthält, und dann das hübsche Buch von Berjean: „Early dutch, german and english printer's marks London 1869", welches dagegen nur eine kleine Auswahl von Marken enthält. Und nun haben wir ein neues Werk, das vorliegende, zu verzeichnen, welches die Buchdruckerzeichen der Stadt Antwerpen bringt.

Es bildet die 13. Publikation der Gesellschaft der Antwerpenschen Bibliophilen und kommt als solche nur in einer ganz geringen Anzahl von Exemplaren in den Handel, und gerade dieser Umstand gibt einen Grund mehr, das betreffende Publikum auf diese Publikation aufmerksam zu machen. Das Buch bringt die Abbildungen der Signeten in alphabetischer Reihenfolge, und geht der vorliegende Band bis zum Buchstaben L inkl., indem er außer der Abbildung immer eine kurze Biographie des Druckers und die dankenswerte Angabe bringt aus welchem betreffenden Druckwerke selbst das Signet entnommen, was zur sicheren Kontrole des Gegebenen nur dienen kann. Leider sind die Abbildungen nicht immer mit gleicher Präzision ausgeführt, während sonst die Ausstattung zu loben ist. Wir kennen bis jetzt keine weitere Publikation über diesen Gegenstand aus ganz neuerer Zeit und können schon aus diesem Grunde die Erscheinung nur willkommen heißen, indem wir zugleich hoffen, daß sie Nachahmung finden werde. Gerade Deutschland, das Land, welches besonders reich in seinen Buchdruckersigneten ist, die teils von großen Künstlern herrühren und dadurch schon einen Kunstwert haben, sollte doch endlich sich aufraffen und auch ein Werk dieser Art erscheinen lassen; freilich drängt sich hier die wichtige Frage auf: wird es auch Unterstützung durch Käufer finden? Schließlich wollen wir darauf aufmerksam machen, daß Van der Haeghen in seiner Bibliotheca Belgica genaue Abbildungen von Buchdruckersigneten bringt, wenn er auch selbstverständlich nur die von Belgien berücksichtigt. Allen Freunden der Bibliographie sei hiermit nochmals obiges Werk auf das Wärmste empfohlen.

Dr. Ernst Kelchner.



Das deutsche Volkslied.

Von

V. A. Frantz.

(Schluß.)

Es ist bemerkt worden, wie das Volkslied ursprünglich mit Gesang und Rhythmus oder Tanz ein Ganzes ist, wie es mit seiner ganzen Aussteuer fertig aus dem Gemüte des Volkes hervorgeht, gleich wie die griechische Pallas-Athene aus dem Haupte des Jovis; nur daß sich das deutsche Volkslied zur griechischen Weisheit auch verhält, wie das Gemütliche zum bloß Verständigen, dem Haupte. Wer daran zweifelt, den könnte noch heute die Erfahrung belehren. Unter dem Landvolke an den baierschen Grenzen vernimmt man noch jetzt bisweilen bei lustigen Festen allerlei Sprüchlein, die, mit Gesang und Tanz begleitet, wie Impromptüs hervorbrechen. An ein kleines Bild der Natur knüpft sich rasch ein analoger witziger Gedanke, der in gleicher Weise, in Wechselrede, Gesang und Tanz erwidert wird. So improvisierte der eine singend in tanzender Bewegung:

Weil der Rab' heiser ist
Kann er nit schrein.
Weil du ein Michel bist
Fallt dir nix ein.

Der andere antwortete:

Im Walde hör' ich
Den Guckitzer schrein,
Möcht' gern ein witziger
Spottvogel sein.

Was dann von solchen Sprüchen gefällt, wird von der Gesellschaft behalten und weiter gesungen.

Wie manches Volksliedchen wird auf diese Weise entstanden sein. Der eine fängt es an mit einigen Zeilen und Reimen, ein zweiter setzt es in gleichem Tempo fort. Ein dritter thut wohl auch noch sein Teil hinzu, bis es fertig ist und weiter getragen wird. In den Sammlungen ist dann das Rauhe und Unebene ein wenig weggeschliffen; manches Liedchen auch wohl in eine ganz andere Form gegossen und so erhalten.

Der Gesang ist wie gesagt, eine sehr wesentliche Zugabe zum Volksliede. Der Gesang fordert außer einer Melodie, die meist sehr einfach ist, Rhythmus und Chorus der Menge. Der Rhythmus, wenn er einmal in Bewegung ist, will oftmals fortgesetzt sein, wenn das Wort oder der Text zu Ende ist. Was geschieht nun? Es wird entweder eine Zeile wiederholt, oder es werden Zusätze gemacht, die sich eben für die Stimmung der Singenden schicken, wenn auch nicht gerade für den Text des Liedes. Dazu fordert der Rhythmus Mannigfaltigkeit der Bewegung, nicht immer in Achtel- oder Viertelnoten; das Tempo muß auch einmal rascher klingen, ohne den Rhythmus gerade zu stören, und daher sind wieder Zusätze nötig, die in Wiederholung einzelner Worte bestehen, wie, anstatt einfach im grünen Wald zu singen, wird gesungen: im grünen, grünen Wald: oder es werden andere entsprechende Gedanken hinzu gethan, wie in dem Heilbronner Volksliede (Menzel l. l. pag. 560):

Und wo viel Bube sind, Madle sind, Bube sind ꝛc.

Oder

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Und „alles was er blies“ (die Worte in schnellerer Bewegung), das war verlorn.
Hopsassa, drararara,
Und alles was er blies, das war verlorn. (cf. Erck I. pag. 4.)

Der Chorus wiederholt die letzten Verszeilen, oder er hat sein eignes Finale, wie in der bekannten Romanze: Sah ein Knab ein Röslein stehn, die Schlußzeilen:

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heide.

Oder: Die Husarenliebe bei Menzel l. l. pag. 383 folg.

Oder der Chorus beginnt, wie in dem Trommelschlag der Landsknechte, Menzel l. l. pag. 123:

Es geht ein Butzemann im Reich herum
Didum, didum ꝛc.

Der Text für den Chorus muß leicht behaltbar sein, und wiederholt sich daher bei jeder Strophe.

Alle diese Zusätze, die für den bloßen Leser etwas Seltsames und Störendes haben, sind für das Volkslied musikalisch geboten. Sie bezeugen, wie das Volkslied erst dann in seiner vollen Naturwahrheit erscheint, wenn es gesungen wird. Und wie es aus dem Gesange erst vollständig, auch in seinem Versbau und Rhythmus begriffen wird. Zuweilen steigern solche Zusätze die Stimmung, in welcher das Lied gesungen wird, wie in einem altdeutschen Reiterliede:

Wohlauf ihr lieben Gesellen, die uns gebrüdert sein,
Und raten wohl, — wir wollen dort prassen übern Rhein.

Es kommt ein frischer Sommer, darauf ich mein Sach setz,
Als je länger, je dümmer. Hin! hin! wetz, Eber, wetz.
Wack, Hütlein, in dem Gehetz.

Der Sommer soll uns bringen einen frischen, freien Mut,
Leicht thut uns Irren gelingen, so kommen wir hinter Gut.
Sie sind viel eh'r erritten, denn gegraben diese Schätz.
Wir haben uns lange gelitten. Hin! hin! wetz, Eber, wetz.
Wack, Hütlein, in dem Gehetz.

Drum laßt euch nicht erschrecken, ihr frischen Krieger stolz,
Wir ziehen durch die Hecken, und rumpeln in das Holz.
Man wird uns wohl noch ehren, verachten nicht zuletzt.
All Ding eine Weil thut währen. Hin! hin! wetz, Eber, wetz.
Wack, Hütlein, in dem Gehetz.

wo die letzten Zeilen offenbar assonieren an das Jagen und Hetzen der wilden Reiter und dadurch allerdings von steigernder Wirkung sind. — Solche Assonanzen an den Beruf sind auch sonst häufig in den Volksliedern. Das Jägerlied hat sein Trara, das Soldatenlied sein Vidibum, das Trallala assoniert an die Freude, das Hopsasa an Stolpern und Tanzen, das Meck, Meck hänselt den Schneider.

Endlich muß nun auch das noch erwähnt werden, daß der Gesang nicht wenig beitrug, die Volkslieder im Munde des Volkes zu erhalten. Durch einfache, ansprechende Melodie und Kadenzierung, durch lebhaften anregenden Rhythmus wurden sie behaltbarer. Zuletzt haben aber auch durch den Gesang sich diese kleinen Waldvöglein verraten, daß sie da sind, und manches Ohr gefesselt, ihnen zu lauschen. Gewiß ist auch Goethe durch den Gesang auf manches Volkslied aufmerksam geworden, das ihn zur Nachbildung reizte. Sein Heideröslein, sein Schweizerliedchen „An a Bergli" ꝛc. hat er geradezu aus dem Munde des Volkes aufgenommen. Sein „Trost in Thränen" ist Nachbildung eines thüringischen Volksliedes:

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Und ja so gar nicht lachst;
Ich seh' dir's an den Äuglein an,
Daß du geweinet hast.

„Und wenn ich auch geweinet hab',
Was geht's denn andere an;
Hat mir mein Schatz was leids gethan,
Wenn ich's nur dulden kann."

Es ist nicht lang, daß es geregnet hat.
Die Läublein tröpfeln noch.
Ich hab' einmal ein Schatzel gehabt,
Ich wollt', ich hätt' es noch!

Und wenn ich lustig leben will,
So geh ich in den Wald,
Da vergeß ich all' mein Traurigkeit
Und leb' wie's mir gefällt.

Das ist der Trost, den der Frager der Gefragten giebt, als wollte er sagen: Mach es auch so. — Nach einer anderen Überlieferung hat nun dies Liedchen folgenden Schluß: Die Gefragte, eine Schäferin, antwortet:

Mein Schatz ein wackrer Jäger ist,
Er trägt ein grünes Kleid,
Er hat ein zart rot Mündelein,
Das mir mein Herz erfreut.

Darauf der Frager, ein Jäger:

Mein Schatz 'ne holde Schäfrin ist,
Sie trägt ein weißes Kleid
Und hat zwei zarte Äugelein,
Die mir mein Herz erfreun.

Daran erkennen sich beide und singen:

So bin ich's wohl, so bist du's wohl,
Fein's Lieb, schön's Engelskind!
So ist uns allen beiden wohl,
Da wir beisammen sind!

So kommt das Lied zu einem gemütlichen Abschluß. — Goethes Lied s. Werke I, pag. 19. Es gehört zu den schönsten Liedern der deutschen Lyrik.

Da wir hiermit wieder bei der Kunstpoesie angekommen sind, wollen wir mit einem Blick auf dieselbe beschließen.

Nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges verstummte allgemach die Volkspoesie. Nur daß sich ältere Lieder erhielten, und hie und da ein neues erklang. Die Zeit ward erschrecklich prosaisch Allein im Kirchenliede erhielt sich noch eine volkstümliche genießbare Lyrik. Die Kunstpoesie kam von dem Bürgertum zu den Gelehrten, aus der lebenden Hand in die tote Hand. Wie sich unter den gelehrten Perücken die Lyrik gestaltete, zeigen am besten ein Paar Beispiele, wie der Freiherr von Zesen einem edlen Pferde ein Tanzlied vorsingt, und in welche lyrische Stimmung den Hamburger Brockes ein Ameisenhaufen versetzt. Kurz l. l. pag. 285 und pag. 329.

Auf dem hohen Olymp hatten die Brüder in Apoll das Deutsche vergessen; es ward Zeit, daß ihnen das Musenhandwerk gelegt ward; sie hätten sonst noch Athen in die Eulennester getragen. Und die Reformatoren kamen. Aber Klopstock war für das Volkslied zu feierlich, Wieland zu glatt, Lessing zu verständig, Schiller zu idealistisch. Herder

leitete mit richtigem zarten Sinn zu dem Verständnis der Volkslieder. Goethe eignete sich in mustergiltiger Weise den Ton des Volksliedes an und ward der eigentliche Restaurator des Liedes. Sein „Trost in Thränen" haben wir gehört. Sein „Mailied" W. I. pag. 16, „Schäfers Klagelied" pag. 18, „Jägers Abendlied" pag. 21 u. a. sind vortrefflich. Seit Goethe gilt der Volkston als Norm und Ziel auch für das Kunstlied; und damit war das Volkslied selbst wieder in seine Ehren eingesetzt. Sammlungen und Nachbildungen des Volksliedes wurden häufiger, das Kunstlied gewann daraus Natürlichkeit, Wahrheit, Einfalt, Musik und Gesang. Die Lyrik fand durch diese Regeneration eine so allgemeine Verbreitung und Bedeutung, daß sie noch bis heute das gesamte Kunstgebiet beherrscht, und hat das lesende und singende Publikum so völlig lyrisch gestimmt und verstimmt, daß lange Zeit ein Heinrich Heine sein Liebling sein konnte. Heine hatte sich an Goethe und Uhland gebildet, ohne bei seiner weichlichen, unruhigen eitlen, zerrissenen und zerfahrenen Sentimentalität auch nur im geringsten die Gediegenheit und Zartheit der Goetheschen und Uhlandischen Lyrik zu erreichen. Seine Lieder klingen öfter an das Volkslied an, aber es fehlt ihnen der ruhige, gesunde und sittliche Charakter der Volkslyrik. Wenn die Geister der Propheten den Propheten unterthan sein sollen, so gilt dies auch beziehungsweise von dem Dichter. Heine aber war so wenig Herr über seinen Dichtergeist, daß im Gegenteil er alles, was ihn persönlich berührte, ihm schmeichelte oder verdroß, in den weichen Brei seiner Lyrik einknetete und als Lied ausbuk. Der eitle Mann konnte es nie vergessen, wenn er gekränkt war, und es verletzte ihn alles, was ihm nicht huldigte. Daß seine Liebe verschmäht ward, hat ihn nicht sowohl traurig gemacht, sondern einfach geärgert und mit diesem Ärger würzt er seine Lieder. Er hat gewiß recht von sich gesagt:

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß.
Die einen mit ihrer Liebe,
Die andern mit ihrem Haß.

und wie er ein andermal singt:

Ich steh auf des Berges Spitze
Und werde sentimental.

Und siehe, aus seiner sentimentalen Lyrik schaute immer das Bild des eitlen, geärgerten Mannes. Es ist eine Infamie eines geärgerten Mannes, wenn er seiner Geliebten singt:

Wenn ich ein Gimpel wär,
So flög ich gleich an dein Herz.
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Man vergl. die Lieder bei Kurz I. l. III. pag. 245, Nr. 3, 6, 7, 8, 9, 10, die seine Dichtereitelkeit (in Nr. 5) und seinen Liebesärger deutlich und unschön genug aussprechen.

In dem Liede: Des Dichters Gebet ib. pag. 246, Nr. 15 ist er mit seinem Gebet ein heuchlerischer Sentimentalist. Liedchen, wie des Dichters Gruß Nr. 21 könnten gut genannt werden, wenn es nicht bloß allgemeine Empfindung wäre. Es ist nichts Greifbares darin. Wenn der Dichter anstatt eine Rose seine Rose genannt hätte, wäre es besser. Aber die Rosen so insgemein grüßen lassen, ist eben wieder Eitelkeit, die da meint, die Rosen könnten sich etwas einbilden, wenn Herr Heine sie grüßen läßt; und gleich in dem folgenden: Doktrin (Nr. 22) verkündet er als guter Tambour seinen hohlen, aufgeblasenen Dünkel.

Es ist erfreulich, daß sich das Kunstlied in der neueren Zeit dem Volksliede wieder genähert und das Gemütliche desselben sich in edleren Formen angeeignet hat. Im allgemeinen aber ist doch nicht allzuviel auf die moderne Lyrik zu geben. Sie ist zu einseitig Lyrik, subjektive Stimmung und Empfindung, weich und beweglich und nimmt zu leicht Stimmung und Verstimmung an; sie ist ebenso flüssig wie flach, und wird leicht genug bis auf ihre Tiefe erregt und erschöpft. So erscheint sie in allerlei Mischung und Formen, widerlich, süß und fade, lüstern und zärtlich, bissig und gehässig, eitel und abgeschmackt, trübe und schlammig. Sie ist Lyrik, aber so wenig ganz Poesie, daß sie vielmehr nur ein sehr kleiner Bruchteil der Poesie ist. Die Volkslyrik war aber die ganze Volkspoesie, darum war sie nicht allein lyrisch, sie war auch episch und dedaktisch, und selbst das Dramatische war ihr nicht fern; und darum war die Volkslyrik stark und doch zart, fest und doch weich, warm und doch besonnen, bewegt und doch gehalten.

Anmerkung: Goethe ist citiert nach der Ausgabe in 6 Bdn. in gr. 4. — Menzel: „Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung" 2c. Leipzig 1851.



Friedrich Arnold Brockhaus' Ansichten über einige buchhändlerische Verhältnisse.

Nach seiner Biographie mit zeitgemäßen Anmerkungen.

In der Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus, welche wir seinem Neffen, dem Dr. Heinrich Eduard Brockhaus, verdanken, sind nur wenige Ansichten und Bestrebungen dieses hervorragendsten Buchhändlers, den man in gewissem Sinne den Schöpfer des modernen Buchhandels nennen kann, mitgeteilt, die sich auf Verhältnisse der Jetztzeit noch anwenden lassen. Brockhaus hatte s. Z. mit Zensur und Nachdruck zu kämpfen, während der Kampf des jetzigen Buchhandels hauptsächlich der Schleuderei gilt, und alle andern früheren Desiderien entweder erreicht sind oder bei den veränderten Zeitverhältnissen aufgegeben wurden.

Nur einmal hat Brockhaus seine Ansichten über die Schleuderei und über die Zahl der Etablissements schriftlich ausgesprochen, als die drei Deputierten des Leipziger Buchhandels, P. G. Kummer, K. F. E. Richter und F. C. W. Vogel, am 3. Januar 1821 durch ein Zirkularschreiben sämtliche Leipziger Buchhändler aufforderten, einem Vertrage beizutreten, um „mehreren im Buchhandel eingerissenen Mißbräuchen zu steuern, namentlich der unheilbringenden Schleuderei mit allen Kräften abzuhelfen".

Vorgeschlagen war: 1. Abschaffung der in Leipzig statthabenden Schleuderei, rücksichtlich eines hohen Rabatts an Privatpersonen; 2. Beschränkung des Verkehrs mit Nachdruckern, Enthaltung von allen Kommissionen und Speditionen derselben und Nichtanerkennung solcher neuen Etablissements, deren Besitzer den Buchhandel nicht erlernt haben; 3. Einschränkung der leider nur zu häufigen und jedes Verhältnis eines genügenden Wirkungskreises überschreitenden Etablissements in Leipzig.

Dieser Vertrag wurde in einer Versammlung vom 11. Februar 1821 als „Übereinkunft" von fast sämtlichen Leipziger Firmen (damals

ungefähr 50) unterschrieben, während auf dem Zirkular noch viele Verlagshandlungen verschiedene Bedingungen und Vorbehalte gemacht hatten, so u. a. auch Brockhaus, der auch wegen einer Reise an dieser Versammlung nicht teilnehmen konnte. Nebenbei hatte Brockhaus auch noch vorgeschlagen, die sämtlichen Bedingungen und Voten von der Versammlung als Manuskript drucken zu lassen und sämtlichen Teilnehmern zuzustellen, weil eine solche Versammlung sonst, ohne vollkommene Kenntnis aller Verhandlungen, selten ein eingreifendes Resultat erziele. Damals wurde dieser Vorschlag nicht befolgt, jetzt ist dies bei wichtigen Verhandlungen die Regel.

Brockhaus Votum lautete:

Es scheint mir, daß, so wohlgemeint die Vorschläge der Herren Deputierten des hiesigen Buchhandels auch sind, ihre Ausführung doch unüberwindlichen Schwierigkeiten ausgesetzt sein werde.

Da ich durchaus kein lokales Sortimentsgeschäft mache und selbst — wie allgemein auf hiesigem Platze bekannt ist — meinen eigenen Verlag hier teurer halte, als er in der Stadt bei den Sortimentshandlungen zu haben ist, so wird man mir keine selbstsüchtigen Ansichten schuld geben können, wenn ich über den zu bewilligenden Rabatt die Meinung habe, daß darin kein auf die Dauer und allgemein geltendes Prinzip aufgestellt werden könne und daß man den hiesigen Sortimentshandel und in der Rückwirkung auch den Verlagshandel dadurch wesentlich beeinträchtigen würde, wenn darin auch das Vorgeschlagene mit eiserner Konsequenz — und das müßte doch sein — sollte festgehalten werden. Gesetzt, daß jemand, der sich eine Bibliothek anlegt, sich an eine hiesige Sortimentshandlung wendet, ihr einen bedeutenden Auftrag erteilt, gleich zahlen will, aber auf 18, 20, 25 Prozent Rabatt besteht, — wie kann da nach Billigkeit verlangt werden, daß diese Sortimentshandlung den Kunden abweisen, sich vielleicht 100 Dukaten Vorteil verschlagen und einen Absatz ablehnen soll, der ihr eine bedeutende Summe auf vielleicht ein Jahr, als so lange sie noch darauf Kredit haben, oder sich gegen Barzahlung das Verlangte zu vielleicht 40% Rabatt verschaffen könnte, zu ihrer Disposition ließe? Um bei diesem Beispiel zu bleiben, so bin ich wie von meiner Existenz überzeugt, daß derselbe Partikulier das, was ihm hier auf diese Art verweigert würde, in Halle, Altenburg, Dresden und Berlin gleich finden würde. Dergleichen Maßregeln würden also dem Ruf Leipzigs als Stapelplatz des deutschen Buchhandels sehr nachteilig werden. Auch kann der eine Sortimentshändler mit 10% Vorteil ebenso gut bestehen, als der andere mit 15 oder 20%, wenn nämlich jener einfacher lebt als dieser, oder er sich

durch größere Industrie vor diesem auszeichnet — da es vielen Sortimentshandlungen leider an aller Industrie fehlt und sich solche darin damit begnügen, die erhaltene Nova fein einzuräumen — er als Sortimentshändler gar kein Risiko hat und folglich bei starkem Vertriebe mit weniger Prozent vorlieb nehmen kann. Es möchte selbst die Frage sein, ob die Obrigkeit es zugeben dürfte, wenn die Buchhandlungen eine Art Tribunal bilden wollten, das den sonst rechtlichen Bürger deshalb bestrafen wollte, weil er das Publikum 5 oder 10% billiger zu bedienen gedächte, als es die Meinung der andern sein dürfte!

Eine Verbindlichkeit einzugehen, an eine solche Sortimentshandlung nichts weiter liefern zu wollen, hierzu würde ich mich in keinem Falle entschließen. Ich muß als Fabrikant auf gut zahlende und viel absetzende Kunden halten, und wer jenes thut, und wo sich dieser findet, da kann ich mich vernünftigerweise nie weigern, meine fabrizierte Ware hinzugeben. Was Punkt II betrifft, so ist es auch zu viel verlangt, die hiesigen Kommissionäre für die Spedition von Nachdruckartikeln verantwortlich machen zu wollen; ebenso wenig kann ausgeführt werden, daß man Handlungen nicht anerkennen solle, deren Besitzer den Buchhandel nicht gelernt hätten. Man müßte denn gleich seine Verbindungen mit Dr. Cotta, Hofrat Becker, Bertuch, Froriep und andern Handlungen aufgeben. Auch hat der hiesige Buchhändlerverein nicht das Recht, solches gegen Ausländer zu üben, und auf auswärtige Beschwerden darüber würde unsere Obrigkeit eine solche Bestimmung gleich aufheben müssen.

Ich kann ebenso wenig dem letzten Paragraph beipflichten. Die Fortschritte der Zivilisation und die steigenden Bedürfnisse jeder Art vermehren in allen Zweigen die konkurrierenden Personen und Etablissements, welche diese Bedürfnisse befriedigen wollen. Ich bin auch der Meinung, daß sich beides immer im Gleichgewicht erhält und das Übermaß sich selbst bestraft und das Gleichgewicht dadurch wieder hergestellt wird. So wie die Zahl der Materialwarenhändler seit 20 Jahren gewiß um das Doppelte hier gestiegen sein, ebenso muß dies im Buchhandel stattgefunden haben, und beider Zahl wird in 50 Jahren weiter wieder um das Doppelte steigen. Beschränkungen der Zahl in den Gewerben ist immer nachteilig und um dies beim Buchhandel gleich ins Auge fallend zu machen, erinnere ich an Dresden, wo die Zahl normiert worden ist, wo aber doppelt so viel Geschäfte würden gemacht werden, wenn da noch 3 oder 4 Sortimentshandlungen von rechter Regsamkeit und Kraft etabliert wären.

Auf alle diese und ähnliche Vorschläge würde ich immer ver-

neinend mit dem Grundsatze antworten: laisser faire. Die Nachteile, die durch die Freiheit des Handels und Verkehrs entstehen, sind nie so groß als die, welche der Zwang und Privilegien herbeiführen.

Betrachten wir dies Votum eines der vorurteilslosesten Buchhändler, der stets bereit war, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Buchhandels zu fördern — wir erinnern nur an seine Kämpfe gegen den Nachdruck und die Zensur —, so muß uns diese Ablehnung auffallen, und wir können daraus wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß damals die Schleuderei nicht so gefährlich war, wie sie heute erscheint, resp. dargestellt wird. Auch der Begriff der „Schleuderei" hat seitdem eine sehr wesentliche Einschränkung erfahren; damals galt „Rabatt geben" ziemlich gleich mit „schleudern", jetzt bezeichnet man mit dem ominösen Wort „Schleuderei" das öffentliche Anbieten von Rabatt oder andern Vorteilen zur Heranziehung von Kundschaft; das von Brockhaus gewählte Beispiel würde heute wohl nirgends unter den Begriff Schleuderei fallen und daher auch nicht verpönt sein.

Unbedingt wird man Brockhaus darin beistimmen können, daß ein Sortimenter mit 10% Vorteil ebenso gut bestehen kann als andre mit 15 oder 20%, und daß viele Sortimenter es an der nötigen Industrie oder wie wir heute sagen, „Thätigkeit" fehlen lassen, wird kaum abzuleugnen sein. Das Rabattgeben können ist für den Sortimenter reines Rechenexempel, bei großem Umsatz und geringen Spesen kann er Rabatt geben (der Leipziger Sortimenter, der verschiedene Spesen erspart, kann also zuerst, resp. am meisten Rabatt gewähren) bei geringerem Umsatz und höheren Spesen wird der Sortimenter selten in der Lage sein, von seinem eignen Rabatt noch einen Teil abgeben zu können, ohne seine eigne Existenz zu gefährden, und hier ist der Punkt, wo das Interesse des Verlegers mit in Frage kommt. Wird ein solcher Sortimenter durch die Konkurrenz dennoch zum Rabattgeben gezwungen, so wird er den Verlagshandel nicht mehr befriedigen können, und hat daher auch der Verlagshandel ein eignes, direktes Interesse daran, daß die Konkurrenz nicht allzuweit getrieben werde, also z. B. nicht durch Anbieten von Rabatt oder von höherem Rabatt einer sonst existenzfähigen Firma soviel Kunden abwendig macht, daß durch deren Fall der Verleger selber zu Schaden kommt. Früher erschwerten die schwerfälligen Verkehrsverhältnisse die Konkurrenz in die Ferne ganz bedeutend, während heute bei der leichten Versendungsfähigkeit der Bücher und den bekannten postalischen Einrichtungen die Entfernung keine Einschränkung bietet, jeder Sortimenter hat also nicht allein wie früher mit der Lokalkonkurrenz, sondern mit

der Konkurrenz aller Kollegen zu rechnen, soweit diese es für sich von Vorteil halten, ihm Konkurrenz zu machen. An sich wird unter den heutigen Verhältnissen kein Verleger irgend einen Schritt thun, der eine solche Konkurrenz erschweren könnte, so lange dieselbe sich nicht verpönter Mittel bedient, und das Angebot von Rabatt in irgend welcher Form ist ein solches verpöntes Mittel. Wir neigen uns der Ansicht zu, daß unter den heutigen Verhältnissen auch Brockhaus die Schleuderei in ihrem engeren Begriff zu den nicht ehrenhaften Vertriebsmitteln rechnen und als Folge davon gegen dieselbe ankämpfen würde.

Brockhaus legte Wert auf gut zahlende und viel absetzende Kunden, Sortimenter, ob die Schleuderer hierzu zu rechnen sind ist fraglich; wir haben Beispiele übergenug, daß die Schleuderer, d. h. Firmen, welche durch Angebot hohen Rabatts die Kundschaft ihrer Kollegen an sich heranziehen wollten, rasch zu Grunde gegangen sind, und doch nur, weil sie weder genug absetzten, noch gut zahlten; das Resultat ihrer Existenz war, außer dem schließlichen Verluste des Verlegers, die Gewöhnung des bücherkaufenden Publikums an Kundenrabatt und dadurch die fortdauernde Schädigung eines soliden Sortiments. Jedenfalls ist heute die Erhaltung eines über ganz Deutschland verteilten Sortiments, soweit es eben thätig ist, für den Verleger viel wichtiger, als der Absatz aller Schleuderfirmen zusammen, weil diese nur das Allergangbarste in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen können, der Verleger aber Verwendung für alle Verlagsartikel gebraucht.

Brockhaus' Ansicht über Punkt II können wir nur beipflichten; den Kommissionär für den Inhalt der von ihm spedierten Packete verantwortlich zu machen, geht entschieden zu weit, ebenso wenig kann man von ihm verlangen, Kontrolle darüber zu üben, ob ein Firmeninhaber den Buchhandel erlernt hat oder versteht. Gegenüber dem Damals hat allerdings das Heute mannigfache andre Zwangsmittel, um unliebsame Elemente von dem engern Kreise der Kollegenschaft auszuschließen; der Börsenverein kann für die Aufnahme natürlich Bedingungen stellen, die ein Eindrängen unlauterer Geister wenigstens erschweren, auch kann er die Benutzung seiner gemeinschaftlichen Einrichtungen allen Nichtmitgliedern versagen; doch ist er bei diesen Maßregeln sehr gebunden durch das Interesse seiner eignen Mitglieder an dem möglichst leichten Verkehr auch mit solchen Firmen, die nicht seine Mieglieder sind oder vielleicht gar nicht werden können; das Ausschließen von Firmen von der Mitbenutzung dieser Anstalten würde in manchen Fällen für die eignen Mitglieder von großem Nachteil sein, wenigstens bei dem jetzigen Verhältnis der Mitglieder zu der Gesamtzahl der Buchhändler.

Fraglich erscheint es uns endlich, ob Brockhaus auch unter heutigen Verhältnissen sein Votum zu Punkt III in der angeführten Form aufrecht erhalten hätte, es scheint uns wenigstens die Zahl der Sortimenter dem Bedürfnisse schon ziemlich weit voraus zu sein, so daß infolge davon der Absatz sich nicht mehr durch neue Etablissements heben, sondern nur zersplittern kann, dadurch wird natürlich das Interesse des Verlegers nicht gefördert, sondern durch Mehrarbeit geschädigt und er wird in eigenem Interesse lieber die alte Verbindung pflegen und unterstützen, und dem neuen Kollegen, dem Unbekannten, sein Vorhaben erschweren, denn heute wird durch neue Etablissements dem Verlagshandel nicht wie früher ein neues Absatzgebiet erschlossen, sondern der bisherige Absatz einer Gegend wird nur von einer Handlung mehr, wie bisher befriedigt. Ausnahmen von dieser Regel sind selten; wenn eine neue Handlung einmal rasch Boden gewinnt, so geschieht es durchweg auf Kosten der älteren Geschäfte. Soweit diese thätig und ihrer Aufgabe gewachsen sind, wird die neue Handlung lange Zeit gebrauchen, um sich einzuführen und einen Stamm von Kunden zu sammeln, in dieser Zeit natürlich nicht den zur Existenz nötigen Umsatz erzielen und sich dadurch eine Zinsenlast aufladen, die auch für später eine gute Rentabilität sehr erschwert, oder ganz ausschließt.



Verlagskataloge deutscher Buchdrucker vor 1500.

Ein Beitrag
zur Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunst.

Nachträge von Dr. Ernst Kelchner.*)

Unter Nr. 4 meiner Arbeit habe ich eine Bücheranzeige aufgeführt, welche sich im Besitz der Hof- und Staatsbibliothek in München befindet. Sie geht von Johann Mentelin in Straßburg aus und betrifft das in seiner Offizine gedruckte Buch: Epistolae Amelii Augustini und noch einige andere Bücher. Ich habe zwar nicht angegeben, daß man jenes Exemplar als nicht mehr vorhanden bezeichnet hat, aber ich halte es doch für meine Pflicht, auch hier dieser Ansicht entgegenzutreten.

Von Herrn Direktor Laubmann in München ist mir, kurz nach dem Erscheinen meiner Arbeit, die erfreuliche Nachricht zugekommen, daß das verloren geglaubte Verlagsverzeichnis unter früher nicht systematisch geordnet gewesenen Einblattdrucken sich wiedergefunden habe, und jetzt unter „Einblatt VIII, 2a" aufbewahrt sei; eine Nachricht, die gewiß alle Freunde der Bibliographie erfreuen wird.

Ferner kann ich die Reihe der Verlagskataloge um einen vermehren, und zwar:

XI. Verlagskatalog von Anton Koburger in Nürnberg. 1496.

Der Professor Dr. Reuß in Würzburg entdeckte eine gedruckte Buchhändleranzeige in einer Einbanddecke eines „Fasciculus temporum. Coloniae 1479 fol." und teilte sie im Serapeum 1845, S. 186—188 mit, ohne zu wissen, daß sie den Verlag von Koburger in Nürnberg enthält. Sie ist auf einem Folioblatt gedruckt, scheint aus dem Jahre 1496 zu sein und lautet: **)

*) Siehe: Deutsche Buchhändler-Akademie. Band I. S. 560—588.

**) Hase, Oscar, Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg. Leipzig 1869. gr. 8.

Cupientes emere libros infra notatos venient ad hospitium subnotatum venditorem habituri largissimum.

Cum plurimorum philosophorum sententia sit, omnibus in actionibus maiorem curam adhibendam esse, ut vitae perpetuitate constare possimus: ad hanc quidem consequendam, quislibet mortalis tenetur totis viribus insudare. Quod et assequi posse, a nostris maioribus creditum est, si singulis meditationibus operibusque honesti forma accuratissime praeponatur. Sed in huiusmodi plurimarum affectionum genere a nonnullis illustribus viris, huiusmodi gloria diverso calle quaesita est. Nam ab aliis philosophia naturalis, ut Platone et Arestotele: aliis moralis, ut Seneca: nonnullis poëmata, ut fama est de Homero et Virgilio: plerisque etiam eloquentia, ut Demostene et Cicerone. Aliis cum edendis tum conversandis administrandisque legibus, ut legitur de Ligurdo, (sic!) Solone, et Trayano imperatore: nec non de Justiniano, qui confusum iuris corpus in lucem reduxit, qua reductione quam plures iurisconsulti, vitae perpetuitatem consequi arbitrati sunt, veluti Quintus Mutius, Paulus Ulpianus, multique praeterea quos longum est recensere. Verum quia theologia sacra omnium scientiarum corona est, maxime circa materiam quam exigit canonibus legibusve fulcita. Quibus enim proficit homo si naturali, poësi, eloquentia super astra volitans: si apicibus utriusque iuris divitias congreget, etiam si universum mundum lucretur, anima vero sui detrimentum patiatur. Si Christum scis (ait mellifluus doctor) satis est, et si caetera nescis. Quo permotus via consiliorum clarissimus: dominus Antonius olim causarum Romanae sedis peritissimus, demum archiepiscopus Florentinus, summam egregiam in quatuor partes distinctam congressit, qua ut vere vitae perpetuitatem consequi facile possemus. Parte prima creatoris immunitatem, creaturaeque humane nobilitatem, atque ne ab ea laboretur divina lege fulcitam produxit. Secunda parte criminosas enormitates quibus homo a sua nobilitate etiam hodie labitur, subiunxit. Tertia parte statibus universorum sacramentalia remedia quibus quilibet restitueretur, conscripsit. Et quarta parte ne recidivum pateretur conservativa virtutum, gratiam et donorum spiritus sancti coadiunxit. Et quia sapientissimo teste qui addit scientiam; addit et laborem, plures deterriti magno sumptu qui in comparandis voluminibus impendendus erat, otio aut ignaviae dediti, vel ad alia se potius opera transulerant. Quorum tandem necessitati: sive humano artificio: sive divina ope subventum est: ut inventa nostra aetate hac imprimendi literarum facilitate, plerique se studiis dedicarunt: quo parvo sumtu plurima librorum volumina: brevi

tempore conantes in viros claros evadere nituntur. Et quamvis iam de magno voluminum numero per harum literarum impressores proficere volentium necessitati provisum sit: nemo tamen eorum id novissimum (quod quia modernum et utilimum) quo ex integro aggressus est: deterriti (ut opinor) magna codicum et literarum multitudine. Revolventes igitur hoc in animo, theologiae sacrae quidam alumni, rem satis dignam, et tanquam novis morbis, novis antidotis necessariam, hac literarum effigie characterizata opus perfectum et correctum diligenter explicarunt. Quare volentes in sui ipsius agnitione proficere, et saluti proximorum salubriter consulere: omni conamine curare debent huiusmodi summam Antoninam se penes habere. Cupientesque sibi comparare ad hospitium sese recipiant subscriptum venditorem habituri benignum.

In theologia.

Summam Antonini egregiam in quatuor partes distinctam, ut supra claret.

Pantheologiam, id est totam Theologiam.

Biblias amenissime impressas.

Glosam ordinarium Petri Lombardi super psalterio.

Specula Vincencii quatuor.

Item vitas patrum.

Summam Pisani alias Pisanella.

Rationale divinorum officiorum.

Quaestiones de potentia dei beati Thomae.

Secundam secundae beati Thomae.

Concordantias maiores Bibliae,

Item vitam Christi.

Sermones discipulum de tempore et sanctis per totum annum.

Hugonem de Brato per totum annum.

Leonhardum de Utino de sanctis.

Quadragesimale Leonhardi de Utino.

Quadragesimale Gritsch denuo correctum fideliterque impressum doctoris eximii.

Vocabularium Salomonis.

Boecium de consolatione philosophiae.

In medicinis.

Avicennam. Aggregatorem. Pandecta.

Antonini Archiepiscopi Florentini: Summa theologica. Nürnbergae. 1478—1479. 4 vols. folio.

Rayneri de Pisis summa theologiae seu pantheologia. 1473. f
Petrus Lombardus Glossa in Psalmos. 1475. folio.
Vincentii Belluacensis speculum historiale. 1483. folio.
Vincentii Belluacensis speculum naturale. 1483. folio.
Vincentii Belluacensis speculum morale. 1485. folio.
Vincentii Belluacensis speculum doctrinale. 1486. folio.
Opus „Vitas patrum“ appellatum insigne. 1478. folio.
Summa Pisanella seu Magistrutia. Nicolai de Ansmo suppl. su quae Magistrutia seu Pisanella nuncupatur. 1478. folio.
Guillelmus Durantus Rationale divinorum officiorum. 1480. fc
Thomas de Aquino. Quaestiones de potentia dei. Sine loco anno. folio.
Thomas de Aquino. Summae theologicae secundae Partis. Pı secunda. 1496. folio.
Johannes Nivicellensis Concordantiae maiores bibliorum. 14[illegible] folio. etc.
Ludolphi Carthusiensis vita Christi. 1478. folio.
Johannes Herolt Sermones „disciupli“ de tempore et de sanctis. 1480. folio.
Hugo de Prato Sermones dominicales super evangelia et epistolae. 1483. folio.
Leonardus de Utino Sermones de Sanctis. 1478. folio.
Leonardi de Utino Sermones quadragesimales de legibus animae fidelis, simplicis et devotae. 1478. 4⁰.
Johannes Gritsch Quadragesimale. 1479. folio.
Vocabularius iuris utriusque. 1481. folio.
Boethii liber de consolatione philosophiae cum commentario Thomae de Aquino. 1473. folio.
Avicenna Canonis libri V. medicinae. Sine loco et anno. folio.
Herbarius. Sine loco et anno. 4⁰.
Justiniani pandectarum opus, digestum vetus glossatum. 1482. folio.



Noch ein Wort zur Leihbibliothekfrage.

Von
Rich. Jul. George.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß in die Gesetzbücher aller Länder erst sehr spät Bestimmungen zum Schutze des geistigen Eigentumes Aufnahme gefunden haben, obwohl sich der Begriff des letzteren nachweisbar schon sehr früh in dem Bewußtsein aller Kulturvölker entwickelt hat und namentlich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Tage getreten ist. Ohne hier näher auf dieses interessante Thema *) einzugehen, will ich nur daran erinnern, daß die Unantastbarkeit des geistigen Eigentumsrechtes erst durch die französische Revolution zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist. England hatte freilich schon im Jahre 1709 ein Gesetz zum Schutze des Urheberrechtes und des damit verknüpften Verlagsrechtes erlassen; doch wirkte in dieser Beziehung erst das Gesetz wahrhaft bahnbrechend, welches 1793 in Frankreich geschaffen wurde, da durch das Vorgehen dieses Staates auch die übrigen Länder Europas zum Einschreiten gegen den Nachdruck und andere Eingriffe in das geistige Eigentum veranlaßt wurden.

Aber noch immer weist unsere Gesetzgebung in diesem Punkte eine entschiedene Lücke auf. Wohl ist der Schriftsteller und Verleger hinreichend gegen den Nachdruck geschützt. Wohl ist die Aufführung eines Dramas von dem Willen des Autors abhängig: aber noch immer ist die Existenz des geistigen Eigentums in unserem Vaterlande nicht im Prinzipe anerkannt worden. Wie unendlich notwendig diese Anerkennung ist, hat schon Herr Paul Hennig im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift (Seite 554—559) eingehend erörtert. Es scheint jedoch, daß seine so zutreffenden Ausführungen auf einen völlig unfruchtbaren Boden gefallen sind, denn leider läßt sich nicht behaupten, daß sich in den beteiligten Kreisen der Schriftsteller und Verleger die Erkenntnis Bahn

*) Dasselbe ist sehr eingehend und scharfsinnig behandelt worden von Dr. Pappafava in einer Schrift „Über den juristischen Charakter und die historische Entwickelung des Urheberrechtes". Pola 1884. F. W. Schrinner.

gebrochen hätte, daß ein energisches Vorgehen gegen den Mißbrauch der deutschen Leihbibliotheken unumgänglich notwendig ist, falls nicht der Buchhandel in schöner Litteratur mehr und mehr zurückgehen soll. Zum Beweise für die unbegreifliche Verständnislosigkeit, mit welcher die überwiegende Mehrzahl der Beteiligten der so wichtigen Leihbibliothekfrage gegenübersteht, will ich nur das Folgende anführen: Der deutsche Schriftstellertag hat sich im September vorigen Jahres in bezug auf das Vorgehen Welten-Schuhrs „kühl bis ans Herz" hinan gezeigt. Weit davon entfernt, das Vorgehen ihres Berufsgenossen in seinem ganzen Umfang zu sanktionieren, haben die deutschen Schriftsteller es in bezug auf dasselbe nicht einmal zu einer Beschlußfassung gebracht. Die natürliche Folge dieser unglaublichen Verblendung ist, daß das so verdienstvolle Vorgehen des Herrn Dr. Oskar Welten bisher keine Nachahmung gefunden hat. Eine wesentliche Unterstützung seiner gerechten Sache, ein der letzteren günstiges gerichtliches Erkenntnis, ist ihm auch bisher versagt geblieben, da das die Leihbibliothek benutzende Publikum, welches allein berufen ist, in dieser Angelegenheit die Kontrolle auszuüben, noch keine Übertretung seines Leihverbotes zur Anzeige gebracht hat.

Es ist daher herzlich wenig Aussicht auf eine Reform des Leihbibliothekwesens im Sinne Weltens vorhanden, eine Thatsache, welche um so unbegreiflicher ist, als hervorragende Juristen sein Vorgehen vom juristischen Standpunkte vollständig begründet haben.

Ehe ich hierauf näher eingehe, muß ich vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, daß Herr Dr. Welten nicht bei seinem ursprünglichen Leihverbot stehen geblieben ist. Während bei seiner Novellensammlung „Nicht für Kinder" die für das lesende Publikum bestimmten Exemplare einfach die Bemerkung trugen: „Das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplars ist untersagt", ging Dr. Welten bei seiner Novellensammlung „Buch der Unschuld" noch einen Schritt weiter. „Das gewerbsmäßige Verleihen dieses Exemplars", heißt es daselbst auf dem Titelblatte, „ist bei Vermeidung einer Konventionalstrafe von 100 Mark untersagt."

Bei Begründung dieser scheinbar ganz willkürlichen Bestimmungen, welchen auf den ersten Augenblick jeder gesetzliche Halt zu fehlen scheint, ist sich Dr. Welten — und dies ist von seinen Gegnern vielfach übersehen worden — wohl bewußt, daß in Deutschland trotz aller Bestimmungen im Einzelnen kein Gesetz ein geistiges Eigentum im Prinzip anerkennt. Er beruft sich, um seine Rechte vor den Eingriffen der Leihbibliothekare zu schützen, zunächst auf § 25, Tit. 8, T. I des Allgemeinen Landrechtes, welcher lautet:

„Einschränkungen des Eigentums müssen durch Natur, Gesetz oder Willens-Erklärungen bestimmt sein."

Dr. Welten betrachtet also, indem er von diesen Willenserklärungen des Gesetzes Gebrauch macht, sein geistiges Erzeugnis nicht als solches, sondern als Ware, als körperliche Sache. Er sagt hierüber im Vorworte zum „Buche der Unschuld": „Im Bewußtsein, daß wir deutschen Autoren ein geistiges Eigentumsrecht nicht besitzen, suchte ich die Ausbeutung meines geistigen Erzeugnisses dadurch zu behindern, daß ich es in seiner Form als Ware, also als körperliche Sache in seiner Verwendung durch den Käufer beschränkte. Ich sagte nämlich nicht, daß das Verleihen meiner Novellen „Nicht für Kinder" untersagt sei, ich war viel bescheidener und sagte nur das Verleihen dieses Exemplars (d. h. der Ware, der körperlichen Sache) ist untersagt."

Auch den Beweis für sein natürliches Recht zur Besteuerung des Leihbibliothekars bleibt uns Dr. Welten nicht schuldig. „Die Thätigkeit des Leihbibliothekars", sagt er, „ist eine der Thätigkeit des Sortimentsbuchhändlers sehr verwandte. Wie dieser mit dem Buche als Ware handelt, d. h. Buch und Inhalt zusammen als unzertrennbarem, einzeln unveräußerlichem Objekt — so handelt der Leihbibliothekar mit dem Inhalt dieses Buches als vom Buche geistig lostrennbarer Ware. Dieser Inhalt des Buches aber ist Eigentum des Autors und Verlegers, also ist der Leihbibliothekar nichts anderes als der Zwischenhändler zwischen Autor und Verleger einerseits und Publikum andererseits, für den Inhalt des Buches, wie der Sortimenter der Zwischenhändler für das Buch selbst ist. Damit ist aber auch das natürliche Abhängigkeits-Verhältnis des Leihbibliothekars von dem Willen des Autors und Verlegers erwiesen; damit ist aber auch das natürliche Recht des Autors und Verlegers erwiesen, die Bedingungen zu bestimmen, unter welchen sie dem Leihbibliothekar den Zwischenhandel mit dem Inhalt des Buches in jedem einzelnen Falle, für jedes einzelne Exemplar gestatten."

Ein sehr warmer Fürsprecher ist der Sache Dr. Weltens in einem Juristen der „Posener Zeitung" erstanden, welcher für ihn in so überzeugender Weise eine Lanze bricht, daß ich seine höchst interessanten Ausführungen hier unmöglich mit Stillschweigen übergehen darf. Schon das Beispiel, mit welchem der Posener Jurist beweist, daß Ware geistigen Inhalts dieselben Einschränkungen durch Willenserklärungen erfahren kann, überzeugt uns von der juristischen Haltbarkeit des Weltenschen Leihverbotes:

„Eine Behörde verkauft alte Akten als Makulatur; um den

Inhalt dieser Akten indes nicht zu veröffentlichen, stellt sie als Verkaufsbedingung, daß das Papier eingestampft werden muß. Wer nun diese Bedingung nicht eingehen will, mag nicht kaufen, wer aber kauft, darf das Papier auf keine andere Weise als durch Einstampfen nutzen, widrigenfalls er sich dem Verkäufer haftbar macht."

Der vorliegende Fall ist vollständig konform dem Weltenschen Leihverbot: Das Eigentumsrecht einer körperlichen Sache mit geistigem Inhalt wird durch Willens-Erklärung beim Verkauf derselben eingeschränkt.

Jedes Bedenken muß jedoch schwinden, wenn wir die ferneren Beweisgründe des Juristen der „Posener Zeitung" hören. Zum Verständnis derselben muß ich erst einige Paragraphen des Allgemeinen Landrechtes anführen:

§ 2, I, 11. „Was bei Verträgen überhaupt Rechtens ist, findet auch bei Kaufgeschäften Anwendung."

§ 226, I, 5. „Die Kontrahenten können die Rechte, welche sie (beim Kauf) einander einräumen, durch Beifügung von Bedingungen, Zwecken, Beweggründen oder sonst sowohl in den Haupt- als in den Nebenverträgen nach Gutbefinden bestimmen, erweitern oder einschränken."

§ 99, I, 4. „Soweit jemand über eine Sache verfügen kann, soweit kann er auch seiner Willens-Erklärung darüber Bedingungen beifügen."

Unter Berufung auf diese Paragraphen sagt der Posener Jurist: „Zweifellos kann der Käufer eine von ihm unbedingt und unbeschränkt erkaufte Ware nach seinem Belieben, also auch durch Verleihen, nutzen, ebenso zweifellos kann aber auch der Verkäufer der Ware seiner Verkaufsofferte beliebige Einschränkungen beifügen, welche die Dispositionsbefugnis des Käufers einengen, ihm insbesondere die Nutzung seines Eigentums durch Verleihen rechtsverbindlich untersagen.

Ist dem Kauflustigen der Erwerb derart beschränkten Eigentums nicht genehm, so mag er vom Ankauf Abstand nehmen, übernimmt er aber das Eigentum unter Einwilligung in die Beschränkung, so muß er letztere auch respektieren, widrigenfalls er sich seinem Verkäufer gegenüber regreßpflichtig macht. Voraussetzung ist hierbei nur, daß die Einschränkung eine gesetzlich erlaubte ist und daß sie vor erfolgtem Ankaufe dem Käufer gehörig publiziert wird.

Beide Voraussetzungen treffen aber voliegend auch zu; denn vom Unerlaubtsein eines Leihverbotes kann keine Rede sein und die gehörige Publikation der Einschränkung wird durch deren Aufdruck auf das Exemplar völlig unzweideutig bewirkt.

„Kauft also jemand ein mit dem Leihverbote versehenes Exemplar, so kann er sich, wenn er das Buch dennoch verleiht, nicht mit Nichtwissen schützen, er wird dann mithin vertragsbrüchig und muß deshalb seinem Kontrahenten den Schaden ersetzen, welcher diesem durch den Vertragsbruch entstanden ist."

Der letzte Punkt in den Ausführungen des Posener Juristen, welcher auf § 292 d. A. L.-R. fußt („das Interesse, welches ein Kontrahent dem andern bei nicht gehörig geleisteter Erfüllung des Vertrages zu vergüten hat, kann durch Verabredung einer Strafe im Voraus bestimmt werden") veranlaßte Dr. Welten bei seinem „Buch der Unschuld" dem Leihverbote noch die Androhung einer Konventionalstrafe hinzuzufügen. Wir müssen daher das Vorgehen Welten-Schuhrs in seinem ganzen Umfange als ein juristisch völlig haltbares hinstellen; und wenn bisher ein gerichtliches Erkenntnis diese Ansicht noch nicht bestätigt hat, so ist dies lediglich auf die Gleichgiltigkeit des lesenden Publikums zurückzuführen, da Übertretungen des Leihverbotes doch gewiß schon stattgefunden haben.

Das Publikum thut jedoch sehr Unrecht daran, daß es diesem Gegenstande nicht die gebührende Beachtung schenkt: denn auch seine Interessen werden durch den Mißbrauch der Leihbibliotheken aufs empfindlichste geschädigt. Entziehen doch die letzteren dem Verleger und Schriftsteller mindestens die Hälfte der Bücherkäufer und sind so unmittelbare Ursache unserer teuren Bücherpreise; denn indem der Leihbibliothekar dem Verleger und Schriftsteller den Absatz schmälert, nötigt er sie gleichzeitig, in der Erhöhung des Ladenpreises einigermaßen Ersatz zu suchen. So kommt es, daß bei uns in Deutschland die bessere belletristische Litteratur sprichwörtlich teuer ist. Ein guter einbändiger Roman oder eine gute Novellensammlung ist unter 5—6 Mark gar nicht zu haben; Kellers „der grüne Heinrich" 4 Bde. in 2 Lnb. kostet 24 Mark, Dahns „Ein Kampf um Rom" in 4 Lnb. gar 28 Mark! Da ist es natürlich nicht zu verwundern, wenn selbst der Teil des Publikums, welcher sich gute Erzeugnisse der belletristischen Litteratur gern käuflich erwerben möchte, dem Leihbibliothekar in die Arme getrieben wird.

Nun erwächst ja freilich den Verlegern und mit ihnen den Schriftstellern durch die Abnahme umfangreicher Partieen von seiten der großen Leihbibliotheken bei oberflächlicher Betrachtung ein Nutzen. Dieser Nutzen ist jedoch, überlegt man sich die Sache genauer, nur ein scheinbarer, da er den weiteren Absatz des betreffenden Werkes ungemein vermindert. Denn abgesehen davon, daß die Verleger jenen großen

Leih-Instituten einen bedeutend höheren Rabatt bewilligen als den Sortimentern, ist ja doch auch die Geschäftspraxis der großen Leihbibliotheken keineswegs ein Geheimnis. Wenn sich der Sturm der Nachfrage nach einer belletristischen Novität ein wenig gelegt, die erste allgemeine Lesewut nachgelassen hat, wird der größte Teil der bezogenen Partie zu Spottpreisen an die Sortimenter und die Leihbibliotheken der Provinz losgeschlagen, ein Verfahren, von dessen Umfang die voluminösen Kataloge der Berliner Firma Borstell & Reimarus beredtes Zeugnis ablegen.

Angesichts dieser schreienden Mißstände, welche Schriftsteller, Verleger und Sortimenter, und, wie wir gesehen haben, auch das lesende Publikum aufs empfindlichste schädigen, angesichts der Thatsache, daß das Vorgehen Weltens sich als juristisch völlig haltbar erweist, ist es geradezu unbegreiflich, daß die Interessenten sich demselben gegenüber bisher völlig passiv verhalten haben. Dr. Welten kämpft ja doch keineswegs gegen die Leihbibliotheken an und für sich, es ist ihm ja keineswegs darum zu thun, den Leih-Instituten den Lebensfaden abzuschneiden; sein Vorgehen ist ja doch nur gegen den Mißbrauch der Leihbibliotheken gerichtet. Hegen die deutschen Autoren und Verleger vielleicht die absurde Befürchtung, daß bei erfolgtem Leihverbot das Publikum überhaupt keine belletristischen Novitäten mehr liest? Der verhältnismäßig große Anklang, welchen die Weltenschen Novellensammlungen gefunden haben („Nicht für Kinder“ ist bereits in dritter Auflage erschienen) beantwort wohl diese Frage am besten. Es wäre ja doch auch eine Schmach für das deutsche Volk, wenn die große Mehrzahl desselben einzig und allein in der Leihbibliothek ihre litterarischen Bedürfnisse befriedigen würde und auf die Lektüre von Novitäten, welche in der Leihbibliothek nicht oder nur zu einem erhöhteren Preise zu haben sind, einfach verzichten würde! Die deutschen Verleger und Schriftsteller sollen dem Publikum nur wahrhaft gute Romane und Novellen zu einem soliden Preise verschaffen; ihre Bemühungen werden dann schon vom glänzendsten Erfolge gekrönt werden. Ich erinnere hier nur an die überaus günstige Aufnahme, welche die Kollektionen Spemanns, Engelhorns und vor allem Reclams Universalbibliothek gefunden haben. Der riesige Absatz, welchen die betreffenden Verleger mit diesen Bibliotheken erzielt haben, spricht doch gewiß dafür, daß die weitesten Kreise des deutschen Publikums den Wunsch hegen, sich in den Besitz billiger und guter Bücher zu setzen.

Sehr lehrreich ist ein Vergleich, welchen Dr. Welten in der „Deutschen Schriftsteller-Zeitung“ zwischen dem französischen und dem

deutschen Bibliothek-Wesen anstellt. „In Paris kostet die Leihgebühr für Novitäten 25 Centimes pro Tag, ein Roman, an welchem man acht Tage lesen muß (da die Franzosen immer nur einen Band und sehr eng drucken und bis 35 Bogen Stärke gehen) kostet 3,50 Frcs., wenn ich ihn teuer bezahle; ich bekomme ihn aber auch zu 2,75 Frcs. und noch billiger. Der Preis der Leihgebühr stellt sich also nahezu gleich mit dem Preise des Buches selbst, und daher kommt es, daß der Pariser von halbwegs guten Eltern es vorzieht, gleich ein neues Exemplar in seinen Besitz zu bringen und mit Muße zu lesen, als ein altes aus der Leihbibliothek zu nehmen und beim Lesen gehetzt zu sein, wenn ihm die Leihgebühr nicht höher kommen soll, als das Buch selbst kostet."

Es läßt sich doch nun bei dem gesunden Sinne des deutschen Volkes wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß das letztere bei gleicher Sachlage in seiner überwiegenden Mehrzahl ebenfalls den Leihbibliothekar im Stiche ließe. Es ist eben, wie jüngst Herr Pfeilstücker im Sprechsaal des „Börsenblattes" (Nr. 182) in einem Artikel gegen die Journal-Lesezirkel sagte, hoch an der Zeit, an die Beantwortung der Frage zu gehen: „Wie erzieht man Bücherkäufer?" Wie wenig sich bisher der deutsche Buchhandel diese Frage vorgelegt hat, die doch so einfach und naheliegend ist, geht schon aus der Thatsache hervor, daß viele Sortimentshandlungen als Nebenzweige auch noch eine Leihbibliothek und einen Journal-Lesezirkel haben. Wenn man dem lesenden Publikum natürlich die Wahl läßt, sich entweder einen teuren Roman für 5—10 Mark zu kaufen oder sich den Inhalt desselben gegen eine Abnutzungsgebühr von einigen Pfennigen zu verschaffen, so liegt es wohl in der Natur der Sache, daß die Majorität des lesenden Publikums den letzteren Weg einschlägt, schon aus dem einfachen Grunde, weil es ihr unmöglich ist, die erstere Ausgabe zu bestreiten.

Bei einigen Lesern könnte die Lektüre dieses Aufsatzes vielleicht den Gedanken wachrufen, daß derselbe seine Spitze gegen die Existenz der Leihbibliotheken richte. Meine Ausführungen sind jedoch in diesem Sinne keineswegs aufzufassen; denn so wünschenswert es auch für den Buchhändler wäre, daß nie eine Leihbibliothek oder ein Journal-Lesezirkel das Licht der Welt erblickt hätte, so wird doch auch kein billig Denkender einem Geschäftszweige den Lebensfaden abschneiden wollen, welcher viele tausende unserer Berufsgenossen nährt. Nicht um gegen die Leihbibliotheken den Kreuzzug zu predigen, habe ich die Begründung des Weltenschen Leihverbotes vom juristischen Standpunkte wiedergegeben; meine Ausführungen sind nur gegen den Mißbrauch der Leih-

Institute gerichtet. Auch jeder einsichtsvolle Leihbibliothekar muß zugeben, daß er durch sein Gewerbe die Interessen der Schriftsteller und Verleger aufs empfindlichste schädige. Es ist daher recht und billig, daß er an diese für den besonderen Nutzen, den er aus der Buchware zieht, eine Steuer entrichtet; und darauf kommt doch schließlich das ganze Verfahren Weltens hinaus. Seine Novellensammlungen werden an das Publikum mit 3 Mark verkauft; die Leihbibliothekare sollen 5 Mark entrichten, was im Vergleich zu dem Preise, zu welchem der Verleger dieselben an die Sortimenter abläßt, einer Steuer von etwas über 50 % gleichkommt. Eine solche Steuer ist doch keineswegs identisch mit dem Ruin der Leihbibliotheken. Die Besitzer der letzteren können sich erstens dadurch schadlos halten, daß sie, wie schon Herr Hennig in dem eingangs erwähnten Aufsatze hervorhob, für Bücher, welche sie zu einem höheren Preise als dem Ladenpreise erwerben müssen, eine höhere Leihgebühr erheben; zweitens wird stets ein nicht zu unterschätzender Bruchteil im Publikum vorhanden sein, den Gewohnheit und übermäßige Lesewut zum Abonnenten der Leihbibliothek und des Lesezirkels machen; und drittens dürfen wir bei dieser Frage auch nicht außer Acht lassen, daß unendlich viele stark gelesene Bücher druckfrei sind, gegen deren Verleihen wohl schwerlich jemand etwas einzuwenden hat. Auch könnten ja bei einem etwaigen Reichsgesetz zum Schutze der Autorenrechte gegen den Mißbrauch der Leihbibliotheken die Interessen der letzteren vielleicht dadurch wahrgenommen werden, daß das Leihverbot mit dem Tode des Autors erlischt, d. h. daß die Erben desselben jene Steuer nicht mehr von dem Leihbibliothekar erheben können.

Eine solche Lösung der Leihbibliothekfrage, bei welcher Autor, Verleger, Sortimenter und Publikum zu ihren Rechten kommen würden, wäre im Interesse aller Beteiligten herzlich zu wünschen. Leider Gottes sind wir jedoch zur Zeit noch weit entfernt von dieser befriedigenden Lösung. Wenn sich nur erst in den zunächst interessierten Kreisen, bei den Schriftstellern und den Verlegern, die Ansicht von der ungemeinen Wichtigkeit der Leihbibliothekfrage, von der Richtigkeit des Weltenschen Vorgehens Bahn gebrochen hätte! Aber auf beiden Seiten finden wir Hader und Unschlüssigkeit, wo Eintracht und ein energisches Handeln am Platze wären. Das lesende Publikum muß daher bei der Lösung dieser brennenden Frage die Initiative ergreifen, indem es eine Übertretung des Leihverbotes zur Anzeige bringt. Ist erst einmal ein Präjudizfall geschaffen — und eine Verurteilung ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, wie die Erörterungen des Posener Juristen ja zur Ge-

nüge darlegen — so hat die gerechte Sache des Herrn Dr. Welten einen Sieg erfochten, der die herrlichsten Früchte tragen wird. Denn die Leihbibliothekare würden sich, nachdem einer ihrer Berufsgenossen sich eine Konventionalstrafe von 100 Mark zugezogen, wohl brav hüten, künftig ein Leihverbot irgend eines Autors zu übertreten. Und unsere Schriftsteller? Nun, die würden sich wohl kaum einen Augenblick besinnen und von einem Schutzmittel Gebrauch machen, für das noch künftige Generationen, denen die Passivität unserer jetzigen Schriftsteller in dieser Angelegenheit ein Rätsel sein wird, dem Herrn Dr. Welten Dank sagen werden.

Es ist daher die Pflicht eines jeden deutschen Verlegers, im Vereine mit seinen Autoren im Sinne Weltens gegen den Mißbrauch der Leihbibliotheken zu wirken; seinen ganzen Einfluß in den von ihm verlegten Zeitschriften und Zeitungen aufzubieten, damit die Gerechtigkeit des Kampfes gegen diesen Mißbrauch in das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes übergeht. Gehen die deutschen Verleger belletristischer Litteratur so Hand in Hand mit ihren Autoren, sorgen sie ferner dafür — und dies kann den maßgebenden Persönlichkeiten nicht warm genug empfohlen werden —, daß das Publikum durch Ankauf billiger und guter Bücher die Leihbibliothek entbehren kann, so erwerben sie sich in vielfacher Beziehung ein großes Verdienst; denn sie heben nicht allein den Buchhandel in belletristischer Litteratur, veredeln nicht allein den Geschmack des Publikums durch Steuerung der überhandnehmenden Lesewut, sondern sie schützen vor allem die Schriftsteller vor den Eingriffen der Leihbibliothekare in das geistige Eigentumsrecht der ersteren. Suum cuique! Und vor allem den Männern das Ihre, welche dem deutschen Volke geistige Nahrung schaffen!



Briefe über die deutsche Rechtschreibung.

5.

Verehrter!

Es ist wahr, ich habe Sie diesmal etwas länger als sonst warten lassen. Ihre Mahnung hat mich aber erfreut, da ich daraus Ihr lebhaftes Interesse an dem Gegenstande erkenne. Heute werde ich Sie dafür zu entschädigen suchen.

Ungefähr gleichzeitig mit Becker treten zu Anfang dieses Jahrhunderts noch zwei andere Grammatiker auf: Heyse und Jakob Grimm, von denen aber allein der erstere Einfluß auf die Volksorthographie ausübte, während der andere nur bei den Gelehrten Gehör fand.

Heyse verdanken wir die Einführung eines neuen Zeichens für den s-Laut. Zum besseren Verständnis muß ich einige Bemerkungen darüber vorausschicken.

Unsere Aussprache unterscheidet zwei Schattierungen dieses Zischlautes: das weiche und das harte s, ähnlich wie bei b und p, d und t *rc.* Während aber die Schrift zur Wiedergabe der letzteren Laute auf gar keine Schwierigkeiten stößt, ist sie bei der Fixierung des s-Lautes in ein Labyrinth geraten, aus welchem der Ariadnefaden unfaßbarer Regeln sich beinahe als unbrauchbar erweist. Das Mittelhochdeutsche, wie die neueren germanischen und romanischen Sprachen, unterschied aber die Qualität des s nur unbewußt; es kannte wohl dafür zwei Formen, gebrauchte aber die eine (ſ), unbekümmert um die Aussprache, nur im Anlaut, die andere (s) nur am Schluß des Wortes, worauf der Name (Schluß-s) für die runde Form unserer Schrift (s) noch hinweist. Nur zufällig trifft es sich aber im Deutschen, daß im ersteren Falle immer der weiche, im anderen Falle immer der harte Laut vorkommt.

Nun hatten die Franzosen außer der Form ſ für den weichen Laut noch einen zweiten Buchstaben, das z. Eines dieser beiden Zeichen konnten sie somit entbehren und die Grammatiker entschieden sich unglücklicherweise für die Abschaffung des ſ. Ich sage unglücklicherweise; denn dieser Vorgang im Französischen blieb nicht ohne nach-

teiligen Einfluß auf die Nachahmungssucht der Deutschen, und, mag dieser Grund auch nicht der alleinige gewesen sein, genug, das ſ verschwand gleichfalls aus unserm Alphabet zu Anfang dieses Jahrhunderts. An seine Stelle trat als anlautendes Zeichen s, d. h. man stellte den weichen Laut mit dem Buchstaben für den harten dar. Nun mußte man für den harten Laut natürlich Ersatz haben, und Jakob Grimm suchte dem so entstandenen Mangel durch die Erfindung eines neuen Zeichens für den harten s-Laut abzuhelfen. Die von ihm eingeführte Form ß muß aber einmal wegen ihrer unbeholfenen Gestalt, dann aber hauptsächlich deshalb als eine unglückliche Erfindung bezeichnet werden, weil sie, der deutschen Schreibschrift entnommen, dem Charakter des lateinischen Druckalphabets (Grimm bediente sich nur der lateinischen Lettern) zuwider ist. Es ist bedauerlich, daß in neuerer Zeit diese Type wieder zur Geltung zu kommen scheint, statt daß man den früheren Fehler durch Wiederannahme der alten, einfachen Form ſ gut zu machen streben sollte. Noch unglücklicher allerdings als jene ß-Form war die durchaus unphonetische Zusammensetzung sz, welche man aber heute glücklicherweise ziemlich allgemein aufgegeben hat.

Herrschte nun schon in dem lateinischen Alphabet eine so große Verwirrung in der Darstellung des s-Lautes, so zeigte sich noch eine ungleich größere in der sogenannten deutschen Schrift.

Zur Zeit Heyses hatte die Orthographie über die Anwendung der vier s-Formen: ſ, s, ß und ſſ, Regeln, welche die Einführung eines fünften Zeichens forderten. Für den Fall, daß dem auslautenden, also scharfen s ein kurzer Vokal voranging, hatte man für dieses keinen Buchstaben, welchem Mißstand Heyse durch den Gebrauch der Zusammensetzung ſs Abhilfe verschaffte. Er schrieb richtig Fluſs, naſs, Schöſsling ꝛc. und machte sich damit um die Orthographie verdient. Leider hat sich diese Form nicht überall eingebürgert. In Österreich freilich ist sie durch die ministerielle Regelung der Rechtschreibung 1879 angenommen und seitdem dort gebräuchlich.

Um Ihnen einen Begriff von der heillosen Verwirrung, wie sie noch gegenwärtig in der Schreibung des s-Lautes bei uns herrscht, zu verschaffen, will ich hier die meisterhafte Zusammenstellung der „Regeln" über die Anwendung seiner vier Bezeichnungsweisen wiedergeben, wie sie kürzlich einer unserer bedeutendsten Orthographen auf Grund des neuen Regelbuches aufgestellt hat.

Der weiche s-Laut, heißt es dort, wird durch ſ, der harte durch s ausgedrückt; aber ſ bezeichnet auch den harten Laut, für den man außerdem noch ß und ſſ schreibt — wo und nach welcher Regel, ist

nicht zu sagen oder doch nicht zu fassen. Das Regelbuch lehrt, hartes s werde durch ſ (Zeichen für weiches s) dargestellt, wenn ein Konsonant vorhergeht; z. B. Eidechſe, Lotſe, oder wenn ein t oder p folgt; z. B. Eſpe, Knoſpe. Doch muß dieses t und p zur Stammsilbe gehören. Vor andern Konsonannten schreibt man nicht ſ, sondern (das richtige) s; z. B. Maske. Denselben harten s-Laut stellt man aber nicht immer durch das ihm zukommende Zeichen s, sondern auch durch ß dar, wenn nämlich ein langer Vokal vorhergeht, und ſſ nach kurzem Vokal. Im Auslaut aber schreibt man auch nach kurzem Vokal ß; z. B. Haß, naß (wie Maß, Maaß), in den Wörtern das, was, deshalb, deswegen, weshalb, weswegen, indes, unterdes jedoch kein ß, sondern s, ebenso wie bei Wörtern, die im Inlaut ſ haben; z. B. Haus, Fuchs. Damit jedoch diese nahezu unfaßbare Regel noch unfaßbarer werde, ist zu beachten, daß auch im Auslaut, trotz des inlautenden ſ nicht s sondern ſ geschrieben wird, wenn nämlich ein t folgt; z. B. er lieſt, reiſt; aber wohl gemerkt, in Zusammensetzungen nicht; z. B. nicht Hauſthür, sondern Hausthür ꝛc. Auch steht im Auslaut nicht ß, sondern s — bei den Wörtern, welche vor vokalisch anlautender Silbe vorkommen; z. B. bis, was, es; ebenso im Auslaut aller Endsilben; z. B. Kindes, Gleichnis, Iltis, und endlich als Zeichen der Zusammensetzung; z. B. Ordnungsliebe. Insbesondere zu merken sind außerdem noch die Wörter dies, diesseits, dasselbe ꝛc.; auch erboſen und erboßen; Geiß; Kloß; Geißel, Geiſel; gleißen, gleisnerisch; nieſen, Nieswurz; Vließ oder Vlies, Fließ, die Fliese (Steinplatte); das (Artikel und Pronom), daß (Konjunktion) ꝛc.

Ist es denkbar, fragt der Verfasser mit Recht, daß jemand, Kind oder Erwachsener, nach diesen „Regeln“ jemals lernt, den s-Laut richtig zu schreiben? Unbedingt — nein. Nur durch unausgesetzte Übung, welche vom 5. bis 14. oder 16. Jahre dauert, gelingt es annähernd. Ich sage — annähernd; denn welcher Erwachsene, Lehrer und Sprachforscher nicht ausgenommen, darf sich rühmen, den s-Laut so zu schreiben, daß man ihn keines Fehlers zeihen könnte?

Man braucht nicht viel Fassungsgabe, um zu begreifen, daß eine Orthographie mit solch regellosen Regeln einer wesentlichen Verbesserung bedürftig ist, und da ist es allerdings zu verwundern, wie sich viele sonst einsichtige Männer dieser Überzeugung verschließen können.

Dennoch hatte sich, wie Sie gesehen haben, unsere Orthographie auf den Prinzipien Adelungs ziemlich einheitlich entwickelt, als im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der berühmte Sprachforscher Jakob Grimm ihr eine neue, der bisherigen entgegengesetzte Grundlage zu

geben suchte. So warm und allgemein aber auch stets, und noch bei Gelegenheit des Sakulärtages dieses Mannes am 4. Januar 1885 seine Verdienste um unsere Sprach: anerkannt wurden, so kann man nicht umhin, seinen Eingriff in die Entwickelung der Schrift als einen unglücklichen, verderblichen zu betrachten. In Kürze will ich Ihnen den Standpunkt kennzeichnen, den er und seine Schule in der orthographischen Frage einnahm.

Grimm erkannte an, daß man im Alt- und Mittehochdeutschen lauttreu geschrieben habe, und hat nichts dagegen einzuwenden, ja er erkennt die Richtigkeit der mittelhochdeutschen Schreibung so voll an, daß er sie sogar zur Hauptgrundlage seines Systems gemacht hat. Bisher hatte die Schrift sich den Veränderungen der Sprache stets angepaßt; nach seiner Meinung war aber jetzt eine Zeit gekommen, wo sie ihrer schwankenden Grundlage entsagen und endgiltig festgestellt werden müsse. Diese feste, historische Grundlage aber suchte er, wie gesagt, hauptsächlich im Mittelhochdeutschen.

Da ich soeben von der verwickelten Bezeichnungsweise des s-Lautes gesprochen habe, so will ich Ihnen Grimms Verhalten zu diesem heikeln Punkte als Beispiel des ganzen Verfahrens darlegen.

Die Schreibung dieses Zischlautes wollte er nicht von der Quantität des vorangehenden Vokales beinflußt wissen, sondern die Regel zur Anerkennung bringen, sein ß überall da anzuwenden, wo im Gotischen ein t stand. Demnach sollte man waßer (nach kurzem Vokal) schreiben, weil das Wort im Gotischen watò hieß, ebenso laßen und saßen (nach langem Vokal) weil diese Formen im Gotischen ein t hatten (lêtan, sitan). In allen andern Fällen war s zu schreiben.

Aber dadurch, daß demnach ausschließlich die Sprachforscher die Orthographie feststellen konnten, das Volk aber jedes Wort richtig schreiben lernen mußte, verstößt dieses Verfahren gegen den ursprünglichen Zweck der Schrift, die Sprache zu fixieren, welchem schon Adelung sehr richtig Ausdruck gab durch die Forderung einer Orthographie, deren Richtigkeit das Volk selbst einsehen müsse. Ferner bezweckt die verschiedene Schreibung des s doch auch, beim Lesen die Länge oder Kürze des Vokals anzuzeigen, die aber bei der historischen Schreibung gar nicht in Betracht kam, wie Sie aus den angeführten Beispielen ersehen können.

Noch wunderlicher ist das Ansinnen Grimms, das von ihm organisch genannte (d. h. in der alten Sprache vorhandene) ie selbst da zu schreiben, wo wir ein kurzes i aussprechen. So sollte man z. B. liecht, dierne statt Licht, Dirne setzen, weil im Mittelhochdeutschen in diesen

Wörtern zwei Vokale standen, die aber auch gesprochen wurden. Man schrieb damals lioht (sprich liocht; das h hatte im In- und Auslaut die Aussprache des späteren ch) und sprach auch so. In vielen süddeutschen Dialekten klang das ie lange Zeit phonetisch und in den schweizerischen Mundarten lautet es noch so. Diese Aussprache hat aber das Neuhochdeutsche verworfen.

Dem nicht „organischen" ie hingegen war Grimm entschieden abhold und schrieb z. B. siht, stilt, vil, zil. Ebenso sollte das organische Dehnungs-h durch Beibehaltung von dem abzuschaffenden unorganischen unterschieden werden. Aber welch ein merkwürdiges Verlangen, Mohn zu schreiben weil es früher mâhen, aber Lon, weil es vor Zeiten lôn hieß!

Der geschichtlichen Entwickelung zu Liebe stellte er auch die Schreibungen leffel, helle, lewe statt Löffel, Hölle, Löwe auf, wobei aber die letzteren Formen gesprochen werden sollten. So scheint das ganze historische System nur für die Gelehrten aufgestellt, und es ist nicht zu verwundern, daß dasselbe auf die Volksschrift keinen dauernden Einfluß ausüben konnte. In neuerer Zeit verläßt selbst seine Schule die Prinzipien des Meisters in vielen Punkten, so daß man heute diesen Versuch einer neuen Orthographie glücklicherweise als der Vergangenheit angehörig betrachten darf.

Es hat Ihnen, Verehrter, vielleicht geschienen, daß ich diesmal etwas zu genau auf Einzelheiten eingegangen bin, aber um Sie mit dem Wesen der Sache, wie z. B. bei der Schreibung des s-Lautes bekannt zu machen, war dies notwendig und ich denke, daß es Ihnen auch für das Verständnis der Vorschläge neuerer Orthographen von Nutzen sein wird.

6.

Verehrter!

Bevor ich mit dem Grimmschen Orthographie-System abbreche, kann ich mir nicht versagen, Ihnen einige Schriftproben seiner Anhänger vorzuführen. Der Meister selbst hat nie die Konsequenzen seiner Lehre praktisch durchgeführt, wie wir sie z. B. von Dr. Fr. Möller in erschreckender Weise angewandt finden. Urteilen Sie selbst.

In dem 14. Bande von „Herrig's Archiv" schreibt der Genannte: ich bin der ansicht, dasz man hier wie in alen dingen nach kräften radical ferfare. kein quacksalbern, sondern schonungslosesz, aber heilbringendesz wecschneiden. — wir haben auf das mhd. und ahd., auf dasz gothische, und wo disz alesz nich auszreicht, auf den ganzen kreisz der germanischen ja selbst der ur-

ferwanten sprachen zurückzugen, (!) one aber einen augenblik die forderungen der neuhochdeutschen entwickelunc auszer acht zu laszen.

Damit ist also das Prinzip in denkbar härtester Form aufgestellt.

Dr. Philipp Wackernagel, gleichfalls der Grimmschen Schule angehörend, geht noch weiter historisch zu Werke, wenn er schreibt: Wir stellen also als grund- und hauptregel der orthographie des hochdeutschen ouf, eʒ ʒu schreiben, wie seine grammatik eʒ fordert, und denken uns aine spetere tzeit, wo diʒ geschehe um alsbald die abgelaitete regel ouʒsprechen ʒu können, daʒ hochdeutsche ʒu schreiben, wie eʒ der gebrouch sei.

Dr. Weinhold schreibt von dem gleichen Standpunkte aus: zwelf, Geschepf, Wirde, Müder (Mieder), Ber (Bär), Liecht, Dierne u. s. w.

Aus diesen Resultaten, welche zeigen, daß eine anzustrebende Einheit in der Schreibweise auf diesem Wege durchaus nicht zu erzielen ist, werden Sie wohl zur Genüge erkannt haben, welch ein Glück es für unsere Orthographie war, daß darin das historische Prinzip nicht durchgedrungen ist. In seiner Abhandlung „über die historische Begründung der deutschen Rechtschreibung“ (Heidelberg 1856) sagt Feldbausch in bezug auf die Grimmsche Schule: „Die von Adelung nahezu gelöste Aufgabe (nämlich eine Schrift zu schaffen, die allen Provinzen verständlich sei), welche in den nächsten Dezennien von andern erreicht war, wieder umzustülpen und von vorn gründlich zu beginnen mit Hintansetzung alles Vorhandenen, ist die Aufgabe der historischen Grammatik geworden“.

Mit der Ausbreitung der historischen Orthographie wuchs naturgemäß die Verwirrung immer mehr, sodaß in den 40er und 50er Jahren die Aufstellung einer als Norm geltenden Schreibung sich notwendig machte. Und so wurde denn zuerst in dem ehemaligen Königreich Hannover der unglückliche Versuch gemacht, dem historischen System in die Volksschrift Eingang zu verschaffen.

Im Jahre 1855 berief das dortige Oberschulkollegium eine Konferenz sachkundiger Lehrer, um „eine größere Gleichmäßigkeit in der Schreibweise herbeizuführen“. Das bald darauf erschienene Regel- und Wörterverzeichnis stand vorwaltend auf dem Standpunkt historischen Prinzips. Dieselben Grundsätze vertrat die Württembergische Regierung in ihrem 1861 herausgegebenen Regelbüchlein, und auch in Preußen wurde ein Germanist mit der Aufstellung eines solchen beauftragt, welches jedoch durch den Druck gar nicht veröffentlicht worden ist und nur an einigen Kadettenanstalten Einführung fand.

Das Verdienst, allen diesen Versuchen jede weitere Bedeutung für

die Volksschrift genommen zu haben, gebührt Rudolf von Raumer. Seine 1855 in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien zuerst erschienenen Abhandlungen legten die Schwächen und die Verirrungen der historischen Schreibung klar, zeigten, wie gefährlich eine Trennung der Schrift von der Sprache sei und wiesen nach, daß die deutsche Schrift ihrem Grundcharakter nach eine phonetische sei. „Die einheitliche Sprache," sagt er, „so lange das einzige Einheitsband, welches die deutschen Stämme umschlang, verdanken wir dem phonetischen Charakter unserer Schrift."

Jene Aufsätze wirkten epochemachend und veranlaßten, daß man auf dem eingeschlagenen Wege umzukehren Anstalten traf.

In Preußen stellte 1871 eine Kommission von fünf Fachmännern ein Regelbuch auf, das sich ganz den Ausführungen Raumers anschloß und demnach den Grundsatz der Phonetiker aufstellte: Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen. Neun Jahre, in welchem Zeitraum ca. 70000 Exemplare verkauft wurden, galt das Büchlein als Norm für unsere Schreibung, bis es dann durch die Einführung des jetzt gebräuchlichen, ministeriellen seine hohe Bedeutung verlor.

Schon im Jahre 1872 übertrug der Minister Falk, Rudolf von Raumer die Ausarbeitung eines neuen Entwurfs, welcher der vier Jahre später berufenen Konferenz zur Aufstellung einer maßgebenden Rechtschreibung für das gesamte deutsche Reich als Grundlage dienen sollte.

Diese orthographische Kommission, welche vom 4. bis 15. Januar 1876 in Berlin tagte, bestand aus 14 Mitgliedern, zu denen u. a. gehörten Prof. von Raumer, Wilmans, Scherer, Bartsch, Duden und Sanders. Als Delegierter des deutschen Buchhändlerverbandes war Dr. Töche aus Berlin (Firma Mittler & Sohn) geladen und in gleicher Eigenschaft des Buchdruckervereins O. Bertram aus Halle (Firma Waisenhausbuchhandlung).

Die Konferenz gelangte, trotzdem man ihr die Nichtberufung von Gegnern der Raumerschen Vorlage zum Vorwurf gemacht hat, nicht zu einer eigentlichen Einigung, denn die beschlossenen Änderungen der Orthographie konnten meist nur mit einer Majorität von einer oder zwei Stimmen erzielt werden. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß sie fast ganz ohne Einfluß auf die praktische Orthographie blieb, obgleich sie viel konsequentere Abweichungen aufstellte, als dies unser Regelbüchlein that. So gab diese Schreibung z. B. den Unterschied in wider und wieder auf, da, wie sie richtig hervorhob, zwischen den beiden durch die Schreibung getrennten Formen sich eine streng begriffliche Trennung nicht ziehen läßt, wie das die Beispiele wiederhallen,

wiederspiegeln, wiederkehren, erwiedern zeigen, die man ebenso wohl begründet ohne e schreiben kann. In der Streichung des Dehnungs-h war sie konsequenter, als unsere heutige Rechtschreibung, wenn sie schrieb: anen, änlich, Ban, Fart, Bone, hol, Gefül 2c. 2c.

Ich könnte Ihnen noch mehr Abweichungen anführen, aber die Bedeutungslosigkeit, aus der sich das Regelbüchlein nie erhoben hat, machen ein näheres Eingehen darauf unnötig. Allerdings hat es in gewisser Beziehung als Basis der neuen Rechtschreibung gedient, welche 1879 in die preußischen Schulen eingeführt wurde, und worauf ich das nächste Mal zu sprechen kommen werde.



Miszellen.

Verleger, Sortimenter und Leihbibliotheken. Ein satirisches Zeitbild aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. — Ich entnehme die nachfolgende, für die Leser des Blattes vielleicht interessante Schilderung einem im Jahre 1801 ohne Nennung des Druckers und Verlegers erschienenen Büchlein, dessen Titel lautet:

Sur la protection des Dames. Rosalia, Apollonia, Guercina. Oder: Der Teufel in den Leihbibliotheken, unter den Rezensenten, Buchhändlern und Schriftstellern. Eine Prise für Jedermann, für alle die lieber lächeln, und lachen, als sich belachen und belächeln lassen. Mannigfaltigen Inhalts. Aushänge-Schild: Über Schriftstellerei und Schauspielkunst; über Wieland, Goethe, Schiller, Thümmel und Schlegel; über Kotzebue, Iffland, Schilling, Lafontaine und Jean Paul Richter u. a. Dann über Leipzig und Leipziger Messe und Opiz; über Impertinenzen und Eyerstöcke; und über die Geschlechtsunterhaltungen des Fräuleins auf Ihrer Reise nach Sachsen. Auf unverwerflichen Einlaß in die Kais. Königl. und Churf. Bayrischen Staaten mitberechnet. 1801.

Der Hauptgegenstand dieser Satire ist freilich nicht der Buchhandel, sondern dieser wird nur als ein bequemer Übergang zu dem Hauptziel, den Romantikern und ihren Bestrebungen, benutzt. Zu diesem seinem kritischen Gang, bei dem er nach allen Seiten hin Hiebe austeilt, ladet nun der Verfasser die auf dem Titel bereits genannten Damen ein, und wie ihm und ihnen der Buchhandel damaliger Zeit im Lichte der Satire erschienen, das sagt die nun folgende Schilderung deutlich.

Die sollten Sie mit ansehen, meine Damen.

Wir meinen die Messe und den Büchermarkt zu Leipzig, die Ihnen jährlich zweimal zu Jubilate und Michaelis so interessante, so allerliebste Fragmente liefert, und Kupfer in allen Zungen und Formen.

Es ist der Mühe, der Spekulation, der Kosten und der kleinen Unbequemlichkeiten schon wert, das liebe, schöne, freundliche Leipzig mit dessen liebem, offnem, höflichem und traulichem Äußern, dem das Innre so wenig widerspricht, von Angesicht zu Angesicht nach Verdienst und Würden mit allen seinen mannigfaltigen Schönheiten und Seltenheiten neidlos zu bewundern.

Seien Sie also so gütig, Ihrem Herolde zu folgen, wenn Sie nicht ungnädig sind.

„Meßfreiheit" heißet es, und da kann dann, wer immer es auch sei, Majestäten, Durchlauchten, Exzellenzen, Sattler und Weidkäufer, Kantianer und Nicolaiten, Rezensenten, Gauner, Gesindel, Hebammen und Buchhändler, der Teufel und Genealogie passieren, und seine Zeit versuchen unter dem allgewaltigen Schutz und Fittig des ehrlichen Merkur.

Verlassen Sie sich auf Unterhaltung, meiner Huldgöttinnen.

Vom Auf- bis zum Untergange der schönen goldnen Gottes-Sonne, ein ewig ununterbrochener Reiz der Neuheit, Variationen in allen Kostümen, und eine ewig unwandelbare Abwechselung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indem hielt der Wagen an einem ansehnlichen Bücher-Lager und Sie ließen sich in das elegante Gewölbe führen.

Der Verkäufer, ein feiner gewandter Weltmann, verbeugte sich mit dem artigsten Anstand, und erbat sich Ihre Befehle.

„Wir wollen Weisheit bei Ihnen kaufen," sagten Sie etwas ironisch mit erzwungenem Ernst und fixierten sein Auge.

„Weisheit", antwortete der Buchhändler mit einem so intriguanten zweideutigen Lächeln, als ob er samt der ansehnlichen Reihe seiner Kollegen nie gehandelt hätte mit diesem Artikel.

„Kaufen oder verkaufen?" fuhr er fort. „Die Minerven suchen doch sonst keine Weisheit bei uns," setzte er zur Vermeidung alles Mißverstandes hinzu; und Sie? konnten ihm nicht zürnen ob der Wahl seiner Gegenwehr.

„Ja, die Minerven", erwiderten Sie nur leicht, Irren ist höfisch. Sie haben meines Negligees wegen meine sämtlichen Menschlichkeiten übersehen."

Er lächelte und trug Ihnen seine Novitäten vor.

Erinnern Sie sich gütigst, Sie kauften Thümmels Reisen, Wielands Werke und Ifflands Schauspiele. Auch Goethes neue Schriften wollten Sie haben.

Er zuckte die Achseln und bedauerte, daß er ein „Netto-Händler" sei.

„Ein Netto-Händler?" frugen Sie und bezahlten die Exemplare.

„Ihnen aufzuwarten," erwiderte er. „Wer nur das verkauft, was er selbst verlegt, ohne sich mit dem Verlag andrer Buchhändler zu befassen, den nennen wir in unsrer Sprache einen Netto-Händler, sowie hinwiederum derjenige, der sich außer dem seinigen auch mit anderweitigem Verlag abgibt, Sortiments-Händler genannt wird."

„Da würde ich, wie Sie, lieber Netto- als Sortiments-Händler sein!" sagten Sie, „was gehen mich fremde Sachen an, wenn ich zu ihrer Schilderung nicht besonders aufgerufen und aufgefordert werde."

„Halten zu Gnaden," entgegnete er, „an den Aufforderungen fehlt es auch nicht. Wir wollen nur unsre von guten, bekannten allbeliebten Verfassern oft ungeheuer bezahlte Bogen mit keinem elenden Gewinsel vertauschen. Der Drittel-Rabatt entschädigt nicht! Wenn ich nicht fürchten dürfte, Ihro Gnaden'' fuhr er fort und teilte seinen Blick zwischen Ihnen und Potemkin, „zu unterbrechen in interessanten Augenblicken, so würde ich bitten, unsrer heutigen Buchhändler-Versammlung mit mehreren Damen vom Stande im Nebenzimmer beizuwohnen. Wir sollen nemlich zur Ausrottung und Unterdrückung der alljährlichen Chartequen zur Verbesserung des ganzen Handels konferieren, der fast jede Messe einem Buttermarkte immer ähnlicher wird."

Solte mir das Ding wohl Spaß machen, dachten Sie, und der feine Mann erriet Sie auf der Stelle.

„Es würde Sie wenigstens unterhalten, — meine und die Bocksprünge meiner Kollegen — wie alles nur auf sein eigenes Interesse kalkuliert und jedem seine eigene Bildung und Auswahl überläßt," sagte er sehr gleichgiltig.

„Wahrhaftig?" unterbrachen Sie ihn mit Beifall; und siehe da, nach der

Tafel befanden Sie sich in einem recht artigen Zirkel gelehrter Akademistinnen neben der sehr solennen so viel versprechenden Buchhändler-Versammlung.

„Ich bin Goliath Barbarossa," sprach ein Mann von mutigem Ansehen im stentorischen Tone aus der Reihe der Netto-Händler, und soll Ihrer Beurteilung, Ihrem Ermessen, Einsicht und Weisheit das große verabredete Werk, die Verbesserung der Buchhändler zur Verbesserung des Ganzen, zur Melioration des Menschengeschlechts an Ihr buchhändlerisches Herz legen.

Ich habe zu diesem großen Werke nach Ihrer eigenen gütigen Aufforderung den bestmöglichen Plan entwerfen, und die zweckmäßigsten Vorschläge abgeben sollen, aber ich habe nach reiflicher Überlegung der Sache gefunden, daß diese Verbesserung nach unsern Verhältnissen, dem Zeitgeschmack und den unzähligen Bedürfnissen des Publikums und unserer Manufakturen durchaus nicht zu erreichen ist, und daß hinfolglich alle diesfällige Pläne und Vorschläge als zwecklos und unnütz abgewiesen werden dürften.

Diesem Schicksale aber will ich meine Pläne nicht aussetzen, weil — ich nicht will. Wollen Sie daher Ihre Aufträge nur gefälligst anderweit und besser übertragen, oder die Sache auch im neuen Jahrhunderte ihrem Schicksale im alten Geleise überlassen, daß jedermann drucken und verlegen kann nach Herzenslust bis — er krumm wird. Sie lachen? bravissimo! Die Netto-Händler werden wahrhaftig nicht weinen."

„Es ist aber traurig, die ewige Uneinigkeit unter uns," sagte ein dicker Sortimentshändler aus dem alten Register, „wird uns noch unter uns selbst verwirren! Wie schön das wäre, wenn wir so unsere Ware all und überall austauschen könnten."

„Wie die Liebenden ihre Ideeen in Ihren Romanen," antwortete wiederum ein Netto-Händler. „Nein, mein Herr, das würde unbillig im höchsten Grade bleiben. Soll man Ihnen ein Alphabet, von Wieland, Goethe, Schiller, Thümmel, Kotzebue und Iffland für ein Alphabet offenbarer Schulschmierereien, die Sie mit einigen Thalern bogenweise belohnen, — sollen wir Ihnen Gold für Kupfer in die Hände arbeiten? einen reichen, reinen geistigen Quell vertauschen für Morast aus Polter-Kammern, voller Kobolde, Unbilde, Unnatur, Gemeinplätze und Ammenmärchen?"

„Erlauben Sie," fiel ein andrer vom Sortiment ein, „Kotzebue, Müller, Lafontaine, Schilling und Richter" —

„Mein Gott, ich sprach ja nicht von Männern von solchem Gepräge," erwiderte der erstere. „Mit diesen, überhaupt mit jedem guten anonymen oder auch nicht anonymen Schriftsteller wird sich ohnehin auch jeder Netto-Händler einlassen, sobald es die Verhältnisse nur gestatten. Und warten Sie nur, warten Sie nur, auch die — Produkte beliebter Schriftsteller wird man nicht mehr lange selbst im Sortimentshandel al pari gehen lassen, oder tauschen mit den Pfuschereien der Pfuschenschüler und Schmierer."

„Sehen Sie doch nur hier unser Konterfei, unsern Freund, den Katalog, durch, und sagen Sie mir, ob es nicht entehrend und revoltant ist, das grenzenlose Papier verschwenden; diese schönen Raritäten deutsche Litteratur zu nennen."

„Nun, nun," unterbrach ihn ein Sortist, „es ist im Netto auch nicht alles Gold was glänzt."

„Sag ich denn das? Aber seltner Messing und nie Mist wie im Sortimente so oft," antwortete der Opponent, die Hand auf dem Katalog, „was sich der

Kerl mästet von Jahr zu Jahr, von Messe zu Messe, und man sieht unter den einträglichen oder guten Schriftstellern nur immer die alten bekannten Gesichter. Alles druckt, alles wird Buchhändler, als ob es keine glücklichere Kreatur in der Welt gäbe. Man sagt, daß sich auf dem platten Lande in einigen Ämtern schon Kollegen einfinden sollen."

„Mir ist das alles sehr gleichviel," sprach ein anderer. „Sehen Sie, ich kenne 615 Leihbibliotheken. Da liefere ich meine Ware ab, und habe noch keine Makulatur gehabt, ich bin sehr zufrieden, mein Verlag wird gelesen, nur hier und in den fatalen Residenzien und größern Städten nicht."

Man lachte!

„Ja, ja," fuhr er fort, „und dabei tausche ich für meine eigene Lesebibliothek mit jedem der nur was will! Gott segne nur die Leihbibliotheken und meine Leser mit Finsternis und beharrlicher Blindheit, und führe — keinen Augenarzt herbei! Er der Allwissende erhalte mir nur ein paar hungrige Kandidaten notdürftig in den Knochen, lehre sie leiblich entbehren, und „mit einem Wurf des Armes in bekannter Wellenlinie" es soll mir an Romanen nicht fehlen, so wenig als meiner Frau an Kindern! Freilich bin ich ein wenig klein und schwach aber doch trocknen Leibes, lege von Messe zu Messe ein kleines Kapitälchen zurück, und lebe — und arbeite. Amen."

„Wissen Sie aber wohl, daß sich der Augenarzt schon gefunden hat, daß unsere Damen schon zu unterscheiden wissen und die plumpen Künste sehr übel finden? Daß die Leihbibliotheken schon aufmerksam werden und das Publikum mit jeder Messe delikater wird?" redemonstrierte ihm ein anderer. „Sie kommen wahrhaftig lange nicht mehr fort mit ihren lieben Artikeln, wenn Sie nicht andre Arbeiter in Ihren Weinberg setzen. Ich bin selbst Sortimentshändler, wie Sie, aber solches Gewinsel als Ihr Verlag in gelehrter und moralischer oder schönwissenschaftlicher Rücksicht ist mir denn doch seit einigen zwanzig Jahren nicht vorgekommen. Nehmen Sie sich also in Acht, und bezahlen Sie Männer, die Erziehung mit Welt- und Menschenkenntnis, Sitten und Manieren und zarte Achtsamkeit mit jener Üppigkeit vereinen, die itzt nur zu sehr ihr Glück macht, die gelebt haben in der wirklich romantischen Welt, und daher nicht bloß leere Träume und Phantasieen nähren, die man so herzlich überdrüssig wird. Sehen Sie sich vor! das andere Geschlecht fängt die Reformation an, und will schon schlechterdings ein Prädikat vor den Verfasser, ehe es liest und kauft."

„Das wäre auch gut," bemerkte ein anderer, da würde ich eine Ausgabe mehr haben, und mich an die gelehrten Institute wenden müssen."

„Pah, die gelehrten Institute!" sagte ein Herr vom Netto mit Stolz, „das war ein exzentrischer, unverschämter und unverantwortlicher Ausfall."

„Nun, nun," nahm ein andrer von der entgegnen Ordnung das Wort, „denken wir an die Händel mit Beygang, mit Kotzebue, Bouterweck, Jünger Schilling und Richter und andere Menschlichkeiten. Wird sich da was Großes erheben mit den Herrn!"

„Aber auch keine Bestechung erweisen lassen," erwiderte ein Herr vom Netto.

„Die gehen mit den Beweisen des Ehebruchs al pari," sagte jener, „und verschonen kluge Leute! Alles Parteilichkeiten! Gottlob, daß das Publikum mit ihren Künsten bekannt geworden ist. Unsere Lieblingsschriftsteller lassen sich bezahlen zum Erfreuen, und werden trotz dem Neide der Herren vom Katheder, die ihre Fakultätenware selten an einen rechten Mann bringen können, gesucht und gelesen

von Messe zu Messe. Wenn sie nur noch mehr liefern könnten. Wer kehrt sich noch an Rezensenten und Rezensionen, nachdem die Herrschaften durch ihre Unverschämtheit, Arroganz und Eigennutz sogar alles verloren haben, nachdem das, was sie verachten und in den Staub treten, als zum Beispiel die Kotzebue, Schilling, Jean Paul Richter, die Kramer, Spies und Lafontainischen Arbeiten, überall vergriffen, und das, was sie in Wolken erheben, als zum Exempel die Schlegel- oder Huberschen Meisterwerke, zur — Makulatur gemacht wird.

„Geschwätz," sagte ein anderer.

„Geschwätz," fuhr wieder ein Gegner auf, „ist das keine Parteilichkeit, kein Beweis des Vorangeführten, wenn sich die Herren Schlegel über ihre eigenen Meisterwerke im Athenäo und in der Allgemeinen Litteraturzeitung folgendergestalt vernehmen lassen:

In den Werken dieses J. Tieck herrscht eine leise Schwermut —
so!
eine Neigung zum Seltsamen, Wunderbaren und Abenteuerlichen
ist das empfehlungswürdig, wenn es auch wahr wäre?

und ein frischer, lebendiger Humor! Ferner: eine tiefe Sehnsucht nach dem Unbekannten, die Verachtung des Alltäglichen, der Sinn für das Große und Schöne, die zarte Auffassung des Poetischen, selbst in gemeinen Gegenständen — endlich der reine Strom zarter Empfindung und glühender Leidenschaft müssen das Herz des besseren Lesers ergreifen. Der philosophische Anstrich, wodurch selbst ein harmloses Ammenmärchen interessant wird, muß den Geist des Lesers fesseln."

Im William Cowell

den Kotzebue so drollig und zu Recht einen Roman nennt, worin die lange Weile in Mitteilung übergeht,

wühlt ein ernster Geist in allen trüben Phantomen, die das Leben interessant und elend machen.

Der Humor in Peter Leberecht nähert sich Sternes Humor,
doch bleibt er originell.

Kein Beweis, daß August Nicolai den ganzen Tieckschen Kram, zwölf Bände, zur Hälfte des Ladenpreises für 6 Rthlr. 15 Gr. ausbot, und dabei erklärte, daß, wer die zwölf Bände komplett kaufen würde, nach Belieben, entweder den Ritter Blaubart

samt dessen ihm in den Rezensionen zugekommenen philosophisch humoristischem Anstrich,

oder den gestiefelten Kater

eine sehr geistreiche Posse

obenein, auch sogar noch Rabatt erhalten solle.

Daß solche Menschen dann noch den Ton angeben und den Wert anderer Ehrenmänner bestimmen und diese herabwürdigen wollen, weil sie sich zu ihrer unsinnigen mystischen Terminologie nicht herablassen können!

Oder ist etwa wohl gar das ängstliche Bestreben dieser Rezensenten und ihrer Konsorten, etwas Neues, Großes und Auffallendes zu sagen, und das innere Gefühl, nichts Neues, Großes und Erhabenes sagen zu können, ihre Geistes-Armut und Geschmacklosigkeit noch nicht erwiesen genug?

Hiermit ist nun bereits der Übergang zu den Romantikern und namentlich zu einer Kritik von Schlegels Lucinde gefunden, und der unbekannte Verfasser macht sich mit vielem Behagen daran, diese und den Autor derselben in ihrer ganzen Un-

möglichkeit und Unfähigkeit hinzustellen. Wir folgen ihm nicht auf dieses Gebiet. Das entscheidende Wort hierüber ist längst gesprochen und es wird wohl heutzutage niemand mehr bestreiten, daß hier ein reiches Talent an einem unwürdigen Stoff verschwendet worden ist. St. E.

Über die „Powertey" im Buchhandel. Warum geht der Sortimentsbuchhandel täglich mehr und mehr zurück? Die gesteigerten Klagen über Schleuderei, Kolportage, Publikum, Überproduktion brauchen wir nicht zu vermehren, aber wir wollen hier einige Beobachtungen mitteilen, die uns im Laufe der Jahre beim Vergleich des Buchhandels mit anderen kaufmännischen Geschäften, — Detail- wie Engrosgeschäften, — aufgestoßen sind, wobei der Buchhandel nicht sehr gut wegkommt.

Daß der Sortimenter sich seinen schönen Verdienst durch Rabattgeben, und zwar übermäßiges, selbst ohne jeden anderen Grund als den lieben Eigennutz und Neid geschmälert hat, daß er selbst jeden Tag durch Unterbieten des Bücherpreises, durch Verbilligung der geistigen Speise unter das notwendige Niveau das Buch, also seine eigene Ware, den Käufern gegenüber diskreditiert, indem er vom Ladenpreis abgeht, das glaubt er selbst nicht. Was ist daran Schuld? Der Ladenpreis; nichts anderes. Ist es nicht ein Widersinn, daß eine Buchhandlung in der Leipziger Straße in Berlin, die ihren Laden mit 5000 Thalern bezahlt, ihre Ware nicht teuerer verkaufen soll als ein Sortimenter in der Frankfurter Straße, der 300 Thaler dafür bezahlt? Was macht der Kaufmann in solchem Falle? Ich meine nicht den Ausverkäufer, den Ramsch-Juden, den 50-Pfennig-Bazar. Bei Heese und Hertzog kostet das Meter Stoff, bei Bab und Michaelis das Meter Spitzen auch mehr als im Resterladen der Königstraße, und wo gehen unsere feinen Damen hin, ohne zu feilschen? Aber das Buch, die geistige Schmuck-Schatulle, die Erquickung der Seele und des Gemüts, kostet in der Kurstraße 25 Pfennige weniger, als Unter den Linden, darum hingefahren und die Differenz auf Pferdebahn und Droschke gelegt. Wir verstehen es eben nicht, dem Publikum das Buch als Schmuckgegenstand, als Wertstück zu reichen. Die erbärmlichsten Kalikobände selbst für die teuersten Prachtwerke, die Auszeichnung mit Bleistift im Innern, die breitgestoßenen Ecken, der vergilbte Goldschnitt und Rücken, der schmutzige, zerrissene, beschmierte Umschlag und — last not least — die schöne Makulatur, auf der schon am Fußboden herumgetrampelt ist, in die wir aber das feinste Buch ohne Rücksicht für die eleganten Handschuhe der Käuferin oder des Offiziers einwickeln, das alles sind die Misèren, die Kleinigkeiten, die unsere Kunden abschrecken, in dem Buche etwas anderes als Handwerkszeug oder Lesefutter zu sehen. Was dem Ansehen des Buches am meisten schadet, das sind die 10- und 20-Pfennig-Bibliotheken, im ganzen doch von keiner Seite aus idealem Gesichtspunkte begründet, sondern um Geld und viel Geld zu verdienen. Bei den anständigsten Leuten, die sich nicht scheuen, für Teppiche und Schmucksachen, für Toilette und Speisen Tausende von Thalern ohne Besinnen auszugeben, liegen die roten Heftchen à 20 Pf. im Salon umher, freilich auch die gelben Romane à 3 Fr. 50, und wenn das geistreiche gnädige Fräulein die neueste Novelle des noch geistreicheren Schriftstellers lesen will, der gestern in ihrem Salon eine würdige Statistenrolle gespielt, so schickt sie zum — Lesezirkel, wenn nicht gar in die Leihbibliothek. Auf 3 Paar Handschuhe täglich und für einige Mark Süßigkeiten und Logenbillets kommt's ihr nicht so sehr an, damit kann man ja Staat machen. Aber ein Buch ist ja nur ein Buch, ob's

gebunden oder broschiert ist, aufgerissen oder beschnitten, morgen liegt's doch im Papierkorb. Daran ist aber der Buchhandel ganz allein schuld; er hat es nicht verstanden, das Buch zum Besitzbedürfnis, zum fashionablen Luxusartikel zu machen.

Bei Büchern ist es nun einmal Unsitte geworden, am Preise zu mäkeln. Jeder Fremde gibt für eine Cigarrentasche, ein Portemonnaie, eine Bijouterie ohne Murren den geforderten Preis, bekommt es aber auch sauber in elegantem Karton oder feines ungebrauchtes Papier gehüllt, neu und glänzend. Wie sehen meist die Bücher aus, die wir verkaufen, ja selbst die, die wir auf Bestellung für teures Geld als neu vom Verleger kommen lassen? Sowie das Buch die Hände des Sortimenters passiert hat, ist alle seine jungfräuliche Frische dahin; selbst innen sind manche so schmutzig — ich spreche nicht von Leihbibliotheksbänden —, weil der Buchbinder lässig war und defekte Bogen mit einheftete. Mehr Liebe verlangen wir für unsere Ware, mehr Sorgfalt und Sauberkeit, damit nicht von vornherein Abscheu erzeugt wird, wo wir Freunde und Käufer locken wollen. Erzieht die Industrie sich doch ihr Publikum zu täglich neuen Opfern für den Luxus durch die Anständigkeit der äußeren Ausstattung; jede bunte Schleife liegt in zierlichem Spitzenkästchen, jedes Schmuckstück hat ein Etui, jeder Strumpf oder Kragen wird uns in reines Papier, mit der Firma des Verkäufers bedruckt, eingewickelt, jedes Pfund Kaffee praktisch verpackt, nur das Buch schlägt man in gebrauchte Makulatur, zerrissen und beschmutzt. O über die „Powerteh" im Buchhandel!

Der größte Fehler im Buchhandel ist der Kapital-Mangel des Sortimenters. Er weiß den Käufern nichts zu bieten; er verdient zu wenig, weil er von seinem rechtlichen Gewinn zuviel abgibt, er kann deshalb nur ärmliche Bretter aufstellen, wo der Schuhmacher nebenan stolze geschnitzte Schränke hat; er kann nur zurückgebliebene Schüler zu Lehrlingen annehmen, keine leistungsfähigen Gehilfen erziehen oder bezahlen, sondern nur Stümper, die keine Ahnung von Buchführung, Korrespondenz, Erziehung und — Benehmen haben. Er sorgt nicht für Reinlichkeit im Laden, sondern läßt den täglich aufgewirbelten Staub in den Ecken und auf den Regalen sich ruhig bis zum Umwerfen vor der Ostermesse aufsammeln. Er klopft dem Käufer das Buch ruhig lieber vor der Nase aus, wischt es mit dem Ärmel ab und langt nach einem Fetzen unter dem Ladentisch, um das Buch nachher — auf Rechnung zu schreiben. Aber für so viele ist es ja ein Glück, überhaupt nur ein Buch los zu werden, das ja sonst doch nur dazu da wäre, seine Reise nach dem Verlagsorte wieder zurück zu machen. Was für unsinniges Geld legt der Sortimenter doch Tag für Tag auf die Eisenbahn, läßt die Bücher ganz unnötig spazieren fahren, bloß um ein Lager zu haben, das er nicht verkauft, womit er seine Kunden bloß nörgelt, und das den Verleger unnötig in getäuschte Illusionen versetzt. Was für Unsummen gehen auf diese thörichte Weise dem Buchhandel verloren! Wenn sich doch ein Statistiker mal hinsetzen wollte und die Frachten für Remittenden, aber auch für unnötige Konditions-Sendungen und für die entsprechenden Kommissions- und Lagerspesen ausrechnen! Aber im Buchhandel lernt heut selten einer rechnen, und was ihm fehlt, ist der kaufmännische Geist, und was er austreiben muß, ist die „Powerteh".

Nun zum Ladenpreis! Wer hat ihn festgesetzt? Der Verleger. Er muß seinen Grund dazu gehabt haben, sonst hätte er es gelassen, und dem Verkäufer anheimgestellt, seinen Preis zu machen. Wer hat also das erste Interesse an der Festhaltung des Ladenpreises? Wieder der Verleger! Also schütze er den Ladenpreis, um sich seine Ware, denn seine Firma steht darauf, nicht diskreditieren zu

lassen, indem er von vornherein verbietet, seine Verlagswerke in neuem Zustande billiger zu verkaufen. Er liefere doch keinem Abnehmer mehr, der ihn und seine Festsetzungen so lächerlich macht und behandelt! Warum läßt er sich das gefallen? Darum verkauft er doch kein Stück mehr. Er allein und mit ihm alle Verleger im Börsen-Verein zwingen alle Sortimenter im Börsen-Verein, zum festgesetzten Preise zu verkaufen. Dann könnte ruhig der Rabatt beschränkt werden, der jetzt nur zu Unfug Anlaß gibt. An Nichtmitglieder dürfte gar nicht geliefert werden; diese mögen unter derselben Verpflichtung aus zweiter Hand beziehen. Wer trotzdem neue Bücher billiger verkauft, erhält zuerst Verwarnung, dann aber Strafe des Ausschlusses, sei es aus dem Börsenverein. Dieser sei Zentral-Stelle und Ehrengericht! Modernes Antiquariat ist als solches zu kennzeichnen, ebenso herabgesetzte Bücher. Liefert der Verleger dann nur neue saubere Exemplare, so fällt jede Einrede fort, und der Ladenpreis ist gerettet, sofern das Gedeihen des Buchhandels wirklich von ihm abhängig sein sollte.

T. Fr.



Besprechungen.

Das Buch berühmter Buchhändler. Eine Sammlung von Lebensbildern berühmter Männer. Dargestellt von Karl Fr. Pfau. Mit 6 Porträts. Leipzig 1885. K. F. Pfau. Preis M. 2,25 netto, elegant gebd. M 2,90 netto. — Wie jeder Stand mehr oder weniger hervorragende Fachgenossen aufzuweisen hat, so kann auch der Buchhandel mit Stolz auf seine vielen Celebritäten blicken, und wahrlich, es ist eine große, stattliche Zahl von berühmten Männern, die seit der Erfindung Gutenbergs ihre Thätigkeit dem Vertriebe der gedruckten Geistesprodukte gewidmet, und durch diese Thätigkeit an dem Ausbau des heutigen Bücherhandels sich in unverkennbarar Weise beteiligt haben. Das Leben eines geistig bedeutenden Mannes trägt unter allen Umständen schon ein gewisses Interesse in sich, das beweist uns das stetige Anwachsen der Biographieen von Schiller, Goethe, Heine u. a., aber noch viel mehr Interesse bieten uns die Lebensbeschreibungen von Männern unseres eigenen Standes, die uns zeigen, wie dieselben sich zu dem emporgeschwungen haben, was sie uns sind, nämlich Männer von Thatkraft und eisernem Willen, Berufsgenossen, die meist aus kleinen Anfängen heraus durch unentwegtes Ringen sich zu Zierden unseres Berufs und leuchtenden Vorbildern aufgeschwungen haben. Die wichtigsten Merkmale aus dem Leben dieser Buchhändlergrößen kennen zu lernen, muß jedem und besonders den jüngeren Buchhändlern erwünscht sein, denn in unserer realistischen Zeit, in der man leider hauptsächlich nur in materiellem Streben dahinlebt, ist es nötig und gewiß nur förderlich, in Anschauung ideal angelegter Naturen neue Gesichtspunkte zu gewinnen und zu ernsterer, höherer Auffassung der Aufgaben und Ziele des Buchhandels angeregt zu werden.

Aus diesem Grunde begrüßen wir auch die soeben erschienene Sammlung von Biographieen hervorragender Männer unseres Berufes mit Freude, und geben der Hoffnung Ausdruck, daß diesem Ehrentempel des Buchhandels noch mehrere ähnliche Handbücher buchhändlerischer Lebensläufe folgen mögen. Sind auch in der seit 1873 erscheinenden „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Leipzig, Duncker & Humblot) alle nur irgend bedeutenden Buchhändler und Buchdrucker berücksichtigt, so ist doch der Umfang dieses Werkes zu groß, um jedem einzelnen den gebührenden Platz einzuräumen, und dadurch auch der Preis zu hoch, um von Buchhändlern angeschafft zu werden. Es war deshalb bis jetzt ein biographisches Buch, wie das vorliegende, ein wirkliches Bedürfnis; doch vermag dasselbe den bisher empfundenen Mangel, der z. B. auch im Börsenblatt 1882, Nr. 18. 30 zur Sprache kam, indem damals für eine allgemeine buchhändlerische Biographie plaidiert wurde, noch nicht ganz aufzuheben, denn noch sehr viele dem Buchhandel angehörende Männer haben eine würdige Schilderung ihres Lebens verdient. Nehmen wir also einstweilen mit dem Vorhandenen vorlieb, das uns um so willkommener sein muß, je mehr wir

uns sagen, daß „die Herausgabe einer buchhändlerischen Biographik wie so vieles andere Würdige im Sande verlaufen ist". (B. B. 1882 Nr. 30.)

Der unvergängliche Wert alles Guten ist gerade der, daß dasselbe ungeachtet aller Einwirkungen, wenn auch häufig erst später, doch erkannt wird; daß künftige Generationen sich bestreben, verstorbenen Männern die verdiente Achtung zu zollen, die ihnen zu Lebzeiten so oft versagt wurde; daß sie ihnen Denkmäler setzen in Erz und Stein, zum Wahrzeichen für die Nachkommen, ferner aber auch in biographischen Darstellungen ihres Lebens- und Entwickelungsganges, um durch dieselben dem Volke überhaupt Kenntnis und Kunde zu bringen von den Leistungen und Errungenschaften unserer Väter. Dieser letztere Grund vorwiegend ist die Veranlassung gewesen für den Verfasser des vorliegenden Buches zur Bearbeitung dieser Lebensbeschreibung von Männern, die als „Träger der Wissenschaften" durch eigene Kraft und Wirksamkeit es zu außerordentlichen Stellungen im Leben zu bringen vermochten, und die unter Aufbietung aller in ihnen wohnenden Energie bedeutenden Einfluß ausübten auf die Hebung und Förderung der sittlichen und geistigen Entwickelung unseres Volkes.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst lag das geistige Vermögen des deutschen Volkes noch tief darnieder. Dieser Zustand geistiger Vernachlässigung konnte sich aber für die Dauer nicht erhalten, denn der nimmer rastende Geist des Menschen nach erhöhter Thätigkeit, der jedem Menschen innewohnende Trieb zu stetiger Vervollkommnung von allem, was dem menschlichen Dasein dient, mußte früher oder später Mittel und Wege finden, einen Umschwung herbeizuführen. Diese Änderung zum Besseren, die sich fast unbemerkt, dennoch aber allmählich vollzog, offenbart sich ganz besonders in der Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die das Volk seinem jetzigen geistigen Zustande entgegengeführt, ja durch die eigentlich erst die ganze heutige Bildung aller Kulturvölker geschaffen wurde. Daß wir ein in der Masse seiner Mitglieder gebildetes und geistig freies Geschlecht sind, verdanken wir einzig und allein der Erfindung Gutenbergs; und bedenken wir ferner noch, daß der Buchhandel in seiner jetzigen Organisation nur durch die Erfindung jenes Mannes möglich geworden ist, so werden wir es nur sehr natürlich finden, daß das „Buch berühmter Buchhändler" an erster Stelle die Biographie Gutenbergs bringt.

Johann Gänsfleisch zu Gutenberg wurde gegen das Jahr 1397 (nach einem anderen Bericht gegen 1410) zu Mainz geboren, woselbst seine Familie, ein altes angesehenes Patriziergeschlecht, ansässig war. In dem Streit der alten Geschlechter und des Bürgertums war seine Familie ausgezogen, und auch der junge Gutenberg war gezwungen, sein Heil in fremdem Lande zu suchen. Derselbe wandte sich nach längeren Reisen nach Straßburg, woselbst er jedenfalls durch Geldmangel gezwungen war, industriell thätig zu sein. Wie durch die Straßburger Ratsakten bewiesen wird, beschäftigte er sich unter Beihilfe der Straßburger Bürger Andreas Dritzehn und Hans Riffe hauptsächlich mit Steineschleifen und der Fabrikation von Spiegeln, doch fallen auch schon in jene Zeit die von ihm angestellten Versuche, mittelst in hölzerne Tafeln eingeschnittener Buchstaben zu drucken. Nach seiner Vaterstadt Mainz zurückgekehrt, setzte er diese letztere Thätigkeit in energischerer Weise fort, und mag ihm dabei sehr bald das Umständliche seines Verfahrens aufgefallen sein. Sein reger Geist sann auf Verbesserungen, dadurch kam er auf die Idee mit einzelnen Buchstaben ganze Zeilen, mit diesen aber ganze Seiten zusammen zu setzen, und so wurde er der Erfinder der eigentlich erst in dieser Weise wertvollen Buch-

druckerkunst. Das Geld war Gutenbergs starke Seite nie gewesen; um nun seine Erfindung richtig verwerten und seine neue Kunst rascher ausführen zu können, bedurfte er eines Darleihers, den er in dem gebildeten Mainzer Rechtsgelehrten Johann Fust fand, und mit dem er im August 1450 einen Vertrag abschloß. Durch diese Verbindung Gutenbergs mit Fust konnte derselbe sein Vorhaben voll und ganz ausführen; eine Buchdruckerpresse wurde nach dem Plane Gutenbergs angefertigt, und aus dieser gingen als erste Erzeugnisse die verschiedenen Ausgaben des „Donat" und die berühmte erste 42 zeilige Bibel hervor. Nachdem zwischen Gutenberg und Fust mehrfach Uneinigkeiten vorgekommen waren, und als der letztere auch noch Peter Schöffer, seinen Schwiegersohn, als Teilhaber des Geschäftes aufgenommen hatte, wurde Gutenberg von den beiden gezwungen, ihnen die Druckerei zu überlassen. Mit Hilfe einiger Freunde gelang es ihm zwar, eine neue Offizin zu gründen, aber trotzdem vermochte er doch nie auf einen grünen Zweig zu kommen, während Fust und Schöffer mannigfache Auszeichnungen zuteil wurden und beide als angesehene, vermögende Männer starben. Gutenberg starb als ein unverheirateter, vermögensloser Mann im Jahre 1468. Sein Lebensabend war traurig genug; von Kummer gedrückt über das ihm angethane bittere Unrecht mußte der Tod ihm willkommen erscheinen. Wenigen hat das Schicksal schlechter gelohnt als Gutenberg; wie wenig andere große Männer konnte er sein sic nos non nobis sagen. Ruhm, Ehre und Auszeichnung waren ihm zu Lebzeiten versagt; den geistigen Gewinn seiner Erfindung genießt die gesamte Menschheit, den materiellen heimsten Fust und Schöffer ein. Aber die Nachwelt zollte ihm ihren Dank. Gutenbergs Name wird in allen Zeiten unsterblich bleiben und mit Verehrung genannt werden.

Nachdem im Jahre 1461 die Stadt Mainz gestürmt und verwüstet worden war, flohen die Buchdruckergesellen in alle Windrichtungen auseinander und verbreiteten dadurch mit wunderbarer Schnelligkeit die neue Kunst, mit beweglichen Typen zu drucken, über ganz Europa. So war auch die Kenntnis von derselben nach Italien vorgedrungen, das damals in seiner höchsten Blüte stand, und unter dessen Städten sich besonders Venedig durch seine Bildung auszeichnete, wo sich deutsches Geschick nnd hellenischer Geist begegneten. Hier lebte und wirkte der erste aller italienischen Drucker, einer der ersten Gelehrten und der edelsten Männer seiner Zeit: Aldus Pius Manutius. Derselbe war war im Jahre 1449 in Bassiano geboren, hatte sich in Rom humanistische Bildung erworben und hatte auf Veranlassung des Fürsten Albertus im Jahre 1494 eine Buchdruckerei angelegt. Manutius, oder, wie derselbe der italienischen Sitte seiner Zeit gemäß, in der man sich gern nur des Vornamens bediente, gewöhnlich genannt wird, Aldus, faßte seinen Beruf mit großem Eifer und entschiedenem Ernste auf, und stellte seine erworbenen Kenntnisse völlig in den Dienst desselben. Er konnte sich mit den damals üblichen großen Foliobänden, deren Herstellung umständlich und die beim Lesen beschwerlich waren, nicht befreunden und versuchte es deshalb mit kleinen Bänden, in welchen verkleinerte Typen in Anwendung kamen, und die eine sehr günstige Aufnahme fanden. Fast alle in der damaligen Zeit bekannten griechischen und lateinischen Klassiker sind bei ihm in neuen Ausgaben erschienen, die infolge des korrekten Druckes und der handlichen und eleganten Ausstattung nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland einen außerordentlichen Absatz fanden. Um Aldus sammelten sich die bedeutendsten Gelehrten Venedigs, die sich schließlich zu einer Akademie vereinigten, deren Hauptzweck es war, die Verlagswerke des Aldus

zum Druck vorzubereiten, und in welcher dieser selbst den Mittelpunkt bildete. Aus den aldinischen Pressen sind im ganzen ein tausend ein hundert und fünf Ausgaben von 780 Autoren hervorgegangen, gewiß eine ungeheuere Zahl und ein Zeichen von der eminenten Thätigkeit innerhalb der 22 Jahre, während welcher Zeit Aldus als Drucker gewirkt hatte. Derselbe starb am 7. Februar 1515; sein Geschäft ging an seine Erben über, er selbst aber hat sich uns als ein leuchtendes Beispiel edler Manneskraft in seinen Werken erhalten.

Ein Zeitgenosse von Aldus, der wie dieser in Italien, sich in Deutschland durch rastloses Streben als Buchdrucker und Buchhändler einen bedeutenden Namen gemacht hatte, war der bekannte Nürnberger Drucker Anton Koburger. Aus seinen Offizinen sind eine ungeheure Anzahl von Werken hervorgegangen und haben seinen Ruf über ganz Europa verbreitet. In vielen Städten hatte er offene Buchläden errichtet, in welchen seine Verlagswerke, sowie auch die Erzeugnisse anderer Pressen feilgeboten wurden. Seine Thätigkeit war ihm zu Lebzeiten reichlich belohnt worden, so daß er bei seinem im Jahre 1513 erfolgten Tode seinen Erben eine ganze Anzahl von Häusern und ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen konnte.

Gleichwie Koburger, so hat sich in der damaligen Zeit auch Johann Frobeen in Basel um die Entwickelung des Druckwesens verdient gemacht. Dieser war seit 1490 in Basel ansässig und hat daselbst bis 1527 die Druckkunst in hervorragender und segenbringender Weise ausgeübt. Er hatte sich diesem Gewerbe nicht aus Sucht nach irdischen Gütern zugewandt, sondern er wollte vielmehr durch seine Wirksamkeit der neuen Erfindung und damit dem Volke nützen, indem er als Gelehrter seine Kenntnisse in den Dienst der Erfindung stellte.

Wenn auch das Mittelalter besonders reich an Männern war, welche ihr Schaffen der Buchdruckerkunst und dem Buchhandel in ruhmreicher Weise gewidmet haben und deshalb uns mit Bewunderung erfüllen müssen, so ist doch auch an bedeutenden Größen unseres Berufs in der neueren Zeit gerade kein Mangel, wenngleich die Verdienste, durch die Zeitverhältnisse bedingte, sehr verschiedene sind. Während sich der eine durch den staunenerregenden Ausbau seines Geschäftes hervorgethan hat, erwarb sich ein anderer durch sein allgemeines Streben zu Gunsten unseres Standes besondere Beachtung und Anerkennung, und wieder ein anderer machte sich durch das sein eigenes Leben hintenansetzende, heldenmütige Auftreten oder aber durch gewissenhafte Pflege irgend eines Litteraturzweiges einen klangvollen Namen. So gilt uns heute Philipp Erasmus Reich als ein hervorragender Vertreter des Buchhandels, weil derselbe als ehemaliger Geschäftsführer und späterer Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig durch unermüdlichen Fleiß und sein Interesse für die Handlung dieselbe zu großer Blüte gebracht hat. Neben seiner umfangreichen geschäftlichen Thätigkeit hatte derselbe auch noch die Zeit gefunden, größere Reisen zu unternehmen, und ferner auch als gelehrter Schriftsteller aufzutreten. Johann Philipp Palm ist durch sein Schicksal, das uns heute noch mit Wehmut erfüllen muß, zu seiner Berühmtheit gelangt. Aber nicht nur die bekannte Geschichte seines Lebens und seines Todes, sondern hauptsächlich das standhafte Auftreten als Märtyrer der unbedingten Freiheit der Presse und des litterarischen Vertriebes ist es, was uns die Erinnerung an diesen Mann wertvoll macht. Durch theoretische und praktische Vervollkommnungen auf dem Gebiete der Typographie hat sich Johann Gottlob Imanuel Breitkopf verdient gemacht. Nach seinen gelehrten Studien hatte sich derselbe dem väterlichen

Geschäft gewidmet, und ragt nun sein Name als Hauptrepräsentant der späteren Firma Breitkopf & Härtel aus den Annalen des deutschen Buchhandels hervor. Auch durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf dem Felde der Druckkunst und des Buchhandels hat Breitkopfs Name für uns besondere Bedeutung erlangt. Einige Verlagsbuchhändler, wie Christoph Friedrich Nicolai, Georg Joachim Göschen und Johann Friedrich von Cotta, sind durch ihre nutzbringende und segensreiche Verbindung mit den bedeutendsten Männern der klassischen Blütezeit berühmte Vertreter des Buchhandels geworden. Was diese Männer im Interesse unserer klassischen Litteratur gethan haben, in welchem Verhältnisse dieselben zu unseren Geistesheroen, wie Goethe, Schiller, Wieland, Lessing u. a., gestanden haben, und wie dieselben durch unablässigen Fleiß und geistvolles Streben ihre Handlungen zu stetigem Gedeihen gebracht haben, alles dieses ist ungemein interessant und lehrreich, und muß uns mit freudiger Bewunderung erfüllen. Während Nicolai sich durch weitere Ausdehnung seines väterlichen Geschäftes und durch seine litterarische Thätigkeit berühmt gemacht hat, verdient Göschen als Begründer einer der bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen seiner Zeit, die durch ihre Verbindung mit unseren klassischen Dichtern sich großen Ruhm erworben hat, unter den Buchhändlergrößen genannt zu werden. Ebenso nimmt Cotta als hervorragendster Vertreter der J. G. Cottaschen Buchhandlung, die durch ihren Umfang in allen ihren Abteilungen und durch den Verlag umfangreicher Werke von unsern ersten Männern der Wissenschaften, der Kunst und der Litteratur sich einen unvergänglichen Glanz gesichert hat, eine der ersten Stellen in der Geschichte des Buchhandels ein.

Wie Göschen und Cotta, so sind uns auch die Namen Friedrich Christoph Perthes, Georg Andreas Reimer, Friedrich Arnold Brockhaus, Benedictus Gotthelf Teubner und Johann Jakob Weber als die Begründer unserer ersten, noch heute bestehenden Verlagsfirmen, die sämtlich einen Weltruf genießen, auf das vorteilhafteste bekannt. Perthes war nicht nur ein eifriger Verleger und thätiger Sortimenter, sondern besonders auch ein vielumworbener kampfbereiter Patriot. Reimer hat ebenfalls als aufrichtiger Patriot an den Kämpfen gegen den Bezwinger Deutschlands teilgenommen, sich aber auch durch eine regsame Verlagsthätigkeit ausgezeichnet. Brockhaus und Teubner haben sich durch ihren unermüdlichen Fleiß und ausdauerndes Arbeiten an dem Ausbau der von ihnen gegründeten Verlagshandlungen, in welchen die wissenschaftliche Litteratur in genialster gemeinnützigster Weise gepflegt wird, ein bleibendes Denkmal gesetzt. J. J. Weber wurde durch seine Verlagsunternehmungen bahnbrechend für den illustrierten Verlag und hat sich um die Entwickelung der Xylographie in Deutschland sehr hohe Verdienste erworben. Auch sein Name wird in Zukunft stets mit unter den ersten genannt werden.

Über alle diese im Vorstehenden namhaft gemachten Männer bietet nun das „Buch berühmter Buchhändler" ausführliche Schilderungen ihres Lebens, die im allgemeinen zwar ansprechend geschrieben, teilweise aber zu trocken und in denen stellenweise etwas sehr kleinliche, nebensächliche Thatsachen enthaltend sind. Mag auch die Schwierigkeit zugegeben werden, die ein derartiges Buch, das vom Verfasser nicht nur für die Buchhändlerwelt, sondern überhaupt für das große Publikum bestimmt wurde, unzweifelhaft bei seiner doppelten Bestimmung dem Autor machen mußte, so wäre doch ein mehr sachgemäßer, objektiver und weniger überaus lobhudelnder Stil wünschenswert gewesen, der besonders am Schlusse der einzelnen Lebensbilder in den gleichlautenden hochtönenden Phrasen recht scharf hervortritt.

Auch in Bezug auf die sonst sehr willkommene Beigabe von Porträts sei noch erwähnt, daß auch die Bilder von Koburger, Frobeen, Palm, Göschen, Perthes u. a. ungemein wünschenswert gewesen wären, da gerade diese wohl zu den weniger bekannten gehören, während die beigegebenen (das Buch enthält die Porträts von Gutenberg, Manutius, Breitkopf, Cotta, Brockhaus und Weber) mehrfach zu erhalten sind. Allerdings würde die Beschaffung derselben vielleicht mit Umständen und jedenfalls mit Kosten verknüpft gewesen sein, aber das Buch hätte dadurch unbedingt ganz bedeutend an Wert gewonnen. Abgesehen von diesen Mängeln ist das Buch auch in seiner jetzigen Form zur Anschaffung und Lektüre nur zu empfehlen, und nach dem Sprichwort vom geschenkten Gaul müssen wir dem Verfasser auch für diese Gabe danken, denn ein Geschenk ist das Buch doch in gewissem Sinne, das derselbe hauptsächlich den Buchhändlern gewidmet hat. Möge das Interesse für dieses Werkchen von Seite der Berufsgenossen ein recht reges sein, damit dem Herausgeber der erwartete Lohn für seine Arbeit zu teil wird, und damit derselbe sein im Vorwort erwähntes Streben nach Besserem beweisen und uns recht bald mit einer weiteren Sammlung von Buchhändler-Biographieen erfreuen kann. J. Braun.

Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Litteratur aus den Jahren 1878—1884. Als Nachtrag zu Othmers Vademecum für Litteraturfreunde, 3. Aufl. bearbeitet von Karl Georg und Leopold Ost. Hannover 1885 Fr. Cruses Buchhandlung und Antiquariat (Ost & Georg) 8⁰. (IV. 368.) Preis 8 Mark. — Othmers Vademecum erschien in 3. Auflage im Jahre 1878 und wurde damals freundlich aufgenommen, da seine Brauchbarkeit sich bewährt hatte, sowohl für den Litteraturfreund, als auch für den Buchhändler. Es ist daher sehr dankenswert, daß die Herren Verfasser, als Geschäftsnachfolger von Othmer, sich berufen glaubten, nun auch die Verpflichtung übernommen zu haben, bei diesem vorliegenden Buch Nachfolger sein zu müssen, und das Werk fortsetzten. Durch diesen Nachtrag wird das Othmersche Buch erst recht brauchbar, da es nun die schöngeistige Litteratur bis zum Jahre 1884 umschließt und für jedermann als gutes Nachschlagebuch dienen kann. Der Litteraturhistoriker wird es gebrauchen können, wenn er über eine Ausgabe in Zweifel, und ebenso wird es dem Buchhändler dienen, wenn er mit einem Rate bei der Auswahl seinen Kunden gegenüber zur Hand gehen soll. Wertvoll ist, daß die Herren Verfasser durch Beifügung von Preis- und Verlagsänderungen das Buch noch nützlicher gemacht haben, aber auch anzuerkennen ist es, daß sie unsern beim Erscheinen der dritten Auflage des Vademecums (1878) erteilten Rat befolgt haben und nicht bei den kurzen biographischen Notizen die einzelnen Schriften des Verfassers wiederholt, sondern sie einfach im Texte angeführt haben, wodurch die Arbeit nur übersichtlicher geworden. Im ganzen ist dieser Nachtrag dem Othmerschen Buche nach gearbeitet, was durchaus zu billigen ist und wodurch es sich würdig und brauchbar dem Hauptwerke anschließt. Auch die äußere Ausstattung ist dem Vorgänger gleich, und da sich nun auch die Brauchbarkeit, wie wir hoffen, bald beweisen wird, so wünschen wir ihm auch weitere Auflagen zur Freude für die Verfasser und zum Nutzen für die Verleger, deren Interesse dieses Mal zusammenfällt. Das Buch kann als durchaus brauchbar empfohlen werden.

Dr. Ernst Kelchner.

Taute, Reinhold, Maurerische Bücherkunde. Ein Wegweiser durch die gesamte Litteratur der Freimaurerei mit litterarisch-kritischen Notizen. Verzeichnis der Bibliothek der Loge Karl zu den 3 Ulmen in Ulm. Leipzig. Verlag von J. G. Findel. 1885. gr. 8⁰. Lieferung I. S. 1—80. Preis vollständig 12 Mark.

Erfreulich ist es, daß der Herr Verfasser sich an die schwierige Aufgabe gemacht hat, eine Bibliographie der Freimaurerei zusammenzustellen; es wird ihm die Anerkennung und der Dank dafür nicht ausbleiben, umsomehr, wenn er fortfährt, dieselbe so weiter zu arbeiten, wie die vorliegende erste Lieferung den Beweis liefert. Dankenswert sind die hinzugefügten litterarisch-kritischen Notizen, die gewiß in allen sich dafür interessierenden Kreisen dankbar aufgenommen werden.

Nachdem der Buchhändler Karl Chr. Stiller in Rostock im Jahre 1830 seine Bibliographie über den gleichen Gegenstand veröffentlicht hatte, die 1052 Nummern zählt, die außerdem doch nicht für die Dauer genügen konnte, folgte Georg Kloß mit seiner Arbeit im Jahre 1844, die dann schon 6000 Bücher rc. aufweisen konnte. R. Barthelmeß in New-York unternahm es dann im Jahre 1856, einen Nachtrag dazu zu liefern, der 536 Nummern verzeichnet, und wenn wir von einigen Nachträgen und Versuchen, die gemacht wurden, eine neue Bibliographie der Freimaurerei herauszugeben, absehen, so können wir nur mit Freude begrüßen, daß der Verfasser sich der schwierigen Arbeit unterworfen, uns nach dreißig Jahren etwa eine neue Bibliographie zu liefern.

Vom bibliographischen Standpunkte aus aber wollen wir hier es ganz besonders hervorheben, daß wir dieses Mal mit Freude bezeugen können, daß wir wirklich eine mit bibliographischer Genauigkeit gearbeitete Bibliographie vor uns haben und nicht eine Dilettantenarbeit, wie dieses leider bei dergleichen Arbeiten oft der Fall ist. Wenn der Verfasser mit der gleichen Genauigkeit fortfährt, dann erhalten wir eine gute Bibliographie der Freimaurerei, die dann auch der Wissenschaft zu Nutzen kommen wird. Es ist wirklich betrübend, wenn man gerade in der vorliegenden Lieferung sehr oft die Bemerkung bei der Aufführung gar vieler Kataloge von Logen lesen muß: „Ohne bibliographischen Wert". Hoffen wir, daß man endlich einmal in den maßgebenden Kreisen einsehen lernt, daß nicht jeder, der das Schreiben und Lesen gelernt, auch tauglich ist, einen Katalog einer Bibliothek zu fertigen, sondern, daß wohl noch etwas mehr dazu nötig ist, auch eine tüchtige und brauchbare Arbeit zu liefern. Möge dieses doch endlich beherzigt werden, zum Frommen der Wissenschaft. Wir sehen mit Freude der weiteren Fortsetzung dieser Arbeit entgegen und können sie, vorausgesetzt, daß die ferneren Lieferungen so geliefert werden, wie die vorliegende erste, mit voller Überzeugung empfehlen.

Dr. Ernst Kelchner.



Briefe des Bibliothekars Dr. Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt am Main an den Historiker Karl Anton Schaab in Mainz.

Zum Abdruck gebracht und mit Anmerkungen versehen

von

Dr. Ernst Kelchner.

Briefe sind die einzigen Spiegelbilder des geistigen innern Menschen, sie verdienen unter allen Umständen beachtet zu werden, sie dienen sowohl für die Charakteristik des einzelnen Menschen, als auch der Wissenschaft. Und dieses Gedanken eingedenk, hat man denselben schon seit langer Zeit die sorgfältigste Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Wie viele Briefwechsel von bedeutenden Männern und Frauen, denn von diesen kann überhaupt nur die Rede sein, hat man schon veröffentlicht und werden es noch werden. Die Wissenschaft hat manche Aufklärung denselben zu danken und wieviel ist nicht dadurch befördert worden und wieviel Material ist durch die Veröffentlichung von Briefen derselben dienstbar gemacht worden! Wir dürfen alle Gebiete der Wissenschaften durchgehen, so werden wir immer finden, daß gerade Briefe wesentlich zur Förderung derselben stets beigetragen haben. Was hat allein die Geschichte und Politik ihnen zu danken! Ja man kann sogar behaupten, daß ganze Perioden der Geschichte ohne sie unaufgeklärt geblieben wären, deshalb muß es für jeden Freund der Wissenschaft erfreulich sein, wenn er dazu beitragen kann, daß Briefe veröffentlicht werden, damit durch sie der Wissenschaft gedient wird.

Ehe wir die Briefe selbst folgen lassen, wollen wir nicht ermangeln, uns über die Personen, sowohl des Schreibers als auch des Empfängers, auszusprechen und kurz die Lebensverhältnisse derselben erwähnen.

Johann Friedrich Böhmer wurde am 22. April 1795 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein Vater, Karl Ludwig Böhmer, die Stelle eines Kanzleidirektors der alten Reichsstadt bekleidete, seine Mutter war eine Tochter des Reichskammergerichtsprokurators Kaspar Frie-

drich Hoffmann zu Wetzlar. Er besuchte von 1809 bis 1813 das hiesige Gymnasium und Lyceum, studierte dann 1813—1814 zu Heidelberg, von da bis 1817 zu Göttingen, Jurisprudenz, promovierte am letzteren Orte 1817 und kehrte in seine Vaterstadt zurück, verlor in demselben Jahre seinen Vater. Böhmer bereiste dann in den Jahren 1818 und 1819 Italien, kehrte dann zum bleibenden Aufenthalte nach Frankfurt zurück. Ist erst eine zeitlang an dem Stadtarchive beschäftigt, wird dann Stadtbibliothekar und bleibt in dieser Stellung bis zu seinem am 22. Oktober 1863 erfolgten Tode. Böhmer hatte sich den historischen Studien gewidmet und namentlich der Herausgabe der Kaiserregesten seine Thätigkeit zugewandt, indem er sich dadurch einen Namen gesichert hat, der, so lange historische Studien getrieben werden, nie vergessen werden wird.

Der Empfänger der Briefe, Karl Anton Schaab, wurde am 5. September 1761 zu Mainz geboren, besuchte zuerst die damals noch bestehende Universität seiner Vaterstadt, dann besuchte er noch ein Jahr Göttingen und promovierte 1786 als Doktor beider Rechte zu Mainz und ließ sich als Advokat dortselbst nieder, trat 1798 als Friedensrichter in den Staatsdienst, nachdem er vorher durch den Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal zum Auditeur beim Gymnischen Regiment ernannt gewesen war. 1811 zum Substitut des Staatsprokurators und 1815 zum Richter im Kreisgericht ernannt, trat er 1838 als Vize-Präsident desselben Gerichtes in den Ruhestand. Er starb zu Mainz 1855. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit Geschichte, und namentlich war er seit langer Zeit damit beschäftigt, Materialien zu einer Geschichte der Stadt Mainz zu sammeln. Es erschienen auch von ihm eine Geschichte dieser Stadt und außerdem eine ganze Reihe historischer Monographieen; aber was hier wohl am meisten interessieren dürfte, ist seine Geschichte der Buchdruckerkunst, welche in drei Bänden 1830—1831 herauskam. Da er darin Coster und dem holländischen Anspruche entgegentrat, so hatte er viele Anfeindungen von den Verteidigern dieser Ansicht zu erdulden und rief in der Folge eine ganze Reihe von Gegenschriften gegen seine Geschichte der Buchdruckerkunst hervor. Sein Hauptgegner war Jakobus Scheltema, der ihn am meisten bekämpfte. Unter seinen historischen Arbeiten ist, außer seiner schon oben erwähnten Geschichte der Stadt Mainz, eine Geschichte des rheinischen Städtebundes von Bedeutung.

Schließlich darf ich wohl nicht unerwähnt lassen, daß ich durch die Veröffentlichung der nachstehenden Briefe einer angenehmen Pflicht Genüge leiste, die ich meinem verehrten verstorbenen Freunde, Professor

Dr. J. H. Hennes in Mainz, gegenüber übernommen habe. Er wünschte, daß ich diese Briefe sowohl, als seinen eigenen Briefwechsel mit Böhmer, nach seinem einstigen Tode veröffentliche. Ersteres soll hiermit und das letztere wird in einem besonderen selbständigen Buche von mir demnächst geschehen.

Und somit übergeben wir denn diese Briefe der Öffentlichkeit, mögen sie der Wissenschaft Nutzen bringen.

Euer Wohlgeboren

verzeihen daß ich mich jetzt erst direct für die mir durch Herrn Legations-Raths Büchlers [1]) Güte gefälligst ertheilten Nachrichten bedanke. Ich wollte es nicht eher thun als bis ich Ihnen zugl. einiges Ihnen Interessante mittheilen könnte.

Sie erhalten nun hierbei erstens das Verzeichniß der alten Mainzer Drucke bis 1480, welche unsere Stadt besitzt, nebst Nachweisung über deren Herkunft. Es ist dabei sehr zu bedauern, daß 1803 der Bibliothekar die Bücher des St Leonhards Stifts sämmtlich neu (und noch dazu sehr schlecht) binden ließ, wodurch die Inschriften ihrer Deckel verloren gingen, welche gewiß höchst interessant waren, da das Leonhards Stift diese Bücher höchst wahrscheinlich gleich bei ihrem Erscheinen u. gewiß noch im 15. Jahrh. kaufte.

Außer diesen Drucken befinden sich noch folgende in unserer Stadt, die ich kenne:

1) Auf dem Stadt Archiv Das Manifest des Bischoffs Diether vom Jahr 1462. [2])

2) Bei H. Buchhändler Varrentrapp

1) Durandi rationale 1459 Perg.

2) Clementinae 1467 Perg.

3) Institutiones 1468 Perg.

4) Bernhardi Serm. 1475 ꝛc. Doch ist ja Varrentrapps Katalog wohl in Ihren Händen.

3) Andere besitzt Herr Dr. Kloß [3]) dahier, welcher sich, wie Ihnen nicht unbekannt seyn wird thätigst mit Bibliographie beschäftigt.

---

[1]) Lambert Büchler, geb. 1785 zu Weinheim, gestorben 1858. Über ihn siehe: Weech, Badische Biographieen Bd. 1. S. 140 u. 141.

[2]) Jetzt auf der Stadtbibliothek befindlich.

[3]) Georg Franz Burkhard Kloß, geb. 1787 zu Frankfurt am Main, gestorben 1854 daselbst. Dr. med. und praktischer Arzt, Bibliograph. Siehe: Allgemeine deutsche Biographie Band 16 S. 227 u. 228.

Auf undatirte Drucke, die wahrscheinlich vor 1480 fallen habe ich keine Rücksicht genommen. Unsere Dombibliothek ist sehr reich daran.

Bei dieser Gelegenheit wollte ich Ihnen auch bemerken, daß mein H. College auf dem Stadtarchive Dr. Schulin jun. kürzlich mehrere auf die älteste Mainzer Druckereien bezügliche Briefe gefunden hat, die Ihnen nicht ganz unintereſſant sein dürften und deren Mittheilung wohl ohne Anstand würde erlaubt werden.[4])

Für das mir gefälligst übersendete Impressum sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Ich wollte mir erlauben, Ihnen einiges von meinen Ansichten dazu zu bemerken, aber leider hat es sich in diesem Augenblicke unter meine Papiere verschoben, so daß ich nur zwei Pun cte berühren kann, die mir im Gedächtniß blieben. Ich bin nämlich überzeugt, daß man mit dem Worte gothische Baukunst, als es aufkam eben so wenig sagen wollte, daß diese Werke von den Gothen herrührten, als man noch jetzt, wenn man von einem altfränkischen Rocke spricht an die Franken denkt. Dies näher nachzuweisen wäre eine Untersuchung über das Alter dieses Wortes nöthig, die nicht gar schwer seyn kann. Ich glaube, daß es keine zweihundert Jahre alt ist. Altfränkisch ist älter; ich habe es ni fallor bereits vor 300 Jahren bei Wimpheling gefunden.

Unser hiesiger Dombau gerieth nicht durch die Reformation in Stocken, wie Hüsgen[5]) angibt. Ich kenne die Acten über diesen Bau seit dem Ende des 14. Jahrhunderts u. weiß dadurch daß der Bau schon früher ins Stocken kam. Hieran u. an der Reformation selbst ist wohl ein dritter gemeinschaftlicher Grund die Ursache.

Sollten Euer Wohlgeboren Frankfurt betreffende Urkunden die älter als 1300 sind, besitzen, so würde mir eine Nachricht darüber sehr angenehm seyn so wie ich auch ferner Ihnen noch mehr nachweisen zu können hoffen darf.

Zu jeder näheren Nachricht über unsre alten Drucke bin ich herzlich gern bereit, wenn sie Ihnen nöthig.

Mit den Hochachtungs vollsten Gesinnungen

Frankfurt 14. Mai 1826. Ihr gehorsamer Diener
auf dem Hirschgraben Dr. J. F. Böhmer.

---

[4]) Leider konnte ich über diese Briefe keine Nachrichten erhalten, da Dr. Schulin längst tot und der jetzige Archivar mir keinen Aufschluß über diesen Fund geben konnte.

[5]) Hüsgen, H. Sebastian, Artistisches Magazin. Frankfurt 1790.

Wohlgeborner
Hochgeehrtester Herr Richter!

Ich bitte Sie recht sehr um Verzeihung, daß ich Ihnen erst jetzt meinen Dank für Ihre mir in Mainz erwiesenen Gefälligkeiten schriftlich abstatte und zugl. meine Versprechungen gegen Sie erfülle. Die viele Arbeit, die auf mir lastet, möge mich entschuldigen. Nun zur Sache.

1) Erhalten Sie hierbei zwei Hefte Hermes u. 1 Bd. Haller Litt. Zeitung, wie Sie dieselben zufolge Ihres Zettels, der beiliegt, verlangt haben.

2) Das Glauburger MS. die Mainzer Geschichte betr., ist von dem Ihnen geliehenen verschieden. Es ist wahrscheinlich im Glauburger Archiv in Nieder Erlenbach. Ich habe seitdem unter den auf unserer Stadtbibl. befindlichen Uffenbachischen HSS zur Gesch. Ffurts Abschriften daraus gefunden.

3) Die Agenda Moguntina unserer St. Bartholomeusstifts bibliothek, welche als Folge des Auszugs bei Ihrem Hierseyn verlegt war, hat sich wiedergefunden. Sie ist auf Pergament u. in alte Holz deckel gebunden. Auf dem ersten Blatt steht:

> Ego pertineo ad bibliothecam Capalanorum curie parochiae francofurdensis 1480

mit gleichzeitiger Hand. Sie ist ein vortreffliches Exemplar u. in der Hauptsache gut erhalten. Da sie aber zum Gottesdienste gebraucht wurde, so sind einige Zusätze u. selbst kleinere Gebete beigeschrieben.

4) Missale Morguntinum (von 1482?) haben wir auf Papier u. gut erhalten, auf der Rückseite des 1ten Blattes ist ein schöner Kupferstich, zwei Engel vorstellend die ein Wappen halten.

5) Hortus sanitatis de 1485 haben wir nicht wohl aber die Ausgabe ohne Datum.

6) Breytenbach peregrinationes haben wir nicht.

7) Breviarium mog. pars hiemalis et aestivalis v. 1487 haben wir fünfmal auf Papier. Darunter 2 schöne Ex. ein halb zerfressenes u. 2 mittelgute. Hiervon hatte St. Barthol. 3 und St. Leonhard 2 Ex.

8) Missale Moguntinum d 1493 hat St. Barthol. recht schön.

9) Gresmundi lucubratiuncula de 1494 hat die Stadtbibl. recht schön.

10) Ordnung des Reichskammergerichts d 1495 die Stadtbibliothek und ohne Zweifel auch das Archiv.

11) Psalterium d 1502 hat St. Barthel. auf Papier doch ist es noch vom Auszug her verlegt, aber sicher nicht verloren.

12) Chroneken der Sassen. Wir haben auf der Stadtbibl. 2 Ex. a) Das Uffenbachische mit der gedruckten Schlußschrift 1492. b) Das zum Jungen'sche mit der sehr künstlich beigeschriebenen Schlußschrift, worin aber durch ein Versehen ein x fehlt, daher sie wirkl., aber falsch, 1482 lautet.

13) Im Ffurter Bürgerbuche steht unter denen, die 1440 geschworen haben:

„It. Henne Cruse von Mencze drucker".

Dieses habe ich selbst buchstäblich treu abgeschrieben u. stehe dafür ein. Wie ich höre soll auch in dem Rathsprotokoll d 1440 etwas von einem Drucker vorkommen, doch habe ich es nicht selbst gelesen. — Das Jahr wann Peter Schöffer[1]) Burger wurde u. ob auch sein Gesellschafter Conrad Henlief[2]) konnte ich noch nicht nachsehen, da ich deshalb einen halben Folianten voll Namen durchlesen müßte. Ich werde gelegentl. daran denken, doch kann ich deshalb nichts versprechen, nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Zeit.

14) Die Landfriedensurkunde von 1334 ist sehr groß u. gänzl. verblaßt. Ich konnte mich bisher noch nicht damit beschäftigen. Wird es mir möglich sie abzuschreiben, so verspreche ich Ihnen eine Copie.

15) Was Ihnen Herr Dr. Kloß von einem Schöfferischen Impressum d 1486[3]) geschrieben hat ist ganz richtig. Es ist in nochmals zusammen gelegt Folio gedruckt etwa ein Dutzend Blätter und enthält das Verzeichniß der hohen Herrschaften, welche in Selbstperson oder durch Gesandte u. mit Gefolge König Maxens Krönung verherrlichten. Ich bedaure, es Ihnen nicht genauer beschreiben zu können, da der betreffende Band der Wahlbücher nicht mehr auf dem Registraturzimmer vorhanden u. ich ihn in unserm kalten Archivgewölbe jetzt nicht finden kann. Im Frühjahr kann dies ehr geschehen. Ubrigens war es in demselben Bande doppelt.

---

[1]) Lange, P. Schöffer in den Beiträgen zur Geschichte des Buchhandels. Leipzig 1864. — Grotefend, Christian Egenolf. Frankfurt 1881. S. 3. — Seibt, Notizen zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Frankfurt 1874. —

[2]) Zeitschrift des Mainzer Altertums-Verein. I. 373. — Schaab, Buchdruckergeschichte von Mainz. I, 520. — Wetter, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1836. — Wyß, Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 1879. S. 17. — Falk, Konrad Henekis, der Geschäftsgenosse Peter Schöffers in Zeitschrift des Mainzer Altertumsvereins. III 317 bis 319. —

Auch haben wir einen päbstlichen Brief d 1477*) zu Gunsten der Stadt gegen die Fehmgerichte in damaligem wahrscheinl. Mainzer Abdruck. Ueberhaupt haben wir viel dergl. So fand ich noch heute Friedrich III Brief für die Stadt Bibrach daß Niemand ihre Angehörigen vor das Lantgericht zu Weissenhoven loden solle d Wien, 10. Dez. 1481. Papier groß 4° 45 Zeilen. Doch scheint mir, dies eher das Product einer Schwäbischen Presse zu sein.

Sie sehen aus diesem Brief, daß ich wenigstens nichts vergesse. Ihnen danke ich für die Nachricht wegen dem Fridericianischen Original u. erlaube mir Sie ferner zu bitten, an mich zu denken, wenn Ihnen Francofurtensia wie die bereits gütigst mitgetheilten zu Augen kommen.

Mit dem Ersuchen mich dem H. Professor Lehne[4]) gefälligst empfehlen zu wollen, bestehe ich Hochachtungsvollst

Ihr gehorsamster Diener

Frankfurt, 29. Jan. 1827. J. F. Böhmer.

Nachschrift. Ich habe nochmals nach Peter Schöffer gesucht und habe gefunden. Es heißt im Bürgerbuch buchstäblich: „peter „schaffer von gernsheim buchdrucker hait den burgereit getan glopt vnd „gesworn vnd ist mit den rechenmeistern uberkommen vmb die x lib „iiij ß. Actum sexta post Exaltacionis Crucis Anno etc." (Was vorhergeht und folgt ergibt das Jahr 1479.)

Euer Wohlgeboren

werden meine kürzlich abgegangene Sendung hoffentlich richtig erhalten haben. Diesmal erlaube ich mir eine Anfrage.

In St. Maximin befanden sich drei Ffurter Urkunden von 880, 881 & 882, beide letztere von Karl dem Dicken, die erste von Ludwig III. Hontheim Hist. trev. dipl. I. 218 & 219 gibt davon Nachricht. Bodmann hat wahrscheinl. alle diese Urkunden abgeschrieben; wenigstens weiß ich das gewiß, daß er von der zweiten, welche mich

---

[3]) Grotefend, Egenolf. Frankfurt 1881. S. 4.

[4]) Johann Friedrich Franz Lehne, geb. 1771 zu Gernsheim, gestorben 1836 zu Mainz. — Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen. I, 210—211 und II, 433—435.

*) Anfang: Sixtus epus seruus seruor dei venerabili fratri Archiepo Patracen et dilectis filijs sancti Bartholomei Franckforden etc. Ende: Datum Romae 1477 (in Worten) Jdus Februar. Pontificatus nostri Anno Septimo, 63 Zeilen des größten Quartformats.

am meisten interessirt, ein Facsimile gemacht hat. Nun wünschte ich zu wissen, ob ich diese Abschriften und Facsimiles einsehen oder wenigstens eine Copie davon erhalten könnte. Da in einigen Wochen der Abdruck meines Cod. dipl. beginnen wird, so würden Sie mich durch eine Antwort hierauf gar sehr verbinden.

Kaiser Ludwigs Landfrieden am Rhein 1337 bei Würdtwein Subf. IV, 283 ist Ihnen ohne Zweifel bekannt. (Von Frankfurt an St. Margarethen abend.)

Mich Hochachtungs vollst empfehlend

Ihr gehorsamster
Frankfurt, 6. Febr. 1827, J. F. Böhmer.

Euer Wohlgeboren

beehre ich mich den Empfang Ihres Schreibens vom 11. v. M. hierdurch anzuzeigen, womit ich zugleich die Ihnen geliehenen Bücher wohlbehalten zurück erhielt. Ich will nun wieder alles, was Sie betrifft Punct vor Punct durch gehen.

1) Sie erhalten hierbei Jenaer Lit(eratur) Zeit(ung) 1811, erster und zweiter Band, worin die gewünschte Nr. 137.

2) Meusels Magazin erstes und zweites Stück.

3) Auf zwei Blättern Beschreibung der Mainzer Drucke auf die Wahl Maxens vom Jahr 1486. Sollten Sie noch genauere Beschreibung wünschen, so bitte ich mir anzugeben über welche Puncte.

4) Sie verlangen noch

Jen. Lit. Zeit. 1787 S. 229
1791 S. 636
1805 Nr. 36

Wir haben die Jenaer Lit. Zeitung vollständig, es schien mir aber, als ob in diesen Citaten ein Irthum wäre, weil ich auf den fragl. Seiten nichts fand, wovon ich glaubte, daß es Sie interessire. Ich bitte daher mir nochmals Ihre Ordre zu wiederholen, die ich dann befolgen werde.

5) Jac. Wimphling Memoria Marsilii ab Inghen 1499 haben wir nicht.

6) Hain Repertorium haben wir; doch wird dies Buch sowenig als Ebert verliehen.

7) In unsern Uffenbachischen Handschriften, welche ich jetzt genau durchgegangen habe, steht nichts zur Mainzer Geschichte, als die bei

Senckenberg gedruckten Faustischen Urkunden. — Sonst haben wir aber einige Blätter über den Kampf zwischen Erzb. Diether u. Adolf, die aber unbedeutend sind.

8) Bonifacii VIII Decretal. 1473 besitzen wir nicht soviel ich weiß, aber vom Jahr 1465 u. 1476 beidemal auf Pergament. Aber wir haben v. 1473 Decret. Gregorii IX auf Papier in der Leonhardsbibl.

Für die Bemerkung zu Werners Gesch. v. Mainz danke ich nebst Hr. von Fichard[1]). Ich sah das Buch bei dem in demselben stark ausgeschriebenen Hrn. Senator Vogt[2]); aber es schien mir kein gutes Buch.

Die Urkunde Friedrich I. d. 1173 ist gedruckt bei Würdtwein Subf. I, 367. Ich hätte dies schon früher entdeckt, wenn ich nicht geglaubt hätte, sie wäre von 1183.

Den verbindlichsten Dank muß ich Ihnen sagen für Ihr so gütiges Anerbieten wegen dem Bodmannischen Nachlaß[3]), soweit dieser noch bei den Erben sich befindet. Da ich einige Hoffnung habe genaue Abschriften der gewünschten Urkunden anderswoher zu bekommen, so will ich diese Sache fürs Erste noch beruhen lassen.

Es wäre doch sehr interessant, wenn Sie etwas über das Schicksal des Bodmannischen Nachlasses bekannt machten. Ich wurde kürzlich wieder darnach gefragt. Niemand kann das besser als Sie, u. Sie retten dadurch selbst manches. So hörte ich einmal Bodmann habe noch vor seinem Tod viele Abschriften an Nassau oder Darmstadt verkauft. Weiß man nun wo diese hingekommen, so kann man sie vielleicht auch benutzen. Im entgegen gesetzten Falle werden sie vergessen und gehen zu Grunde[4]).

Mit der Bitte, mich dem Hrn. Prof. Lehne und Hrn. Legationsrath Büchler gefälligst empfehlen zu wollen, bestehe ich hochachtungsvollst Ihr ergebenster Dr.

Ffurt a/M., 10. März 1827. J. F. Böhmer.

[1]) Johann Karl von Fichard, genannt Baur von Eysenecк, geb. 1773, gestorben 1829 zu Frankfurt am Main. Siehe: Kelchners Artikel über „Fichard" in der „Allgemeinen deutschen Biographie Band 6. S. 759 u. 60."

[2]) Niklas Vogt, geb. 1756 zu Mainz, gestorben 1836 zu Frankfurt am Main. Siehe: „Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen. II. S. 751 und 752."

[3]) Franz Joseph Bodmann, geb. 1754, gest. 1820. Siehe „Allgemeine deutsche Biographie Band III, S. 15—17".

[4]) Löher, Archivalische Zeitschrift Band I. Er befindet sich jetzt zu Miltenberg auf dem Schlosse des Herrn Amtsrichter a. D. Conradi, da derselbe von Archivar Habel f. Z. angekauft wurde und mit dessen Sammlungen auf Schloß Miltenberg gekommen ist. Siehe darüber: „Löher, Archivalische Zeitschrift. Band II, S. 146—203."

Euer Wohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 10. d. M. habe ich mit großem Vergnügen zu erhalten die Ehre gehabt. Ihre Subscriptionseinladung deponire ich auf unserer Lesegesellschaft u. bitte vorläufig

mich selbst u.

die Stadtbibliothek dahier unter Ihre Subscribenten aufzunehmen[1]). Ich zweifle nicht daß ein mit Urkunden so trefflich ausgestattetes Werk von so hohem Interesse den allerbesten Fortgang haben wird. Hier werden sicher noch mehrere Exemplare abgesetzt, obgl. meine Vaterstadt mehr dem Merkur dient als dem Apollo u. der Minerva, weshalb ich auch bei meinem Codex der diesen Winter endlich wird gedruckt werden, mich zur Uebernahme der Kosten mit aller Resignation entschlossen habe.

Durch eine ganz zuverlässige Mittheilung sehe ich mich zugl. in den Stand gesetzt, Ihnen zu eröffnen, daß man in Holland an die Harlemer Erfindung gar nicht ernstlich glaubt; denn Hrn. von Koning[2]) ist es ins Gesicht gesagt worden, daß man überzeugt sei, er glaube nicht daran. Von den 3 Beweisstücken ist der Speculum salvationis, wie eine beigeschriebene Bemerkung beweisen soll, erst aus Deutschland nach Harlem gekommen, u. ein anderes Stück soll auch unverkennbar aus deutscher Presse herrühren.

Mich Ihnen zu freundlichem Andenken angelegentl. empfehlend bestehe ich hochachtungsvollst

Ihr gehorsamster

Ffurt 26. Oct. 1827. J. F. Böhmer.

Euer Wohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 6. Jun. habe ich nebst einem Exemplar Ihres Werkes über die Erfindung der Buchdruckerei richtig und mit dankbarer Freude über Ihr freundschaftliches Andenken erhalten. Dieses

---

[1]) Schaab, C. A., die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gensfleisch genannt Gutenberg zu Mainz, pragmatisch aus den Quellen bearbeitet, mit mehr als dritthalb hundert noch ungedruckten Urkunden, welche die Genealogie Gutenbergs, Fusts und Schöffers in ein neues Licht stellen. Mainz. Auf Kosten des Verfassers 1830—1831. 3 Bde. gr. 8⁰.

[2]) Jakobus Koning, geboren 1770 zu Amsterdam, gestorben 1832. Siehe: „van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden. Band 10. S. 309—313“.

Exemplar muß ich Ihnen aber wieder zurück geben, indem die Brönnersche Buchhandlung der Stadtbibliothek bereits ein Exemplar als subscribirt übersendet hat. Es ist also hier ein Misverständniß, ohne daß ich gerade weiß, wie es entstanden ist.

Mein Exemplar habe ich bereits durchzulesen begonnen u. mich sehr über die viele Belehrung erfreut, welche ich darin gefunden. Ich behalte mir vor, Ihnen seiner Zeit einige Zusätze unsere Bibliothek betr. zu liefern. So haben wir z. B. nun auch ein Blatt der Guttenbergischen Bibel auf Pergament, welches ich irgendwo als Einband fand; ferner hoffe ich noch ein zweites Exemplar von Diethers Manifest in wenigen Tagen vor mir liegen zu haben 2c.

Mein Codex dipl.[1]) mußte etwas ruhen um einem Directorium über die Kaiserurkunden von 911—1313 Zeit und Raum zu gönnen. Von diesem ist bereits 1/4 gedruckt. Es enthält den Extract von 5000 Urkk. u. Nachweisung ihres Druckortes an circa 15000 Stellen.

Unterdessen habe ich noch immer mehr ff. Urkk. erhalten u. nähere mich daher einer Vollständigkeit, welche ich früher wohl wünschen, aber kaum hoffen durfte.

Ist Ihnen bekannt daß der rheinische Städtebund 1254 oder in einem der folgenden Jahre Ingelheim zerstörte? Diese Notiz steht in einem von Hrn. Dr. Pertz[2]) neu aufgefundenen Mainzer Chronisten. Leider ist er nur sehr kurz. Ich werde Ihnen die Stelle genau schicken.

In meinem Cod. dipl. wollte ich die lateinischen Urkk. mit lateinischen Lettern und die deutschen mit deutschen drucken lassen. Ich bin aber jetzt zweifelhaft ob ich nicht durchaus lateinische wählen soll, obgleich ich sie minder liebe.

Mich Ihrem ferneren gütigen Andenken verehrungsvollst empfehlend Ihr ergebenster Diener

Ffurt, 16. Jun. 1830. J. F. Böhmer.

*

Hochgeehrtester Herr Richter!

Ich bitte Sie vor allen Dingen meinen verbindlichsten Dank für die Gefälligkeit zu genehmigen mit der Sie mir in Bezug auf den dor-

---

[1]) Codex diplomaticus Moeno-Francofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Frankfurt am Main 1836. 4°. Teil I (mehr ist nicht erschienen).

[2]) Georg Heinrich Pertz, geb. 1795 zu Hannover, gest. 1876 zu München.

tigen Otterburger Codex denselben Dienst leisteten, welchen ich Ihnen einstens hinsichtlich des hiesigen Mainzer Codex leisten zu können so glücklich war. Der Codex ist am 8. d. M. von hier wieder abgegangen u. ohne Zweifel ist Ihnen Ihre Caution zurückgestellt worden.

Nächstdem bitte ich mein bisheriges Schweigen mit dem äußersten Drang zu entschuldigen, mit dem seit meiner Rückkehr von Berlin eine Menge Arbeiten auf mir lasteten. Jetzt endlich kann ich wieder ein wenig aufathmen, nachdem ich so viel M.S. der Carolingischen Regesten[1]), die ich jetzt drucken lasse, vorgearbeitet habe, daß mich der Setzer doch wenigstens nicht sofort wieder einholen kann.

Den Brief unseres Herrn Schöffen Metzler gebe ich Ihnen hierbei mit vielem Danke für die gefällige Mittheilung zurück. Es ist dies unstreitig der würdigste Staatsmann der von den Zeiten des Reichs und der Reichsstadt in die unsrigen herüberlebten. Mein verstorbener Vater war eng mit ihm befreundet und ich rechne mir es zu unschätzbarem Glück seit zehn Jahren in ihm meinen Chef zu verehren.

Von den Urkunden welche ich in Wezlar gefunden habe steht keine mit Mainz in irgend einer Verbindung, doch werde ich nicht ermangeln Ihnen sobald sie abgedruckt sind (denn an den Cod. dipl. Mff geht es nun auch) die Aushängebogen zu senden.

Battons[2]) u. Fichards[3]) Manuscripte dürfen als unersetzliche Francofurtensia nicht aus der Bibliothek gegeben werden und besteht wegen derselben eine besondere Instruction, die ich befolgen muß. Ihre Versendung mußte kürzlich auch dem Hrn. Dr. Lang[4]) in Darmstadt verweigert werden. Sie werden wie Archivalien betrachtet und von Hrn. Senator Usener[5]) bearbeitet werden. Wollten daher Euer

[1]) Regesta chronologico — diplomatica Karolorum. Die Urkunden sämtlicher Karolinger in kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher, in welchen solche abgedruckt sind. Frankfurt am Main 1833. 4°.

[2]) Johann Georg Battonn, Kanonikus des Bartholomäusstifts zu Frankfurt am Main, geboren den 6. Dez. 1759 zu Mainz, gestorben den 21. April 1827. Das fragliche Manuskript wurde unterdessen von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main, unter dem Titel: Örtliche Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main. 1861 u. ff. in 7 Bänden herausgegeben. Mit Anmerkungen von Fichard versehen.

[3]) Allgemeine deutsche Biographie. Band 6. S. 759 u. 760. — von Boltog, Verzeichnis auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main befindlicher von Fichard'scher Manuskripte im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Heft 8. S. 123—130. Frankfurt 1858." —

[4]) Karl Heinrich Ritter von Lang, geb. 1764, gestorben 1835 zu Ansbach.

[5]) Dr. Friedrich Philipp Usener, Senator und Syndikus der Stadt Frankfurt, geboren 26. Nov. 1773 zu Steinfurt (Oberhessen), gestorben am 11. März 1867 zu Frankfurt am Main. Historischer Schriftsteller.

Wohlgeboren eine nähere Einsicht von denselben nehmen, so müßte das an Ort und Stelle geschehen.

Die Nachricht von der Krankheit des verehrlichen Herrn Dahl[6]) hat mich betrübt. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen noch lange Lebensjahre.

Mich Ihnen Hochachtungsvollst und freundschaftlichst empfehlend

Ihr gehorsamster Diener

Frankfurt a./M., 28. Feb. 1833. Böhmer.

*

Hochgeehrtester Herr Präsident!

Hierbei empfangen Sie die 3 fl. 30 kr., welche Ihnen die Stadtbibliothek für das empfangene Exemplar der Geschichte der Festung Mainz schuldet. Als Beleg für meine Rechnung bitte ich seiner Zeit, wenn Sie meinen CD. Mss zurück senden, eine kleine Quittung beilegen zu wollen.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie dem CD. Mss einige abweichende Lesarten mit Bleistift beischreiben wollen. Bei den von mir gegebenen Urkunden ist immer zu unterscheiden, ob ich das Original oder eine vielleicht schlechte Copie vor mir hatte. Was nun die von Ihnen gerügten Fehler betrifft (welche mich Anfangs wahrhaft erschreckten), so erlaube ich mir Folgendes zu bemerken:

S. 101 Z. 2: colebatur. Meine beiden Handschriften (deren eine ich erst später erhielt, als ich Ihnen die erste auf der Stadtbibliothek zeigte) lesen beide cogebatur und die Correctur in colebatur scheint mir noch jetzt besser als die in agebatur, ohne daß ich mir dadurch herausnehmen wollte, es besser zu wissen als das Original. Aber dieses habe ich nicht.

S. 100 Z. 10. Möglich, daß das Original profecto hat, aber meine beste Handschrift liest: de cetero.

ib. Z. 9 u. 17 möglich daß perhenniter gesetzt werden muß; so liest auch die eine meiner HSS. Dies ist unbedeutend.

ib. letzte Zeile. Eine meiner HSS. liest molestarum, was keinen Sinn gibt, die andere molestarunt, was nicht viel besser ist. Molestantur oder molestatur sind gleich gute Verbesserungen.

---

[6]) Johann Konrad Dahl, geb. 1762 zu Mainz, gestorben 1833 als Domkapitular ebendaselbst. Historischer Schriftsteller. Allgemeine deutsche Biographie. Band 4.

ib. 27 huiuscemodi mag besser seyn als huiusmodi; gewiß ist aber, daß bei Schunk CD. S. 20 huiusmodi steht. Dieser hatte ein Original vor sich.

S. 102 Z. 9. Die beste HS. Sec. XIV von der ich aber leider nur diese Stelle habe, liest die Namen so: Moguncie: Arnoldus camerarius, Ingebrandus, milites, Arnoldus Walpodo et V̊lricus de Arbore rosarum; Wormacie vero Jacobus, Wolframus de Peternsheim, milites, Heinricus Rycheri et Ebertzo de vico lane; Oppenheim quoque Gerlacus de Bibelnheim Jacobus de Litwilz, milites, V̊to, Theodericus Rotcolb, qui duodecim etc. Ein et zwischen den beiden letzten Namen war deshalb nicht nöthig, weil im 13ten Jahrh. noch Niemand zwei Vornahmen hatte.

S. 104 Z. 7 clerici, seculares. Ich bin jetzt auch der Meinung daß dies Comma weg muß, obwohl es sowohl die Wormser schlechte Abschrift S. XV (wenn ich darin nicht irre), und Leibnitz Seite 93 hat.

S. 105 Z. 15. Diese Stelle ist aus Leibnitz abgedruckt wo auch kein non oder haud steht. Ich finde es auch durchaus nicht nöthig respectum habebimus kann heißen: auf den wollen wir ein Aug haben, auf den wollen wir fahnden.

S. 107 Zeile 10. coarctantur steht in meinem Original bei Leibnitz S. 96. Ich habe es nachgedruckt.

S. 97. Die Buchstaben A und F sah ich als Abkürzungen an, die ich richtig auflößte. Die arabischen Ziffern setzte ich zur Bequemlichkeit. Schon daraus, daß sie arabisch sind, sieht jeder, daß sie von mir herrühren.

S. 97 Z. 8 v. u. etiam und in sind in der Abkürzung ï (Vergl. Walters Lexikon der Abkürzungen) fast gar nicht zu unterscheiden. Da der Sinn beides zuläßt, so kann nur die genaueste Prüfung des Originals, welches ich vor beinahe 10 Jahren abschrieb, maßgebend seyn.

S. 98 Z. 1 u. 23 halte ich doch quoniam für besser. Wahrscheinlich steht im Original qm̄ und dieses heißt immer quoniam, wie Sie bei Walter finden können; quum kommt im Mittelalter schwerlich vor, statt dessen schrieb man damals cum oder cū.

Möchten diese Bemerkungen Ihr Vertrauen zu meinen Abdrücken wieder herstellen. Jedenfalls weiß ich, daß ich andern, z. B. Guden,*) nicht nachstehe, wenn mir auch hie und da humanum quid widerfahren seyn sollte. Uebrigens sind nicht blos die von Ihnen bezeichneten, sondern circa

*) Gudenus, Codex diplomaticus anecdotorum res Moguntinas illustrantium. Göttingae 1743. Francofurti et Lipsiae 1747—1758. 4°. 5 vol.

die ganze Hälfte meiner Urkunden bereits anderwärts, wenn auch schlechter, gedruckt. Ich habe hier planmäßig alles wiederholt, was Ff. betrifft, um es bequem an einem Fleck zu haben. In einem im 2ten Bande anzuhangenden Repertorium gebe ich über alles dies Nachricht, zeige die früheren Herausgeber an, sage wo meine Originalien sind, und rechtfertige die einzelnen Lesarten. — Der Hagenauer Städtebund von 1278 ist nach Wencker [1]). Offenbar ist der Abdruck nicht ganz richtig.

In Bezug auf die Juden bemerke ich, daß Chmels [2]) Regesten die Extracte von 40 dieselben betreffenden Urkunden König Ruprechts von 1400 bis 1410 enthalten. Vollständig abgedruckt sind vom 9. Jan. 1401 für die Juden von Mainz, 1407 Mai 3 Ernennung eines Hahmeisters aller Juden in deutschen Landen. Wenn Sie dieses Werk dort nicht haben, so kann ich es Ihnen leihen.

Bis Ende des Jahres hoffe ich im Stande zu seyn, Ihnen ein vollständiges Exemplar meines Ffurter Urkundenbuchs vorerst bis 1400 gehend überreichen zu können.

Mit den bekannten verehrungsvollsten u. freundschaftlichsten Gesinnungen Ihr gehorsamster Dr.

Ffurt, 12. Juli 1835. Böhmer.

Hochgeehrtester Herr Präsident!

Ich beehre mich Ihnen den richtigen Rückempfang der neulich in Ihren Händen gelassenen Aushängebogen des CD. Mff hierdurch anzuzeigen. Sobald derselbe vollendet ist werde ich um die Erlaubniß bitten ein vollständiges Exemplar Ihrer Bibliothek einverleiben zu dürfen. Hoffentlich geschieht dies noch vor Ende des Jahres, denn heute sind 71 Bogen fertig.

Da die Mainzer Stadtbibliothek meine früheren Regesten angeschafft hat und ich derselben vielfach Dank schuldig geworden bin, so habe ich mich entschlossen derselben ein Exemplar der von mir herausgegebenen Regesten Ruprechts durch Chmel als Geschenk anzubieten und heute abzusenden. Sie werden dieses Buch mithin jetzt ohne Portoauslage benutzen können.

---

[1]) Wenker, Apparatus et instructus archivorum. Argentorati 1713. 4°.

[2]) J. Chemel, Regesta chr. dipl. Ruperti regis Romanorum. Frankfurt 1834. 4°.

Das mit den clerici feculares ist wirklich ein curioses Ding. Aus der mir zurückgegebenen Collation des Landfriedens Wilhelms de 10. Nov. 1255 ersehe ich, daß das Wormser Original allerdings ein Comma zwischen den beiden Worten hat. Ein solches findet sich auch in dem mir eben zugekommenen Abdrucke des ehemals Mainzischen nun Münchener Originals in den Monumenta Boica 30a, 325, welcher noch folgende Varianten darbietet

non possit discordie (die Worte dissensionis vel fehlen).
dę consensu concordi (statt concordi consensu)
gaudeant perpetuo et fruantur
Waldecke
vel columbariensi fculteto
contra dictum iniuriatorem
pax omnimodo reformetur

In demselben neuen Bande der Monumenta Boica ist S. 321 noch eine andere mir bisher unbekannt gebliebene Bestätigungsurkunde König Wilhelms für den rheinischen Bund aus Hagenau vom 10. März 1255. Dieser Abdruck ist aus einem Original des Königlich Baierischen Hausarchives, ein früherer soll sich in der holländischen Ausgabe von Meermanns Geschiedeniss van Graf Willem van Holland V, 167 [1]) finden. Wenn Sie wünschen, so schicke ich Ihnen eine Abschrift, doch sollten freilich die so wichtigen neuen Bände der Monumenta Boica auf der dortigen Stadtbibliothek nicht fehlen.

Es freut mich sehr, daß Sie so eifrig hinter den Juden her sind, theils wegen diesen, theils wegen dem rheinischen Städtebund der denn hoffentlich auch bald an die Reihe kommt. Sollte ich auf meiner diesjährigen Niederrheinischen Reise etwas einzelnes auf denselben bezügliches finden, so können Sie sich darauf verlassen, daß ich es Ihnen mittheile.

Mit bekannter vollkommenster Verehrung und Hochachtung

Ganz der Ihrige

Frankfurt, 21. Juli 1835. Böhmer.

Frankfurt, 12. Oct. 1835.

Hochgeehrtester Herr Präsident!

Bei meiner Rückkehr finde ich nicht allein Ihre an mich, sondern auch den an die Stadtbibliothek gerichteten Brief unerbrochen in meinem

[1]) Meermann, Freiherr von Dalem. Geschiedenis van graaf Willem van Holland Roomisch koning. Gravenhagen 1783—97. 4 Bde. nebst Anhang. 8⁰.

Hause. Das Versehen wegen dem letzteren glaube ich nicht besser gut machen zu können als durch alsbaldige Uebersendung des hier beigefügten Bandes 30a der Mon. Boica, welchen Sie mir nach gemachtem Gebrauch wieder zugehen lassen wollen. — Ein neues auf meiner Reise entdecktes, leider unvollständiges, Actenstück über den rheinischen Städtebund füge ich zu beliebiger Benutzung bei.

Wegen des berühmten Comma's bin ich noch nicht mit Ihnen einig, da das Beisetzen von Punkten zur Bezeichnung von Abkürzungen eine meines Wissens viel spätere Gewohnheit ist, als daß einem Punct im Sec. XIII dieser Sinn beigelegt werden dürfe.

In Utrecht habe ich Herrn Scheltema [1]) kennen gelernt. Ich soll Ihnen sagen, daß er kein so böser Mann ist. Und ich sags auch, daß er mir als ein guter Mann erschien. Daß die Mainzer ihr deutsches Denkmal von einem Dänen in Italien formen u. von einem Franzosen in der Hauptstadt des alten Erbfeinds gießen lassen: darüber mußte ich seinen Bemerkungen beistimmen [2]).

Hochachtungsvollst und freundschaftlichst

Ihr gehorsamster
Böhmer.

N. S.

Ich hoffe, daß Sie, mein Hochverehrter Herr und Freund, in Ihrer künftigen Geschichte des Rhein. Städtebundes [3]) über die Richtigkeit unserer verschiedenen Lesarten um so weniger mit mir polemisiren werden, als ich ohnehin noch Cartons zu meinem CD. Mff drucken lasse und Sie meinen Wunsch billigen werden, daß zwischen uns keine literarische Fehde entstehen möge, die ich allerdings dann nicht vermeiden kann, wenn jemand meine Texte angreift, so wenig ich auch sonst die Absicht habe über Meinungen zu streiten. Ich halte es für rathsamer meine Zeit zum Bessermachen zu verwenden — in den Meinungen nämlich; denn meine Texte sind, (natürlich nach der Natur meiner Quellen beurtheilt) so gut wie die besten. Dieses letzte ist etwas, was ich weiß.

Uebrigens glaube ich nicht, daß sich am Rhein noch weitere Beiträge zur Geschichte des Städtebundes auffinden lassen. B.

[1]) Jacobus Scheltema, geboren 1767, gestorben 1835. Verteidiger der holländischen Ansprüche auf die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Coster. „Van der Aa, Biographisch Wordenboek der Nederlanden." Band 17, S. 264—273.

[2]) Diese Stelle ist abgedruckt in: „Janssen, Joh., Johann Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleine Schriften. Zweiter Band, S. 234—235.

[3]) Schaab, Geschichte des großen Rheinischen Städtebundes. Mainz, 1843—45. 2 Bände, gr. 8⁰.

Hochgeehrtester Herr Präsident!

Mit herzlichem Danke habe ich Ihr gütiges mir bestimmtes Geschenk[1]) erhalten und das gleichfalls empfangene Exemplar für die Stadtbibliothek an den Ueberbringer bezahlt. Die Holländer werden von Ihnen moralisch und physisch geschlagen und sind doppelt übel dran weil sie eben Unrecht haben. Sie könnten jetzt selbst einen Geist brauchen, der sie vertheidigte; wir wollen sehen, ob einer unter ihnen auferstеht, was ich fast bezweifle. Sonst meine ich, hätten sie den guten Jacobus Scheltema doch noch ein bischen milder behandeln können. War doch von der Diesseite von Käshändlern oder gar Krämern und Zwiebeldunst gesprochen worden, was den mijn heeren wohl eben nicht sanft gethan haben mag.

Hierbei denn endlich mein Urkundenbuch[2]), welches Sie mit Freundlichkeit und Güte an- und aufnehmen wollen. Ich habe zwei Blätter umdrucken lassen und für ein drittes Verbesserungen angegeben. S. 101/102 ist nun nach dem Pergamentenen Copialbuch Sec. XIV, welches sich im Würzburger Archiv befindet, berichtigt.

Ueber das berühmte Komma nach clerici (S. 95 Z. 9 v. u.) haben wir keinen Streit mehr! S. 102 Z. 4 v. u. ergiebt deutlich, daß drei Hauptklassen:

clerici, laici et iudei

unterschieden werden. In der früheren Stelle werden die clerici noch näher bestimmt, näml. 1) seculares, 2) monachi, 3) moniales u. 4) omnes religiosi ciuiuscunque ordinis (letzteres mag z. B. auf die Beginen gehen, welche keine Nonnen moniales, aber doch religios waren). Dieser ganze Satz ist eigentlich Apposition oder Klammer zu dem Wort clerici. Darum stand auch in der einen Urschrift hinter clerici ein Punct, welcher daselbst so viel bedeutete als bei uns ein Colon : — Ich habe das Comma stehen lassen, weil mir dies der neueren Interpunction am angemessensten schien, bin aber über den Sinn ganz der von Ihnen geäußerten Ansicht.

---

[1]) Randglossen zu den Phantasieen und Träumen des Pseudogeistes Johann Gensfleisch, gen. Gutenberg, an Dr. Schaab und den Ausschuß zur Errichtung des Denkmals zu seiner Ehre zu Mainz. Utrecht, bei R. Natan 1835; mit 2 Anhängen: 1. Historischer Beweis, daß die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst in dem laufenden Jahre 1836 eintrete, und nicht im Jahre 1840 oder einem andern könne gefeiert werden; 2. Über die Monumentssache und was seit 30 Jahren darin geschehen ist — von Dr. C. A. Schaab. Mainz 1836. 8⁰.

[2]) Böhmers Codex diplomaticus Moeno-Francofurtanus Vol. I.

Sonst habe ich über den rheinischen Städtebund nichts mehr gefunden, glaube auch nicht, daß noch etwas existirt. Ihre Geschichte desselben wird nun, hoffe ich, Ihr nächstes Werk seyn.

Wenn Ihr Aufsatz über die Juden den Gegenstand noch nicht berühren sollte, so wäre vielleicht doch auch etwas über die Judenbäder zu sagen, dergleichen sich eins zu Andernach (Klein Rheinreise Ed. II. S. 476 u. 477) und ein vorzüglich schönes zu Friedberg in der Wetterau findet. Sonst wüßte ich Ihnen auch hierüber nichts besonderes Neues zu sagen. Die Abhandlung von Spieß in seinen Archivischen Nebenarbeiten werden Sie kennen; auch das, was Gemeiner in seiner Regensburger Chronik über den Gegenstand hat.

Ich bin im Begriffe nach Stuttgart, München, Tirol und der Schweitz abzureisen. Wenn die Zusammenkunft des hessischen Geschichtsvereins nicht gar zu früh in den October fällt, so werde ich derselben beiwohnen können, was mir sehr lieb wäre. Dort hoffe ich dann auch Sie wohl und munter, wie immer, wieder zu sehen.

Mit den hochachtungsvollsten und freundschaftlichsten Gesinnungen

Ihr gehorsamster Dr.

Frankfurt, 15. Aug. 1836. Böhmer.

Hochgeehrtester Gönner und Freund!

Es hat mich gar sehr gefreut wieder einmal etwas direct von Ihnen zu hören. Schon längst wollte ich Sie besuchen, aber Unwohlsein hinderte mich. Nicht alle sind so rüstig wie Sie. Doch wenn es wieder warm ist hoffe ich diesen Wunsch zu erfüllen.

Den Rheinischen Städtebund sah ich im Oct. v. J. — wo? Rathen Sie! — in Wien. Seitdem wurde er für unsere Stadtbibliothek angeschafft. Das überschickte Exemplar behielt ich für die mir eigenthümliche. Zum zweiten Bande sage ich: Glück auf!

Die beiden andern Bände von denen ich gar nichts gehört hatte, sind von der Stadtbibliothek behalten, welche sich aber nun auch die hierbei kommende Rechnung unterzeichnet zurückerbittet.

Einen verläßlichen Mann, um hier Subscriptionen zu sammeln, bedaure ich Ihnen nicht bezeichnen zu können.

Es freut mich sehr daß Sie den Hrn. Dr. Hennes schätzen, wie er es nach seinen Kenntnissen und seinem Charakter so sehr verdient.

Mit den verehrungsvollsten Gesinnungen

Ihr ergebenster Diener

Ffurt, 28. Feb. 1844. Fr. Böhmer.

Hochverehrter Gönner!

Es hat mich sehr gefreut nach langer Zeit einmal wieder Ihre Handschrift zu sehen, und daher zu entnehmen, daß Sie wohl und thätig sind, wie immer. Für das mir bestimmte Exemplar des 3ten Bandes Ihrer Mainzischen Geschichte [1]) sage ich Ihnen meinen freundlichsten Dank; für dasjenige, welches die hiesige Stadtbibliothek bekommen hat, empfangen Sie hierbei 3 fl. 30 kr. oder zwei Preuß. Thlr. Die darüber beigelegte Quittung wollen Sie gütigst unterzeichnet und verschlossen der Post übergeben lassen.

Erinnern Sie sich noch des gelehrten Streites über ein Comma im großen Rheinischen Städtebund von 1254? Ich habe im letzten October zu Wien dasselbe Original benutzen können, aus welchem einst Leibnitz schöpfte, und muß nun bekennen, daß Sie — wie freilich zu erwarten war — vollkommen Recht hatten, ich aber Unrecht. Sonst fanden sich bei Leibnitz gar viele Fehler.

Wenn die gute Witterung wieder eingetreten ist, hoffe ich Ihnen meine persönliche Aufwartung machen zu dürfen, und bestehe einstweilen verehrungsvollst und gehorsamst

Frankfurt, 12. Feb. 1848. Fr. Böhmer.

Frankfurt, 16. Juli 1852.

Hochverehrtester Gönner!

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihren lieben Brief vom 2. d. M. erst heute beantworte, und Ihnen den mir freundlichst mitgetheilten Brief des ehemaligen Mainzischen Bibliothekars nunmehrigen Russischen Staatsraths Fischer [2]) so spät zurückgebe. Es macht einen eignen Eindruck auf persönlichem Verkehr beruhende Kunden von einem Manne wie Oberlin [3]) zu vernehmen, der in seiner eignen Heimath nur noch als Gelehrter bekannt zu sein scheint. Ihnen aber wünsche ich

[1]) Schaab, C. A., Geschichte der Stadt Mainz. Mainz 1841—1851. 4 Bde. 8⁰.

[2]) Gatthelf Fischer von Waldheim, Dr. med. und Naturforscher, geboren 1771 zu Waldheim in Hessen, gestorben 1853 zu Moskau. Über ihn: „Allgemeine deutsche Biographie" Band 7, S. 84 u. 85. „Scriba, Lexikon der Schriftsteller in Hessen." II, 225. „Poggendorff, Biographisch-litterarisches Wörterbuch." I, 755 ꝛc.

[3]) Jeremias Jakob Oberlin, geboren 1735 zu Straßburg, gestorben 1806 ebendaselbst. Siehe: „Haag, la France protestante." Vol. 8 p. 29—32.

Glück zu dem sachverständigen Beifall, der Ihnen aus so weiter Ferne geworden ist.

Besuche von Verwandten und Bekannten, mancherlei Geschäfte und die große Hitze hatten mich bisher abgehalten, die Streitschriften über Adalberts I und II Begräbniß — welche ich Ihnen hierbei mit vielem Danke zurückgebe — mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu lesen. Nun aber erlaube ich mir Ihnen einige Bemerkungen vorzulegen, zu denen sie mich veranlaßt haben.

Die Todestage dieser Erzbischöfe stehen meines Erachtens durch das von mir in Rom benutzte Lorscher Necrolog und die Annalen von Desibodenberg ganz fest. Adalbert I starb am 23. Juni 1137, und Adalbert II am 17. Juli 1141.

Dagegen sehe ich nicht recht ein wie diese beiden Daten mit der von Herrn Habel[1]) gefundenen Bleitafel in Verbindung gebracht werden können, wenn wirklich auf derselben IVNII steht. Denn von einem Durchzählen der Monatstage vom ersten zum letzten, wie es jetzt gebräuchlich ist, und auch schon im 13. Jahrh. in Briefen und Urkunden Kaiser Friedrichs II und König Richards vorkommt, ist mir in Deutschland im zwölften Jahrhundert nichts bekannt; ich kann daher auch die vorgeschlagene Ergänzung: die xxiii mensis IVNII, selbst wenn dafür der Raum vorhanden wäre, so geschwind nicht annehmen. Stünde IVLII, wie Sie zu bemerken glaubten, so wäre viel unbedenklicher viiii. kal. IVLII zu ergänzen.

Eben so ist mir der Tag, an welchem der Altar in der Gotthardscapelle durch den Bischof Bucco von Worms eingeweiht worden sein soll, etwas zweifelhaft. Die von Ihnen angeführte ehemals vorhandene Inschrift, die uns Guden 2, 732 und nach ihm Würdtwein Diplom. Mog. 2, 542 erhalten hat, nennt uns das Jahr 1138 und die Indiction 15. Letztere aber läßt sich mit dem Jahr nicht vereinigen, indem sie bereits im Sept. 1137 endete. Somit hätten wir zwischen den Jahren 1137 und 1138 zu wählen. In beiden fällt der 30. Juni auf einen Werktag, während doch sonst zu dergleichen Weihungen Feiertage vorgezogen wurden. Im Jahr 1137 ist indessen der 30. Juni gerade die Octave vom Todestag Adalberts I, was leichter erklären würde, weshalb die Weihung nicht von einem Erzbischof von Mainz vorgenommen wurde.

---

[1]) Friedrich Gustav Habel, geb. 22. Februar 1792, gestorben 1867. Verdienter Altertumsforscher. Über ihn siehe: „Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung." Band 11, S. 186 u. ff.

Der Reise Adalberts II. nach Rom im Jahr 1140 gedenken die Annalen von Desibodenberg, sie sagen aber nicht, daß er dorten zum Legat ernannt worden sei. Diese Nachricht giebt zuerst Trithem.[1]) Nun ist es freilich richtig, daß diesem manche Quellen noch zu Gebote gestanden haben, die uns fehlen, und daß auch das Schweigen in den Urkk. Adalberts II von dieser Erhöhung nicht entscheidend ist, da er bald starb, und die Erzbischöfe von Mainz, welche ganz gewiß Legaten waren, sich doch diesels Titels auch in manchen Urkunden nicht bedienen.

Ueber die Frage selbst erlangen wir vielleicht dann directen Aufschluß, wenn das nach dem Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte Band 8 Seite 519 in Brüssel noch vorhandene ungedruckte Gedicht auf einen dieser Adalberte (ich weiß nicht auf welchen) uns vorliegen wird. Bis dahin werden wir also noch Geduld haben müssen.

Aus den Zeitungen ersehe ich, daß der Mainzische Alterthumsverein am nächsten 16. Sept. einen Congreß aller historischen Vereine Deutschlands dorten abhalten lassen will. Ich habe doch einigen Zweifel, ob dieses gutgemeinte, aber dem Anschein nach nicht gehörig vorbereitete Unternehmen werde Erfolg haben können.

Herr Oberbibliothekar Pertz aus Berlin, den Sie auf der Germanisten-Versammlung 1846 werden gesehen haben, ist im Augenblick mit seiner kränkelnden Gattin in Soden.

Mich Ihnen zu fernerem freundschaftlichen Wohlwollen empfehlend, bestehe ich mit altbekannter Verehrung

Ganz der Ihrige

Fr. Böhmer.

---

[1]) „Joh. Trithemii Annales Hirsaugienses." St. Gallen 1690, folio.



Zur Usancenkunde.

In letzter Zeit ist der Frage, ob ein Sortimenter berechtigt sei, statt eines à Cond. bezogenen Exemplars ein bar mit erhöhtem Rabatt bezogenes Exemplar zu remittieren, öfter erörtert und in der Buchhändler-Akademie Band II Seite 533 u. ff. von Herrn Dr. Weidling vom juristischen Standpunkte beleuchtet, sodaß wir diese Seite hier ganz übergehen und uns auf die thatsächlich vorliegenden verschiedenen Auffassungen der Verleger, wie solche in den Bezugsbedingungen ausgedrückt sind, beschränken können. Nur in einem Punkte sind wir mit Herrn Dr. Weidling nicht ganz einer Meinung; wir glauben mit Schürmann, daß ein Verleger, dessen Bezugsbedingungen in Frage stehende, noch nicht allgemein anerkannte Forderungen enthalten, diese vor der Expedition mitteilen sollte und nicht erst auf der Faktur, welche der Sendung beigegeben wird; einmal bei der Anzeige der Neuigkeit, für welche diese Bedingung gilt, allgemein und später bei jeder einzelnen Bestellung des Sortimenters, welche nicht ausdrücklich auf diese Bedingung Bezug nimmt. Es scheint uns dies praktischer zu sein, als die Expedition mit abweichenden Bezugsbedingungen, welche durch Annahme der betr. Sendung anerkannt würden, besonders wenn allein schon das Auspacken einer Sendung als Annahme gelten soll. Das Auspacken der eingehenden Sendungen wird doch nur in ganz kleinen Geschäften vom Chef besorgt, in mittleren und größeren Geschäften ist es Sache des Hausknechts und das Auszeichnen der Bücher einem Gehilfen übertragen, oft arbeitet das ganze Personal mit und zwar so rasch es eben gehen kann, damit die Novitäten schleunigst expediert werden können. Namentlich in letzterem Falle werden die auf den Fakturen vorgedruckten Bezugsbedingungen nie gelesen, nur die fakturierten Bücher mit der Faktur verglichen, abgestrichen, ausgezeichnet und mit anderen Neuigkeiten sofort versandt. Erst wenn diese Arbeit beendet ist, oft erst nach Geschäftsschluß findet der Chef die Zeit, die eingegangenen Fakturen durchzugehen und die darauf vermerkten Be-

dingungen zu prüfen, resp. sich über dieselben zu äußern; es kann doch nicht gut davon die Rede sein, daß die Firma derartige Bedingungen schon durch das Auspacken und Auszeichnen des betr. Buches genehmigt habe, bevor überhaupt noch die Bedingungen kontrolliert sind, und diese Kontrolle ist in der Praxis nur in Ausnahmefällen früher möglich zu machen; es müßte also dem Sortimenter eine gewisse, wenn auch kurze Frist gelassen sein, in welcher er das Gegenteil erklären muß, wenn er nicht durch die Annahme der Sendung die betr. Bedingungen anerkennen will.

Es führt uns dies ferner zu der allgemeinen Frage, ob und wie weit die von den einzelnen Verlegern publizierten Bezugsbedingungen für das gegenseitige Verhältnis des Verlegers zum Sortimenter von Vorteil für beide oder für nur eine Seite sind.

Von vornherein bemerken wir, daß allgemein gültige Bezugsbedingungen im Buchhandel nicht existieren, denn die Geschäftsgrundsätze der vereinigten Verlegervereine sind in diesem Sinne keine eigentlichen Bezugsbedingungen; auch die Rabattsätze, resp. das Verhältnis der Netto- und Barpreise zum Ladenpreis, sowie die Freiexemplare kommen für uns nur nebenbei in Betracht; wir haben es hauptsächlich mit den Grundsätzen der einzelnen Verleger bei Bezug à Cond. neben Bar und und „in neuer Rechnung“ zu thun.

Für den Sortimenter am gefährlichsten ist der Grundsatz einer Verlagshandlung, Barbezogenes abzustempeln und dessen Rücknahme unter allen Umständen zu verweigern; wenn der Verleger nach diesem Grundsatze handelt, kann kein Sortiment von Novitäten eine Partie bar neben à Cond. bestellen, weil es gezwungen wäre, die bar bezogenen Exemplare unter allen Umständen zu behalten und die von den à Cond.-Exemplaren abgesetzten ordnungsmäßig zu bezahlen, einerlei wie viel Exemplare es im ganzen abgesetzt hat. Bestellt ein Sortiment von einer Novität neben seinem à Cond.-Bedarf noch eine Partie fest oder bar mit höherem Rabatt, so will es sich nur verpflichten, diese Anzahl von der ganzen Bestellung unbedingt zu behalten, aber nicht die einzelnen Exemplare, welche in dem Barpaket enthalten sind; es gebraucht eben für seinen Kundenkreis die ganze Anzahl beider Bestellungen zur Verwendung, kann aber nicht von vornherein dafür garantieren, daß grade diejenigen Exemplare von den Kunden behalten werden, welche es selber als Barpaket erhalten hat.

Hat also der Verleger von vornherein angekündigt, daß er so verfahren werde, so wird der Sortimenter von einer Barbestellung absehen und der Vertrieb entbehrt eines großen Reizmittels, weil der Sorti-

menter sich unter allen Umständen mit dem niedrigen Rabatt bei à Cond.-Sendungen begnügen muß.

Fast ebenso gefährlich ist es für den Sortimenter, wenn der Verleger wohl Lagerexemplare seiner Verlagsartikel à Cond. giebt aber die Ergänzung durch Barbezug der abgesetzten Exemplare ausschließt, weil er solche barbezogene Exemplare unter keiner Bedingung zurücknehmen will; obgleich Herr Dr. Weidling in dem angezogenen Aufsatze den Verleger rechtlich für verpflichtet erachtet, solche Exemplare zurückzunehmen, so hat deren Remission stets eine Differenz zur Folge, und an Differenzen ist der Buchhandel so schon reich genug.

Gleich lähmend für den Vertrieb ist die andere Bedingung: „Bei Nachbestellungen werden früher bezogene Exemplare „„fest““ notiert“; bei jeder Nachbestellung muß der Sortimenter hieran denken und darf diese nur „à Cond.“ ausschreiben, sonst hat er einen Ladenhüter mehr; der erhöhte Rabatt bei Barbezug ist hier nicht zu erlangen. Um die Jahreswende muß nun der Sortimenter beim Nachbezug von Novitäten noch ganz besondere Vorsicht anwenden, wenn er nicht zu Schaden kommen will, denn einige Verleger bedingen, daß „von in neuer Rechnung bezogenen Werken kein Exemplar weder remittiert noch disponiert werden darf“. Hat der Sortimenter von einem dies bedingenden Verleger am Ende eines Rechnungsjahres eine Novität bezogen, welche sich als gangbar erweist, wovon aber noch nicht alle Exemplare bestimmt abgesetzt sind, obgleich der Interessentenkreis noch nicht genügend bearbeitet ist, er kann keine Nachbestellung absenden, welche event. erst im neuen Jahre ausgeführt würde, und ist der fernere Vertrieb vollständig gelähmt; dies kommt so häufig vor, daß kleine Verleger, die es nicht nötig finden, ihre Bezugsbedingungen auf den Fakturen abzudrucken, es oft als bindende Usance hinstellen wollen und über Benachteiligung klagen, wenn der Sortimenter anderer Meinung ist und im beiderseitigem Interesse grade um die Jahreswende oder im neuen Jahre für ferneren Vertrieb weitere Exemplare bezogen hat. Andere Verleger haben die Gewohnheit, zu Anfang jeden Jahres die Auslieferung mit der laufenden Jahreszahl abzustempeln, und nehmen von diesen abgestempelten Exemplaren keins in alter Rechnung zurück; im großen und ganzen wird dies den ordnungsliebenden Sortimenter selten genieren, da er gewohnt ist nur solche Bücher in alter Rechnung zu verrechnen, die er faktisch in alter Rechnung bezogen. Doch kann es auch diesem in gewissen Fällen sehr erwünscht sein, ein derartiges Exemplar remittieren zu können und dafür ein anderes, welches noch zur Ansicht versandt ist, auf Lager zu behalten, namentlich dann, wenn

das Disponieren eines solchen Buches nicht gestattet ist. Die strikte Durchführung dieser Verlegerbestimmung zwingt den Sortimenter, anfang des Jahres alle vorjährigen Novitäten von seinen Kunden zurückzufordern und die Versendung frühzeitig abzubrechen, dadurch wird er naturgemäß sehr gestört und der Verleger erhält manches Buch zurück, welches sonst noch abgesetzt wäre. Die Einwendung der Verleger, daß ohne diese Bestimmung der Sortimenter die in neuer Rechnung bezogenen Exemplare benutzen könnte, um seinen alten Saldo zu verkleinern, ist im ganzen bei den meisten Sortimentern nicht stichhaltig; wenn man die Möglichkeit auch zugiebt, so ist es doch nie gerechtfertigt, alle Sortimenter darunter leiden zu lassen, daß vielleicht ein Prozent von dieser Möglichkeit Gebrauch macht; jeder Sortimenter strebt naturgemäß darnach, einen möglichst hohen Absatz von jedem Verleger zu erzielen, weil er dadurch denselben verbindet und unter vielen Verhältnissen auf ein größeres Entgegenkommen gegen besondere Wünsche rechnen kann.

Auch dann wenn der Verleger zur Messe keine Disponenden gestattet, ist der Sortimenter gezwungen, seine Verwendung abzubrechen, wenn er diesem Wunsche strikte nachkommen will; Verleger, die dies grundsätzlich nicht thun und doch noch Nova in den letzten Monaten des alten Jahres versenden, haben es sich in der Regel dadurch selber zuzuschreiben, wenn der Sortimenter sich für diese Nova nicht besonders verwendet und daher auch keinen Absatz davon erzielt.

Als Gegenstück zu diesen den Sortimenter beengenden und beschränkenden Bedingungen wollen wir nur anführen, daß andere Verleger gradezu den Sortimenter veranlassen, sich durch Barbezug als Ersatz für abgesetzte Exemplare Extravorteile zu verschaffen. So lesen wir im Börsenblatt vom 1. Oktober 1885 folgende Bezugsbedingungen: „Barpartie 7/6 Exemplare, Rechnungspartie 11/10 Exemplare. 50 Exemplare mit 40%, 100 Exemplare mit 50%. Partieen können innerhalb eines Jahres komplettiert werden. A Cond. auch in größerer Zahl. Dadurch, daß ich ausreichend à Cond. gebe und

„Sie Partieen erst nach erfolgtem Absatz zu bestellen brauchen

fällt jedes Risiko für Sie fort".

Wieder andere Verleger verrechnen abgesetzte à Cond.-Exemplare im Laufe des Jahres mit Barrabatt, entweder allgemein, oder innerhalb einer bestimmten Frist nach der Versendung.

Wir sind der Meinung, daß die Verleger, welche dem Sortimenter, wie diese Beispiele zeigen, gar kein Risiko zumuten, oder das Risiko möglichst gering halten, dabei durch die angespornte Thätigkeit des

Sortimenters einen weit größeren Erfolg erzielen als jene, welche den Sortimenter so vielfach beschränken, weil unter gewissen Verhältnissen kulantere Bedingungen zu Mißbrauch führen könnten.

Fast eben so schlimm für den Sortimenter als diese zuerst angeführten Bedingungen so schon sind, ist nun noch die großartige Verschiedenheit derselben. Fast jeder Verleger hat andere Bedingungen und der Sortimenter muß dieselben beachten, will er nicht in unerquickliche Differenzen kommen; wie viel Zeit verliert er nicht mit dem Studium derselben und dem nötigen Nachschlagen, da er sie unmöglich alle im Kopfe behalten kann. Wir möchten daher dem Verlagsbuchhandel empfehlen, diese Bedingungen daraufhin einmal genau zu prüfen, ob dieselben zur Erreichung der erwünschten Ordnung wirklich notwendig sind, oder diese in nicht wenig Fällen sogar erschweren, und dann, wenn letzteres sich herausstellen sollte, dieselben zu vereinfachen und soweit irgend möglich gleichmäßig zu stellen; wir glauben, eine möglichst weitgehende Kulanz würde vom ganzen Sortiment, soweit es überhaupt thätig ist, dankbar anerkannt und durch erhöhte Thätigkeit und vermehrten Absatz belohnt werden.

St. V. Sch.



Skizzen über die klassische Litteratur und ihre Parodieen.

Von

Th. Ebner.

Es sind freilich keine hervorragenden Litteraturdenkmale, die ich in den folgenden Zeilen besprechen möchte; allein der Stoff, mit den sie sich abgeben, und die Persönlichkeit, deren schönste und reichste dichterische Schöpfung hier der Travestie zum Opfer fällt, sind zwei so entscheidende, daß es sich wohl auch der Mühe lohnen mag, einmal zu sehen, wie sich Spott und Satire ihnen gegenüber benommen haben. Zumalen die erste der hier besprochenen Travestieen von Lessings Nathan der Weise bietet schon dadurch so manchen Betrachtungspunkt, daß ihr Verfasser, ein fleißiger Roman- und Lustspieldichter aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, Julius von Voß, selbst eine Persönlichkeit ist, die wohl in den größeren Litteraturgeschichten bald mehr bald weniger ausführlich behandelt wird, immer aber noch einer gerechten und eingehenden Darstellung harrt. Denn in ihm verkörperte sich das Berlin aus dem Anfang unseres Jahrhunderts in merkmürdiger Weise. Stellt ihn Gottschall mit dem Simplicissimus in Parallele, und nennt ihn zwar wüst und frivol, aber einen treffenden Sittenmaler in seinen kulturgeschichtlichen Romanen und Lustspielen, und gesteht ihm auch Goedeke ein „unleugbares Talent" zu, das „bei weniger hastigem Hervorbringen hätte reiner ausgebildet werden können", so deutet schon dies auf einen Mann hin, der nicht allein ob der großen Anzahl seiner Arbeiten Beachtung verdient. Aus all diesen Gründen glaube ich die Leser dieses Werkes mit zwei Produkten unserer Litteratur bekannt machen zu dürfen, die namentlich als Representanten eines Stückes unserer Kulturgeschichte angesehen sein möchten, und da ich dies in einer Zeitschrift thue, die in erster Linie dem Buchhändler dienen soll, so bemerke ich noch, daß beide Drucke in ihren ersten Ausgaben selten,

und nur Julius von Voß in den seiner Zeit von Scheible in Stuttgart herausgegebenen Curiosa et Jocosa einen Neudruck erfahren hat.

I.

Der travestierte Nathan der Weise, Posse in zwey Akten mit Intermezzos, Chören, Tanz, gelehrtem Zweykampf. Mord und Todschlag, auch durch Kupfer verherrlicht. Berlin 1804. Bey Johann Wilhelm Schmidt. Das Personal weist außer den aus Lessings Nathan schon bekannten Namen noch diejenigen verschiedener Großen des Reichs, die gleichsam den Chor bilden, auf, während nach einer weiteren Bemerkung die Personen des Zwischenspiels jedesmal an ihrem Orte verzeichnet sind. In einer nun folgenden Vorrede, in welcher der Verfasser erst alles mögliche andere bespricht, ehe er auf sein verliegendes Büchlein kommt, sucht er das Publikum, welchem er dasselbe bestimmt wissen möchte, genauer zu charakterisieren. „Hier übergebe ich den Nathan", sagt er, „in mutwilliger Faschingstracht, nicht der Leserwelt im ganzen, denn darunter dürfte wohl ein mächtiger Teil Versündigung und Entweihung ruhen, sondern dem engeren Ausschuß, der auch wohl einmal an dergleichen Behagen nimmt. Unter den ernsten Deutschen machen viele an jede neue Lektüre die Anforderung des ewigen Belehrens. Einige sind nicht mit ästhetischen Kognitionen zu ersättigen, und bemerken nicht, daß hierbei ihr Gefühl an Profundität verliert, was es an Ausdehnung gewinnt. Andere studieren sich milzsüchtig an transcendentalen Hypothesen, obgleich die Erfahrung ergibt, daß in folgender Messe sie gemeinlich das Orakel eines andern Katheders oder einer andern Mansarde umwirft. Einige verirren sich gern in die Labyrinthe der Politik und Statistik und entwerfen den Horoskop der Zukunft. Ein kleinerer Teil widmet sein Streben der Philologie, Altertums- und Geschichtskunde oder den Naturwissenschaften und dergl. Ich erkenne das Ehrwürdige solcher Inklinationen mit weitem Gefühle an (obgleich mir ihre Schattenseite nicht entgeht) und — rate daher den dabei Passionierten gegenwärtige Posse, falls sie in ihre Hände gerät, sogleich wegzuwerfen. Inzwischen gibt es Leserklassen, die die Sphäre des tieferen Wissens nicht gerne betreten, aus großer Anspannung, Übergewicht der Jovialität, oder einem andern Grunde; andere, die wie ein Prokurante das Aulis der höhern Weisheit besuchten, oder da sie das gelobte goldene Vließ nicht fanden, und gerade durch den zurückgelegten Perimeter, den immer gleichen Zentralabstand vom Unermeßlichen erkannten, nun in den heimischen Bezirk zurückkehrten,

und den Wert des frohen Augenblickes begriffen — unter solchen könnte dieser kleine Scherz wohl seine Leser finden, für sie ist er (neben dem Zweck müßiger Zeitausfüllung) auch nur ans Licht gestellt, um so mehr, als unter ihnen selten einer der Hyperkritiker vegetiert, die jeden Genuß bei der Lektüre aufgeben, um nur die immer rege Tadelsucht zu nähren." Er will freilich nicht ein „Meisterwerk" von der Art Kotzebues und Blumauers bringen, er sucht auch in seinem Stücke nicht allein „die Gelegenheiten zum Farcieren", sondern auch die auf, wo man Wahrheiten sagen und Sitten zeichnen kann, was ja in einer Travestie viel besser geschehen kann, als sonst im repräsentablen dramatischem Fach. So will auch der Verfasser die von ihm gelieferte Charakteristik Nathans nicht als Karrikatur, sondern als vollkommenen Ernst angesehen wissen, ebensowenig wie er sich mit derselben einer etwaigen Judenfeindschaft schuldig zu machen glaubt. Das Loschonkaudesch und gewisse Hausgebräuche können keinem Israeliten anstößig werden, da sie Nachlaß der Väter sind. Der Handel in den Händen des Geizes sieht unter allen Völkern sich gleich und durch das Gespräch mit dem Tempelherrn glaubte ich mir selbst ein Verdienst um die Juden erworben zu haben, indem ich die Konsequenz ihrer Theosophen, die bürgerliche Schlichtheit, die ihre Gesetze hervorbringen, und ihre Entfernung von manchem Verderbnis anderer Völker beleuchte. Zum Schlusse sucht er sich noch wegen der Intermezzos, die hauptsächlich auf den Schlegel-Kotzebueschen Streit um den „Alarkos" des ersteren Bezug nehmen, zu rechtfertigen und führt uns dann im ersten Auftritt des ersten Akts in Nathans Wohnung, wo Daja mit häuslichen Arbeiten beschäftigt ist und seitdem sie des neuen Hamans „Schrift gelesen", nun eigentlich erst zum Bewußtsein ihrer Unthat kommt, „daß die Christentochter ein höllverdammter Mauschel mag erziehen". Schrecklich dünkt es ihr, daß er

> Lügt zum Papa sich, wischt das Rosenlippchen
> Mit scheußlich rotem Wichselbart ihr wund:
> Sie ahnt das Knattern nicht der Fegeglut
> Der Jungfrau und der Heilgen Keifen nicht.

und sie muß nun darauf denken sich von diesen Qualen zu befreien. Denn

> Das Verbrechen mit dem hagern Juden
> Frißt stets sich nagender ans bange Herz.
> Ich lief nach Kruzifix und Amulettenbuden,
> Ich unterzog mich des Calvary Schmerz.
> Ich fastete beim Brei aus Roggenmehle
> Noch fand ich keine Ruh vor jener Höhle.
> Was gilt's, ich muß schon etwas drauf verwenden

Und kaufen ein Patriarchalpamphlet.
Herr Schlegel dichte, daß geweiht von Märtyrhänden,
Es Paradieses Cherubime senden,
In einem apostolisch lautenden Sonett;
Dann wird der Schmutz der Sünden von uns weichen
Und eine Glorie uns die Jungfrau reichen.

Überdem nähert sich Nathan, und auf Dajas erstaunten Ruf: „Maria Jesus, Nathan ist schon da", weist er sie im schönsten Judendeutsch zurecht:

Nü was, o wai ist das ein Wilkomm ach
Hab ich dir doch nicht oft gegeben Geld.
Du sollst nicht dibbern von dem Tole

und da Daja meint, der Mund gehe über von des Herzens Fülle:

Nü geh er aach. — Mai, was ist aber dos?
Wos für Buchstaben da an meiner Thür?
Ä C, ä M, ä L, was ist nur dos?

Nun erzählt ihm Daja von der Feuersbrunst und daß sie von einem Karmeliter habe diese drei Buchstaben als Schutz vor weiterer Feuersgefahr hinschreiben lassen. Davon will Nathan nichts wissen. „Mein — Hier ist ä Charzerafe thü es doch weg", sagt er, und gerät nun vollends in Zorn, da er auf seinem Talmud auch noch einen Rosenkranz liegen sieht:

Ich armer Schlemiel, hob doch harbe Zotos.
Du Schomen sachirmaul, was liegt denn do?
Die Tippul süllst du kriegen —
Was thut
Er doch auf meinem Talmud? Horasch Nefesch,
Mußt du mir immer thün der Kumor Godol
Hot dirs wohl so gefodert? an den Tlio
Do mit dem Ding! Es ist mir keneged
Hattoffa wie ä Samm, die Harfosim
Auf dich! weg Tekef!

Auf diese Schmähungen hin droht Daja dem „Mauschel" mit dem Patriarchen und erreicht damit die gewünschte Wirkung, nämlich die nochmalige Auslieferung eines „Chagerchen". Bei der nun von ihr gelieferten Schilderung des Brandes verliert er durchaus nicht seine Fassung, wäre das Haus abgebrannt, so hätte er ein neues gebaut „recht nach der Berliner Maude":

Die Wändches vorne angemalt, das Dach
Recht grauß, recht rund, wie an ä Braudkorb
Recht bunte Teppechs, rund ümher, Scharlacken
Rosinrot, gele Seide, Ziegenhaar
Hätt ich gekanigt, Pesel und Psilim
Chai roschi, Bsulo, hätt süllen eppes werden!

Zudem hat er es ja mit dem dreifachen Wert in die Brandversicherung gethan, und „einen Kozin", dem er „Mesüm" geborgt hat, durch Unterschrift verpflichtet, daß er außer den Zinsen auch noch die Feuerversicherungspolice zahle. „Man heißt mich den weisen Nathan; muß ich es seyn." Auch die Erzählung, daß Recha beinahe verbrannt sei, macht keinen sehr entsetzlichen Eindruck auf ihn, und da Daja meint, ihre Rettung sei so wunderbar, daß sie selbst ihn bekehren werde, hat er hiefür nur die einzige Antwort: „O wai". Die Alte erzählt ihm nun, wie das Unglück entstanden. Recha saß:

> Einen Abend spät noch bei Journalen,
> Gelehrten Zeitungen und andern Schriften;

und Daja ist sogar in der Lage, die Titel aller der Bücher zu nennen:

> Die elegante Zeitung
> Marko͏s, Scherz und Ernst von Garlieb Merkel,
> Fragmente von Berliner Kritikern,
> Miscellen, Rätselein, Charaden, auch
> Artikel über Nationaltheater.
> Ein Stück vom Herrn von Göthe! Was wir bringen,
> Vermehrens, Werdens Schriften, der Lacrymas,
> Auch des Freimütigen Stücke, wo er sich
> Vom litterairen Faustkampf tummelt. Feßlers
> Und andrer maurerische Sachen, Dramen,
> Von Rambach, Steigentesch und dem Herrn Ziegler,
> Philosophie von Jenas neuster Schule
> Und Hufelandsche Arzneikunst. Politik
> Vom alten Schirach, Nicolais Leben,
> Des stets entzückten Domherrn Meyers Reisen
> Und Frau von Staëls herrliche Delphine.

Da ist ihr nun eines Nachts, wie sie so eifrig über all diese Lektüre war, der Wachsstock zu tief herabgebrannt, und alles ging in Flammen auf. Die Toilette, viele Päckchen mit Schauspielrollen, alles ward zur Asche. Die Flamme dringt ans Bett, schon hat sie das Hemd der Unglücklichen ergriffen. Indessen ist Daja, ihr Ave Maria betend, in ihrer Kammer gesessen und hat einem Ständchen zugehört, das einige junge Kavaliere der Tochter des Juden brachten. —

> Da grad entstand das unglückselige Feuer
> Und Recha schrie im Zimmer felserbarmend.

Leider hat Daja dieses Schreien überhört, denn gerade als Recha anfing zu schreien —

> Fing eine Ouverture an von Weber
> Zum Unglück für die arme Ungehörte.
> Denn wer kann da noch ein Geschrei vernehmen!

Schon krachten die Balken.

Und Recha war die Thüre glutversperrt.
Denn denkt es euch, die letzten Blätter der
Erlanger Zeitung, Windes Wirkung leistend,
Entfachten fliehend neue Glut und warfen
Das Brennende umher.

Natürlich hätte Daja nun nach Nathans Meinung erst die „Malbuschs" (Kleider) und dann die Schickse retten sollen, und daß gerade die Kleider verbrannt, das Haus aber unversehrt geblieben, ist ein schwerer Schlag für ihn:

O wai, die scheinen Sachen, wai, und aber wai!

jammert er, und die Galle läuft ihm über, so daß er Daja am liebsten prügeln möchte. So hört er auch nur noch mit halber Aufmerksamkeit dem Bericht von Rechas wunderbarer Rettung zu! Die Kavaliers natürlich, trotzdem sie bei Nathan gewaltig in der Kreide sitzen, sind davon, und Daja wußte in der Angst nicht zu welchen Heiligen sie rufen sollte. Sie schrie zu Nepomuk, doch der hilft nur in Wassersdrang, das nahm auch jener übel, und dicker stieg der Rauch! Zum Glück fiel endlich ein Regen, und mit einemmale kam ein Ritter, der als wär er ein Salamander, in die Flammen drang und Recha glücklich aus dem brennenden Hanse trug. Nathan wundert sich, daß der Ritter bei dieser Gelegenheit sich so kalt benommen und endlich den Lohn verschmäht habe. „Er ist ä Schaute ä meschumener" meint er und nimmt sich vor, ihm an Ostern als Lohn „ä Matzen" zu schenken. Daja aber meint, da sie ihm nun zum zweitenmal von Engel- oder Heiligen-Händen gegeben, so möchte sie Nathan nun schnellstens taufen lassen, und eine Verbindung mit dem Ritter ins Werk setzen. „Wie kann er sich vergessen", meint Nathan,

er ist jo
Än Kumor, därf er denn ä Kalle haben. —

Doch Daja läßt sich nicht beschwichtigen und erst als Nathan ihr sagt, daß er ihr „eppes Rores, scheine, scheine Sachen" mitgebracht habe, ward sie freundlicher, trotzdem sie weiß, daß der Ächtheit von Nathans Geschenken nicht immer zu trauen sei! Nathan fragt nun nach seiner Tochter, und erfährt von Daja:

Bei ihren Musen wird die Holde sein!
Und kommt sie an Athenens Tempelstufen
Dann mag die Busenfreundin Hülfe rufen,
Ja selbst vom Todtenbett der Vater schrein,
Sie wird das Sanktuar des Pindus nicht entweihn,
Gegeben übersinnlichen Gedanken,
Bei der Profanität des Lebens nimmer wanken.

Da sie nun geht, um Recha zu holen, macht Nathan offen seinem

Unmut Luft, und als die nun herbei kommende Recha ihn auch noch in der gewähltesten Sprache einer Dame aus dem Anfang unseres Jahrhunderts begrüßt:

So sind Sie schon, schon angelangt mein Vater?
O das ist einzig, immer wähnt ich Sie
Noch eine Antipodenferne von
Der heilgen Laren Vaterherde, von
Des Töchterchens pierischer Umarmung

ist das Maß seines Zornes voll: „O wai, o wai", ruft er,

Daß du melummod bist
Die Sippen hob ich schon gehört; doch wos
Is dos? ich kumm hier in mein Bais, du dibberst
Nicht loschon kaudesch, dibberst ach nicht Scholem
Elechem, ach nicht Tatte, dibberst Vater:
Haar möcht ich raufen aus hier unterm Käppel
Chai Roschi als ich sag Tof Bocker, Recha,
Sie dibbert.

Mit einem „Baruch Tijef" sucht ihn dann die Tochter zufrieden zu stellen, um ihm allerdings zugleich eine scharfe Predigt über „die Thorheit des eklen unästhetischen Jargons" zu halten. Sie selber schwebt schon auf des Jahrhunderts Höhen, und will daß der Vater mitschreiten soll. Allein dem bleibt das Verständnis für solche Fortschritte verschlossen, er droht ihr als einer Abtrünnigen mit einer Anzeige vor den Ältesten des Volkes, sie aber weist solche kurz ab, und auf seine Frage nach Neuem weiß sie ihm viel zu berichten:

Fürs erste hört ich im Kollegium
Der Schönheitslehre, wo die große Welt
Von ganz Jerusalem sich gern begrüßt.
Ach schamma dibburai, es spendet Wonne,
Den Heiligen im Heiligtum zu hören:
Wie pittoresk giebt er sich an das Pult
Mit intressantem studienblassem Antlitz,
Und spricht mit wundervoller Pansophie,
Mit lieblicher Heterozootesie
Den Donner seiner stolzen Anatheme.
Löst lang in Nacht vergrabene Probleme.
Er regelt der Idiosyncrasie
Vor Kotzebue und Wieland schwere Vehme
Und voll Heuristik ewiger Systeme
Giebt er die Norm dem Reiche der Graphie.

Musik
Ist ferner jetzt mein Studium, ich setze
Schon Oratorien und Wiegenlieder,
Geschaffen zur Universalität,
Und hehre Paradigmen wähl ich mir.

Den hohen Stil lern ich in Seidels Liedern
Im Zauberschloß gefällge Melodien
Doch mehr als das Unnennbare im Tone,
Was im Moment der Weihe auch verweht,
Winkt dauernder in ihre Schöpfertempel
Des Bildners Kunst, die Freundin Raphaels.

Nathan hält diesen Raphael freilich für den Erzengel, und während die beiden nun eine Zwiebel miteinander verspeisen, klärt Recha den Vater über diesen Namen auf. Nun drängt es auch Nathan, einen Bericht von seiner Reise zu geben; allein er wird bald von Recha mit der Frage unterbrochen:

Nun, hörtet ihr zu Jena die Doktoren?
Saht ihr in Weimar alle Ruhmgekrönten?
Bringt Ihr das Neuest von der Leipzger Messe?

Doch Nathan weiß nur von allerhand schlauen Geschäften zu berichten, er war in Wien, in Wetzlar, auch in Birmingham, wo er sich einen großen großen Sack Reichskreuzer schlagen ließ, um dieselben ins deutsche Land einzuschmuggeln, kurz er hat überall seinem Namen Ehre gemacht, und endlich erfährt Recha auch, daß er ihr ein Buch mitgebracht:

Es hobens alle unsre Leut gekauft.
Es haaßt: Für die Bar Jsrelim, a Choi
Hat wider unser Volk gekasset und
Viel Cherpo uns gemacht, ein andrer Choi
Recht ein melummeter hats ihm gegeben;
Wie haißt er doch: Kos — Kosman, Kosman, jo.

„Und nichts von Schlegel, von Bernhardi, Tieck?" fragt die gelehrte Dame, und sorgt nun, da ihr der Vater des weiteren von dem mitgebrachten Putze erzählt, ob derselbe auch vollkommen stilgerecht sei:

Der Putz ist doch
Wohl mit Geschmack gewählt? im griechischen Style
Der Huldinnen und Pieriden? wie
Der Drapperien Grazie, des Haares
Juwelenschmuck, die leichte Zierlichkeit
Der Attischen Sandale Sokrates
Bewunderte, wenn er die Marmorhalle
Aspasiens betrat, wie Madame Recamier
Bei ihren Zauberfeten prangt.

Beinahe hätten die beiden über all dem vergessen, daß Recha fast verbrannt wäre, und in einem regelrechten Sonette teilt nun diese dem Vater das Geschehnis mit, um dann mit ihm zu einer Knoblauchmahlzeit abzugehen. Dabei meint sie freilich noch tadelnd:

Doch, Väterchen, nach Kantischen Prinzipien
Und denen, die uns Fichte aufgestellt,
Habt Ihr auf Eurer Reise nicht gehandelt.
Das heißt Moral die allerreineste
Aus des Naturrechts Thesen deduziert
Aus Thesen der Vernunft, und a priori
Das heißt die Wissenschaft — —

Er hat ja nur, wie er sich entschuldigt, die Chois betrogen, und weißt sie hiefür auf Thora und Talmud hin. So soll auch Recha den Heiden, der sie aus dem Feuer gezogen, nicht lieben? „Nu als er brav Mauß hat" meint Nathan, stehe dem nichts im Wege.

Das nun folgende erste Intermezzo, in welchem wir von Jerusalem nach Deutschland versetzt werden, nimmt seinen Stoff aus dem durch die Bestrebungen der romantischen Schule entstandenen Streit zwischen Kotzebue und dem Kritiker Garlieb Merkel einerseits und Karl Spazier andererseits. Alle möglichen litterarischen Notabilitäten, Fichte, Nicolai u. a. mischen sich in den Streit, der nun, mit Goethe als Schiedsrichter durch einen Zweikampf entschieden werden soll. Indessen kommt ein neuer Zug, „die Jünger der Litteratur aus Wien", ein zahlreiches Orchester, geführt von Haydn, Salieri u. a. m. Ihm folgen Ratzer, Sonnenfels und mehrere Skribenten, eine Menge profund gelehrter Exjesuiten, philologische Piaristen, Musenalmanachs-Dichterlinge, bewacht von Zensurbestallten. Dann tritt Schikaneder auf, in seinem Gefolge Gieseke, Perinet, Hensler, eine große Zahl Komponisten, Dekorateurs, Theatermechaniker und einige schöne Aktrizen seiner Bühne, die ihm von Zeit zu Zeit den Schweiß trocknen. Träger mit ungeheuren Körben voll Ungarwein, Braten jeder Art, Makkronis, Gebackenem, Pasteten, Fastengerichten, Donaukarpfen, farzierten Schnecken, italienischer Salamiwurst, Pfannkuchen, Kipfeln u. s. w. treten zu hinterst auf." Schikaneder schiebt Goethe von seinem Sitz herunter und nachdem er beide Teile einer scharfen Kritik unterzogen, rät er sich bei einer Flasche Tokayer zu versöhnen. „Die meisten Gens de lettres springen zu und trinken und schmausen ganz unbändig. Nur Iffland, Goethe und einige andere Anti-Kotzebuejaner gehen stolz ab."

Hiermit schließt denn auch der erste Akt und der zweite führt uns nach Jerusalem, wo wir den Tempelherrn unweit Nathans Wohnung spazieren gehen sehen. Er langweilt sich in Jerusalem. Keine Gage, schmale Kost:

Was soll ich hier entrieren, keine Cercles,
Niemand der Häuser macht, wo man mit Karten
Sich die Javiten öffnet, auch kein Faro,
Kein rouge et noir, das Glück herauszufordern,
Auch wohl zu korrigieren in der Not.

Er nahm das Kreuz, um Abenteuer zu suchen und zu finden — denn nicht einmal die Rettung der Jüdin aus dem Feuer dünkt ihm was Bedeutendes; höchstens kann er diese Gelegenheit benutzen, um von dem Vater einen Wechsel zu bekommen. Indessen kommt Daja zu ihm mit der Nachricht von des Juden Rückkehr, und gleich darauf zieht vor ihm ein Zug von Kamelen mit des Juden Schätzen beladen vorüber: „Ei Sapperment," meint er da,

Da ist ja eine fürstliche Partie
Die Tochter, Mädchen, o wie bist du göttlich,
Und voller Ernst bewerb ich mich um dich!
Doch wird sie sich zur Christin wohl bequemen?
Der alte Mauschel gibts wohl nimmer zu;
Da bleibt kein Mittel — als ein Jud zu werden.

Seine Gedanken hierüber unterbricht Recha, die ihn in phantastischer Ekstase begrüßt:

Von Wiedersehens Wonne jubeltrunken
Und in des Anschauns glühendem Erbeben
In Niagaren von Gefühl versunken,
Wag ich die blöde Wimper kaum zu heben,
Nicht das so lang Ersehnte zu erstreben,
O herbes Los, das mir die Parzen weben!

Dajas Mahnung, es sei ein Mensch wie andre, sie habe ihn erst heute früh noch Datteln essen sehen, weist sie entrüstet zurück:

Nü gail es ist doch Poesie, es hat
Mich Müh genug gekostet das Sonett.

Der Tempelherr teilt nun dem Mädchen mit, daß er den Entschluß gefaßt, sich „in den Schoß des Judentums zu werfen", erbittet sich von ihr, die meinte, er werde von Liebe reden, einen Rat, und erzählt ihr gleichzeitig, wie er zu diesem Entschluß gekommen. Da kommt Nathan, und Recha stellt ihrem Vater den Ritter als ihren Retter vor. Nathan dankt:

Der Herr soll auch bedankt sein, will dem Herrn
Auf Ostern einen Kuchen schicken —

und da auch er von des Ritters Entschluß hört, schickt er Recha fort, um mit ihm allein zu reden. Indem er nun dem Ritter die ewige Wahrheit des Judentums auseinandersetzt, lehrt ihn der Dichter, mitten unter all dem Spott doch die Ehrwürdigkeit und sittliche Macht des Judentums in den beredtesten Worten verkünden: „Wo gäb's wohl noch eine Religion", meint Nathan

Die so die Menschen kann zusammenfesseln,
Daß keine Kraft sie auseinander bringt?
Der Jud ist doch gewest in Sklaverei
Bei allen Völkern hier im Morgenlande,

Er ist geblieben Jud! Jetzt ist er doch
Zerstreut in alle Welt, er bleibt ein Jud. —
Kein Mensch zwingt ihn zu seiner Religion,
Kein Pabst, kein Iman, unter fremden Henkern
Wirft man ihn oft drob auf die Folterbank.
Er bleibt ein Jud! Er hat kein Vaterland
Und ist der größte Patriot, viel Hundert
Nationen hat der Zwang vernichtet,
Der Jud, ich sehs, wird alle überleben.
Man preßt ihm doppelt Steu'r und Gaben ab,
Zum Schimpf läßt man am Kleid ihn Lumpen tragen,
Die Kinder höhnen ihn: er bleibt ein Jud!
Ein graußer Rechner muß der doch gewesen sein
Der alles so berechnet hat aufs Häärche —
Und sieht der Herr wohl so viel schofle Sitten
Bei uns als bei den übrigen Nationen?
Trunk, Spielen, Üppigkeit und Unzucht, he?
Und sieht die Eltern so geehrt
Von ihren Kindern wo, als bei den Juden?
Und sieht der Herr wo auch wohl festre Ehen
Und mehr Bevölkrung, mehr Bevölkrung je
Als bei den Juden?

Nathan weiß nun wohl, daß es der Ritter auf seine Tochter abgesehen, und hat auch nichts dagegen, nur kommt jetzt wiederum die Kehrseite des Juden zum Vorschein. „Nu nu, der Herr soll viel Vermögen haben," meint er,

Mein Kind muß frei'n nach Geld, sie hat nicht viel,
Und würd ein Jud und nähm sichs Handeln an,
Und ich säh dann, er hätt zum Handeln Schick
Und Glück —

dann ließe sich wohl über die Sache des weiteren reden. Natürlich schwindelt der Ritter dem Juden nun das Undenkbarste vor, und nach seiner Schilderung gehört ihm das ganze deutsche Land. Die liebsten Lande sind ihm freilich in Westfalen gelegen:

Der Schinken halber, die man dort nur räuchert,
Und Mettwurst nirgends wohl so zart geraten.
Die Buchmast füttert mir so gute Herden,
Fünf Zoll hoch Speck enthält der Schweine Rücken,
Ihr solltet nur einmal davon genießen.

Davon will nun freilich der Jude nichts wissen, und der Ritter entschuldigt sich:

Je vous demande pardon, Monsieur. Ich meine
Nicht davon essen, pfui! sie kaufen, Freund,
Und schauen, welch Geld der Handel damit bringt.
Ich esse selbst den Greuel nie, pfui, pfui.
Doch Geld, Geld, Geld, Geld ist damit zu wuchern!

Nathan rät ihm nun, alle seine Güter zu verkaufen und den Erlös ihm in die Hand zu geben, dann will er dem Ritter aus Polen einen Juden kommen lassen, der ihn im Talmud und allem, was ein rechtschaffener Jude wissen muß, unterrichtet. Im Handeln muß er natürlich klein anfangen, er muß im Anfang mit Potsdamer Band herumgehen, und da der Ritter versichert, er kenne ja schon alle Kommerzmaximen, so examiniert ihn Nathan gleich selbst: Er soll ihm nun einmal seinen Hut verkaufen, allein das Endresultat dieses Examens ist: „Es bleibt noch beim Potsdamer Band", und Nathan gibt ihm nun ein Beispiel, wie der Handel zu betreiben ist. Am Ende will nun der Ritter von Nathan 100 Gulden borgen, und dieser ist bereit, wenn der Ritter nur ein Pfand hat, das einige hundert Gulden wert ist. Allein dem Ritter ist alles genommen worden, und für seinen Mantel will ihm der Jude keine 2 Gulden geben! Nicht einmal der Brandfleck an demselben, der an die Rettung seiner Tochter mahnt, stimmt den Juden mild. „Ja, wär der Brandfleck nicht," meint er,

> Da könnt der Herr wohl anderthalb erhalten
> Doch so nur einen!

Diesen einen erhielt denn der Templer mit Müh und Not, nachdem hiervon auch noch Zinsen und Einschreibegeld abgezogen worden sind. Als nun aber Nathan seinen Namen erfährt: „Curt von Stauffen", kommt ihm eine Ahnung, Curt wird stutzig und am Ende sieht er keine andere Rettung mehr, als dahin zu zielen, daß die Heirat mit dem Mädchen „eine gedrungene Mariage" wird.

Nun verwandelt sich die Scene in Nathans Wohnung, und wir sehen Recha eben mit Gesangsstudien beschäftigt. Sie wiegt sich daneben in sicheren Hoffnungen wegen des Ritters:

> Ich muß nur meine Singpartie studieren
> Zur Graunschen Passion, damit ich auch
> In der Akademie bestehe. — Ach
> Ich kann die Stunde nicht erwarten, mit
> Dem schönen Tempelherrn. — Wenn ihn der Vater
> Nur erst in Garderobe setzen wollte,
> Daß er an öffentlichen Orten dann
> Den Hof mir machte. (Denn galant ist er
> Mehr als ich glaubte.) Doch ich muß nur singen.
> (Blätternd)
> Wo ist die große Fuge die so schwer ist?
> (Blickt weg)
> Es sollen die Glieder der Akademie
> Auch ein Katakömetikon mir feiern —

Ei kann ich denn das Tutti gar nicht finden?
(wieder zerstreut)
Ich bin zwar über alle positive
Religion indifferent; die echte
Schellingianische Philosophie
Umarmend, doch wird's wahrlich Aufsehn regen,
Wenn dieser traute Jüngling mir zu huldgen
(Denn Liebe ist's gewiß, nicht Lust am Kultus)
Sich trennt vom Herde seiner Laren —

Indessen kommt Nathan mit dem Mantel des Tempelherrn. Recha entsetzt sich, da sie erfährt, wie ihr Vater gehandelt, und faßt den Entschluß, ihm, der so wenig mit „humanen Axiomen, mit höherer Moralität" gehandelt, heimlich eine Summe zu nehmen. — Dann muß ihr Vater, der doch auch einmal in der Schule gesungen, mit einer Notenrolle ihr den Takt schlagen. Aber da sie nun anfängt zu singen: „Christus hat uns gelassen ein Vorbild", wirft er ihr in sinnloser Wut die Notenrolle an den Kopf:

Du bist kappores leaulom voed
Und mußt ins Gehinomm! verschwärzen sollst du
Und hast mich noch zum Schaute, o du Nakkol

Recha sucht sich zu rechtfertigen:

Es singen's doch von unsern Leuten viele
Und viel beau monde, viel beau monde sag ich —

Allein Nathan will nichts davon wissen, appliziert der eben herbeieilenden Daja eine Ohrfeige, und er und Recha stürzen hinweg! Nun kennt diese natürlich keine Schonung mehr, und ihr Entschluß ist alsbald gefaßt, ihr ganzes Geheimnis dem Patriarchen aufzudecken. Nun kommt der eben erst zum Groß-Vezir ernannte Al-Hafi zu Nathan, um von diesem für den Sultan ein Anlehen aufzunehmen! Natürlich hat Nathan nicht einen Heller im Hause, und erst die großartigsten Versprechungen Al-Hafis bewegen ihn, sich bereitwillig zu zeigen. Die beiden vereinigen sich, die Hälfte des aus diesem Geschäft entspringenden Gewinns miteinander zu teilen. Indessen kommt Daja von dem Patriarchen zurück. Sie ist von ihm nicht sehr erbaut:

Wär's nicht ein Geistlicher, ich glaubte schier,
Er seye voll betrunken; denn er lag
Auf seinem Ruhebett, das Antlitz Feuer,
Die Sprach ein Lallen, und umringt von Flaschen.

Der Patriarch hat auch alsobald den Klosterbruder abgeschickt, und dieser ersucht nun den ihm begegnenden Nathan um Auskunft über den Juden, der ein Christenkind in Händen haben soll. Der Patriarch will den Juden durchaus brennen sehen. „Nun dacht ich," meint der einfältige Klosterbruder,

euch
Zu fragen, ob ihr's etwa wärt, und dann
Zu bitten, nach dem Kloster mitzukommen.

Nathan erschrickt natürlich und ahnt, wer das ganze Unglück angestiftet. Allein er faßt sich bald wieder und trotzdem der Klosterbruder, der ihm erzählt, daß er ihm selbst einst ein Mädchen übergeben, ihm scharf auf den Leib rückt, weiß er diesen so verwirrt zu machen, daß dieser nun um seine eigene Haut sorgt. Nathan entdeckt nun in einem Selbstgespräch den ganzen Zusammenhang, und hält es fürs beste, alles selbst zu erklären.

Wir werden nun in das Audienzzimmer des Sultans geführt, wo eine Menge von Beamten warten. Aus ihrem Gespräch erfährt man, daß Saladin eine Krankheit habe:

Der Übersatten Krankheit, denen Hoheit
Und Glück zu zeitig lächelten, den frühen
Genußberauschten, denen, wenn das Alter
Nun naht, der Appetit und die Verdauung
Gebrechen!

Indessen kommt Nathan und sucht mit den Herren Geschäfte zu machen: die Audienz wird abgesagt und nur Nathan und Al-Hafi bei dem Sultan vorgelassen; dieser ist sehr übler Laune:

Ein wahrer Distelpfad das Menschenleben,
Ist erst der Jugend heitrer Lenz entflohn,
Welch Glück kann ein elender Thron wohl geben,
Ein Siegerkranz, des Ruhmes eitler Lohn?
Gewohnheit stumpft den Reiz der Herrscherwürde,
Der Sklaven Zügel wird zur Sklavenbürde.
Und wär nur nicht das Fürchten vor dem Grabe,
Was mit so grausem Schaudern mich umweht.
Wie reich ist hier der Bettler ohne Habe,
Wie bettlerarm die reiche Majestät.
Er läßet nichts, ihm winkt der Tod Vergelten,
Der König kehrt den Rücken halben Welten!

Al-Hafi und Nathan werden nun vorgelassen, und Nathan, den der Sultan fragt, ob er auch Glück im „Schach" habe, versteht natürlich „Schachern" und beantwortet auch demgemäß diese Frage. Nun soll Nathan borgen, und macht dem Sultan Vorschläge, seinen zerrütteten finanziellen Verhältnissen aufzuhelfen, etwa durch eine Staatslotterie, die er dann um einen hohen Preis pachte. Allein Saladin will nichts mehr von Geschäften wissen. Man hat ihm Nathans Weisheit gerühmt, und ihn verlangt nach einer Probe derselben. Nathan erzählt nun dem Sultan auf dessen Frage nach der Echtheit einer der drei Religionen das aus Lessing bekannte Märchen, und hängt demselben die Moral an:

Ich sprech: Ein jeder lebe seines Glaubens
Und suche Geld auf Erden zu verdienen,
Das Weitre wird sich nach dem Tode finden.

Er findet dabei auch Gelegenheit, dem Sultan sein Anliegen wegen Recha vorzubringen, und es kommen hierdurch Dinge an den Tag, die beiden gleich erstaunlich sind. Kurzum, das Endresultat, dem noch eine Besprechung des Sultans mit dem Templer vorangeht, ist das, daß Recha und der Tempelherr Geschwister sind. Dem Tempelherrn ist das ob eines Abenteuers der vergangenen Nacht, als dessen Heldin sich nun Daja entpuppt, nicht unlieb, und alles löst sich in Wohlgefallen auf. —

2.

Nathan der Weise. Schauspiel von Lessing. Travestiert und modernisiert in 5 Aufzügen. Berlin und Wien bei Nathan & Comp. 1804.

Das Stück beginnt mit einem Prolog, den der Tempelherr auf dem Balkon des Schauspielhauses im grünen oder roten, reich mit Gold besetzten Kleide spricht.

Höret, ihr Herren (verkündet er) und laßt euch sagen,
Sobald die Glocke hat sechs geschlagen,
Wird man bei Wachslicht und höheren Preisen
Euch sehen lassen Herrn Nathan den Weisen!

Er charakterisiert des weiteren die andern im Stücke auftretenden Personen und schließt sodann seinen Prolog mit einer sehr energischen Mahnung zur Ordnung. Indem nun der erste Akt beginnt, sehen wir Nathan und Daja in eifrigem Gespräch. Letztere teilt ihrem Herrn mit, daß sie sich neulich die Mühe genommen:

Einen neuen Finanzplan auszuhecken
Und euer Haus in Brand zu stecken,
Nachdem wir's in allen Versicherungskassen,
Zum zehnfachen Wert versichern lassen.

und erzählt ihm dann die Geschichte von Rechas Gefahr und Rettung durch „einen christlichen Engel", der „mit Herrn Nelson erst jüngst übers Meer kam, spornstreichs grade von Petersburg her". Daja sowohl als die nun gleichfalls herbeikommende Recha werden von Nathan mit ihrem himmlischen Wesen ausgespottet, und zu den dreien kommt nun Lessing als Derwisch verkleidet:

Ruhe und Frieden dem jüdischen Weisen (begrüßet er Nathan)
Nach so vielen gefahrvollen Reisen,
Seit dem Durchgang im roten Meere,
Bis nach Wolfenbüttel kreuz und quer.

Nicht wahr, ihr seid zwar tüchtig beschmutzt,
Aber ich hab euch trefflich benutzt,
Und euch von Mosen und allen Propheten
Nichts weiter gelassen als Singen und Beten.
Ihr kennt meine göttlichen Fragmente schon?

Auf Nathans Frage: „Und, Derwisch, was war euer Lohn?“ weiß er denn freilich wenig Tröstliches zu berichten. Jetzt steht er im Dienst beim Obergeneral,

Der schlägt hier Wunden, und ich bezahl.
Er kümmert sich nicht um Gut und Geld,
Denn er erobert die halbe Welt
Und simuliert auch den ewigen Frieden,
Während wir uns um die Wahrheit ermüden,
Sie nirgends finden und ewig streiten.

Er braucht nun natürlich eine Menge Geld, allein Nathan hat „als weiser Mann kein Geld für Freunde und Fürsten“:

Ein kleines Gerichte (sagt er)
Am Schabbes, ein Schnaps, ein freundlich Gesichte,
Dies kann die Dichter genug honorieren,
Die ihre Feder für uns hier dressieren,
Und wollt ihr den Einband und Schriften bezahlen,
So können sie bei uns im Büchersaal prahlen.

Daraufhin meint nun Derwisch-Lessing: „Ihr sprecht ja ganz christlich,“ und beschließt, zu den wilden Arabern zu gehen,

Die kennen die Rechte der Gastfreiheit besser;
Ihr schindet Talente mit goldenem Messer.

Im vierten Auftritt wird der unter Palmen wandelnde Tempelherr von dem Klosterbruder angeredet. Er soll im Auftrag des Patriarchen den Tempelherrn dazu bestimmen, daß dieser den Sultan töte. In der Sprache des Stückes lautet das freilich etwas sonderbar: Der Tempelherr wehrt sich nämlich gegen ein solches Ansinnen:

„Ich bin ein Russe, Freund,“

hält er dem Versucher entgegen. Doch dieser hat hierauf schnell eine Antwort:

Allein ihr braucht ja Geld. Der Russe liebt Guineen
Doch mehr als Rubel und ihr sollt's recht gut verstehen,
(So sagt der Patriarch,) Monarchen zu spedieren,
Die oft ihr Regiment euch zu gefährlich führen.
Dies ist nun hier der Fall. Der Sieger von Ägypten,
Den, glaubt mir's, wir so treu wie einen Bruder liebten,
Wenn's ihm, wie Dumairie und Pichegru gefiel,
Vom Kartenspiel zu gehn, der treibt ein böses Spiel.
Nun, meint der Patriarch, euch kostete es wenig,
Und ihr gewähnt sehr viel, verbündet euch dem König

Und dem Minister auch, wenn ihr mit Gott es wagt,
Und eur entsetzlich Schwert durch seine Rippen jagt.
Der Kleber ist ja erst auf solche Art gestorben,
Und welchen Ruhm hat sich ein Mammeluk erworben,
Der ihm sein Lebenslicht ritsch, ratsch gar schnell ausblies!

Allein der Tempelherr will trotz alledem nichts davon wissen, und so geht der Klosterbruder denn unverrichteter Sache ab.

Im ersten Auftritt des zweiten Aktes sehen wir Saladin und seine Schwester Sittah, welche sich über die schlechten Verhältnisse Saladins besprechen und darin von dem Derwisch Lessing unterbrochen werden. Saladin eröffnet ihm seine Not. Er braucht Geld; allein der Derwisch hat hierfür einen schlechten Trost:

Das werden Sie schon schaffen,
Sie haben ja Soldaten, Macht und Waffen,
Ich will derweil an Götz nach Hamburg schreiben,
An Lavater, und sind nicht beide tot,
So sei das Meer schwarz, hechtblau oder rot,
Wie Maurer werden sie's keck von einander treiben.

Da kommt Sittah auf den Gedanken, Nathan könnte helfen! Das sei ja ein Mann nach dem Herzen Gottes. Lessing-Derwisch freilich nennt ihn bloß „einen Gegenstand des Spottes, den letzten Zögling seiner Laune" und erklärt diesen den Ausdruck also:

Wenn man Christen necken
Und auf der Juden Kosten necken will,
Dann machet zum Ersatz man auch den Gecken,
Der böse thut und weise heißen will,
So drollig, daß er selbst sich nicht erkennt,
Ihn Mendelssohn nicht einmal Jude nennt.

Dem Sultan sind freilich derartige Witze nicht nach Geschmack und die Schwester muß alle Mühe aufbieten, um den Derwisch vor ihm in Schutz zu nehmen. Eine Begegnung Nathans mit dem Tempelherrn, die nun stattfindet, zeigt vor allem den Juden; denn Nathan bittet den Tempelherrn, ihm sein Port d'Epee zu schenken und will ihm ein anderes von Recha gewirktes schenken — aber, wie er heimlich sagt: von Kupfergold, dann brennt sie dieses aus, und hat das Silber. Am Ende aber nach allerhand gegenseitigen Reibereien scheiden sie als gute Freunde und Nathan fertigt den daherkommenden Derwisch, der ihn um Geld angeht, kurz ab, und als nun gleich darauf der Tempelherr kommt mit der Frage: „Wer wohnt hier?" hat Lessing-Derwisch nur die bittere Antwort:

Herr Nathan der Weise!
Ich habe meine Ehre bei ihm versetzt,
Drum bin ich von ihm sehr hoch geschätzt.

Ich habe die Eurige angegriffen.
Drum bin ich von allen Priestern gepfiffen,
Ich hab' die Bibel hübsch persifliert,
Den Deismus überall eingeführt,
Aber kaum haut ich der vielköpfigen Hyder
Flink und rüstig ein Köpfchen hernieder,
So singen und beten die andern schon wieder.
Heute setzt man die Vernunft auf den Thron
Und morgen kauft jeder Absolution.
Heute giebt jeder den Priestern die Knute,
Und morgen kostet jeder die kirchliche Rute.

Nachdem er mit solchen Worten abgegangen, eilt Recha herbei, der Tempelherr soll ihre Neugier befriedigen. Ist er ein guter Geist von Gott gesandt, so will sie ihn in ihr Kämmerlein führen, damit sie dort „platonisieren". Allein der Tempelherr, trotzdem sie ihm süßen Schnaps und einen Edelstein, unter Brüdern mindestens zwanzig Thaler wert, verspricht, will nichts von ihr wissen. Indessen hat Saladin den Nathan holen lassen: dieser soll ihm bloß die Schlinge zeigen, wodurch ich alle Völker dieser Erde

In meine Falle lock und dann ihr Herrscher werde:
Du sollst mir sagen, was am besten ist,
Nehm ich den Turban, oder bleib ich Christ?

und Nathan muß nun mit seinem Gleichnis loslegen:

Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Westen,
Der setzte sich mit seinen liebsten Gästen
Oft an die Tafelrund' und trank Burgunder
Auch Porter, Öl und Portewein mitunter.
Er tischte Beefsteak auf und Pudding aller Arten.
Allein am Tische mischt er nur die Karten;
Gespielt ward nach der Tafel ganz allein
Mit diesem Pharospieler in seinem Kämmerlein,
Und jeder Ritter ging als Sieger fort.
Doch, ihr versteht, es blieb der größere Sieger dort!
Der König nämlich schuf geheime Orden,
Und jeder insgeheim war Ordensglied geworden,
Ein Döschen Weisheit steckte jeder ein
Und glaubte im Besitz des höhern Lichts zu sein.
Ihr werdet nächstens doch nach England übergehen
Und dort könnt ihr die runde Tafel sehn.
Der König hieß Arthur. Er starb und ging zur Ruh,
Sein Thron fiel seinem Erstgebornen zu.
Allein, zur hohen Meisterschaft. zum ersten Sohne
Des Wirtes und zur höchsten Krone
Des weisen Salomons, da meldeten sich viere
Und jeder stieß den andern von der Thüre.
Die Tempelherrn, die Brüder Asiaten,

Die Rosenkreuzer und die Maurer riefen laut:
Wir einzig sind mit Arthurs Kunst vertraut,
Die andern sind teils Zwitter, teils Kastraten.
Der neue König sollte Richter sein.
Er sprach zum Rosenkreuzer: Macht mir Gold,
So viel als ihr vermögt, ich werd' euch hold,
Daß ihr, auf Salems Thron, auf goldnen Spitzen
Sollt als erkannte Weise sitzen,
Doch wenn ihr das nicht könnt, erlaub ich's gerne,
Daß alle quasi Tempelherrn
Das Reich der Demokraten gründen,
Und Kaiser, König, Papst in eine Garbe binden.
Bringt einer diese reiche Garbe mir
Zum Altar der Vernunft — so liegt der Preis bei ihr.
Vermag das keiner, nun so wird uns ewig's Leben
Und Hermes' Weisheit schon der Asiate geben,
Der ist mit Henoch, Seth und Adam längst bekannt;
Hat jedes Tier bei Namen selbst genannt.
Und mit dem heiligen Geist schon kokettiert,
Als dieser überm Chaos schwebte.
Vermag auch dieser nichts, wohlan, der Maurer führt
Das höchste Ziel, wonnach der Weise strebte,
Mit einem Machtspruch aus, durch Weisheit, Schönheit, Stärke
Schafft er die neue Welt und alle Meisterwerke.
Ich geb ihm ein Patent, in Engelland
Und Indien, zu Ehren unsrer Frauen,
So viele Hospitäler zu erbauen,
Als wir nur Krüppel machen, sie zu füllen;
Nun gehet und verehrt des Königs hohen Willen.

Zum Dank für seinen guten Rat möchte nun Saladin den Juden gern zum Finanzminister machen, wenn er nur erst den Derwisch los wäre. Nathan rät ihm, denselben nach Sibirien zu schicken, und Saladin ist damit einverstanden:

Dort trifft er Kotzebue. Gott geb ihm schnelle Reise,
's sind beide Kraftgenies, doch keiner war hier weise.

Wiederum sehen wir nun den Tempelherrn, der sich bereits in Recha verliebt hat, unter den Palmen, Daja ist ihm nachgeschlichen, und um ihm das Mädchen zu kuppeln, verrät sie ihm, daß Recha ein Christenkind sei, das einst demjenigen zurückgegeben werden müßte, der einen Ring vorzeigen könne. Nun ist der Tempelherr entschlossen, die Recha zu entführen, und bald darauf treffen wir ihn beim Patriarchen, dem er die Sache erzählt; der Klosterbruder belauscht ihr Gespräch und beschließt, den Juden zu warnen. Auch ist er im Besitz des Ringes und fordert so die Recha von dem Juden zurück. Dieser will

sich ausreden, er habe sie schon dem Saladin ausgeliefert. Beide gehen nun zum Saladin und ihnen schließt sich nun noch der eben vom Patriarchen kommende Tempelherr an. Nathan erzählt dem Saladin sein Erlebnis mit dem Kind; und der Klosterbruder weist als Beweis dessen neben dem bewußten Ring auch noch einen Brief vor. Indessen ist Recha in eine übernatürliche Begeisterung geraten, ein „Chorus", der inzwischen auch noch auf die Bühne getreten, singt:

> Heiliger Vater, sie wird zur Prophetin,
> Ist Clairvoyante im heiligsten Sinn,
> Um ihre Stirne schwebt himmlischer Glanz,
> Engel erscheinen mit Fackeln zum Tanz.

Alle Anwesenden geraten in Entzücken, und Saladin eröffnet nun den Brief und verkündet:

> Sie ist die heilige Mutter von Lorette,
> Das erste Wesen in der Geisterkette.
> Hört alle ehrfurchtsvoll, so schreibt der heilige Geist.
> „Kaum war Mariens Bildnis abgereist
> Und requiriert — so floh Mariens Seele,
> Die tausendfach sich teilen kann,
> Bei jedem Bilde weilt, in jeder keuschen Höhle
> Und kam im Himmel wieder an,
> Doch weil sie dort der Thränen viel vergossen,
> So ward von heiligen Synod beschlossen,
> Bei ihrem Reiz für alles Erdenleben
> Sie Nathan in die Kost zu geben.
> Und sie im Unbewußtsein ihrer Würde
> Fortwandeln dort zu lassen, mit der Bürde
> Der heiligen Jungfrauschaft, bis jene Zeit erschien,
> Wo Gottes erster Held der heilige Saladin,
> Der nie der heiligen Kirche Brauch verletzte,
> Sie wiederum in ihre Rechte setzte,
> Und um ihn völlig zu den Lehren
> Der ersten Kirche zu bekehren,
> So sei sie ihm zuerst als jungfräuliche Braut
> Der Kirche Gottes anvertraut.
> Er gebe ihr den heiligen Bruderkuß
> Als Symbol, daß die Völker aller Erden,
> Die er beherrscht, nur eine Herde werden,
> Und bis zu diesem großen Jubeljahr
> Stellt er der Kirche Glanz vollkommen wieder dar.

Saladin aber ist bekehrt:

> Ich beuge ehrfurchtsvoll vor dir meine Knie,
> Du Mutter Gottes, heilige Marie,

Ihr alle aber tanzt in dieser Stunde
Den Ringeltanz zum großen Bruderbunde.
Dann geh ich mit geweihter Hand,
Geleitet von Marie ins süße Vaterland,
Und wer mich lieb hat, folgt dann mir,
Wer anders denkt, der bleibe hier.

Und alle folgen dieser Aufforderung unter den Klängen des Ça-ira und nachher der Marseiller Hymne.



Die notwendigen Eigenschaften der Druckplatten.

Bei dem großen Bedarf an Druckplatten, d. h. an Platten, welche in einer Presse zum Druck von Bildern 2c. benutzt werden können, beschäftigt deren Herstellung eine große Zahl von Arbeitern, welche mit dem eigentlichen Druck nichts mehr zu thun haben, ebenso beschäftigen sich viele Erfinder mit dem Suchen nach Ersatz für die bisher gebräuchlichen Platten, und auch die Besteller, zum großen Teile also die Verleger, haben mit dem eigentlichen Druck nichts zu thun und alle diese Personen in der Regel keine praktischen Kenntnisse davon, welche Anforderungen an eine derartige Druckplatte von vornherein zu stellen sind. Wir wollen hier nun für solche bei der Sache sehr interessierte Kreise diese notwendigen Eigenschaften kurz zusammenstellen und die bis heute gebräuchlichen Mittel zur Erreichung derselben angeben.

Jede solche Druckplatte muß an ihrer Oberfläche vollkommen eben sein, Vertiefungen drucken sich nicht ab, Erhöhungen aber drucken durch und ruinieren infolge dessen das zu bedruckende Papier, die Farbwalzen und den Druckcylinder, resp. die den Druck ausübende Platte.

Diese Forderung muß für jede Druckplatte gestellt werden, einerlei ob deren Druck in der Buchdruck-, Kupferdruck- oder Steindruckpresse erfolgen soll und auch einerlei aus welchem Material dieselbe hergestellt wird. Diese absolut ebene Oberfläche läßt sich nur durch Gießen in eine ebene Form oder durch sorgfältiges Abschleifen erreichen, ersteres beim Stereotypieren und bei galvanoplastischem Abformen, letzteres beim Herrichten von Platten für Zeichnungen gebräuchlich.

Das Material solcher Platten muß ferner ein ganz gleichmäßiges sein, möglichst ohne jedes Korn und besonders ohne Fasern oder dergleichen; es darf nicht für Witterung oder Feuchtigkeit empfindlich sein und von der Druckfarbe nicht angegriffen werden, es muß sich nach beendetem Druck auswaschen lassen und darf beim Aufheben nicht leiden; ferner muß es die nötige Festigkeit haben, um eine große Zahl von Drucken aushalten zu können, ohne daß die letzten Drucke merklich an Schärfe verloren hätten; endlich soll der Preis möglichst niedrig sein.

Gebräuchlich sind Platten von Holz, vorzugsweise Buchsbaum-Stirnholz, welches allerdings gegen Witterungseinflüsse und Feuchtigkeit ziemlich empfindlich ist, von Metall vorzugsweise Stahl-, Kupfer- und Zinkplatten, für starke Pressungen auch Messing oder Rotguß. Holz läßt sich sehr leicht bearbeiten, es hält auch verhältnismäßig viele Abdrucke aus, doch stellt es sich ziemlich hoch im Preise und gestaltet nur ausnahmsweise eine mechanische Bearbeitung; von Metall läßt sich Kupfer am leichtesten bearbeiten, sowohl mit der Hand als auch mechanisch resp. chemisch, doch hat es an sich nicht die für große Auflagen nötige Härte, es muß daher erst gehärtet werden oder dient auch nur als Form für eine galvanoplastische Nachbildung, welche dann als Druckplatte benutzt wird; Stahl muß für die Bearbeitung erst erweicht und für den Druck dann wieder gehärtet werden; Zink steht in Bezug auf Härte zwischen beiden und läßt sich noch gut bearbeiten, kann auch den Druck einer ziemlichen Auflage aushalten; wegen seines billigen Preises wird es jetzt vielfach benutzt, vorzugsweise zu den chemischen Herstellungsverfahren.

Alle Druckplatten für die Buchdruckpresse müssen ferner genau rechtwinkelig geschnitten und genau so dick sein wie die Lettern hoch sind, das letztere erreicht man bei dünneren Metallplatten durch Aufnageln derselben auf Holz oder man legt sie beim Druck auf Hohlstege.

Vorstehende Eigenschaften müssen alle Platten haben, einerlei auf welcher Presse deren Druck erfolgen soll und in welcher Weise dieselben zu einer druckfähigen Platte hergestellt werden. Je nach der Art der Pressen, welche für den Druck in Anwendung kommen, ist die fernere Behandlung nun verschieden; die Buchdruckpresse druckt nur die Oberfläche ab, die Kupferdruckpresse nur die Vertiefungen, bei dieser muß das Bild in die Platte vertieft eingegraben, bei jener aber erhaben sein, resp. alles, was sich nicht abdrucken soll, weggenommen werden; in beiden Fällen muß die Zeichnung verkehrt sein, d. h. was im Druck rechts sein soll, muß auf der Platte links sein und umgekehrt.

Betrachten wir zunächst nun die Fertigstellung einer solchen Platte für die Kupferdruckpresse, also mit vertiefter Zeichnung. Verwandt werden fast ausschließlich Metallplatten, und wird die Zeichnung entweder mit der Hand hergestellt, oder eingeätzt, seltener wird mechanische Behandlung (wie Guillochiermaschine, Punzen ꝛc.) angewandt. Soll die Herstellung mit der Hand erfolgen, so wird die gut vorgerichtete Platte mit einem sog. Deckgrunde überzogen. Dieser Deckgrund soll einerseits die Oberfläche der Platte gegen leichte Verletzungen schützen, andererseits aber hauptsächlich das Zeichnen erleichtern, da dies auf

einer blank polierten Metallplatte sehr schwierig wäre, er muß so fest haften, daß er nicht während der Arbeit, oder gar von selber abblättert, sich aber nach Fertigstellung leicht gänzlich abwischen lassen; auf das Metall darf derselbe absolut nicht einwirken, er muß daher vor allem frei von ätzenden Säuren sein. Auf diesem Deckgrund wird die Zeichnung aufgetragen, entweder vom Künstler selber darauf entworfen, oder nach der Zeichnung des Künstlers von dem Kupferstecher darauf übertragen, selten wird hierfür die Hilfe der Photographie in Anspruch genommen. Ist die Zeichnung auf eine oder andere Art zur Zufriedenheit fertig, event. noch retouchiert, so beginnt die eigentliche Arbeit des Kupferstechers; derselbe bedient sich dazu verschiedener harter Werkzeuge, spitze oder am Ende breitgeschliffene Nadeln (Radiernadeln, Stichel) und graviert die Zeichnung in Form von Strichen oder Punkten durch den Deckgrund hindurch in die Metallplatte ein. Die Gravierung muß so tief sein, daß beim Druck die Druckfarbe in derselben sitzen bleibt, während dieselbe von der übrigen Platte abgewischt wird, sie darf aber auch nicht tiefer sein, als daß sich das Papier beim Druck noch hineinpressen läßt. Ist die Gravierung zu flach, so wird die Farbe beim Abwischen der Platte wieder herausgewischt, und wird eine solche Stelle nach dem Druck weiß erscheinen; dasselbe wird eintreten, wenn die Gravierung zu tief ist und das Papier sich nicht so weit hineinpressen läßt; das Papier selber muß weich (ungeleimt) und nicht zu dünn sein.

Der Kupferstecher hat es in seiner Hand, die Striche oder Punkte in welche er die Zeichnung auflösen muß, feiner oder breiter zu machen; für Partieen, welche im Druck sehr schwarz erscheinen sollen, wird er breitere Striche dicht neben einander gravieren, für die hellen, lichten Partieen dagegen feinere Striche weiter von einander entfernt, auch kann er die Linien sich kreuzen lassen und dadurch weitere Abstufungen hervorrufen; jede einzelne Linie muß scharf und glatt sein.

Die fertige Druckplatte wird entweder selber zum Druck benutzt oder sie wird abgeformt (galvanoplastisch, resp. auch durch Guß) und diese Abformung wird für den Druck benutzt und dadurch die Originalplatte vor Abnützung bewahrt.

Soll die Platte durch Ätzen hergestellt werden, so muß sie ebenfalls mit einem Deckgrunde überzogen sein, doch muß dieser Deckgrund fester haften und gegen die Einwirkung der Ätzsäure widerstandsfähig sein, damit er das von ihm bedeckte Metall gegen die Einwirkungen dieser schützen kann. Die Zeichnung kann auf diesem Deckgrunde entworfen oder mit der Hand darauf übertragen werden, dann wird an den gezeichneten Stellen der Deckgrund in Strichen oder Punkten bis

auf das Metall hin mittels Nadeln oder Stichel entfernt und darauf die Platte in die Ätzsäure gelegt oder damit übergossen. Diese Säure kann auf das Metall nur an den Stellen einwirken, wo der Deckgrund entfernt ist, sie löst hier das Metall auf und bildet dadurch Vertiefungen, welche genau der Zeichnung entsprechen. Da das Gravieren des Deckgrundes weit leichter ist als das Gravieren des Metalls, so ist eine geätzte Platte auch weit leichter, daher rascher und billiger herzustellen, wie eine gravierte, letztere wird aber stets schärfere, glattere Linien zeigen, weil die Ätzsäure nicht allein in die Tiefe wirkt, sondern in den einzelnen Linien auch nach den Seiten hin. Geätzte Linien werden daher stets breiter als die Zeichnung war, sie lassen sich daher nie so fein ausführen, wie die Gravierung, außerdem sind geätzte Linien in der ganzen Tiefe gleich breit, während gravierte unten spitz sind; man sucht dies bei den geätzten Platten auch zu erreichen, indem man die Ätzung in verschiedenen Stufen ausführt und zwischen jeder Stufe die Platte mit einem weiteren Deckgrunde überzieht, der stets ein wenig in die bereits geätzten Linien eindringt und sie dadurch verengert (die feinsten auch ganz ausfüllt) und dadurch die Wirkung der Ätzsäure nach den Seiten hin beschränkt.

Obgleich solche geätzte Platten nur das Gravieren in den weichen Ätzgrund erfordern, hat man doch dies noch für zu zeitraubend und kostspielig gefunden und verwendet mit Erfolg zum Übertragen der Zeichnung ꝛc. die Photographie, welche dabei fast alle Handarbeit erspart und daher noch weit schneller und billiger arbeitet. Vorbedingung für deren Benutzung ist, daß die zu reproduzierende Zeichnung in Strichen oder Punkten ausgeführt ist oder daß eine anders ausgeführte Zeichnung in Striche oder Punkte zerlegt werde. Die zu ätzende Metallplatte wird auch hier mit einem gegen Säure widerstandsfähigen Deckgrunde überzogen, doch muß derselbe gleichfalls gegen die Einwirkungen des Lichtes empfindlich sein. Die Übertragung der Zeichnung geschieht nun durch die Photographie, indem nach der Zeichnung ein photographisches Negativ hergestellt wird. Unter diesem Negativ wird die mit der entsprechenden Deckschichte überzogene Platte den Einwirkungen des Lichtes ausgesetzt und dadurch die Deckschichte an den vom Licht getroffenen Stellen gehärtet, so daß die andern Stellen sich auswaschen lassen; an den ausgewaschenen Stellen ist das Metall dadurch bloßgelegt und der Ätzsäure zugänglich; will man nicht einen lichtempfindlichen Deckgrund benutzen, so kann man ein präpariertes, sog. Transport- oder Übertragspapier anwenden. Dieses ist mit einer lichtempfindlichen Schichte überzogen, welche sich beim Belichten unter einem Negativ an den vom

Licht getroffenen Stellen härtet und hier Fett annimmt. Werden diese Stellen mit Fett bestrichen und dann das Papier auf die Metallplatte gepreßt, so drucken sich diese fetten Stellen auf der Platte ab und bilden einen Deckgrund, der das Metall gegen die Einwirkungen der Ätzsäure schützt.

Obgleich dies Verfahren etwas umständlicher ist als die Benutzung eines lichtempfindlichen Deckgrundes, wird es in der Praxis vielfach vorgezogen, weil die einzelnen Operationen leichter auszuführen und weil die Einwirkungen der benutzten Materialien sichtbarer sind, daher auch leichter zu kontrollieren, also, falls nicht gelungen, sofort durch Wiederholung ein besseres Resultat erzielt werden kann. Alle einzelnen Arbeiten müssen hierbei äußerst sorgfältig ausgeführt werden, da jede Ungenauigkeit das Resultat noch verschlechtert und an sich schon die Schärfe der Linien leidet, weil beim Belichten des Papiers unter dem Negativ das Licht ebenfalls nach den Seiten hinwirkt, dann das Überstreichen mit Fett sowohl als auch das Pressen des eingefetteten Papiers auf die Metallplatte ein Übertreten des Fettes über die Ränder der einzelnen Linien leicht veranlaßt und infolge dessen die Reinheit und Schärfe derselben leiden muß; diese kann auch dadurch leiden, daß das benutzte Papier sich durch Feuchtigkeit ausgedehnt hat.

Rekapitulieren wir die verschiedenen Verfahren, so haben wir:

1. Die Gravierung mit dem Grabstichel oder der Radiernadel; als Handarbeit zeitraubend und daher teuer, kann aber auch die allerfeinste Arbeit liefern.
2. Die Gravierung der Deckschichte mit Grabstichel oder Nadel und Ätzen des Metalls; ist infolge des weicheren Materials weit leichter auszuführen, Herstellung daher auch weniger zeitraubend und entsprechend billiger, aber nicht für besonders feine Arbeiten geeignet, wegen Einwirkung der Ätzsäure nach den Seiten hin, welche sich wohl beschränken, aber nicht ganz beseitigen läßt.
3. Übertragen der Zeichnung durch Photographie auf die mit lichtempfindlicher Deckschichte überzogene Metallplatte und Ätzen derselben; das schnellste und billigste Verfahren bei gut geeigneter Zeichnung. Die Linien werden aber noch weniger scharf wie beim Ätzen, da neben der Wirkung der Ätzsäure nach den Seiten hier auch noch die Wirkung des Lichtes nach den Seiten während der Belichtung unter dem Negativ ungünstig einwirkt.
4. Übertragen der Zeichnung durch Photographie und präpariertes Papier, und Ätzen der Platte; etwas umständlicher wie ad 3, dagegen die einzelnen Operationen leichter zu kontrollieren, event. zu wiederholen. Gefahren für die Schärfe der Linien wie bei 3.

Bei 1. und 2. ist das Resultat besonders abhängig von der Handfertigkeit des Graveurs, Kupferstechers, während die technische Ausführung der Zeichnung fast gar keinen Einfluß hat; bei 3. und 4. ist dagegen die technische Ausführung der Zeichnung von ganz entscheidendem Einfluß auf das Schlußresultat.

Bemerken wollen wir hier noch, daß nach dem Druck feinere Linien als 50 auf 1 cm oder 1000 Punkte auf 1 qcm sich kaum mehr mit bloßem Auge unterscheiden lassen, sondern anfangen in einander zu verschwimmen, und dürfte dies wohl als feinste Arbeit genügen. In der Regel werden ca. 30 Linien auf 1 cm oder 600 Punkte auf 1 qcm schon als feine Arbeit zu betrachten sein, besonders bei Benutzung der Photographie zum Übertragen.

Auf Druckplatten für die Buchdruckpresse muß die abzudruckende Zeichnung erhaben sein, da bei dieser Presse nur die Oberfläche mit Farbe versehen und auf das Papier abgedruckt wird; dies erreicht man dadurch, daß man auf der gut vorgerichteten Platte die Zeichnung stehen läßt, aber alles andere wegnimmt, entweder mit dem Stichel oder durch Ätzen. Für die Bearbeitung mit der Hand werden hauptsächlich Holzplatten, für das Ätzen Zinkplatten benutzt. Die Holzplatten werden mit einem Deckgrund überzogen, der das Zeichnen darauf erleichtert, die Zeichnung kann von dem Künstler direkt auf dem Holzstocke ausgeführt, oder auch von dem Holzschneider mit der Hand darauf übertragen werden, häufig benutzt man auch zum Übertragen die Photographie. Ist die Zeichnung fertig auf dem Holzstock, so beginnt die Handarbeit des Holzschneiders, er hat alles Holz an den nicht von der Zeichnung bedeckten Stellen wegzunehmen und die Zeichnung selber in Striche oder Punkte aufzulösen; dies letztere ist der schwierigste Teil seiner Aufgabe und deren gute Lösung bedingt den Wert derselben.

Metallplatten werden jetzt nur selten mit der Hand bearbeitet, sondern geätzt; die Verfahren sind die gleichen wie bei der Ätzung für die Kupferdruckplatten, nur daß bei Buchdruckplatten die Zeichnung gegen die Einwirkung der Säuren geschützt sein muß, während bei Kupferdruckplatten umgekehrt die Zeichnung gerade weggenommen wird; die Zeichnung kann auf dem schützenden Deckgrund ausgeführt und kann durch Photographie direkt oder mittels Transportpapier übertragen werden; außerdem kann die Übertragung noch durch Umdruck erfolgen, bei Zeichnungen welche mit autographischer Tinte oder Tusche, auf dafür präpariertes Papier ausgeführt sind. Diese letzteren, sowie die durch Photographie zu übertragenden Zeichnungen müssen aus Strichen oder Punkten bestehen und technisch sehr sauber und scharf

ausgeführt sein; die autotypischen Verfahren zum mechanischen Auflösen von Tonflächen (in Tuschzeichnungen, Aquarellen, photographischen Naturaufnahmen) sind nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen anwendbar.

Auf Druckplatten für die Buchdruckpresse müssen die im Druck weiß erscheinenden Linien ꝛc. so tief weggenommen sein, daß dieselben sich nicht beim Einschwärzen der Oberfläche mit Farbe ausfüllen können, aber auch nicht tiefer als daß die Druckfläche genügend fest bleibt, um den Druck auszuhalten. Während bei Druckplatten für die Kupferdruckpresse die Zeichnung vertieft, für die Buchdruckpresse dagegen erhaben sein muß, druckt die Steindruckpresse von ganz ebenen Druckplatten. (Vom Stein werden auch gravierte, also vertiefte, Zeichnungen gedruckt, bei diesen wirkt die Presse als Kupferdruckpresse und besteht der Unterschied nur im Material der Druckplatte.) Die Druckplatten für die Steindruckpresse bestehen aus den feinkörnigen Lithographiesteinen, aus Zink und aus Leim- (Gelatine-) Schichten auf Glas- oder Zink-Unterlage; für letztere ist die Presse etwas anders konstruiert, sog. Lichtdruckpressen. Die Druckfähigkeit beruht auf dem chemischen Gegensatz von Wasser und Fett; die mit Fett ausgeführte Zeichnung auf dem Stein oder der Zinkplatte, nimmt die ebenfalls fette Schwärze oder andere Farbe an, während die von der Zeichnung nicht bedeckten Stellen angefeuchtet werden und infolgedessen die Farbe nicht annehmen. Die Zeichnung kann direkt auf den Stein entworfen oder nach beliebiger Vorlage abgezeichnet werden, entweder mit der Feder oder mit fetter Kreide. Je feiner der Stein und je feiner das Zeicheninstrument, um so feiner kann die Zeichnung ausgeführt werden; die Zeichnung muß aus Strichen oder Punkten bestehen; letztere werden oft dadurch erreicht, daß man dem Stein ein gewisses Korn giebt und darauf mit Kreide die Zeichnung ausführt. Ebenso kann jede in Strichen oder Punkten ausgeführte Zeichnung durch Photographie direkt oder mit Transportpapier auf Stein- oder Zinkplatten übertragen werden. Mit autographischer Tinte ausgeführte Zeichnungen werden direkt auf den Stein gelegt und durch Pressen übertragen. Infolge der starken Pressung beim Druck dieser Platten quetschen sich die einzelnen Linien und verlieren mit der Höhe der Auflage an Schärfe, durch sorgfältiges Anfeuchten der Platten während des Drucks wird diese unangenehme Nebenwirkung wohl verzögert, aber nie ganz aufgehoben.

Die druckfähige Leimschichte auf Glas- oder Zinkunterlage kann nur durch Belichtung unter einem Negativ hergestellt werden; als Negativ läßt sich auch eine Glasplatte verwenden, auf welche die Zeichnung in

einen undurchsichtigen Deckgrund graviert ist. Durch die Belichtung unter dem Negativ härtet sich die Gelatineschichte an den vom Licht getroffenen Stellen, je nach der Quantität des Lichtes mehr oder weniger, sie verliert dadurch die Fähigkeit Wasser aufzunehmen, nimmt dagegen jetzt an diesen Stellen Fett, resp. fette Farbe an und giebt diese beim Druck an das aufgelegte Papier wieder ab.

Bei diesen Lichtdruckplatten ist es nicht notwendig, wie bei allen andern Druckplatten, die Tonflächen der Vorlage in Striche oder Punkte aufzulösen; das richtig hergestellte Negativ wird bei derartigen Tonflächen eine entsprechende Menge Licht durchlassen, welche wieder die Gelatineschicht entsprechend härtet und dadurch auch bewirkt, daß diese Stellen einen gewissen Teil Farbe annehmen, welche dann im Druck wieder als Tonfläche in gleicher Weise zum Ausdruck kommt. (Genau betrachtet besteht die Gelatinedruckfläche aus einer großen Menge feinster Punkte, welche aber so dicht aneinander liegen, daß das bloße Auge keine Zwischenräume mehr erkennt; diese Zwischenräume sind an den im Druck dunkelsten Stellen am kleinsten und werden nach den Abstufungen des Tones bis zu den hellsten Lichtern immer größer, und dadurch der Ton immer heller. Ist durch unrichtige Behandlung eine Druckplatte nicht mehr aus solchen feinsten Punkten gebildet, so wird der Abdruck glasig erscheinen.)

Lichtdruckplatten lassen sich nicht aufbewahren, doch lassen sich mit dem einmal hergestellten Negative zu beliebiger Zeit stets neue Platten ohne große Kosten herstellen.

Druckplatten für den Druck von Bildern in verschiedenen Farben lassen sich für jede Druckpresse in gleicher Weise herstellen, nur muß für jede Farbe eine eigene Platte hergestellt werden, welche nur den einen Teil des ganzen Bildes enthält, welches in dieser Farbe gedruckt werden soll, und müssen die verschiedenen Platten ganz genau zu einander passen; dies ist häufig sehr schwer zu erreichen; und wenn die Platten schließlich zusammenpassen, bringt der Druck wieder neue Schwierigkeiten, einerseits beim Anlegen des Papiers, anderseits dehnt sich das Papier beim Druck oft in nicht vorauszusehender Weise.

Die Buchdruckpresse liefert sog. harte Bilder besonders von Metallplatten, d. h. die einzelnen Linien sind alle haarscharf abgedruckt, wie sie auf der Platte enthalten sind; nur ganz feine Originalholzstöcke geben oft auch weichere Bilder infolge der Elastizität des Holzes, welches beim Druck eine Idee nachgiebt und dadurch die Linien um so viel breiter erscheinen läßt; auf hartem, trocknem Papier wird jeder Druck härter erscheinen als auf weicherem, oder angefeuchtetem Papier, weil letzteres

beim Druck nachgiebiger ist. Dies ist gleichfalls der Hauptgrund, daß die Kupferdruckpresse in der Regel weichere Drucke giebt als die Buchdruckpresse, wenn auch bei dieser Presse der starke Druck bald die ursprüngliche Schärfe der Zeichnung etwas mildert; eine tiefer gravierte Platte wird infolge des Hineinpressens des Papiers weichere Abdrücke liefern als die weniger tief gravierte Platte.

Die Druckplatten für die Buchdruck- und Kupferdruckpresse lassen sich abformen und dadurch in unbeschränkter Zahl vervielfältigen (die Platten für die Steindruckpresse lassen sich nicht abformen, diese können nur durch Überdruck vervielfältigt werden).

Dies Abformen geschieht entweder durch Guß oder durch galvanoplastische Niederschläge; in beiden Fällen werden die Platten zuerst in einem weichen, sich härtenden Materiale, abgeformt und dann diese Form mit Metall (Schriftmetall) ausgegossen oder darauf ein Kupferniederschlag gefällt; für besonders feine Arbeiten wird auch die Form schon galvanoplastisch hergestellt. Bei den gegossenen Abformungen (Stereotypen, Bleiklischees) verliert die Platte in der Regel an Feinheit und Schärfe, während die etwas teueren galvanoplastischen Abformungen viel genauer sind, sich oft kaum vom Original unterscheiden lassen.

Jede Druckplatte läßt sich durch Überdruck in eine Steindruckplatte verwandeln; zu diesem Zwecke wird ein Abdruck mit besonders fettreicher Farbe, Überdruck- oder Transportfarbe, gemacht und dieser Abdruck auf den Stein, resp. die Zinkplatte aufgepreßt; dieser Abdruck vertritt dabei die sonst mit Fett auszuführende Zeichnung.

In gleicher Weise kann ein solcher Abdruck auf einer Zinkplatte als Deckschichte beim Ätzen benutzt werden und dadurch eine geätzte Platte hergestellt werden.

Dieser Überdruck läßt sich nur anwenden, wenn die neue Druckplatte ganz genau in der Größe der vorhandenen, für eine andere Pressenart bestimmte, gebraucht wird; Vergrößerungen oder Verkleinerungen werden jetzt meistens mit Hilfe der Photographie ausgeführt.

Vergrößerungen verlieren oft an Schärfe, weil dabei die rauhe Oberfläche des Papiers nachteilig einwirkt; bei Verkleinerungen hat man zu beachten, daß dabei nicht die oben angegebenen Grenzen der sichtbaren Feinheiten überschritten werden.

Zum Schluß möchten wir nochmals hervorheben, daß die feinste Arbeit sich durchweg nur mit der Hand in hartem Material erreichen läßt, und bei Handarbeit die technische Ausführung der Vorlage am wenigsten Einfluß auf das schließliche Resultat hat, dagegen bei allen mechanischen Verfahren nur die technisch besten Vorlagen ein gutes

Resultat erwarten lassen, daß aber jede Zwischenstufe, selbst bei der sorgfältigsten Ausführung, einen Verlust an Schärfe und Feinheit herbeiführt; wenn nun diese natürlichen Einwirkungen der Übertragungen mit einer technisch mangelhaften Vorlage, d. h. mit einer für das benutzte Verfahren nicht geeigneten Vorlage zusammentreffen, so kann das Resultat nicht befriedigen; die Benutzung der mechanischen Verfahren setzt also unbedingt voraus, daß die Vorlage genau dem beabsichtigten Verfahren angepaßt sei.



Allerlei aus der Buchführung.

IV.

Der Artikel „Allerlei aus der Buchführung", S. 576, erfordert insoweit eine Berichtigung, als derselbe an Widersprüchen und falschen Folgerungen leidet. Denn einmal ist nach demselben ein Absatz-Konto „nicht unumgänglich notwendig" (S. 576), „noch in der beschriebenen Weise praktisch durchführbar" (S. 579), während auf der anderen Seite „ein Absatz-Konto sehr erwünscht sein und sich dessen Einrichtung empfehlen kann" (S. 576). Wenn ferner daselbst ohne jede zutreffende Begründung behauptet wird, die S. 358 ff. des I. Bandes angeführte Art und Weise der Aufnahme des Absatzes einer Verlagshandlung sei für „größere Verlagsgeschäfte" eine „schwierige Arbeit, die gar nicht zu bewältigen sein würde" (S. 576), so ist vor allem hier dem entgegenzuhalten, daß nicht nur gerade der Zeitersparnis und der Einfachheit halber diese Art der Ermittelung von wirklich abgesetzten und auch bezahlten Exemplaren eines Verlages von größeren Verlagsgeschäften eingeführt worden ist, sondern dies auch ferner aus dem Grunde geschah, weil das S. 577 ff. empfohlene System als veraltet ihren Zwecken nicht mehr genügte.

Daß „Absatzlisten" nicht nur „interessant", sondern auch unumgänglich notwendig sind, wird der Verfasser obigen Artikels sofort zugeben müssen, wenn er im praktischen Leben nicht nur mit dem Verlag von Anekdotensammlungen, Anthologieen, Kochbüchern, „Prozeß-Gräf" ꝛc. zu thun bekommt, sondern auch mit Gelehrten, bekannteren Romanschriftstellern ꝛc. in Geschäftsverbindung tritt. Wie oft kommt es nicht vor, daß von rein wissenschaftlichen Werken der Autor erst nach Deckung der Herstellungskosten einen Teil des Rein-Erlöses bezieht, oder nach Absatz von so und so viel hundert Exemplaren eines Romans der Schriftsteller ein Nachhonorar in beliebigster Höhe zu fordern berechtigt ist. Und so können die Abkommen zwischen Autor und Verleger die verschiedenartigsten mit Bezug auf den Absatz sein. In allen olchen Fällen ist aber eine genaue Kenntnis des Absatzes der einzelnen

Werke nicht nur „sehr erwünscht", sondern sogar unbedingt Erfordernis. Dies scheint auch der Herr Anonymus nach anfänglichem Sträuben einzusehen, denn er giebt später selbst eine Anleitung, den Absatz kennen zu lernen. Ist aber einmal über diesen Punkt Einverständnis vorhanden, so bleibt es nur dem „Geschmack" überlassen, wie man den Absatz zu finden sucht. Bekanntlich sind aber die „Geschmäcker" verschieden.

Nur darüber, „ob die Ausscheidung nach dem Auslieferungsbuch viel sicherer und weniger zeitraubend, als das Heraussuchen der einzelnen abgesetzten Bücher aus den Sort.-Konti" ist, mögen kurz folgende Bemerkungen gestattet sein.

Richtet sich die Honorarzahlung an den Autor nach der Anzahl der abgesetzten und bezahlten Exemplare, so wird dem Verleger gewiß daran gelegen sein, möglichst genau deren Höhe und die dafür vereinnahmten Beträge festzustellen. Dies ist aber nur möglich, wenn man die einzelnen Konti vor sich hat. Da treten Erscheinungen zu Tage, welche aus dem Auslieferungsbuch nicht erhellen. Hier sind Exemplare nicht angekommen — verschwunden, die also auf dem Konto gestrichen werden müssen; dort ist es notwendig, solche als Freiexemplare zu buchen; hier hat man von dem erhöhten Rabatt bei Barbezug nachträglich Gebrauch gemacht und in Rechnung empfangene Exemplare bar bezahlt, welche also einmal bei der Rechnungs- und später auch nochmals in der Bar-Auslieferung zur Aufnahme gelangen würden; an anderer Stelle hat eine Handlung falliert; nach dem Auslieferungsbuch hat diese gerade eine große Anzahl Werke erhalten, von denen der Verfasser $^5/_6$ des Nettopreises empfängt. Laut Auslieferungsbuch, sobald dieses als Grundlage bei Feststellung des Absatzes verwendet wird, hätte man über dieselben als ausgeliefert, resp. da weder remittiert noch disponiert, abzurechnen; dies kann aber wohl kaum einem Verleger zugemutet werden. Und so sind die Buchungen auf den Sortimenter-Konti so verschiedenartig, wie dieselben eben nur durch die Praxis geboten werden können.

Die weitere Hauptfrage „ob es weniger zeitraubend, wenn man die ganze Auslieferung ausscheidet und dann die Remittenden und Disponenden (natürlich auch wieder nach den einzelnen Artikeln getrennt) abzieht und so den Absatz findet, oder wenn man nur die abgesetzten Posten ausscheidet", dürfte doch unschwer zu gunsten des letzteren Falles zu entscheiden sein, da bekanntlich der Absatz im Verhältnis zu den hohen Summen und vielen Posten und Pöstchen, welche die Auslieferung nachweist, manchmal recht sehr, sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Damit ist aber ein weiteres, wesentliches Argument gegen die Band I, S. 358 ff. erwähnte Absatz-Aufnahme hinfällig geworden.

Auch mag nicht unerwähnt bleiben, daß es allein möglich ist, bei der Band I, S. 358 ff. empfohlenen Methode Additions- und sonstige Fehler auf den einzelnen Konti zu entdecken. Die Praxis hat gelehrt, daß sich der Sortimenter bei Addition seiner Remittenden- und Disponenden-Liste um M. 100.— zu seinen Ungunsten verrechnete und demgemäß zur Ostermesse auch M. 100.— an den Verleger zuviel zahlte; — der Verleger transportiert eine Seite falsch und giebt auf seinem Rechnungsauszug sein Guthaben um M. 10.— zu gering an; die Transport-Angabe wird dennoch vom Sortimenter als „konform" anerkannt und der Verleger empfängt zur Ostermesse M. 10.— zu wenig. — Natürlich tritt auch der umgekehrte Fall ein. — Auch werden auf den Remittenden- und Diponendenlisten falsche Preise ausgeworfen, die Endsummen derselben aber doch vom Verleger „in der Eile" als richtig auf dem Konto eingetragen. — Derartige Fehler und Versehen, deren Zusammensetzung und Ineinandergreifen zuweilen ganz erstaunliche Resultate zu tage fördert, müssen unbedingt gefunden werden, denn immer muß die Summe des Absatzes den Beträgen der Zahlung, eines etwaigen Saldorestes und sonstigen Gutschriften zusammen, konform gegenüberstehen. Liegt irgendwo ein Fehler, wenn auch nur von einigen Pfennigen, kann letzteres nicht der Fall sein. Diese Kontrolle nebenbei auszuüben, ist wohl denkbar, sobald zwei Personen (ansagen und nachschreiben) die Absatzaufnahme in die Hände nehmen. In diesem Falle wird dieselbe auch gar nicht so zeitraubend sein, als der „Absatzgegner" (jetzt noch?) anzunehmen und zu befürchten scheint.

Da das Band I, S. 353 ff. geschilderte System der doppelten Buchführung für den Verlagsbuchhandel keineswegs als mustergültig hingestellt worden ist, vielmehr nur Anregung zu weiteren „Versuchen" in dieser Hinsicht geben sollte, so ist durch die Ausführungen in dem eingangs erwähnten Artikel III., dem Bd. I. S. 363 ausgesprochenen Wunsche nur Genüge geschehen und gaben dieselben auch zu vorstehender „Berichtigung" Veranlassung.

Montag.



Besprechungen.

Gustav Moldenhauers Illustrierte Weihnachtliche Rundschau. — Weimar, Herm. Weißbach.

Die unter dem Titel „Weihnachtskataloge und kein Ende" in jüngster Zeit im „Börsenblatt" veröffentlichten Artikel, behandeln ein Thema, das für Sortimenter und Verleger von eminenter Wichtigkeit ist, die nur ein mehr als kurzsichtiger Geschäftsmann unterschätzen kann. Es dürfte deshalb für jeden Berufsgenossen eine interessante Aufgabe sein, die vorhandenen Kataloge mal unter einander zu vergleichen, um gegenüber dem Kampf der Verfechter ungleicher Prinzipien zu einem selbständigen Urteil zu kommen. Über den ziemlich naiven Vorschlag eines „Gesamt-Verleger-Kataloges", der als Heilmittel gegen das angebliche Unglück der „Katalog-Überschwemmung" angepriesen wird, kann man wohl gleich zur Tagesordnung übergehen, da es in der That schwer verständlich ist, wem ein solcher Monstre-Katalog Vorteile bringen soll. Ein nützlicher Katalog ist nur jener, den das Publikum wirklich benutzt, nach dem es seine Wahl trifft. Das allein ist doch der Zweck derartiger Werke und das allein nutzt dem Sortimenter und dem inserierenden Verleger! Der Riesen-Katalog könnte nun entweder einen kritischen Teil enthalten oder aber sich auf bloße Titel-Aufführungen beschränken. Thut er ersteres, so steht er sofort vor dem Dilemma, entweder in eine vollkommen kritiklose „Anerkennungsfabrik für Alles" auszuarten, oder aber, übt er Kritik, sofort einen sehr erheblichen Teil der Verleger aus seinem „Gesamtverbande" ausscheiden zu sehen; im ersteren Falle ist er wertlos, im zweiten bleibt er eben kein Gesamt-Katalog mehr. — Der Umfang bliebe aber auch dann noch von einer den handlichen und bequemen Gebrauch (und damit den Gebrauch überhaupt) illusorisch machenden Größe, wenn der Katalog sich auf bloße Titelverzeichnisse und Inserate beschränken wollte. Diese Eventualität einer bloßen Titelzusammenstellung führt uns zu der Frage: soll der Weihnachtskatalog einen kritischen Teil enthalten? Wir müssen das entschieden bejahen, denn der Katalog ist ja nicht nur für Litteraturkenner bestimmt, vielmehr soll er gerade jenen, die im Urwald unserer Bücherwelt nicht erprobte Pfadfinder sind, ein willkommener Leiter sein. Ein kritischer Teil erscheint uns daher als eine unerläßliche Vorbedingung eines brauchbaren Weihnachtskatalogs und halten wir alle jene Kataloge für unvollkommen, die eines kritischen Teiles entbehren. Abgesehen noch von den Katalogen mit konfessioneller Beschränkung, wie der in seinem kritischen Teile ganz vorzügliche „Weihnachts-Katalog f. d. kathol. Volk" (Goerlich, Br.), bleiben daher für uns nur zwei Kataloge übrig, der Seemannsche und der Moldenhauersche. Beide sind tüchtige und durchaus praktische Werke; beide daher für den Sortimenter wirklich brauchbare Kataloge. Sollten wir zwischen beiden wählen, so würden wir dem jüngeren, also dem Moldenhauerschen den Vorzug geben, der noch einige Punkte aufweist, die uns als Vorteile erscheinen. Zunächst ist der kritische Teil, der gleich demjenigen in Seemanns Katalog durchweg von berufener Hand stammt, umfassender, als der des älteren Kollegen. Sodann ist dieser Teil nicht durch die eingeschobenen Abschnitte des systematischen Verzeichnisses zerrissen, sondern diese beiden wesentlichen Teile bilden — sehr zum Nutzen der Übersichtlichkeit und leichteren Orientierung — bei Moldenhauer zwei getrennte und in sich abgeschlossene Kapitel. Endlich bringt Moldenhauer einen neuen Bestandteil: ein feuilletonistisches Kapitel, welche Bereicherung wir als eine wesentliche bezeichnen müssen, denn durch sie wird der

Katalog zugleich zum „Weihnachtsalmanach“, den das Publikum sorgsamer und länger bewahren dürfte, als einen Katalog ohne solchen Inhalt. Daß aber in letzterem Umstande ein sehr erheblicher Vorteil für den Sortimenter und den inserierenden Verleger liegt, ist selbstredend.

Wir halten aus diesen Gründen Moldenhauers Illustrierte Weihnachtliche Rundschau für das vorzüglichste Vertriebsmittel — allerdings mit der im deutschen Buchhandel leider unvermeidlichen reservatio mentalis: sofern sie von einem praktischen und rührigen Sortimenter vertrieben wird. Jene Kollegen, die höchstens beim abendlichen Bierskat zur Rührigkeit erwachen, sonst aber die Hände in den Schoß legen und dem lieben Herrgott die Laune verderben mit ihrem ewigen Gezeter über schlechte Weihnachtsgeschäfte — denen ist allerdings auch mit dem besten Festkataloge nicht zu helfen! W. Grimm.

Litterarischer Merkur. Mitteilungen aus dem geistigen Leben der Gegenwart und Nachrichten für Bücherfreunde über erschienene Neuigkeiten des In- und Auslandes. Berlin und Erfurt. Frz. Neugebauer. V. Jahrgang. M. 3.—

Der große Denker Ludwig Feuerbach behauptete einmal, die ganze Litteratur sei nur ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgesetzt würde; die Gedanken, die wir für unser unabhängiges Eigentum hielten und in selbständigen Büchern zu edieren uns einbildeten, seien nur Teile dieses großen Werkes, die sich bon gré mal gré auf die vorangegangenen bezögen. Die Nationallitteraturen sind, wie Feuerbach sagt, „gleich den Flüssen, welche zu Grenzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Kommunikation derselben unter einander befördern“. Auch die verschiedenen Litteraturen der Nationen unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein; sie sind die sichersten Zeugen der Geistesentwickelung, wie sie die Nationen in ihrer Gesamtheit mit all ihren Eigentümlichkeiten hervorbringt. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit der Mediziner, der Jurist, der Theologe ꝛc. als Deutscher und bei aller Facheifrigkeit als ein höhere Bildung beanspruchender Mensch verpflichtet ist, dieses Fortschreiten des Geistes zu beachten, aber die Thatsache steht fest, daß neben dem Schriftsteller besonders der Buchhändler die moralische Verpflichtung hat, den Entwickelungsgang der Litteratur seines Volkes zu verfolgen.

Von sämtlichen in Deutschland erscheinenden Litteraturzeitungen eignet sich wohl keine andere so vorzüglich zur Lektüre für den Buchhändler, wie der „Litterarische Merkur“. Neben dem niederen Preise sind besonders die strenge Objektivität und die knappe, doch prägnante Form der Essays und Bücherbesprechungen unverkennbare Vorzüge, die besonders diesem Litteraturblatt eigen sind. Um von dem reichen, mannigfachen Inhalt des „Merkur“ ein kleines Bild zu geben, möge hier den Abhandlungen des letzten komplett vorliegenden Jahrgangs einige Worte gewidmet werden.

Besonders zahlreich sind die Lebensschilderungen verschiedener Geistesheroen der Gegenwart vertreten, in welchen vorzugsweise die geistige Thätigkeit derselben hervorgehoben und gewürdigt wird. So sind den Männern wie Emil Rittershaus, Theodor Mommsen, Egbert Carlßen, Wilhelm Jordan, Fritz Mauthner, Adolf Friedrich von Schack u. a. umfangreiche Monographieen geweiht, durch die das deutsche Volk Kunde erhalten soll von dem Schaffen und Wirken, dem Dichten und Denken seiner Litteraturgrößen. Aber auch andere litterar-

historische Aufsätze und solche von allgemeinem Interesse bilden einen Teil des „Litterarischen Merkur". Litteraturpflege und Litteraturzirkel, Litterarische Satire sonst und jetzt, Über den Wert des Papierkorbes, Zur Naturgeschichte der Jubelfeste, Waschzettel, Publikum und Autor, Volksausgaben und Übersetzungssünden, so betiteln sich einige Aufsätze, die gewiß vieles für Buchhändler besonders Wissenswerte enthalten. Ebenso bieten die übrigen Artikel, wie: Schiller im Urteile der Romantiker, Ein Wort der Werbung für die Goethe-Gesellschaft, Otto Ruppius und die Volkslitteratur, Idealismus und Poesie, Zur Bibliographie der Zigeunerlitteratur, Namenstudien, Realismus und Poesie, sowie die Erinnerungsblätter an Christ. Friedr. Scherenberg, Jakob Grimm, Lessing und J. Grimm, Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim und Friedrich Hölderlin eine Menge beachtenswerter und lehrreicher Momente dar und können zum großen Teil als ganz bedeutende, interessante Beiträge zur Litteraturgeschichte des deutschen Volkes gelten. Was aber den „Litterarischen Merkur" hauptsächlich auch für Buchhändler wertvoll macht, das sind neben den gehaltvollen Leitartikeln besonders die sachgemäßen, gewissenhaften Besprechungen der neuesten Litteratur-Erscheinungen. Wie man von jedem Handel- oder Gewerbetreibenden erwarten muß, daß er seine Produkte kennt, so kann man auch von dem Buchhändler verlangen, daß er die Bücher kennt, und ein einigermaßen gültiges Urteil über dieselben abzugeben vermag. Die Litteratur ist ein so großes Gebiet, das sich mit jedem Tage erweitert, und ist es deshalb bei der immer mehr anschwellenden Büchermasse für jeden intelligenten Buchhändler eine unbedingte Notwendigkeit sich im Anschluß an das Studium der Litteraturgeschichte auch über die Erscheinungen der Gegenwart auf dem Laufenden zu erhalten. Es ist ein weites Feld des Wissens, aber ein schönes, ungemein anregendes, mit dem sich zu beschäftigen doch naturgemäß dem Buchhändler vor allen anderen obliegt. Nur wer sich wirklich mit Eifer der Beobachtung der modernen Geistesströmungen ergiebt, wird darin vollkommene Genugthuung finden, und sich mit der Zeit ein selbständiges gewichtiges Urteil bilden können. Schon in Christoph Lehmanns 1630 erschienenem Florilegium poeticum, schon in diesem Blumengarten alter deutscher Weisheit heißt es: „Können wir nicht alle dichten, wollen wir doch alle richten". Wem also daran gelegen ist, seine Urteilsfähigkeit auszubilden und sich fortlaufend von den neuesten Geistesprodukten Kenntnis zu verschaffen, dem sei der „Litterarische Merkur" hiermit angelegentlichst empfohlen. J. Braun.

Handbuch der Chemigraphie und Photochemigraphie. Von J. O. Mörch. 156 Seiten mit 16 Abbildungen und 8 Tafeln. Ed. Liesegangs Verlag in Düsseldorf. Geh. 4 M. ord.

Die früher erschienenen verschiedenen Lehrbücher der Zinkhochätzung sind bei den rastlosen Fortschritten, welche dieser Zweig des Kunstgewerbes macht, mehr oder weniger als veraltet anzusehen. Ein den neuesten Standpunkt dieser Verfahren vertretendes Buch war aber ein Bedürfnis für die betreffenden Fachkreise und deshalb wird das Mörchsche Werk wohl überall freundliche Aufnahme finden, umsomehr, als es seine Aufgabe, das Beste auszuwählen und klar und gründlich zu lehren, vollständig erfüllt. Viele Abbildungen, sowie 8 gut gedruckte Tafeln erleichtern das Verständnis des Textes ungemein. Auch im übrigen ist die Ausstattung des Buches eine recht gefällige.

Dasselbe möge dem Interesse unserer Kollegen aufs wärmste empfohlen sein.





